This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

SILAS WRIGH
BEQUE
UNIVERSITY OF
GENERAL

Hiſtoriſch-politiſche Blätter

für das

katholiſche Deutſchland.

Des Jahrgangs 1865

Erſter Band.

Hiſtoriſch-politiſche

Blätte

für das

katholiſche Deutſchla

redigirt

von

Edmund Jörg und Franz Bi

(Eigenthum der Familie Görres.)

Fünfundfünfzigſter Ban

München, 1865.

In Commiſſion der literariſch-artiſtiſchen A

D
1
.H6695
V.55

T24-10642

Inhaltsverzeichniß.

I. Rückſchau und Vorſchau zum neuen Jahr .

II. Der ireniſche Verſuch des Biſchofs von Paderbor

III. Beiträge zur neuern Geſchichte der Pyrenäiſch Halbinſel.

Erſter Beitrag.

Eſſay über die Regierungs-Periode und d Charakter Dom Miguels von Portugal

IV. Der neueſte Roman von Gräfin Hahn-Hahn.

Peregrin. Zwei Bände. Mainz 1864

V. Zur Erinnerung an Franz Streber . .

VI. Ueber Apologetik und Hettingers Apologie d Chriſtenthums . . . . .

IX. Lamartin

X. Chriſtliche
Kriege Gef

XI. Hr. Dr. Dr

XII. Ein Nachtr
Briefe

XIII. M. Kochs G

XIV. Zur Kritik vo
II. Schulze»

XV. Ein von König

XVI. Das päpſtliche
und die „moderne
(Zu den „Zeitl

XVII. Zur Geneſis der

T 24 10642

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

I. Rückschau und Vorschau zum neuen Jahr . . 1

II. Der irenische Versuch des Bischofs von Paderborn 25

III. Beiträge zur neuern Geschichte der Pyrenäischen Halbinsel.

Erster Beitrag.

Essay über die Regierungs-Periode und den Charakter Dom Miguels von Portugal . 33

IV. Der neueste Roman von Gräfin Hahn-Hahn.

Peregrin. Zwei Bände. Mainz 1864 . 80

V. Zur Erinnerung an Franz Streber . . . 85

VI. Ueber Apologetik und Hettingers Apologie des Christenthums 96

IX. Lamartine üb

X. Chriſtliches D
Kriege Gefallen

XI. Hr. Dr. Dreves

XII. Ein Nachtrag.
Briefe

XIII. M. Kochs Geſchi

XIV. Zur Kritik von L
II. Schulze-Del

XV. Ein von König Fri

XVI. Das päpſtliche Nun
und die „modernen
(Zu den „Zeitläuf

XVII. Zur Geneſis der erſt
I. Polen

Seite

117 XIX. Ambroſius Blarer, Reformator der Re
119 Eßlingen . . . . . .

XX. Zeitläufe.

132 Was mit Preußen und Schleswig
werden ſoll? . . . . .

141 Anhang . . . . . .

XXI. Die drei Grafen von Schmiſſing und das
147

XXII. Zur Geneſis der erſten Theilung Polens.
149 (Fortſetzung.) . . . . .

151 XXIII. Prinz Demetrius Gallitzin, Miſſionär in
ſylvanien.

157 Nach P. Heinrich Lemcke . .

XXIV. Briefe des alten Soldaten.

196 (Geſchrieben auf einer Reiſe in der Sch
in Oberitalien.)

208 XVIII. Die militäriſche Lage von Bene

XXV. Zeitläufe.

215 Acht Wochen nach der Encyclika u
„rothe Geſpenſt“ . . .

249

XXVI. Zur Geneſis der erſten Theilung Polens.

II. Polens Ohnmacht ſeit dem ruſſiſch-pr
254 Bündniß von 1764 bis zur Confö
von Bar 1768 . . .

274 XXVII. Das Antichriſtenthum unſerer Tage und di
liche Apologetik.

286 I. Renan und ſeine Zeit . . . .

XXIX. Zeitläufe über
I. Die Umwä
und ihre R

XXX. Beleuchtung eine
über ein katholi

XXXI. Zur Geneſis der
(Fortſetzung) .

XXXII. Das Antichriſtenth
liche Apologetik.
II. Die beiden
III. Das Zeugni

XXXIII. Briefe des alten
XXI. Der deutſ
Figuration

XXXIV. Zeitläufe über Nor
II. Die Geſchich
der Unterſchie

Seite

zum Abschluß des Theilungsvertrags zwischen Rußland und Preußen 1772 . . . 605

XXXVI Historische Novitäten.

I. Acta Maguntina seculi XII. Urkunden zur Geschichte des Erzbisthums Mainz im 12. Jahrhundert. Herausgegeben von Dr. Karl Friedrich Stumpf 635

II. Breve Chronicon monasterii beatae virginis Lambacensis ordinis sancti Benedicti. 1865 640

XXXVII Briefe des alten Soldaten.

XXII. Die Möglichkeiten eines italienischen Angriffs oder der Umgehung im Süden oder Norden 648

XXXVIII. Pius IX. und Polen 661

XXXIX. Die neueren Jesuiten.

Sendschreiben des Herrn P. Roh . . . 679

XL. Zur Genesis der ersten Theilung Polens.

III. Polens unglückliche nationale Erhebung seit der Conföderation von Bar 1768 bis zum Abschluß des Theilungsvertrags zwischen Rußland und Preußen 1772. (Schluß) . 689

XLI. Von Rousseau bis zum neuen badischen Schulgesetz.

I. Bis Rousseau 724

II. Bis Pestalozzi 742

XLII. Wilhelm v. Chezy's Erinnerungen . . . 762

III. Die
seit
XLV. Zeitläufe.
Die europ
Centrum
XLVI. Aus meinem
I. Ein Opf
XLVII. Von Rouſſeau
IV. Die ant
seit 1848
XLVIII. Briefe des alten
XXIII. Die H
nago,
ſtrengo
XXIV. Zuſam
Verthei
XLIX. Napoleon III. und

Seite

LI. Napoleon III. und Cäsar.
II. Das erste Buch . . . . .
781

LII. Aphorismen über die social-politische Beweg
(Zu den Zeitläufen.)
I. Die Trennung des „vierten Standes“
811 der Bourgeoisie und ihrem Liberalism

LIII. Die Frage des Schulzwangs in Frankreich.
(Aus Berlin eingesendet) . . .
834

LIV. Ein Beitrag zur bayerischen Schulfrage.
(Aus dem Algäu eingesendet) . .
853

869

894

912

926

933

949

956

I.

Rückſchau und Vorſchau zum neuen Jahr.

Wir haben vor zwölf Monaten das kommende Jahr als ein großes begrüßt und es war ſo. Aber nicht poſitiv ſondern negativ groß war das vergangene Jahr. Der Reſt unſerer alten Welt iſt da vollends eingeſtürzt, aber nichts Neues iſt an die Stelle getreten. Die Furie des allgemeinen Kriegs iſt nicht losgebrochen, wie zu befürchten war, ſondern ein ſchlimmerer Kampf hat ſeine Wirkungen geäußert. Ein ehrlicher Krieg mit den Waffen hätte einen loyalen Friedensſchluß und eine neue Ordnung der Dinge auf den alten Fundamenten herbeiführen können; der unterirdiſche Intriken-Krieg hat nur den politiſchen Zuſtand allgemeiner Auflöſung vervollſtändigt. Alles iſt jetzt proviſoriſch, was immer wir um uns her erblicken; aber eben deßhalb kann dieſer Zuſtand nicht mehr zu lange dauern. Negativ hat das vergangene Jahr in der Abräumung der letzten Ueberbleibſel von der alten Welt die neue empfangen, vielleicht wird ſchon das kommende Jahr ihre poſitive Geburt durch die erſten Wehen einleiten.

Ueber das Was und Wie iſt kaum mehr eine Vorausſage erlaubt und möglich, es ſei denn bei unſern Partei-

Menschen die eben meinen, daß Alles nach ihrem Kopfe gehen müsse. Klar ist nur soviel: je gründlicher und ausnahmsloser sich von Jahr zu Jahr der Verfall der alten Ordnung hinschleppt, desto gewaltiger wird die Veränderung auftreten. Aber ich möchte nichteinmal mehr mit Bestimmtheit behaupten, daß sie einen allgemeinen Krieg oder auch nur eine Reihe großer Schlachten kosten werde. Das kann die junge Republik in Nordamerika noch leisten, wir nicht mehr. Gerade seit den Ereignissen des vergangenen Jahres kann Niemand mehr zweifeln, daß die Abstumpfung Europa's in Genuß und Entbehrung, in Gold und Schulden den höchsten Grad erreicht hat. Der politische Zustand der allgemeinen Auflösung, in der wir leben, ist in seinem letzten Grunde *socialer* Natur. Daraus ergibt sich auch mit Sicherheit der Schluß, daß die große Veränderung nicht bloß die internationalen Verhältnisse der Völker, auch nicht bloß das innere Staatensystem berühren, sondern daß sie die Tiefe des socialen Verbandes, die Gesellschaft selber bewegen wird. Also eine andere Weltordnung auf neuen Fundamenten, mit Einem Wort eine neue Societät.

Ein merkwürdiger Beweis dafür, daß die politische Berechnung nicht mehr von dem socialen Untergrund abstrahiren darf, scheint uns in dem ersten der *drei* großen Resultate zu liegen, welche das vergangene Jahr uns gebracht hat. Wir zählen folgende Thatsachen zu den gedachten drei Resultaten. Erstens: das europäische Staatensystem existirt nicht mehr. Zweitens: die Hoffnung daß Gesammtdeutschland als europäische Balance sich in die Bresche werfen werde, ist so gut wie verschwunden. Das schöne Wort des alten Gentz: Europa sei durch Deutschland gefallen, durch Deutschland müsse es wieder auferstehen, bleibt abermals auf unabsehbare Frist nur in seinem ersten Theile wahr. Drittens: auch der Statusquo des deutschen Bundes ist nicht mehr haltbar, es muß so oder so anders werden.

Diese drei Resultate stehen unter sich in engster Wechsel-

Beziehung und sie ergeben in ihrem Ensemble ein so grelles Bild, daß dasselbe allen Deutschen geläufig seyn müßte, wenn nicht leider die große Mehrheit der Nation vom Parteigeist verblendet wäre, so daß sie nichts mehr glaubt als was sie wünscht. Ihr sprecht von einem „Räthsel der österreichischen Politik"; wohlan, da schaut hin und ihr findet die einfache Lösung!

Den weitesten Gesichtskreis aber eröffnet die erste der gedachten Thatsachen: der gänzliche Untergang des europäischen Staatensystems durch die Schuld — Englands. Hier zeigt sich nur allzu klar, daß nicht bloß die Pläne des Imperators oder die Grillen anderer Staatsmänner, sondern daß die socialen Zustände selber mit der fünfzigjährigen Ordnung Europa's unverträglich geworden und in Kampf gerathen sind, woraus sich unmittelbar ergibt, daß die künftige Neuordnung des Welttheils tiefgreifende sociale Aenderungen voraussetzt.

Das folgenreichste Ereigniß des vergangenen Jahres ist nicht der dänische Krieg oder der Wiener Frieden an und für sich, sondern die Rückwirkung auf das europäische Staatensystem, welche sich concret darstellt in der völkerrechtlichen Selbstabdankung Englands. Der berufene Balancirer des europäischen Gleichgewichts hat sich freiwillig den Tod gegeben. Der verzweifelte Entschluß kam nicht ganz unerwartet. England hat keinen Finger gerührt, um die gewaltige Umwälzung in Amerika zur Sicherung seiner Zukunft auf dem westlichen Continent zu benützen; es hat für die Sache Polens, so populär sie auch in den drei Königreichen ist oder war, nur grobe Noten abgefeuert mit angehängter Erklärung, daß es mit der Flinte nicht ebenso thun werde; da trat die dänische Krise ein und mit ihr die letzte Probe, ob England noch fähig sei in den Welthändeln Europa's eine thätliche Entscheidung zu geben. Anfangs schien es, als ob die Nation wenigstens auf diesem Punkt nicht brechen wolle mit ihrer politischen Tradition; über einmal aber besannen sich die

[illegible] Kriege großer Schlachten kos
die junge Republik in Nordamerika
mehr. Gerade ſeit den Ereigniſſen de
kann Niemand mehr zweifeln, daß die
in Genuß und Entbehrung, in Goll
höchſten Grad erreicht hat. Der politiſc
meinen Auflöſung, in der wir leben,
Grunde *ſocialer* Natur. Daraus ergibt
heit der Schluß, daß die große Veränd
internationalen Verhältniſſe der Völker,
innere Staatenſyſtem berühren, ſondern da
ſocialen Verbandes, die Geſellſchaft ſelb
Alſo eine andere Weltordnung auf neuen
Einem Wort eine neue Societät.

Ein merkwürdiger Beweis dafür, daß
rechnung nicht mehr von dem ſocialen Unte
darf, ſcheint uns in dem erſten der *drei*
zu liegen, welche das vergangene Jahr
Wir zählen folgende Thatſachen zu den ge
ſultaten. Erſtens: das europäiſche Staatenſy
mehr. Zweitens: die Hoffnung daß Geſamt
europäiſche [illegible]

Beziehung und ſie ergeben in ihrem Enſemble ein ſo grelles Bild, daß daſſelbe allen Deutſchen geläufig ſeyn müßte, wenn nicht leider die große Mehrheit der Nation vom Parteigeiſt verblendet wäre, ſo daß ſie nichts mehr glaubt als was ſie wünſcht. Ihr ſprecht von einem „Räthſel der öſterreichiſchen Politik"; wohlan, da ſchaut hin und ihr findet die einfache Löſung!

Den weiteſten Geſichtskreis aber eröffnet die erſte der gedachten Thatſachen: der gänzliche Untergang des europäiſchen Staatenſyſtems durch die Schuld — Englands. Hier zeigt ſich nur allzu klar, daß nicht bloß die Pläne des Imperators oder die Grillen anderer Staatsmänner, ſondern daß die ſocialen Zuſtände ſelber mit der fünfzigjährigen Ordnung Europa's unverträglich geworden und in Kampf gerathen ſind, woraus ſich unmittelbar ergibt, daß die künftige Neuordnung des Welttheils tiefgreifende ſociale Aenderungen vorausſetzt.

Das folgenreichſte Ereigniß des vergangenen Jahres iſt nicht der däniſche Krieg oder der Wiener Frieden an und für ſich, ſondern die Rückwirkung auf das europäiſche Staatenſyſtem, welche ſich concret darſtellt in der völkerrechtlichen Selbſtabdankung Englands. Der berufene Balancirer des europäiſchen Gleichgewichts hat ſich freiwillig den Tod gegeben. Der verzweifelte Entſchluß kam nicht ganz unerwartet. England hat keinen Finger gerührt, um die gewaltige Umwälzung in Amerika zur Sicherung ſeiner Zukunft auf dem weſtlichen Continent zu benützen; es hat für die Sache Polens, ſo populär ſie auch in den drei Königreichen iſt oder war, nur grobe Noten abgefeuert mit angehängter Erklärung, daß es mit der Flinte nicht ebenſo thun werde; da trat die däniſche Kriſe ein und mit ihr die letzte Probe, ob England noch fähig ſei in den Welthändeln Europa's eine thätliche Entſcheidung zu geben. Anfangs ſchien es, als ob die Nation wenigſtens auf dieſem Punkt nicht brechen wolle mit ihrer politiſchen Tradition; über einmal aber beſannen ſich die

[illegible] im Stiche gela
aber traten bald mit einer
auf. Der Verzicht Englan
ſei ein förmliches Syſtem
Politik laute von nun an:
ſchen Societät Ihrer brittiſc
die Erhaltung des europä
thätig einzugreifen; Englan
digen, wenn es ſelber angegr

Es gibt keinen beſſern
Abſage Englands, um zu erk
Europa's in der kurzen Friſt
iſt. Als England damals di
Allianz mit dem Imperator al
noch ziemlich entfernten Bedro
gegen Rußland Krieg zu führe
Nation über Cobden und ſeine
einig darüber, daß die Lehre
England nur die Quellen ſeine
Fabrikation zu ſchützen und um
tinents ſich nicht zu kümmern ha
Ding ſei [illegible]

Staatsmann der Nation öffentlich behauptet, daß auch der Untergang der Türkei für England keinen Beweggrund abgeben könnte, aus seiner Inaktivität herauszutreten.

Der Imperator hat wie mit allen „modernen Ideen", so auch mit der von der Nichtintervention sein schnödes Spiel getrieben. Aber seine gewaltsamste Willkür hat dem europäischen Staatensystem noch nicht die absolut tödtliche Wunde geschlagen; dieß hat erst die Erklärung Englands gethan, daß es ihm mit der Nichtintervention baarer Ernst sei. Daß selbst England keinen Finger für das Vertragsrecht Dänemarks rührte, das war die Vollendung des Werkes von Solferino. Kein Recht ohne Richter und Vollzieher; es gibt also kein europäisches Recht und keinen geltenden Vertrag mehr, weil kein mächtiger Collektiv-Wille mehr über der Handhabung wacht. Wie wir soeben noch im dänischen Streit erfuhren, sieht der moderne Liberalismus in diesem Zustand ein Ideal der Freiheit; dann ist aber auch das Faustrecht überhaupt ein Ideal. Unsere Liberalen machen der preußischen Politik unaufhörlich den Vorwurf, daß ihr Macht vor Recht gehe; aber welche Befugniß haben sie dazu? Wenn das Aufhören des europäischen Staatensystems ein Glück ist, dann war es auch unschwer vorauszusehen, daß die neue Freiheit dem preußischen Staat zuerst zu Gute kommen würde, nachdem derselbe nuneinmal von Natur aus und durch die hervorragendsten Traditionen seiner Geschichte darauf angewiesen ist, aus faustrechtlichen Zuständen den Hauptgewinn zu ziehen.

Im Grunde hat nicht England als solches, sondern der moderne Liberalismus durch die von ihm beherrschte englische Regierung das große Ereigniß des verflossenen Jahres hervorgebracht: das Aufhören des europäischen Staatensystems als einer geordneten Gemeinsamkeit der civilisirten alten Welt. Sieht man genauer zu, so wird man bald bemerken, daß der moderne Liberalismus überhaupt auf keinem Gebiete etwas Anderes schaffen kann als die geistige Rückkehr zur Barbarei des Faustrechts. Es ist nicht zu viel gesagt, daß die be-

zum Geſetz macht,
derniſirtes Fauſtrecht? Und vollends
die ſogenannte „freie Concurrenz“!
ſie beſagt, und iſt ſie nicht allenthal
Raubritterthum des übermächtigen C

Man kann ſomit ſagen: durch
dankung Englands im vergangenen J
Liberalismus ſeinen Lauf zur Alleinh
hat, im Unterſchiede von der alten p
als wirthſchaftlich-ſociale Richtung ſeine
Die Macht des Capitals von allen
zu befreien, das war der urſprüngliche
ſich aber mit Nothwendigkeit die Idee de
ergeben, welcher in Wirklichkeit nichts
Standesherrſchaft des capitalmächtigen
genannten Bourgeoiſie. In ihrem D
Fibern unſerer liberalen Staaten ausſchl
dienen. Aber auch das Zuſammenlebe
von dem neuen Syſtem im vorgeſchrit
löſend beeinflußt werden; ſchon vor ein
liberales Blatt offen geſagt: der kräftig
ſchen Revolution ſei

länger ertragen, und es dankte ab von ſeiner völkerrechtlichen Charge.

Der moderne Liberalismus hat nun die Sonnenhöhe ſeiner Macht erreicht, er beherrſcht zur Zeit wirklich die Welt: das iſt die eigentliche Signatur des Moments, in dem wir ſtehen. Er iſt die Seele der jüngſten Geſchichte geweſen und ſelbſt die Politik des Imperators iſt ihm nicht über- ſondern untergeordnet. Aber ſogleich muß man noch ein anderes Merkmal hinzufügen. In dem Augenblicke wo die neue Richtung ſich auf dem Weltthron niederſetzt, verbreitet ſich ein unbehagliches Gefühl bei ihr ſelbſt und bei Anderen. Denn die allgemeine Auflöſung eines neuen Fauſtrechts kann ja doch nicht der normale Zuſtand der Menſchheit ſeyn, und dieſe ſieht ſich inſtinktiv nach neuer Gemeinſamkeit um.

Aber wie dazu kommen, das weiß Gott allein. Jeden- falls nicht durch die herrſchende Lehre des öconomiſchen Liberalismus, die ſich auch vorzugsweiſe als eine „Wiſſen- ſchaft" betitelt. Denn dieſe Lehre iſt der flagranteſte Abfall von dem Urquell aller menſchlichen Gemeinſchaft, von dem lebendigen geoffenbarten Gott überhaupt und von dem chriſt- lichen Gebot der Nächſtenliebe insbeſondere. Freilich mögen die Männer dieſer Richtung, durch die dem Liberalismus eigenthümliche Trennung von Leib und Seele, über die Reli- gioſität ihrer Lehre ſich beruhigen, aber die entſprechende Wir- kung iſt nichtsdeſtoweniger eingetreten. Wie im vorigen Jahr- hundert der Geiſt des engliſchen Deismus auf dem Continent gewüthet und die furchtbaren Erſchütterungen ſeit 1790 vor- bereitet hat, ſo hat der Materialismus der liberalen Oecono- miſten Englands endlich zu der gegenwärtigen Auflöſung aller europäiſchen Verhältniſſe geführt. Und wie vor fünfzig Jahren nur die Rückkehr zum geoffenbarten Gott die Er- hebung aus der Barbarei eines neuen Fauſtrechts ermöglicht hat; ſo wird auch jetzt auf keinem andern Wege die neue Weltordnung entſtehen, deren Dimenſionen ohnehin nach der Höhe, Tiefe und Breite viel größer ſeyn müßten als damals.

Standes. Langsam hat sich die letztere
breitet, und erst seit einem Decennium
Deutschland von einem herrschenden
nannten Bourgeoisie sprechen. Eine
aber unmöglich das Endziel der Geschich
dann wenn dieselbe keinen andern Zw
stellen Erfolg und Gewinn. In der
allenthalben die Rathen des dritten St
dessen Rechte fordern. Daß uns eine We
Standes wirklich bevorsteht, ist mehr als
es wird über das Schicksal der Welt en
Uebergang stattfindet, ob mit Gott oder

So weittragende Gedanken erweckt
die Lage Europas, und es wird manchm
der sich nicht auf ordinäre Kaffehaus-Politi
immer schwerer, das Amt eines politische
zu versehen. In einem einzigen Artikel üb
Gesichtspunkte sich erschöpfend auszusprech
Aber sie haben unsere

dem Ruin des europäiſchen Staatenſyſtems zu theuer bezahlt ſei, daß er auch ſonſt das wahre Wohl des Geſammtvaterlandes nicht fördern werde. Es iſt nun doch, durch eine verhängnißvolle Fügung der Umſtände, geſchehen was wenigſtens Oeſterreich nicht geſchehen laſſen wollte; und es fragt ſich jetzt, ob unſere Beſorgniſſe vor dem Rückſchlag eingetroffen ſind oder nicht. Indem wir dieſe Frage näher zu beantworten ſuchen, ſprechen wir von dem zweiten und dritten der großen Reſultate, welche das verfloſſene Jahr im Zuſammenhang mit dem Untergang des europäiſchen Staatenſyſtems uns hervorgebracht zu haben ſcheint.

Es iſt bemerkenswerth, daß Preußen in den letzten Jahren nie eine beſondere Beunruhigung über die Lage Europas verrathen hat, während Oeſterreich bei jeder Gelegenheit ſeine trüben Ahnungen conſtatirte. Wir erinnern an das Programm der Frankfurter Fürſtenconferenz: „Der Statusquo der deutſchen Bundesverhältniſſe iſt ſchlechthin chaotiſch; der Boden des Bundes ſchwankt unter den Füßen deſſen, der ſich auf ihn ſtellt.“ So gehe man dem nächſten europäiſchen Sturm entgegen. In den meiſten kleineren Staaten Deutſchlands ſchien man dieſelben Beſorgniſſe zu theilen. Ueberall lag dem gewaltigen Drang nach einer deutſchen Einigung, bei allen Parteien ohne Ausnahme, das mehr oder weniger beſtimmte Vorgefühl zu Grunde, daß die europäiſche Ordnung einer raſchen Auflöſung nahe ſei, und daß nur das compakte Zuſammenſtehen aller deutſchen Kräfte einen Damm bilden könne gegen die politiſche Springfluth der nächſten Zukunft. Wie bald hat ſich die Vorahnung erfüllt!

Wir unſererſeits bezweifelten nur das Eine, ob nämlich der moderne Liberalismus, der ja ſelbſt die Schuld der allgemeinen Auflöſung in Europa trägt, in Deutſchland die rettende Medicin gegen ſein eigenes Werk werde bereiten können. Wir wußten ſo wenig als ein Anderer, daß der Tod des däniſchen Königs und alſo die ſchwere Probe ſo nahe gerückt ſei. Aber kaum war es geſchehen, ſo erhob ſich ein unglaubliches Schau-

Sofort ist denn ge
schehen mußte.

Oesterreich hat
erkannten Unglück
hat es den allgemei
des europäischen Staa
Intriken durchkreuzt
nicht mehr zu verhind
von gesunder Vernun
Babel der Tagespolitik
Tragweite die Haltu
erhielt. Fürst Mettern
auf Alles gefaßt, nur
Im gleichen Sinne kon
„Ich war auf Alles
burgisches Oesterreich.“

Gemeinsam mit En
europäischen und des d
darauf beruhte eigentlich
der zwei Mächte. Von
auf seine eigensten Angel

Frankreichs in Rom. Oesterreich räth dem Papst, vielleicht nicht wörtlich aber thatsächlich, sich dem Imperator vertrauensvoll hinzugeben. Darin liegt eine so gründliche Rückwärts-Bewegung des Kaiserstaats, daß wir uns gar nicht wundern würden, wenn morgen der gute Rath von Wien nach München gelangte: wir möchten uns vertrauensvoll hingeben an Hrn. von Bismark!

Die Sache ist eben einfach die, daß die enge Verbindung mit Deutschland so lange einen großen Werth für Oesterreich hatte, als demselben, im sympathischen Connex mit England, die Mission einer Schutzmacht für das europäische Staatensystem oblag. Hört aber diese Mission auf, so fallen natürlich die inhärirenden Bedingungen mit; und ist es einmal die oberste Aufgabe des Kaiserstaats, aus seinen finanziellen Verlegenheiten sich zu erheben und mittelst eines Reichsparlaments seine polyglotten Völker zu materieller Wohlfahrt zu vereinigen — nun dann macht er sich wahrlich lieber heute als morgen los von uns. Von dem deutschen Charakter Oesterreichs könnten wir dann höchstens noch so viel verlangen, daß es sich nicht selber so vertrauensvoll dem Imperator hingebe, als es dem heiligen Vater jetzt zu thun räth. Nun wollen wir zwar nicht behaupten, daß die Dinge schon so weit gediehen sind; das aber steht fest: die Hoffnung eine gesammtdeutsche Einigung der europäischen Auflösung als Damm entgegenzustellen, ist so gut wie verloren. Und dieß ist das zweite große Resultat des vergangenen Jahres.

Bei uns trägt man sich in dieser Beziehung noch immer mit unglaublich hartnäckigen Illusionen. Man will durchaus nicht begreifen, daß die deutsche Stellung Oesterreichs ihren Hauptwerth durch das europäische Staatensystem besaß; den Kaiserstaat in dieser Stellung zu erhalten, hätten wir mit dem letzten Mann und dem letzten Gulden beflissen seyn sollen um unser selbst willen. Nachdem wir aber das Gegentheil davon gethan, sieht es doch sonderbar aus, dem tief erschütterten Staatscredit Oesterreichs Ritterdienste zuzumuthen, die das

...p, wenn man bedenkt, daß die P
Debatte über Galizien ſich nachrühmen
auszugehen: „lieber gar kein Oeſterreic
tionelles“, und daß ſie in der Adreßdeb
dem Princip ausgegangen iſt: „lieber ga
ein nicht deutſch-liberales!“ Gewiß ſehr ſ
den Geſchmack des herrſchenden Parteigei
eignet für die Staatsraiſon einer öſtliche
dieß auch nicht ſehr bedenklich, da im Ka
Leute wohnen, welche von dem Schnecken
cismus eine ganz andere Meinung haben.

Es iſt ſicher der Anregung durch den n
Luftzug zuzuſchreiben, daß bei der jüngſten
Wiener Reichsrath das Häuflein der ſlavi
zum erſtenmale eine unumwundene Meinun
Stellung Oeſterreichs zum deutſchen Bunde.
Blätter gingen halb ſchweigend über die
Drei Slaven traten auf, Sabil, Toman,
drei erklärten gegen die ſogenannte Bundes
Liberalen: die Rettung Oeſterreichs bedin
Rückzug vom deutſchen Bund. Das berü
Letzteren: „kein [illegible]

rescirt, denn diese könnten keinen Schutz gewähren, sondern seien desselben selbst bedürftig." Sogar ein deutscher Abgeordneter, Kromer, schloß sich diesem Standpunkte an. Er bezeugt: „Der Ausspruch: kein Oesterreich ohne Deutschland habe keinen Anklang im Volk gefunden; die Slaven und Magyaren seien voll Zuversicht, daß wenn Oesterreich nur wolle, es sich selbst erhalten könne und der Krücke Deutschlands nicht bedürfe." Ja, dieselbe sei sogar positiv schädlich.

Wahrlich, die Frage wäre an der Zeit: wenn in dieser Versammlung, wo eine deutsche Mehrheit unbedingt herrscht und die ganze östliche Hälfte des Reichs noch unvertreten ist, schon solche Reden fallen, was wird erst dann geschehen, wenn einmal die Magyaren und Slaven im Reichsrath die Oberhand haben? Dazu kommt noch der schlimmste Umstand, daß die thatsächlichen Verhältnisse des Reichs nicht unsern Nationalen, sondern den Andern Recht geben. Augenscheinlich stehen nicht die Anforderungen, welche Giskra, Mühlfeld und Genossen, sondern die, welche die drei Slaven an die auswärtige Politik Oesterreichs stellten, im Einklang mit dem übrigen Inhalt der Adresse. In der That wußte ihnen auch Giskra als Referent nicht anders zu begegnen als mit dem komischen „Bedauern", daß „in die politische Seite der Frage die nationale hineingetragen werde." Als ob nur die Deutschen in Oesterreich ein Recht hätten ihre „nationale Seite" in politische Fragen hineinzutragen!

Thatsächlich hat indeß die Veränderung der Bundeszustände bereits angefangen, da Oesterreich die Bekriegung des preußischen Einflusses aufgibt und in der Abwiegelung seiner bisherigen Bundespolitik begriffen ist. Ob es uns nun lieb sei oder leid, es ist dieß das dritte große Resultat des vergangenen Jahres. Bismark mit seiner Note vom 24. Jan. 1863 hat gesiegt. Vergleiche man nur einmal! „Ich habe," sagt dort der preußische Minister, „den Grafen Karolyi daran erinnert, daß in den Jahrzehnten, die den Ereignissen von 1848 vorangingen, ein stillschweigendes Abkommen zwischen

... wissen, so würde . . ein Bünd
Gegner Oesterreichs ebensowenig ausg
entgegengesetzten Falle eine treue und
deutschen Großmächte gegen gemeinscha

Sieht man näher zu, so hat Hr. vo
mehr erreicht, als er hier verlangen ko
1848 bestand die Einigung der zwei
mäßigen Achtung und Hut des europäi
Eine solche Einigung kann jetzt nicht wi
System selber existirt nicht mehr. Nach d
man in Wien die deutsche Reformpolitik au
Anhalt zu finden in den bereits tief er
Europas. Nur insoferne ist es wahr, we
Note sagt: die vermeintliche Tradition
Kaiserhauses, welche demselben nicht gestat
auf die deutschen Regierungen zu entsage
dem Fürsten Schwarzenberg. Auch das is
kein Lamento wird die Schwarzenbergische
den Todten erwecken. Sie ist an ewigen
storben. Aber die Einigungspolitik aus d
ist nicht weniger definitiv gestorben; denn a
nicht mehr der Mann ...

Trotzdem ſagen wir, daß dieſe Allianz zu allem Unglück hin noch ein großes Glück ſei. Warum? Weil ſonſt die Drohung vom 24. Jan. 1863 ſchwerlich ein leeres Wort bleiben würde, zumal Preußen jetzt nicht mehr unter dem Bann des europäiſchen Staatenſyſtems ſteht. Man weiß, wie ſehr die öffentliche Meinung in Preußen durch das Blut von Düppel und Alſen aufgeſtachelt iſt, die Herzogthümer zu behalten um jeden Preis. Die berühmte Einzugsrede des hochliberalen Bürgermeiſters von Berlin geſtattet keinen Zweifel mehr. Muß es aber einmal ſeyn, ſo muß jeder deutſche Patriot wünſchen, daß Preußen lieber mit Oeſterreich als mit Frankreich ans Ziel gelange. Im erſtern Fall bleiben wenigſtens die Koſten im Land, im zweiten ſtreicht ſie der Erbfeind ein. Ich weiß, daß man ſich tröſtet: „Preußen wird nicht“; ſo hat man ſich auch in der Zollvereinskriſis getröſtet. Und es wird allerdings nur im Fall äußerſter Gereiztheit zu dieſem Mittel greifen; denn man weiß in Berlin ſehr wohl, daß der Finger von Saarbrücken alsbald weit über die Grenzen vom 30. Mai 1814 hinausreichen würde, und man weiß insbeſondere, daß die „deutſche Politik“ Preußens ſich niemals mit Hülfe Frankreichs realiſiren läßt, ſondern nur mit dem guten Willen Oeſterreichs. Aber wenn es am letztern gänzlich fehlen ſollte, dann möchten wir doch für nichts gutſtehen. Das Geſpenſt vom Kohlenrevier der Saar iſt immer noch nicht beſchworen, es geht neuerdings in den Zeitungen um, und was ein bekanntes königliches Wort betrifft, ſo lautet daſſelbe: „kein Fuß breit deutſcher Erde“, aber nicht: kein Pfund deutſcher Kohlen!

Offen geſagt, iſt uns die Erſcheinung, daß unſere liberalen Parteien der öſterreichiſch-preußiſchen Nothallianz gar keinen Werth zugeſtehen wollen, ſchwer verdächtig. Das muß doch ein Blinder ſehen, daß ſie ein ſchmerzhafter Pfahl im Fleiſche des Imperators iſt. Unermüdlich hat er ſeit dem Tage vom 2. Dec. an dem Sturz des europäiſchen Staatenſyſtems gearbeitet; ſeine vermeintlich „räthſelhafte“ Haltung im däniſchen Streit hat ihn dem Ziele ganz nahe gebracht, und nun, im

... vom Moment die Hände bin
Trümmern des geſetzlichen Europa ſeine
Die Thatſache ſpricht laut genug, daß e
Aenderungen am Handelsvertrag abgeſchlage
an Oeſterreich zu concediren gedachte. Ab
für ihn um ſo peinlicher werden, wenn
Beſchämung Deutſchlands ihren Zweck verfe
dann Preußen die ſchönſte Stellung in Eur
die norddeutſche Monarchie den Vortheil, ſo
bar dem Imperator zu, und was wäre das
Patriotismus, der durch negative Schritte
durch poſitive der deutſchen Mittelſtaaten eine
veranlaſſen wollte!

Wir wollen nicht noch einmal alle die har
aufzählen, welche das kleinere Deutſchland in d
Situation gebracht haben. Der tumultuariſche
teien hatte unſere Regierungen völlig abſorbi
ſie die Meinung Oeſterreichs über die Bedeut
zwiſchen Dänemark und dem Bund für dieſen
europäiſche Staatenſyſtem doch wenigſtens
und könnten jetzt nicht ſo ſehr von den Folge
Der Bundestag mit dem

ſo mußten wir nach allen Regeln der politiſchen Logik ſchon ſeit dem 14. Januar darauf gefaßt ſeyn, die losgeriſſenen Herzogthümer irgendwie preußiſch werden zu ſehen. Wir konnten dann wenigſtens das ſchlimmſte Präjudiz hintertreiben, wofür ich täglich mehr nicht die direkte Einverleibung, ſondern den „engeren Anſchluß“ anſehe. Nicht umſonſt tritt die liberale oder gothaiſche Partei im Norden (wir erinnern nur an Hrn. von Sybel) gegen die unmittelbare Erwerbung und für den „engeren Anſchluß“ auf. Denn dieſer wäre nichts Anderes als die Maſchinenprobe für die allgemeine deutſche Mediatiſirung unter einem neuen beſtechenden Namen.

Selbſt jetzt, in unſeren tief herabgekommenen Umſtänden, wäre doch noch eine politiſche Faſſung möglich. Aber dem Parteigeiſt iſt ſie nicht gegeben, er beſteht unbeweglich auf ſeinem Schein, und läßt dadurch Hrn. von Bismark um ſo freiere Hand. Wohin eine ſolche Politik der Rechthaberei, ohne die Mittel ſie durchzuſetzen, führen muß, iſt unſchwer vorauszuſehen. Wenn wir Preußen gar nichts concediren wollen, wird es das erreichen, was uns am ſchädlichſten iſt.

Auch Herr von Bismark iſt ein Reſultat des vergangenen Jahres und nicht das kleinſte; denn das neue Preußen iſt mit ihm identiſch. Dürfte man ihn den deutſchen Napoleon nennen, ſo hätte er an dem Fürſten Gortſchakoff auch gleich ſeinen Cavour zur Seite. Es iſt ihm anfänglich ergangen wie dem Pariſer Vorbild; man ſpottete des Mannes, ſo lange er zu Berlin mit den tobenden Parteien ſich abplagte; aber man lacht nicht mehr, ſeitdem eine überaus glückliche Fügung ihm nach außen Luft gemacht hat. Iſt es doch gerade, als ob der däniſche König eigens für Preußen und ſeinen Miniſter ſo früh geſtorben ſei. Und Niemand kann leugnen, daß die norddeutſche Monarchie den Wink beſtens verſtanden hat. Wer hätte dieſem alternden Preußen noch die Elaſticität zugetraut, die es bewies ſobald der Bann des europäiſchen Staatenſyſtems von ihm genommen war! Wahrlich, eine merkwürdige Erſcheinung, mit der man nun durchaus rechnen muß, um ſo

, ...m ſpringt auch der pre
den jeweiligen Umſtänden von einem St
über, und ſchlüpft mit Aalglätte durch,
feſtgehalten werden will. Ohne Zweifel i
„Purzelbaum“ bei der Londoner Conferei
danken, wo die zwei deutſchen Mächte pl
Bund ſehe die Anſprüche des Auguſtenbur
begründeten“ an. So konnte denn jede P
anſicht in der däniſchen Frage auf Augenb
mark zu den Ihrigen zählen: die däniſch
Chriſtian IX., der Auguſtenburger und der
Legitimität und die Volksabſtimmung. Wie
hat, um Oeſterreich wider Willen zur Zertr
marks zu zwingen, das wird wohl noch lan
der ruſſiſchen Archive bleiben. Seitdem aber
haft verſtanden, jedem Prätendenten einen
zu ſtellen, und einen durch den andern zu
zuletzt — Preußen allein übrigbleibt.

Zu dieſem Spiel hat wie geſagt der
aus Erkenntlichkeit für Polen, getreulich
wenn ſich die Nachricht von der neuerlichen
der Newa beſtätigen ſollte.

werde. König Christian müsse nämlich, so argumentire Rußland, wieder gestärkt werden, damit sein Land nicht dem scandinavischen Unionismus in die Arme getrieben werde. Diese Combination, fußend auf Schleswig als einem nicht zum Bunde gehörigen Land, hat viel Wahrscheinliches, und bestätigt sie sich, so wäre das ein Beweis, daß Hr. von Bismark sich bei einer zweiseitigen Aufstellung zu fixiren beginnt: entweder Einverleibung Holsteins und des ganzen Schleswig (nach dem Wiener Frieden) mit dem guten Willen Oesterreichs, oder Einverleibung Holsteins und des halben Schleswig mit dem Beistand Frankreichs, vorbehaltlich des weitern Honorars.

Hier begegnet uns nun vor Allem die Frage, nach welcher Seite Oesterreich gemäß seiner ursprünglichen Ansicht von der Erbfolge in den Herzogthümern hinneigen müßte? Wir behaupten: keineswegs zu der vom liberalen Parteigeist diktirten. Daß Christian IX. kein Recht auf Schleswig-Holstein gehabt und also auch keines abtreten konnte, ist zwar eine richtige Consequenz der Augustenburgischen Schule, aber die Wiener Staatskanzlei hat diese Meinung stets abhorrirt. Darum zieht sich ein diametraler Gegensatz der zwei Großmächte gegen die Mittelstaaten durch die ganze Krisis bis zu dem jüngsten Gezänk über den Abzug der Bundes-Truppen aus Holstein. Oesterreich müßte von seiner constanten Rechtsansicht abfallen, um die mittelstaatliche Politik zu begünstigen. Aber nicht so, wenn Preußen jetzt argumentiren würde wie folgt: Gegenüber dem jüngsten Staatsrecht der Herzogthümer, welches auf dem von den schleswig-holsteinischen Ständen nicht recusirten, sondern faktisch angenommenen Thronfolgegesetz von 1853 beruht, besitzt weder der Oldenburger noch der Augustenburger ein Recht der Nachfolge; nach dem ältern Staatsrecht aber kann keiner von beiden Schleswig in Anspruch nehmen und ebensowenig ganz Holstein, sondern höchstens jeder einen Theil dieses Landes. Das war der Rechtsstandpunkt, von dem aus nicht nur die zwei Groß-

die ihm mit Recht ſtets ein Gräuel ſo
weſen. Aehnliches ſcheint auch von den,
mehr zuſagenden, Anſprüchen des Ol
inſoferne ſich dieſelben auf die Geſammt
erſtrecken. Daß in Preußen neueſtens
angekündigt werden, hat wohl weiter k
daß damit das etwas ſtörrige Gewiſſen
werden ſoll. Aber Hr. von Bismark ginge
lichen Standpunkt Oeſterreichs ſelber an
argumentiren würde wie folgt: da Niem
recht auf die geſammten Herzogthümer be
ſelben unter mehrere Erben getheilt werd
politiſche Combination gefunden wird, wel
bleiben ermöglicht; nun iſt aber Preußen i
ſeinem Alliirten durch das Recht der E
Friedensſchluſſes Rechtsnachfolger des dän
es iſt im Beſitz; alſo will Preußen ſich n
ſtändigen und die Theilerben entſchädigen,
Herzogthümer zu erwerben.

Eines iſt unzweifelhaft: daß nämlich
ſchluß" gar keine Rechtsgrundlage für ſich

bekennen, und am wenigsten mit einer Combination sich befreunden will, die das gute Recht des Königs Christian und dessen rechtmäßige Abtretung zur Basis hätte. Aber die absolute Weigerung ist im höchsten Grade unpolitisch. Einverleibung oder „engerer Anschluß", eines von beiden wird eintreten, weil jene Länder selbst das lebhafte Bedürfniß haben eines starken und prompten Schutzes versichert zu seyn, und weil es darum jenseits der Elbe nur eine extreme demokratische Partei gibt, welche Kleinstaaten-Propaganda macht; weil ferner diese Umstände dem Expansionstriebe Preußens und namentlich den maritimen Bedürfnissen der norddeutschen Großmacht entgegenkommen; weil endlich die heutige Zeit viel mehr geneigt ist kleinere Staaten zu absorbiren als neue zu schaffen. Wenn es sich aber je um die Creirung einer neuen klein- oder mittelstaatlichen Voll-Souverainetät in Schleswig-Holstein handelte, dann wäre dieß jedenfalls nur mit dem Oldenburger möglich, aber längst nicht mehr mit dem Augustenburger.

Oesterreich und Preußen werden nun als Besitzer der Herzogthümer über deren Schicksal unter sich verhandeln und mit den Prätendenten sich ins Benehmen setzen. Daß man in Wien nicht höhere Rücksichten zulassen, daß man Preußen in die Arme Frankreichs treiben wird, das glauben wir nicht. Die norddeutsche Macht, vom Bann des europäischen Staatensystems befreit und elastisch geworden, befindet sich in einer zu Allem fähigen Lage, solange ihr nicht wieder eine Sättigung zu Theil geworden ist. Wer für ihre billige Abspeisung sorgt, behütet Deutschland vor dem größten Unglück, vor dem allgemeinen Wettrennen nach Paris. Aber dann kommt erst die zweite Frage: was wird das „übrige Deutschland" thun, wenn die Herzogthümer denn doch direkt oder indirekt preußisch werden? Was die opponirenden Staaten aus eigener Kraft vermögen, läßt die jüngste Mobilmachung Sachsens ahnen. Hr. von Beust hat seine ganzen 16,000 Mann consignirt und den Staatsschatz auf den Königstein geflüchtet; aber Europa

leider ist dieser Trost versagt. In d
von Staaten, die seit 50 Jahren jeder
wöhnt sind, und keine andere Staatskunst
Gezänk ihrer Kammern oder höchstens
laviren, mußte endlich Alles in Parteiw
gehen. Und zwar gibt es nur mehr e
Partei ohne Gegengewicht. Dieser den K
gieren. Die selbstständigen Staatsmänne
wie die Steinböcke, und gäbe es ihrer
Partei jeden Charakter erdrücken. Nich
ragenden politischen Verstand, sondern mit
des Parteigeistes muß man bei uns rechn
wir nun aber die systematische Hetzerei gege
unablässig betreiben; Oesterreich, das die
ihrem Commando zu haben glaubte, wird n
gelassen als Preußen, immer unter dem Vo
von der Partei selbst gemachten „nationalen
geworden sei. Wie nun, wenn die Leide
Worten zu Thaten kommen soll?

Man hat lange von einer „Trias" al
beide Großmächte gesprochen

wird sich rasch auch eine offene Partei für den neuen Rheinbund bilden. Mehrt sich ja schon fortwährend die Zahl der Politiker, welche uns den Beistand Frankreichs ungenirt empfehlen. Wer hätte das gedacht im Jahre 1859, daß heute wieder der brennendste Schandfleck der deutschen Geschichte in Aussicht genommen werden könnte: der französische, der napoleonische Schutz der „deutschen Libertät"! Nachdem wir einmal so weit gekommen sind, vor was sollte die Leidenschaft der Parteien noch zurückschrecken, sobald nicht der Augustenburger, und namentlich wenn Preußen als Voll-Souverain in den Herzogthümern eingesetzt würde? Und wenn vollends die zwei Mächte bei der Gelegenheit eine Erneuerung des Bundes nach dem Princip, daß Jeder so viel wiegen soll als er schwer ist, vorschlagen sollten, so wären sie der mörderischen Absicht gegen die „deutsche Libertät" erst recht überwiesen. Daß der Parteigeist so schreien und agitiren würde, ist unzweifelhaft; ob die Regierungen sich inzwischen emancipiren werden, das steht dahin. Wer die Geschichte unseres armen Vaterlandes kennt, verheißt sich nichts Gutes.

Herrschende Parteien sind immer blind und taub im Uebermuth; Jedermann müßte sonst einsehen, daß eine ehrliche Bundesreform, wenn sie jemals nöthig war, es jetzt um jeden Preis ist, und Niemand könnte sonst mehr von der Sonderbündelei einer Trias oder gar von einem Austritt aus dem Bundesverband reden. Nie war eine Zeit den kleineren Mächten feindlicher als die jetzige, weil der Schutz des europäischen Staatensystems nie vollständiger gefehlt hat als jetzt. Selbst zu den Zeiten des ersten Napoleon war bei den großen Mächten das Gefühl, daß der Brand beim Nachbar das eigene Haus bedrohe, nicht so ganz erloschen wie jetzt; selbst damals anerkannten sie noch Pflichten der europäischen Gemeinsamkeit, Rechte der Kleinern auf den Beistand der andern; erst unsere Tage haben den Kainsgedanken ausgeboren, daß jede Macht nur sich selbst angehe. Sogar dem Imperator wird es bange bei einem solchen Zustand, welcher der brutalen Gewalt allein

...n der Staaten und demnach zu
lichkeit. Darum auch habe er, Napole
welche urſprünglich zur Vorlage bei de
geweſen, durch abgeſonderte Verhandlung
König zur Entſcheidung gebracht*)!

In der That hat dieſer Schritt N
zelung aller Mächte die Krone aufgeſetzt.
Macht hat den Imperator erinnert, da
habe für ſich allein über das Schickſal
ſcheiden; alle haben, wahrſcheinlich gegen
der Tuilerien, ſtillſchweigend eingeſtanden:
alleiniges Verfügungsrecht habe über de
Höher kann die Unempfindlichkeit, welche
des Todes iſt, in der europäiſchen Societä
Und während demnach Oeſterreich nicht ei
tiſche Intervention für den Papſt wagt, gl
entſchloſſene Intervention gegen Preußen u
burger zumuthen zu dürfen! Wer verſteh

Vor uns allen liegt Europa wie ein
Kein menſchlicher Verſtand kann ergründe
chriſtliche Gemeinſchaft zwi...

wart zu beurtheilen, eingebüßt zu haben. Weil sie es sehr leicht genommen haben mit dem Umsturz in Italien, mit dem grausigen Völkermord in Polen, mit der Sprengung der alten dänischen Monarchie, mit der französischen Mediatisirung des Papstes, deßhalb glauben sie auch an keine Rückwirkung bei Andern. Wie könnten sie sonst immer noch auf ein allgemein gültiges Recht und Gesetz sich berufen, wo es ihnen gefällt, und wie könnten sie gegen den Grundsatz, daß Macht vor Recht gehe, appelliren, sobald es ihnen einmal anders gefällt?

In dem Kreislauf jener Ereignisse ist jede gesetzliche Gemeinschaft Europas untergegangen, und nur darum befindet sich das europäische Faustrecht zur Zeit noch in ruhender Aktivität, weil in Deutschland noch ein unverhoffter Rest von Gemeinsamkeit besteht. Soll auch der noch verschwinden, dann wird unter den Folgen kaum ein Kleiner größer werden, aber Deutschland wird dann wirklich nichts weiter mehr seyn als ein geographischer Begriff.

II.

Der irenische Versuch des Bischofs von Paderborn.

Vor Kurzem ist die dritte Auflage einer Schrift angekündigt worden, die wir in diesen Blättern nicht unerwähnt lassen dürfen, wenn auch dieselben, in Anbetracht der wesentlich anderswohin gerichteten Zeit, das Gebiet der confessionellen Polemik seit Jahren möglichst vermieden haben. Der hochwürdigste Bischof von Paderborn, Dr. Konrad Martin, ist

Seite. In Wahrheit aber ſtachelt ſi
des liberalen Proteſtantismus, Rache
zu verbreiten über die „katholiſirende S
der jüngſten Periode der Reaktion in ſo
Landeskirche — merkwürdiger Weiſe
nicht in den gemiſchten Landſtrichen des
erregend um ſich gegriffen hatte. Dieß n

Das Höchſte was in raffinirt bosha
katholiſchen Sache geleiſtet werden kann,
in Jena, eben auch einer der ſchnaubendſ
tiſcher Symboltreue, vor zwei Jahren volll
Leipzig erſchienenen Werke „Handbuch
Polemik gegen die römiſch-katholiſche Kird
Titel ſagt, ſollte das Werk die Dienſte e
Briefſtellers oder Complimentirbuchs geg
verſehen. Ueber den darin herrſchenden T
Beiſpiel genügen. Hr. Haſe ſpricht vo
Canoniſation. „Wer ſagt denn aber", fä
Kirche oder deren Oberhaupt, daß ſein
menſchliche Vermittelung bedingter Spruch
Erhöhung im Reiche der Selig-

Unzweifelhaft sind solche Reden auf die oberflächliche und frivole Bildung unserer Generation sehr gut berechnet. Gerade sie sind daher in dem Werke des Herrn Bischofs in's Auge gefaßt. Die Kritik des Hrn. Hase läuft wie ein rother Faden hindurch, aber auch nicht mehr. Im Uebrigen kennt der hochwürdigste Verfasser den gesammten Protestantismus mit allen seinen Vorurtheilen von früher Jugend an aus lebendiger Erfahrung, so daß er sich nicht an ein Buch zu halten braucht, sondern Discurse mit leibhaften Personen und concreten Geistesrichtungen wiedergeben kann. Schon als langjähriger Professor der Moral zu Bonn im ganzen katholischen Deutschland gefeiert, bedarf der Hr. Bischof unseres Zeugnisses für seine wissenschaftliche Leistung nicht; wir möchten nur hervorheben, daß seine im besten Sinne des Wortes populäre Diktion von den seltenen Gaben heiterer Ruhe und liebenswürdiger Gemüthlichkeit begleitet wird.

Ist die vorliegende Schrift der Form nach ein Muster katholischer Irenik, wie sie unserer Zeit noththut, so ist sie es noch mehr dem Princip nach. Es hat sich neuestens die Meinung geltend machen wollen, als habe die zeitgemäße Irenik darin zu bestehen, daß beide Theile von ihrem Standorte aus zumal avanciren und sich dann auf einer richtigen Mitte die Hände reichen. Wir Katholiken, meinte man, brauchten uns nur einmal als deutsche Katholiken vom „Romanismus" gründlich zu unterscheiden, dann könnten wir von der Vergangenheit und Gegenwart der Kirche genug preisgeben, um unsern „reinen" oder „sublimern" Katholicismus den deutschen Protestanten annehmbar zu machen. Von derlei ireniſchen Judenhändeln, die freilich auch nur in einigen überspannten Professoren-Köpfen spuken, weiß der Herr Bischof nichts. Er führt von vornherein die alte ehrliche Sprache unserer katholischen Väter: „Ein diplomatisches, hinterlistiges, zweideutiges Versteckenspiel ist Gott und allen guten Menschen verhaßt; ich sehe nicht, wie wir uns gegenseitig verständigen können, wenn wir nicht gegeneinander offen und wahr sind."

... ... Das Reich Gotte
auferbaut."

Ein moderner Irenifer hätte eine
Geſchichte vorangeſchickt, und dadurch etli
bezüglich der Autorität der Kirche eingel
um ſo weniger viel auf ſich habe, als d
„Romanismus" verwechſelt werde. Der
es umgekehrt, wie ſchon der Titel ſein
Die Realität der Kirche iſt ihm die Haup
es doch ſchließlich hinausgehen, daß Ihr
tholiſche Kirche als die Kirche Chriſti, und
zu Recht beſtehende Kirche Chriſti wieder a
die heutigen Proteſtanten über ihre Unter
höhere Autorität Gottes in der Kirche ſ
hören wollen, ſollte man ſich wegen ihrer v
näherung" doch ja keine Illuſionen machen.
aber, der gerade der entſcheidende iſt, will
Verfaſſer mit Recht bemerkt, heute noch
wie vor zwei- oder dreihundert Jahren.
wahr, daß die heutigen Proteſtanten viel
eltern im Einzelnen manches anerkennen, w
und leiſtet: ...

leicht eher eine Entfernung als eine Annäherung. „Das was sie haben, schützt sie so eben vor dem geistlichen Hungertode; und es entsteht bei ihnen nur zu leicht die Meinung, sie haben damit genug und sie brauchen nichts Weiteres, namentlich nicht die katholische Kirche."

Indem nun der Herr Bischof das Wesen der Kirche und ihre unterscheidenden Lehren im Geschmack der Gegenwart erläutert, stellt er ein Werk her, das unter günstigen Umständen für unsere Zeit werden könnte, was Bossuets berühmte Exposition de la doctrine catholique für die ihrige war. Man ist nun nicht mehr in Verlegenheit um eine anziehende, sozusagen salonfähige Lektüre über die großen Kirchenfragen, die jedem gebildeten Protestanten in die Hände gegeben werden könnte. Selbst manche katholischen Theologen, soweit die modernsten protestantischen Vorurtheile auch in diesen Kreisen ansteckend gewirkt haben, dürften einzelne Partien davon, z. B. über Galilei, über den Mortara-Fall, über die Wissenschafts-Frage, mit Nutzen lesen.

Wie ist denn aber die Schrift von Denen aufgenommen worden, an die sie zunächst gerichtet war? Wenn man bloß nach den in protestantisch-kirchlichen und politischen Zeitungen laut gewordenen Stimmen*) urtheilen müßte, so wäre die Aufnahme eine sehr unfreundliche gewesen. In diesen Organen hat sich sogar ein wahres Halloh gegen den bischöflichen Verfasser erhoben, und zwei Pastoren haben dabei officiell den Reigen geführt im Namen der märkischen Pastoralconferenz und der westfälischen Synode. Der Ton und die ganze Art ihres Auftretens beweisen von neuem, wie irrig es ist, bei irgend einem Theil der jenseitigen Schule billigere und mildere Gesinnungen vorauszusetzen, als Luther in seinem letzten Fluchgebet testamentarisch hinterlassen hat.

*) Nur das Halle'sche Volksblatt nehmen wir aus. Sein milderes Urtheil bewährt wieder den Satz: daß die Ausnahme eine Bekräftigung der Regel ist.

meine Ermahnung an jene Proteſtanten
Gebete zum Himmel aufſenden und auch
Rechenſchaft geben muß. „Denn von Go
bin ich Biſchof der Diöceſe Paderborn
der Katholiken dieſer Diöceſe, ſondern all
halb der Grenzen derſelben wohnen, we
auch angehören mögen. Es gibt nur Ei
durch die gültige Taufe tritt man in ſie e
wenn man auch durch frevelhaften Abfall
entwinden will, man ſich ihr vollſtändig
kann.“ Darum erachte die Kirche, fähi
Proteſtanten noch als an ihre Geſetze geb
ſo gut wie über die Heiligung ihrer F
Faſten- und Abſtinenzgebot, „und wenn ei
Abſtinenztage einem proteſtantiſchen Freun
ſetzen will, ſo bedarf er hiezu ſogut der
als wenn er an ſolchem Tage ſelbſt Fleiſ

So praktiſch wie hier iſt der wahr
Männern der weſtfäliſchen Synode ſchwe
getreten. In ihrem Aufruhr des Staunen
denn auch wenig gefehlt, daß gegen d
ſagungen das Mi

ist der jedesmalige Bischof von Paderborn ein ungehorsamer Sohn der rheinisch-westfälischen Synode.

Der Herr Bischof hatte ferner den fortschreitenden Verfall des protestantisch-kirchlichen Lebens als einen Beweis namhaft gemacht, wie dringend nöthig die endliche Wiedervereinigung sei. „Das Häuflein der Christus-Gläubigen unter den Protestanten schmilzt immer mehr zusammen. Ich kenne Orte, wo von 18,000 Einwohnern etwa nur noch 32 bis 34, also etwa ein Fünftel-Procent, Kirchgänger und Abendmahls-Empfänger sind. Uhlich, Balzer und wie die Prediger der freien Gemeinden heißen, gewinnen von Tag zu Tag mehr Anhänger und an vielen Orten ist es dahin gekommen, daß die Taufe der Kinder durchgehends nur noch in Folge von Anwendung polizeilicher Zwangsmaßregeln vollzogen wird." Aehnliche Nothrufe waren nun zwar in den Jahren der Reaktion hundertmal auf Kirchentagen und sonst laut geworden; auch fanden vorkurz zu Berlin die gedachten Maßregeln in Einem Monat an 200 säumigen Täuflingen statt; dem Bischofe aber wurde nun namentlich das Wörtlein „durchgehends" wie eine Calumnie angerechnet.

Er hatte drittens darauf hingewiesen, daß die ursprüngliche Lehre der Reformation heute so viel wie gar nicht mehr existire. „Die meisten Lehren der katholischen Kirche, die man damals bestritt, läßt man heute wieder gelten, und gegen wie manche Lehren, welche streng symbolische sind, und worauf die Stifter des Protestantismus einstens sogar das Hauptgewicht legten, wehrt man sich heute mit Hand und Fuß!" Er hatte gefragt, was einem Prediger heute begegnen würde, der die grundlegende Lehre von der Erbsünde auf der Kanzel so vortragen wollte, wie sie Luther in seinem Buche de servo arbitrio aufstellt. Der Herr Bischof hatte in der Darstellung dieser ächt lutherischen Lehre nicht Einen Schattenstrich zu viel gebraucht, und siehe da! sie wird ihm als — Injurie gegen den Protestantismus ausgelegt.

Viertens hatte der hochwürdigste Verfasser eine historische

der Unterſchied einleuchten. Wo
ſich dieſe im Kampfe gegen die A
erworben hätte? In der That, ei
wort eines Cardinals Diepenbroc
Steuer-Verweigerer wie ein wah
von unſern Regierungs-Beamten i
drücken verbreitet: aber von allen
digern oder Oberpredigern iſt dama
ſturm kein Wort geredet worden, w
oder was auch nur über die vier
klungen. Proteſtantiſche Staatsmän
und laut ausgeſprochen."

Ein Mann der heute, wo alle f
obenauf ſind, ſo redet, der mußte an
wort gefaßt ſeyn. Und gerade das
Ueberhaupt wäre dieſelbe Schrift ein
Praxis gemäß, zutodtgeſchwiegen worde
eines Biſchofs aber curſirt in der dritt
der That ein männliches, ehrlich deu
Wort!

III.

Beiträge zur neuern Geſchichte der Pyrenäiſchen Halbinſel.

Erſter Beitrag.

Eſſay über die Regierungs-Periode und den Charakter Dom Miguels von Portugal.

Die heutige Zeit ſcheint vorzugsweiſe den Beruf zu beſitzen, die Reviſion der Weltgeſchichte oder vielmehr ihrer bisherigen Darſtellung, möglichſt frei von vorgefaßten Anſichten und Stimmungen, möglichſt parteilos und objektiv vorzunehmen. Man weiß, wie politiſche und religiöſe Meinungen, Ueberzeugungen und Leidenſchaften, wie ſehr namentlich der politiſche Fanatismus das Bild ſolcher Perſönlichkeiten, welche für oder wider ein Princip, für oder wider eine Lehre aufgetreten ſind und gefochten haben, zu trüben wiſſen und wie ſolch eine Trübung kaum mehr zu verwiſchen iſt, wenn eine der Hauptquellen, aus welchen die forſchende Nachwelt ſchöpft, die Literatur, eine beſtimmte einſeitige Richtung eingeſchlagen hat, was namentlich zu Anfang und zum großen Theil noch in der Mitte des heutigen Jahrhunderts der Fall war und noch iſt. Unſer Jahrhundert ſchwärmte und ſchwärmt theilweiſe noch für den modernen Conſtitutionalismus — und wer

...vertrauen, um ſo mehr, w
Stellung einnahm, die ihn befähigte
Verwirklichung jenes Zeitideales zu
verhindern. Heutzutage regen ſich j
und oftmals höchſt trüber Erfahrung
der Recht- und Zweckmäßigkeit jenes S
denn auch diejenigen, in welchen die
aufgeſtiegen und ſie in ihrem Verfahre
ruhigere Beurtheilung erwarten, als
Kampfes und Taumels ſelbſt möglich n

Ueberall iſt dieſer Kampf mit Heft
am heftigſten wohl auf der pyrenäiſch
mentlich in deren weſtlichſten Ende, i
afrikaniſchen Sonne bereits ſo nahen Lu
ſich die zwei Principien: Monarchie
ſtändiſcher Volksrepräſentation und mo
lismus mit ſeiner beinah unvermeidlichen
Abſolutismus, in zwei Brüdern verkörp
letztere Princip hatte die laute Stimm
Preſſe für ſich, das erſtere die leiſere St
Wunſches, die in der Preſſe nur einen
findet und ihrem ...

Vorſicht zu benützen iſt. Nach jener anderen Seite hin Aufklärung zu geben, iſt der eine Zweck der vorliegenden Veröffentlichungen, welche, hoffentlich mit dieſer erſten Publikation nicht abgeſchloſſen, wenig oder gar nicht aus Zeitungsberichten ſchöpfen, ſondern ſich an Aufzeichnungen, Memoiren, Tagebuchblätter von Männern halten, die als möglichſt unabhängige und frei denkende Betrachter jenen Kampf in der pyrenäiſchen Halbinſel miterlebt und beobachtet, die aus der Nation erwachſen für die Wünſche und Hoffnungen derſelben den Sinn bewahrt und ſich damit das Recht erworben haben, in Sachen ihrer Nation ein freies, offenes Wort mitſprechen zu dürfen. Wir geben indeſſen keine Geſchichte Spaniens oder Portugals, ſondern nur Beiträge dazu von dem eben angedeuteten Standpunkte aus.

Wenn durch die vorliegende erſte Publikation, deren Original — unſere Arbeit dabei iſt nur die des Ueberſetzers — wir einem höchſt würdigen portugieſiſchen Gelehrten verdanken, zugleich das Bild eines viel geſchmähten und verkannten Fürſten in ein helleres Licht treten wird, ſo kann dieß nur erfreulich ſeyn, und der wirklich Humane muß jede Rettung dieſer Art mit Dankbarkeit begrüßen. Gibt es wohl einen ſchöneren Beruf für die Geſchichte, als der iſt, gekränkte Ehre herzuſtellen und für Charaktere, welche durch den Einfluß der Parteileidenſchaft in ein falſches Licht gerückt worden ſind, die richtige und der Wahrheit näher kommende Auffaſſung anzubahnen? Hierzu tritt noch in vorliegendem Falle, daß jener Fürſt nunmehr ſeit vierzehn Jahren, mit der Tochter eines edeln deutſchen Fürſtenhauſes vermählt, auf unſerem Heimathboden weilt und ſich durch ſein, den früheren Schilderungen ſo total widerſprechendes, mildes und wohlwollendes Weſen, durch ſeine Frömmigkeit und ſein wahrhaft muſtergültiges Gattenleben allgemeinſte Achtung und bei denjenigen, die ihn näher kennen zu lernen Gelegenheit erhielten, eine ungeheuchelte Verehrung erworben hat. Es iſt eine Pflicht nicht bloß der Gaſtfreundſchaft, ſondern auch des Sittengebotes,

daß man den Unglücklichen, der auf fremder Erde Zuflucht ſuchen muß, nicht nur beherberge, ſondern auch vor Beeinträchtigungen ſchütze, und in dieſem Sinne möchten wir folgende Worte eines rühmlichſt bekannten jüngeren deutſchen Rechtsgelehrten, der vor zehn Jahren für das Thronrecht jenes Fürſten aufgetreten iſt, zu den unſerigen machen: „Gegen Niemand wird die unparteiiſche Geſchichte größere Sünden der Zeitgenoſſen wieder gut zu machen haben, als gegen Dom Miguel und ſeine Anhänger. Ich rede hier nicht von den abenteuerlichen Vorſtellungen, welche, Dank ſei es der vormärzlichen ſog. liberalen Preſſe, über die Perſon Dom Miguels im Publikum verbreitet ſind. Es iſt eine der nicht am geringſten anzuſchlagenden Errungenſchaften des Jahres 1848, daß man die Berichte und Darſtellungen dieſer Preſſe auf ihren wahren Werth zu reduciren gelernt hat. Wenn heute in öffentlichen Blättern der Fürſt Windiſchgrätz als blutdürſtiger Wütherich geſchildert wird, ſo weiß im Grunde jeder Zeitungsleſer, was er von einer ſolchen Phraſe zu halten hat. Anders aber in den letzten Decennien vor der Kriſis des Jahres 1848, wo trotz der Cenſur die geſammte Tagespreſſe in den Händen der Revolutionspartei und die unklaren Sympathien des bei weitem größten Theils des leſenden Publikums auf derſelben Seite waren. Dom Miguel war als warmer Katholik ein Feind des Freimaurerthums auf dem Gebiete des Staates und der Kirche; er war als patriotiſcher Portugieſe ein Verehrer der alten ſtändiſch-corporativen Verfaſſung ſeines Landes; ein poſitiver, in concreten hiſtoriſchen Anſchauungen wurzelnder und zugleich thatkräftiger Charakter, verſtand er es nicht, den pſeudo-humaniſtiſchen Ideen eines reflexionskranken Zeitalters Rechnung zu tragen. Kein Wunder, daß dieſe Eigenſchaften Verbrechen waren, welche genügten, ihn, wie K. A. Menzel in ſeiner Fortſetzung von Beckers Weltgeſchichte mit Befriedigung meldet, in der öffentlichen Meinung Europa's förmlich zu ächten. Haben auch die Wenigſten, ſeit Dom Miguel von dem Schau-

platze des öffentlichen Lebens abgetreten ist, Gelegenheit gehabt, sich unmittelbar davon zu überzeugen, daß dieser in der Schule des Leidens schwer geprüfte Fürst statt eines willkürlichen, das Recht mißachtenden Despoten, als den die urtheilslose Menge ihn verschreit, im allerextremsten Gegensatz ein Charakter ist, für den das Recht den Mittelpunkt und sittlichen Bestimmungsgrund aller seiner irdischen Bestrebungen bildet; ist es auch den Wenigsten bekannt, daß seine Umgebung, statt in ihm eine liebloſe und hartherzige Persönlichkeit zu fürchten, ihm vielmehr den Vorwurf allzu großer Herzensgütemacht, so haben doch tiefer blickende und geistreichere Menschen längst jene Schilderungen heuchlerischer liberaler Schriftsteller nach ihrem wahren Werthe bemessen" *).

In den Blättern, welche wir hier zunächst mittheilen, weht ein tiefes Gefühl für den Ruhm, die Ehre und Selbstständigkeit jenes Königreiches, welches einst, das kleinste an Umfang, das größte war an Thatkraft und ritterlicher Herrlichkeit. Von seinem Beherrscher konnte der Sänger der Lusiaden sagen, daß in seinen Besitzungen die Sonne nicht untergehe; seine Waffen siegten in den fernsten, von den Lusitanen zuerst entdeckten Weltgegenden; seine Missionäre verbreiteten das Evangelium in Brasilien und Indien. Wir brauchen nicht zu sagen, mit welcher hohen geistigen Macht im Bunde Portugal diese erstaunenswerthe Höhe erreichte; man weiß auch, wie Portugal immer tiefer und tiefer sank, je mehr es sich dieser Macht entfremdete, bis es schließlich — der Ausdruck ist nicht zu stark gewählt — sich völlig von ihr lossagte. Wir finden diesen Contrast zwischen dem ehemaligen und dem heutigen Portugal nicht treffender ausgesprochen, als in folgenden Worten der Histor.-polit. Blätter vom J. 1844, Bd. XIII S. 348, 349, und bitten um Erlaubniß, dieselben hier noch einmal wiederholen zu dürfen.

---

*) Die Portugiesische Legitimitätsfrage. Köln 1854. S. 2—4.

durch die Macht des Unglaubens u
demoraliſirten Klerus herrſchenden Frei
Wer läugnen möchte, daß es die M
die in früheren Zeiten Portugal ſo h
leſe Schäfer's Geſchichte von Portug
Stelle an, wo er den chriſtlichen Tod
ſchildert (Bd. II S. 270 ff.). Wer
wollte, daß in dem Verfall der Religio
jetzigen Verfalles der Nation zu ſuchen
wenn er kann, wie auf einmal in dem
thatenreichen Lande ſtatt der hochherzig
der maßloſeſte Ehrgeiz und Egoismus, ſta
Heldenmuthes nur weichliche Feigherzigk
artigſten Unternehmungsgeiſtes nur die er
ſucht zum Vorſchein kamen. Iſt es die
jene Rieſenſtämme des 14. und 15. J
zogen, die die Gift- und Schlingpflanz
gezeugt hat; oder ſind es die Nebel des
Zweifelſucht, die vom Norden herabgekom
Lande ſich gelagert und ſeinen Boden
Ein glühendes, bewegliches Volk, wie bi
mehr als

den Glanz ſeines Vaterlandes wieder auf, und nur in dieſem Sinne iſt ſein Regierungsprincip ein reaktionäres zu nennen; es galt keine Reaktion zu einem Abſolutismus à la Louis XIV. oder Pombal, ſondern eine wahrhaft volksthümliche Reaktion, welche in kirchlicher Beziehung zur alten ſtarken Glaubens-Treue, in politiſcher zu der früheren ſtaatlichen Unabhängigkeit mit hiſtoriſch begründeten und dem Zuſtande der Nation entſprechenden Volksrechten zurückleiten ſollte. Aber die „Giftpflanzen" hatten ſich ſchon zu weit verbreitet, als daß für das Emporwachſen neuer „Rieſenſtämme" Raum und Luft vorhanden geweſen wären. Unglaube, Kosmopolitismus, liberaler Idealismus und politiſche Intrigue, d. h. Liberale, Freimaurer, Clubiſten, kurzum Alle, welche unter dem Schutze Mylord Vampyrs im modernen Conſtitutionalismus Dom Pedro's entweder das alleinige Heil zu erblicken glaubten oder ihn für egoiſtiſche Zwecke auszubeuten gedachten, mußten Dom Miguels erbitterte Gegner ſeyn, und hätte er ſie mit Erfolg bekämpfen wollen, ſo mußte er ſich gleicher Mittel wie ſie bedienen. Unſer Eſſayiſt wird uns ſagen, mit welchen Mitteln man ihn bekämpfte, mit welchen Mitteln er ſich vertheidigte, und der unbefangene Leſer mag ſelbſt urtheilen, auf welcher Seite Milde, Rechtsſinn und Geradheit, auf welcher Seite Grauſamkeit, Zügelloſigkeit und Intrigue geſtanden ſind. Kurzum, unſere Blätter entfalten uns das Bild eines jungen Fürſten von trefflichen Privateigenſchaften*), von ein-

*) Was jetzt ſelbſt die entſchiedenſten Gegner Dom Miguels nicht mehr in Abrede zu ſtellen vermögen. Den Beweis hiefür liefert neben Anderm ein Artikel über Kloſter Bronnbach bei Wertheim (jetziger Aufenthalt Dom Miguels) in Nr. 43 der „Gartenlaube" vom J. 1863. Nachdem der Verfaſſer deſſelben zu Anfang ziemlich Alles, was er Entſetzliches und Ungeheuerliches von Dom Miguel wußte, weitläufig, jedoch ohne alle Kenntniß von der richtigen Sachlage mitgetheilt, berichtet er zuletzt auch über das Reſultat ſeiner jüngſten, in Wertheim und Bronnbach angeſtellten For-

[illegible], obwohl ſonſt v
Geſinnung, ſich ohne es ſelbſt zu
machten und ſtatt einer Geſchichte nur

Nur Wenige, die außer den Gr
kennen das heutige Portugal. Sei
kühnen Seefahrten der Welt die Pf
öffnet und, nach dem Ausſpruch des
mit ſeinen Kielen dort Grund faßte,
Auguſtinus ihn nicht gefaßt, dieß
noch durch ſeine früheren glorreichen
der Achtung der Menſchen ein. Sch
allmächtige Hand der göttlichen Ger
hohen Beſchlüſſen der Vorſehung müſſe
und unſer Antlitz neigen bis zum Sta
ſich aber zur Strafe Gottes der Haſ
und das Unglück jenes Volkes in d
nationalſten und volksthümlichſten Kön
es Pflicht, der kommenden Generatio
Wahrheit zu hinterlaſſen, auf daß dieſ
der Gegenwart die ſchuldige Gerechtig

Wir beginnen alſo damit, das B
da die Revolution [illegible]

Während der Invaſion der Franzoſen in Portugal hatte ſich die königliche Familie nach Braſilien begeben. Nachdem das portugieſiſche Volk die Franzoſen wieder vertrieben, äußerte ſich der allgemeinſte Wunſch nach der Rückkehr des Souverains und der königlichen Prinzen.

Indem auch die Revolutionäre die gleichen Geſinnungen heuchelten, erhoben ſie ſich gegen die Regentſchaft, welche im Namen des Königs Dom Joao VI. in Liſſabon regierte. „König und Cortes!“ ertönte der Ruf. „Der König ſoll unter uns und nicht in Braſilien weilen! Wir wollen die Cortes wie wir ſie in den alten und ſchönen Tagen unſeres Ruhmes beſeſſen haben!“ Das Volk glaubte an die Wahrhaftigkeit dieſes Rufes und rüſtete ſich zur Empörung.

Alsbald reiste der König Dom Joao nach Portugal ab, von der ganzen königlichen Familie, Dom Pedro, den älteſten Sohn ausgenommen, welcher Letztere in Braſilien zurückblieb, begleitet.

Der König kam an, die Revolutionäre aber verweigern ſeiner Autorität die Anerkennung. Statt der drei Stände, dem Klerus, dem Adel und dem Volke, welche die alten Cortes bildeten, heißt es, man wolle nur eine Kammer; man entzieht der Krone das Recht des Veto, man verbannt die Königin, den Patriarchen von Liſſabon und den Erzbiſchof von Braga; weder die Güter, noch die Perſonen der geachtetſten und würdigſten Leute werden geſchont.

Dieſe mit geſteigerter Wuth gegen Thron und Altar geführten Stöße öffnen dem Volk die Augen; aber auch der Infant, Dom Miguel, den die Revolutionäre vergebens ſeiner Anhänglichkeit an die Kirche zu berauben und für ihre eigenen Reihen zu gewinnen geſucht hatten, erkannte jetzt, daß es an der Zeit ſei, ſo vielem Unrecht wider Gott und das Volk ein Ziel zu ſetzen. An der Spitze ſeiner tapferen Soldaten zwang er die Revolutionäre die Waffen zu ſtrecken; die ganze Welt begrüßte ihn als den Retter Portugals, der Ruf: „Nieder mit den Tyrannen!“ verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle

Von hier an datirt ſich der erbitt
ſöhnliche Haß der Revolutionäre gegen
hartnäckige und wüthende Kampf gegen
europäiſchen Freimaurer*).

---

*) Ueber das freimaureriſche Treiben in Por
Bd. 34 S. 681: „Portugal muß zu
ſeine Freimaurer wollen“ Vergl.
anderer deutſcher Beobachter ſchreibt in de
iſt eine merkwürdige Erſcheinung in Po
wirklichen Regierungsgewalt zwei wohlorg
furchtbare Mächte beſtehen, deren Spuren
oder weniger antrifft, die aber nirgends
Stellung behaupten, welche ſie hier einn
Mächte ſind die geheimen Geſellſchaf
die Geldgeſellſchaften oder Compagnien.
Buchſtaben des Geſetzes nach verboten, we
gierung offen geduldet; denn zwei Miniſt
an der Spitze derſelben. Sie haben mehr
wälzung herbeigeführt, ſie haben den Coſt
lution von Porto getrieben und ihn im
Jetzt noch werden alle Maßregeln der Regi
oft vorbereitet und die Umtrieb

Während der Invasion der Franzosen in Portugal hatte sich die königliche Familie nach Brasilien begeben. Nachdem das portugiesische Volk die Franzosen wieder vertrieben, äußerte sich der allgemeinste Wunsch nach der Rückkehr des Souverains und der königlichen Prinzen.

Indem auch die Revolutionäre die gleichen Gesinnungen heuchelten, erhoben sie sich gegen die Regentschaft, welche im Namen des Königs Dom Joao VI. in Lissabon regierte. „König und Cortes!“ ertönte der Ruf. „Der König soll unter uns und nicht in Brasilien weilen! Wir wollen die Cortes wie wir sie in den alten und schönen Tagen unseres Ruhmes besessen haben!“ Das Volk glaubte an die Wahrhaftigkeit dieses Rufes und rüstete sich zur Empörung.

Alsbald reiste der König Dom Joao nach Portugal ab, von der ganzen königlichen Familie, Dom Pedro, den ältesten Sohn ausgenommen, welcher Letztere in Brasilien zurückblieb, begleitet.

Der König kam an, die Revolutionäre aber verweigern seiner Autorität die Anerkennung. Statt der drei Stände, dem Klerus, dem Adel und dem Volke, welche die alten Cortes bildeten, heißt es, man wolle nur eine Kammer; man entzieht der Krone das Recht des Veto, man verbannt die Königin, den Patriarchen von Lissabon und den Erzbischof von Braga; weder die Güter, noch die Personen der geachtetsten und würdigsten Leute werden geschont.

Diese mit gesteigerter Wuth gegen Thron und Altar geführten Stöße öffnen dem Volk die Augen; aber auch der Infant, Dom Miguel, den die Revolutionäre vergebens seiner Anhänglichkeit an die Kirche zu berauben und für ihre eigenen Reihen zu gewinnen gesucht hatten, erkannte jetzt, daß es an der Zeit sei, so vielem Unrecht wider Gott und das Volk ein Ziel zu setzen. An der Spitze seiner tapferen Soldaten zwang er die Revolutionäre die Waffen zu strecken; die ganze Welt begrüßte ihn als den Retter Portugals, der Ruf: „Nieder mit den Tyrannen!“ verbreitete sich mit Blitzesschnelle

derjenigen geſtellt, welche die Trennung u
Braſiliens von Portugal proklamirten, und
zum Kaiſer erklärt worden.

In den erſten Tagen dieſer Ereigniſſe
„mit Blut aus ſeinem Arme", wie er ſi
ſeinen Vater geſchrieben, um ihm den E
als ſeinem König und Vater zu bekräftigen,
erklärte, ſein voller Haß ſei gegen die ver
nären Cortes Portugals gerichtet.

Als in Portugal die Revolution erf
ging an den Prinzen eine Deputation ab, i
zu überbringen und ihn zu bitten, ſeinem
ergeben zu bleiben. Bei der Kunde von
Deputation in Rio de Janeiro ließ Dom
eigene Hand die Corvette derſelben entwa
ciren. Er zwang die Deputation Braſi
ſandte die Briefe ſeines Vaters uneröffnet zu
den Befehl, die portugieſiſchen Schiffe auf
portugieſiſchen Soldaten, welche ihrem Kön
treu bleiben wollten, mit Ruthen peitſch
folgenden Ausdrücken an ſeinen Vater: „
veräne, ich als Kaiſer von Braſilien und
König von Portugal, ſtehen gegeneinander
Portugal betrifft, ſo erkläre ich, daß ich
nichts will."

---

eingeſetzt werden, und Dom Joao VI. wird o
zu ſeyn Alles vorbereiten, um die letzte Schr
thun wollen, zu dulden." — „Sollten die F
die Portugal bedrohende Gefahr (wovon de
weiß) kennend, darauf beſtehen unſeren
thronung des Deſpoten und die Wiederher
umzuſtürzen, ſo wird man den König be
von portugieſiſcher Erde zu verweiſen, ini
Expatriation, die uns ſo nützlich ſind, m
mäntelt werden müſſen."

Unterdeſſen hatten in Braſilien unglückliche Ereigniſſe ſtattgefunden. Der Prinz Dom Pedro hatte ſich an die Spitze

---

Dom Joao VI. und ſeiner Gemahlin in Gang zu bringen und zu befördern; ſie haben alle Sorgfalt darauf zu verwenden, das Betragen und alle Schritte der Königin auszuſpähen, ſo auch die Geſpräche des Infanten Dom Miguel mit ſeiner Mutter. Indeſſen muß dieß mit der äußerſten Vorſicht und größtem Scharfblick geſchehen, denn ſo iſt es nützlich, und müſſen Sie uns von jedem wichtigen Zwiſchenfall in Kenntniß ſetzen." Art. 4: „Man muß trachten, die ganze Correſpondenz der Königin zu öffnen, um ihre Relationen mit den verſchiedenen Perſonen zu kennen und über dasjenige, was den Intereſſen des Ordens dienen könnte, Auszüge zu machen. Dieſelben müſſen zur Kenntniß des ſouverainen Rathes und des Großmeiſters gebracht werden." Art. 6: „Alle Sorgfalt haben die Brüder in Portugal darauf zu verwenden, den portugieſiſchen Diplomaten C. P. (Palmella?) heranzuziehen, als am meiſten den engliſchen Kammern geneigt. Alle Andern ſind ſchon Feinde der Königin und ihres Sohnes. Wir haben alſo nichts zu fürchten; und zu ſeiner Zeit werden wir Alles zur Wiederherſtellung der Conſtitution bereit haben." Art. 18: „Da es erſter Grundſatz der Politik iſt: um zu ſiegen, muß man theilen, ſo ſoll man trachten, Zwietracht in der königlichen Familie zu ſäen und auf geſchickte Weiſe den Geiſt des Mißtrauens in den Palaſt einzuführen, ſo daß man dort an Allem zweifle und diejenigen, welche an der Spitze der Geſchäfte ſtehen, mit Furcht und Beſorgniß erfüllt werden und ſo zwar, daß alle Entſchlüſſe gelähmt werden, ſelbſt die der Männer, welche die klarſte Einſicht und die reinſten Abſichten für das Wohl der Monarchie beſitzen!" Ferner heißt es dort in Betreff der Königin und des Infanten: „Wenn, wie zu erwarten ſteht, die Königin von P. und ihr Sohn ſich der Revolution widerſetzen und, *ihren Einfluß zu Gunſten der Nation gebrauchend*, uns entgegenarbeiten und das Miniſterium entlaſſen, ſo hat man alle Diplomaten des Ordens und Alle, die mit redlicher Abſicht in den Bund eintreten, zu verſammeln, um gegen die genommenen Maßregeln zu proteſtiren und im Angeſichte Europas zu erklären, daß die Königin und der Infant ſich an den Rechten der Legitimität vergriffen. Man muß alle Geſandten zu bewegen ſuchen, ſich an dieſer Handlung im Namen ihrer Monarchen zu betheiligen; ſo werden die Miniſter wieder

Infant Dom Miguel, ſtünden und deren Zweck
Sturz des Königs und die Proklamation einer
ſondern auch eine St. Bartholomäusnacht, eine
der ſicilianiſchen Veſper wäre, indem zu eine
Stunde alle Liberalen und alle der Freimaurerei
im ganzen Königreich ermordet werden ſollten.
ordentlich gutmüthige und zugleich unentſchloſſe
des Königs ermuthigte nur die Frechheit dieſer

So ſtanden die Verhältniſſe, als im königl
ein geheimnißvolles trauriges Ereigniß ſtattfand,
die Urheber aller jener ſcheußlichen Intriguen
möglichen Vortheil zu ziehen gewußt haben.

Der Hof befand ſich damals außerhalb
Salvaterra*).

Man unterhielt ſich damit, auf dem Theate
ein kleines Schauſpiel in Scene zu ſetzen, deſſ
Hofleute ſelbſt übernommen hatten. Nach ein
Aufführung ſtattfindenden Proben entfernte ſ
Uhr des Abends der Marquis de Loulé; er
ſpäter, und zwar in Begleitung der beiden E
quis und mehrerer Edelleute, zog ſich de
Miguel, der ebenfalls zugegen war, zurück;
Gefolges begleiteten ihn in ſein Gemach
erſt nach ein Uhr Nachts, als er ſich zur R

Am folgenden Morgen verbreitete ſich
daß man wußte woher, der Marquis de L
im Theater. Unter den Erſten, welche das
Ort führte, befand ſich der König mit den
nach einigen Nachforſchungen Jener zu einer
ſah, gewahrte er unter demſelben die Lei

*) Königliches Luſtſchloß in der Provinz E
die Könige von Portugal, einem alt
18. Januar bis Faſtnacht aufzuhalten

Von dieſem Augenblick an war die Trennung Braſiliens von Portugal ein fait accompli und der Infant Dom Miguel der legitime präſumtive Erbe der portugieſiſchen Krone, als ſolcher aber auch der erneute Gegenſtand für die verdoppelten Angriffe der Revolutionäre.

Der mit einem ritterlichen Charakter begabte Infant Dom Miguel hatte die veränderte Stellung, in welche er durch die Trennung Braſiliens von Portugal verſetzt war, noch nicht im entfernteſten bedacht; er erwartete noch immer eine friedliche Verſtändigung zwiſchen ſeinem Vater und ſeinem Bruder, und in den Kronſitzungen ſtrebten ſeine Rathſchläge immer dieſem Ziele zu.

Unglücklicherweiſe aber war der König von Verräthern umgeben. Pamplona, der, als die napoleoniſchen Armeen ſein Vaterland mit Feuer und Schwert verheerten, zu den Creaturen Napoleons gehörte, präſidirte in den Kronſitzungen als erſter Miniſter. Der franzöſiſche Geſandte, Graf de Neuville, bot allen ſeinen Einfluß auf, um ihn beim König zu halten. Wußte der Graf nicht, daß Pamplona die Seele einer ſchändlichen Verſchwörung gegen den Infanten Dom Miguel, gegen die Königin und gegen Jeden war, der die mindeſte Anhänglichkeit an die Kirche, an die Monarchie und folglich an die Perſon des Königs zeigte? Wir wiſſen es nicht.

Der Zweck dieſes Complottes beſtand nicht allein darin, daß der Infant Dom Miguel von jeder Theilnahme an den Regierungsgeſchäften ferne gehalten, ſondern daß demſelben auch die künftige Thronbeſteigung unmöglich gemacht werden ſollte. Um dieſen doppelten Zweck zu erreichen hörten die Verſchwörer nicht auf, das Herz des Königs mit Argwohn gegen ſeinen Sohn zu erfüllen und, indem ſie Befürchtungen für die Autorität des Königs und den Frieden des Staates heuchelten, beunruhigende Gerüchte in Umlauf zu ſetzen. Selbſt den häuslichen Herd der königlichen Familie achteten ſie nicht; ſie flüſterten von einer ultra-royaliſtiſchen Verſchwörung, an deren Spitze die Königin und ihr Sohn, der

dieß der Wille Sr. Majeſtät, dem es nicht unbekannt i daß auf ſeinem Sohn und auf dem Marquis d'Abrant ſchwerer Verdacht ruht."

Man konnte offenbar die geheim gehegten Wünſche u Erwartungen nicht deutlicher zu verſtehen geben. Der Richt aber, der ein höchſt ehrenhafter junger Mann war, en gegnete: „Mich wird weder die Ausſicht auf eine ſo ſchö und lachende Zukunft beſtechen, noch der Zorn irgend ein Menſchen in der Welt abhalten meine Pflicht zu thun Und er hat Wort gehalten.

Wenige Tage nach dem Beginn der gerichtlichen Unte ſuchung erklärten ihn jedoch die Miniſter für incompeten ſie ordneten eine neue Unterſuchung an, mit der ſie ein andern Richter beauftragten und brachten die Akten der erſtere bei Seite.

Alle dieſe Umſtände, welche den Prozeß charakteriſir und von denen nur Wenige wiſſen, hat der Schreiber dieſ Zeilen aus dem Munde des erſten Richters, Torres, erfahre der ſie ihm ſelbſt mehr als einmal erzählte.

Indeſſen befriedigte die zweite Unterſuchung die Min ebenſowenig als die erſte; ſie wurde gleichfalls niedergeſchl und man begnügte ſich, gleichſam im Vertrauen zu äuß „der Prozeß könne nicht zu ſeinem Ende geführt werde der Verdacht der Mitſchuld an dem Meuchelmorde auf dem eigenen Sohne des Königs, auf dem Infan Miguel ruhe."

Jedem Unbefangenen drängt ſich hiebei der Widerſpruch auf, der zwiſchen dieſer Ausrede un erſten Richter, Torres, ertheilten Winken beſteht.

Ungeachtet der Geſchicklichkeit dieſer gewand konnte es doch bald dem Infanten Dom Mi gehen, daß man in den Clubs der Freima und gegen das Königthum eine Verſchwör Er beſchloß der Revolution, die zu jener

Dieſes unglückliche Ereigniß machte auf die ganze königliche Familie den tiefſten Eindruck und verſetzte ſie in große Trauer. Allgemein hielt man den Marquis für ermordet! Er gehörte, ſo hieß es, dem Freimaurerorden an, habe aber, ſeinem Monarchen ergebener als ſeinen Brüdern, dem König verſchiedene Mittheilungen über die Pläne gemacht, mit denen ſich die Freimaurer gerade damals getragen. Von dieſen Mittheilungen wußte Pamplona; der König ſelbſt vielleicht hatte, ohne Mißtrauen gegen ſeine Perſon, ihn in das Geheimniß eingeweiht und, wie es hieß, war Pamplona ebenfalls ein Mitglied dieſes Ordens.

Aus all dieſem ſchloß man, der Marquis ſei durch den Freimaurerorden ermordet worden, und zwar war dieß die allgemeinſt verbreitete Anſicht; Andere indeſſen, und unter dieſen der erſte Richter im Prozeß, ein ſehr ehrenwerther Mann, glaubten, der Marquis habe einen Fehltritt gethan und ſei aus einem der mit ganz niedrigen Brüſtungen verſehenen Fenſter, unter dem man ſeine Leiche fand, hinabgefallen und in Folge des Sturzes auf den Kopf geſtorben.

Sei dem, wie ihm wolle; das Eine wenigſtens darf man nicht vergeſſen, daß der Infant Dom Miguel den Marquis ſehr geſchätzt hatte, daß ſie niemals über irgend einen Punkt in Zwieſpalt miteinander geweſen waren, und daß der Infant den Tod Loulé's tief und ſchmerzlich beklagt hat.

Faſſen wir nun das Verhalten der Miniſter in's Auge! Statt dem Geſetz Folge zu leiſten und die Unterſuchung dieſes Vorfalles der zuſtändigen Gerichtsbehörde zu übergeben, umging man das Geſetz und wies die Unterſuchung einem Richter von niedrigerem Rang zu, den man für zugänglicher, das heißt gelehriger in Bezug auf Einflüſterungen von höherer Seite hielt. Einer der Miniſter ſagte zu ihm: „Das Glück breitet eine ſchöne und lachende Zukunft vor Ihnen aus; halten Sie ſich ſtark, denn die Verbrecher ſind hochgeſtellte Perſonen und das Schwert der Gerechtigkeit ſoll ihre Häupter treffen, ſelbſt wenn ſie die Söhne des Königs wären. Es iſt

dieß der Wille Sr. Majeſtät, dem es nicht unbekannt iſt, daß auf ſeinem Sohn und auf dem Marquis d'Abrantes ſchwerer Verdacht ruht."

Man konnte offenbar die geheim gehegten Wünſche und Erwartungen nicht deutlicher zu verſtehen geben. Der Richter aber, der ein höchſt ehrenhafter junger Mann war, entgegnete: „Mich wird weder die Ausſicht auf eine ſo ſchöne und lachende Zukunft beſtechen, noch der Zorn irgend eines Menſchen in der Welt abhalten meine Pflicht zu thun!" Und er hat Wort gehalten.

Wenige Tage nach dem Beginn der gerichtlichen Unterſuchung erklärten ihn jedoch die Miniſter für incompetent; ſie ordneten eine neue Unterſuchung an, mit der ſie einen andern Richter beauftragten und brachten die Akten der erſteren bei Seite.

Alle dieſe Umſtände, welche den Prozeß charakteriſiren und von denen nur Wenige wiſſen, hat der Schreiber dieſer Zeilen aus dem Munde des erſten Richters, Torres, erfahren, der ſie ihm ſelbſt mehr als einmal erzählte.

Indeſſen befriedigte die zweite Unterſuchung die Miniſter ebenſowenig als die erſte; ſie wurde gleichfalls niedergeſchlagen und man begnügte ſich, gleichſam im Vertrauen zu äußern: „der Prozeß könne nicht zu ſeinem Ende geführt werden, da der Verdacht der Mitſchuld an dem Meuchelmorde Loulé's auf dem eigenen Sohne des Königs, auf dem Infanten Dom Miguel ruhe."

Jedem Unbefangenen drängt ſich hiebei der offenbare Widerſpruch auf, der zwiſchen dieſer Ausrede und den dem erſten Richter, Torres, ertheilten Winken beſteht.

Ungeachtet der Geſchicklichkeit dieſer gewandten Verräther konnte es doch bald dem Infanten Dom Miguel nicht entgehen, daß man in den Clubs der Freimaurer gegen ihn und gegen das Königthum eine Verſchwörung vorbereite. Er beſchloß der Revolution, die zu jener Zeit mit mehr

Glück als je ſich bis zu den Füßen des Thrones zu ſchleichen gewußt hatte, einen zweiten Stoß zu verſetzen.

Hier muß bemerkt werden, daß Portugal eine ganz militäriſche Organiſation hatte und zwar ſo, daß jeder Bürger bewaffnet war, um ſein Vaterland zu vertheidigen. Die Landeswehr war dreifach zuſammengeſetzt: erſtens aus den Corps, die den effektiven Dienſt verrichteten, die Primeira linha; dann aus den Corps zweiter Linie (Milicias) und ſchließlich aus denen dritter Linie, den Ordonancas. Auch verrichteten die Generalgouverneure der Provinzen der Polizei gegenüber vollkommene Civilfunktionen und überwachten die Aufrechthaltung der Ordnung. Deßhalb hielten ſich auch die Commandanten en chef in der Armee für berechtigt, ähnliche Funktionen auszuüben, wie ſie denn in der That von dem General Beresford unter ziemlich ähnlichen Umſtänden auch ausgeübt worden waren.

So glaubte ſich auch Dom Miguel als Commandant en chef berechtigt, ſolchen nie beanſtandeten Vorgängen Folge zu leiſten und von einem ihm aus ſeiner Stellung erwachſenden Rechte Gebrauch zu machen. Er begann damit einige der Verſchwörer, welche die mächtigſte Stütze der unter dem Mantel treuloſer Beamten verborgenen Revolution waren, verhaften zu laſſen.

Anfänglich, da der König noch den Eingebungen ſeines Herzens zu folgen vermochte, billigte er Alles, was der Infant gethan hatte, und dankte demſelben ſogar in einem Schreiben, welches in dem officiellen Journal, der Gazeta de Lisboa, veröffentlicht wurde. Allmählig aber, von dem franzöſiſchen Geſandten Grafen de Neuville, der mit Pamplona verbündet war, und dem engliſchen Geſandten, der wiederum mit Pamplona und de Neuville im Bunde ſtand, gegen den Infanten eingenommen, verließ der König ſeinen Palaſt und begab ſich an Bord eines engliſchen Schiffes Namens Windſor-Caſtle.

Der Infant Dom Miguel war frühzeitig durch treue

Wiederſehen im Himmel; denn auf der Erde werden wir un wohl niemals wieder ſehen."

In dieſem Augenblick hörte man nahende Schritte. D Kerkermeiſter des Königthumes kamen, und Kerkermeiſter gegenüber muß Alles, was ein menſchliches Herz verrathe könnte, ſchweigen. Indem der König eine Herzenshärtigke zur Schau trug, welche die Thränenſpuren auf ſeinem Antli Lügen ſtraften, wiederholte er: „Adieu, Miguel!".... u Vater und Sohn ſahen ſich noch einmal an und trennten ſi dann, um ſich auf der Erde nie wieder zu ſehen.

In Oeſterreich angelangt verweilte der Infant den B fehlen ſeines Vaters gemäß in der Nähe des Kaiſers. De Befehlen des Königs ungehorſam hatte Dom Pedro ſich zu Kaiſer von Braſilien ernennen laſſen, ein Akt durch welch die Trennung Braſiliens von Portugal entſchieden und d neue, von allen europäiſchen Mächten anerkannte Kaiſerrei Portugal gegenüber eine fremde Macht wurde, ſo gut w Frankreich, Spanien, Oeſterreich oder England.

König Don Joao VI. verfiel während dieſer Zeit, i dem ſich ihm ſeine Verlaſſenheit lebhaft aufdrängte, in tie Trauer und Schweigſamkeit. Eines Tages hörte man ih ſagen: „Die Entfernung meines Sohnes Miguel macht m großen Kummer (tenho muias saudades do meu Miguel er muß zurückgerufen werden." Dieſe Worte waren, w man allgemein glaubt, ſein Todesurtheil.

Wenige Tage darauf wurde er von heftigem Erbrech ergriffen, das man für nervös erklärte, und am 10. Mä 1826 verkündigten die Kanonen der Citadelle S. Jorge, d Portugal ſeinen König verloren hatte und daß der Thr zum erſtenmal leer ſtand, indem ſich der legitime Erbe i Auslande befand.

Es wurde nun ein Dekret veröffentlicht, an deſſ Authenticität viele Perſonen mit Grund zweifeln, und wor gegen Brauch, Sitte und Geſetz des Königreichs eine Regen ſchaft beſtimmt iſt, welche die Regierung bis zur Ankunft d

legitimen Erben übernehmen sollte. Der erste Akt dieser Regentschaft hätte die Einberufung der drei Stände seyn sollen, die, und zwar nur sie allein, sowohl auf die Regentschaft, als auf die Bestimmung der Succession ein Recht besaßen; sie that es nicht und folglich waren alle ihre Handlungen illegitim und nichtig.

In Wien kam die Nachricht von der Erkrankung des Königs beinahe gleichzeitig mit der des Todes an. Der Fürst Metternich theilte dem Infanten Dom Miguel zuerst die Nachricht von der Erkrankung mit und erst hierauf, nachdem er denselben möglichst vorbereitet hatte, um die Trauerbotschaft nicht allzu erschreckend zu bringen, meldete er ihm den Tod des Vaters. Den Prinzen traf diese unerwartete Nachricht wie ein furchtbarer Schlag; wie unter der Last eines entsetzlichen Unglückes blieb er gebeugt und niedergeschmettert.

Der Fürst Metternich rieth ihm, sogleich nach Portugal abzureisen, nahm aber diesen Rath auf die Einsprüche des brasilianischen Gesandten, des Marquis de Reçende hin, zurück, und bestimmte den Infanten, bis zur Ankunft neuer Depeschen aus Portugal in Wien zu bleiben.

Die Regentschaft in Lissabon aber hatte den unerwarteten Beschluß gefaßt, eine Deputation nach Brasilien zu schicken und durch sie dem Kaiser die Huldigung Portugals darbringen zu lassen, als hätte über die Frage der Succession gar kein Zweifel bestehen können. Es heißt sogar, die Verschwörer und vielleicht Mörder des Königs hätten dessen Tod drei Tage lang verheimlicht, um Zeit zu gewinnen, Einen der ihrigen, den Arzt Aguiar nach Brasilien senden zu können, wie denn dieser Mann auch wirklich unbemerkt abreiste und schon vor der Deputation in Rio de Janeiro anlangte.

Am 25. April kommt die Deputation in Rio de Janeiro an, wird vom Kaiser empfangen und überbringt Sr. kaiserlichen Majestät die Meldung vom Tode des königlichen Vaters. Se. kaiserliche Majestät — wie die officiellen Documente jener Zeit besagen — ist von einer ebenso schmerzlichen

als unerwarteten Neuigkeit überraſcht, zieht ſich in Trau
zurück und verkündigt nach fünf Tagen der Abgeſchloſſenh
und der Thränen, daß er ſich zu gleicher Zeit zum Kön
von Portugal und Kaiſer von Braſilien erkläre, daß dur
ihn, als den König von Portugal und durch den Privc
Sekretär des Kaiſers von Braſilien, einen gewiſſen Francis
Gomes de Silva eine Conſtitution verfaßt worden ſei; d
dieſe Conſtitution Portugal octroyirt und ſofort durch d
Engländer Sir Charles Steward überbracht werde; daß au
der Akt der Entſagung ſeiner Rechte auf die portugieſiſc
Krone bereits geſchehen ſei, indem er dieſelben auf die Perſ
ſeiner inniggeliebten Tochter Donna Maria da Gloria, Pri
zeſſin von Grao-Pará, übertragen habe, ſo daß dieſe braſili
niſche Prinzeſſin von nun an und für immer Königin u
Portugieſin (!) werden und ſich mit ihrem Onkel, dem I
fanten Dom Miguel, vermählen würde; und endlich daß
den wegen politiſcher Vergehen Beſtraften eine ebenſo u
faſſende, als großmüthige Amneſtie ertheilt werden würd
Dieß war das Werk von fünf Tagen der Abgeſchiedenh
und der Trauer.

Die Freiheit, hieß es, habe durch den Deſpotismus g
ſiegt, und zwar durch einen Deſpotismus ohne Gleichen
Portugal. Es war die Revolution in ihrer abſcheulichſt
und widerwärtigſten Nacktheit.

Kein fremder Souverain, außer Napoleon und den b
den Philipp von Spanien, hatte jemals Portugal Geſe
gegeben; weder ein portugieſiſcher noch ein fremder Souverai
außer Napoleon, hatte jemals Akte der Souverainetät
Beziehung auf Portugal ausgeführt, bevor der Eid geleiſt
war, das Land gut regieren und hüten, alle Vorrech
des Volkes und alle öffentlichen Freiheiten aufrechthalten u
bewahren zu wollen; kein Souverain, weder ein portugieſiſch
noch ein fremder, hatte jemals Hand an die alten Conſtit
tionen Portugals gelegt, ohne Beiſtimmung und Billigu
des Volkes; kein Souverain, weder ein portugieſiſcher n

ein fremder, hatte bei männlichen Erben, wie Dom Pedro ſie beſaß, die portugieſiſche Krone einem weiblichen Haupte übertragen.

Folglich waren alle dieſe Handlungen, dem öffentlichen portugieſiſchen Rechte gegenüber, null und nichtig. Die Regentſchaft in Liſſabon ſcheute ſich auch, ſie veröffentlichen und in's Werk ſetzen zu laſſen; der General Saldanha aber drohte, ſie mit Gewalt durchzuſetzen, und ſo fand er Gehorſam.

Die dem Lande ergebenſten Männer, welche durch die unerwartete Nachricht vom Tode des Königs einen Augenblick lang in Beſtürzung gerathen waren, erörterten die Frage der Succeſſion und erklärten ſich für Dom Miguel. Die Regierung bemühte ſich, die ausbrechende Revolution zu unterdrücken; aber das Volk, wie auch ein bedeutender Theil der Armee blieb auf Seiten Dom Miguels. Die Regierung ſchwankte; dann forderte ſie Beiſtand von England, welches ſich beeilte, denſelben zu leiſten, indem es Truppen unter dem Commando des Generals Clinton zur Verfügung ſtellte.

Unter den Schlägen der Gewalt einer großen Macht wurde die Stimme der Gerechtigkeit erſtickt, und die Blüthe der portugieſiſchen Armee ſuchte in Spanien ein Aſyl, die Verbannung der Schmach vorziehend, einem fremden Herrſcher unterworfen zu ſeyn.

Unterdeſſen weilte der Infant Dom Miguel noch immer ruhig in Wien. Man hatte alle Maßregeln getroffen, um ihm die Illegitimität der Handlungsweiſe ſeines Bruders zu verbergen und zu verhindern, daß er vom Zuſtande des Königreichs und der gegen ſein Recht ausgeübten Gewalt in Kenntniß geſetzt werde. Man hatte ihn vor ſeiner Abreiſe nach Portugal bewogen, einen Akt der Unterwerfung unter ſeinen Bruder und unter die Conſtitution abzufaſſen; der Infant hatte ſich aber den Vorſtellungen nur inſoweit gefügt, daß er den Akt unter der Erklärung, *auf ſeine Rechte nicht Verzicht leiſten zu wollen*, unterzeichnete.

Dieſes Dokument muß ſich in den Archiven zu Wien noch vorfinden, falls es nicht zerſtört worden iſt.

Als der Kaiſer von Braſilien erfuhr, daß ſein Bruder im Begriff ſtehe, von Wien nach Liſſabon zu reiſen, ernannte er denſelben zu ſeinem Stellvertreter im Königreich Portugal. Natürlich war auch dieß wieder ein null und nichtiger Akt, ſowohl dem alten öffentlichen Rechte als der neuen, vom Kaiſer von Braſilien Portugal octroyirten Conſtitution nach.

Am 22. Febr. 1828 kam der Infant Dom Miguel in Liſſabon an, ohne eine Spur von Ehrgeiz im Herzen und fortwährend feſt geſonnen, ſich dem Willen ſeines Bruders nicht zu widerſetzen, ſo lange ſeine eigenen Rechte nicht beſtimmt und legitim durch das competente Tribunal entſchieden worden ſeien. In Uebereinſtimmung mit dieſer aufrichtigen und untadelhaften Abſicht hatte er den Eid geleiſtet*).

---

*) Vergl. Portugieſiſche Legitimitätsfrage S. 16 ff. und beſonders J. G. C., La Question Portugaise p. 17, 18, wo der angebliche Eidbruch Dom Miguels in's rechte Licht geſtellt wird. Der Punkt iſt übrigens von ſolcher Wichtigkeit, daß wir nicht umhin können, das Votum jenes zweiten competenten Beurtheilers wörtlich beizufügen: „Il est vrai, que circonvenu qu'il était par des personnes intéressées à le tromper et surtout inspiré par cette obéissance aveugle aux ordres de son père ou de ses représentants qui fut constamment le mobile de toute sa conduite et qui marqua toutes ses actions de ce cachet si touchant du plus profond respect filial et de la plus sublime abnégation qu'on ne saurait trop admirer, le prince (Dom Miguel) a eu le malheur de se prêter à tout ce qu'on exigea de lui, acceptant et jurant, le 4 octobre 1826, la Charte imposée à sa patrie par son frère et promettant une première et une seconde fois de s'y conformer; mais il est aussi vrai, qu'ayant reçu quelques jours plus tard de copies de lois faites par les Cortès de Lamego et de Lisbonne, qu'il ne connoissait pas, il en fit faire une double traduction en français et en allemand, accompagnée de notes qui mettaient en lumière l'évidence de ses droits; et tous ces documens, il les remit personnellement entre les mains du Prince de Metternich, le 19 novembre 1826. Cette démarche, ou elle n'avait pas de sens ou elle ne pouvait être interprétée que comme une véritable protestation

Zu bemerken iſt, daß nach Einführung des neuen Syſtems bis zur Ankunft des Infanten jeder Tag durch irgend einen

---

contre ce qui venait de se passer; et la preuve que tel était en effet le sens que l'Infant lui-même y attachait, nous la trouvons dans son manifeste daté de Queluz, le 28 mars 1832. En effet, voici les propres expressions de ce manifeste: „Ayant fait à Vienne la réserve spéciale de mes droits, j'agréai ce qui me fut proposé.“ Cela étant, de quel droit viendrait-on l'accuser aujourd'hui de parjure, parcequ'il a changé de conduite après avoir juré de se conformer à la constitution de Don Pedro? Est-ce que ce changement n'existait pas déjà en germe dans la démarche du 19 novembre 1826? La vérité est que Don Miguel a agi dans ce cas aussi loyalement et aussi consciencieusement qu'il pouvait le faire dans les circonstances où il se trouvait.... Du reste, ce qui est tout à fait singulier et généralement très peu connu, c'est que malgré la protestation de Vienne l'Infant lors de son arrivée à Lisbonne paraissait se soucier assez médiocrement de faire valoir ses droits, dont pourtant il avait déjà parfaite connoissance. Il avait l'air de se trouver presque satisfait de son sort et ne se pressait nullement de modifier la position, que l'usurpation de son frère lui avait faite; mais la nation, qui voyait par là ses propres droits complètement sacrifiés, ne l'entendit pas ainsi et le força bientôt (car c'est réellement le mot) de réaliser immédiatement ce qu'il se devait à lui-même et à sa patrie, dont il devait être le premier et le plus zélé serviteur. En effet, aussitôt débarqué, les populations le saluent du titre de Roi avec un ensemble qui fait trembler le gouvernement qui agissait au nom de Don Pedro. „O Rei chegou! O Rei chegou!“ criait-on de Lisbonne jusqu'à Caminha avec un enthousiasme frénétique. Ces manifestations si spontanées et si générales ne paraissent pas faire beaucoup d'impression sur l'esprit de Don Miguel; mais il se voit bientôt écrasé sous une véritable avalanche de pétitions de toutes les municipalités du royaume, du corps tout entier de la noblesse, de tous les tribunaux, de tous les chapitres et autorités ecclésiastiques, de tous les corps constitués enfin, qui le prient de prendre immédiatement le titre de Roi.“

revolutionären Skandal, durch irgend ein Attentat auf die Autorität, auf die Kirche, auf den Clerus, auf die friedlichsten und den alten Traditionen ergebensten Personen bezeichnet war.

Unter solchen Umständen begreift man leicht, was geschehen mußte, als sich das Gerücht von der Ankunft des Infanten Dom Miguel verbreitete. Ein Freudengeschrei erhob sich im ganzen Königreich und von einem Ende zum andern erschallten die Vivas! äußerten sich Jubel und Enthusiasmus. Es schien das vor Kurzem erst noch so traurige, unglückliche und tief daniedergebeugte Volk sei von einer wahren Raserei der Freude und des Jubels ergriffen worden, so daß die Geschichte nach Dom Joao I. keine ähnlichen Zeichen der Liebe des portugiesischen Volkes zu einem seiner Fürsten aufzuweisen hat.

Alle Gerichtshöfe, alle Corporationen sandten Deputationen an den Infanten ab, um ihm ihre Huldigungen darzubringen. Dasselbe that die Universität Coimbra und ihre Deputation bestand aus den angesehensten und ausgezeichnetsten ihrer Professoren.

Die von so vielen Zeichen der Ergebenheit für den von ihnen so tief gehaßten Infanten auf's höchste erbitterten Freimaurer ersannen eine Rache, wie die Verbrecherannalen keine scheußlichere enthalten. Sie versammeln ihren hohen Rath und beschließen den Meuchelmord dieser verehrungswürdigen Jugendlehrer und es hat wohl noch keine gleiche Schandthat das Maß dessen erreicht, was dieses Verbrechen so ganz abscheulich macht: daß es freimaurerische Studenten seyn mußten, welche das Herz ihrer Lehrer durchbohren und ihre ruchlosen Hände in deren Blut tauchen sollten!

Das Loos wird gezogen und fällt auf zehn junge Männer, deren Einer der Pathe der Königin, der Mutter des Infanten, war und einer dem Vaterlande und seinen Fürsten auf das treueste ergebenen Familie angehörte. Und dieß ist noch nicht Alles. Unter denjenigen, welche der Berathung betreffs der Ermordung der Professoren beiwohnten, befanden sich auch

die beiden Söhne eines derſelben; ob ſie für den Mord geſtimmt haben, weiß man nicht, das aber weiß man, daß ſie den Vater abreiſen ſahen, ohne ihm auf irgend eine Weiſe von der ihm drohenden Gefahr einen Wink zu geben!

Die Deputation trat die Reiſe an, mit ihr die Söhne einiger ihrer Glieder. Es war am Morgen. Zwei oder drei Stunden nach ihrer Abreiſe verbreitete ſich in Coimbra das Gerücht, die ganze Deputation ſei ermordet worden. Beinahe um dieſelbe Stunde kam dieſe an der für den hinterliſtigen Ueberfall beſtimmten Stelle an. Zehn Männer mit Taſchentüchern vor dem Antlitz und Gewehren in den Händen umringten die Wagen, befahlen den Kutſchern vom Wege abzubiegen, und ließen ſie in einiger Entfernung in dem Thale, das ſie verbarg, Halt machen. Die Reiſenden hielten die Vermummten für Diebe, boten ihnen deßhalb Alles an, was ſie bei ſich hatten, und baten, man möge ſie nur nicht tödten. Statt aller Antwort zwang man ſie, ſich auf die Knie zu werfen, und ſo wurden ſie noch während ſie um ihr Leben baten, durch Flintenſchüſſe niedergeſtreckt. Einige der Schlachtopfer waren nur ſchwer verwundet, ohne zum Tode getroffen zu ſeyn; die Metzelei beginnt von neuem, auf den Hülferuf eines kleinen Mädchens aber, das dem Schreckensſchauſpiel von der Spitze des Berges aus zugeſehen hatte, kommt eine Escadron Cavallerie, die ihr Weg in der Nähe der beſagten Stelle vorbeiführte, in vollem Galopp daher geſprengt, ſo daß die Meuchelmörder die Flucht ergreifen. Von all den unglücklichen Opfern aber waren nur zwei am Leben geblieben, Vater und Sohn; die Uebrigen ſchwammen leblos in ihrem Blute.

So weit hatte es der Fortſchritt der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit gebracht! Beinahe alle die Mörder wurden von der Cavallerieescadron und vom Volke arretirt. Ihr Proceß nahm einen raſchen Verlauf; ſie wurden durch das Geſetz zum Tode verurtheilt. Die Königin wollte ihren Pathen retten; man bat den Infanten Dom Miguel um

Gnade für ihn; aber er antwortete: „Wenn ich Einem dieſer Meuchelmörder Gnade ertheile, wie kann ich ſie den andern verweigern? Und wenn ein ſolcher Vatermord — denn gewiß ſind diejenigen, welche ihre Lehrer morden, Vatermörder zu nennen — Gnade verdiente, vor welchem Verbrechen könnten wir dann noch zurückſchaudern?“ Und ungeachtet des Schmerzes und der Trauer, welche das Herz des Infanten und der Königin Mutter zerriß, ging die Gerechtigkeit ihren Gang.

Dieß iſt eines der Hauptereigniſſe, auf welche hin man Dom Miguel und die Königin, ſeine Mutter, der Tyrannei und der blutdürſtigen Grauſamkeit beſchuldigen zu dürfen glaubt. Ihre Ankläger aber ſind gerade diejenigen, deren Namen, wenn die Geſchichte ſie aufbewahrt, mit dem Blute der bei Condeira gemordeten Profeſſoren von Coimbra geſchrieben werden ſollten*).

Dieſe Schandthat und ſo viele andere, welche nach dem Tode Dom Joaos VI. begangen wurden, war der letzte Anſtoß für das Volk, um eine auf Recht, auf Gerechtigkeit, auf religiöſe Principien gegründete Regierung zu fordern.

Von allen Seiten wurde der Infant beſtürmt, die Conſtitution aufzuheben und den Königstitel anzunehmen. Gerichtshöfe, Municipalitäten, religiöſe und bürgerliche Körperſchaften, Alle ohne Ausnahme beſchworen ihn im Namen deſſen was ihm das Heiligſte ſei, ſo vieler Unordnung und Auflöſung

*) S. auch Portug. Legitimitätsfrage S. 16: „Das Faktum, welches Dom Miguel den Ehrentitel eines „„Wüthrichs““ verſchafft hat, iſt beiläufig dieſes. Unter ſeiner Regierung hatten zwölf Studenten von Coimbra aus verblendetem politiſchen Parteihaß in einem gewaltſamen Ueberfall zwei ihrer Profeſſoren ermordet und fünf derſelben ſchwer verwundet. Wegen dieſes Verbrechens wurden ſie von dem competenten Gerichtshof zu Tode verurtheilt und bis auf Einen, der nach England geflohen war, hingerichtet. Der ganze Chorus der liberalen Preſſe ſchrie Zeter über dieß „„politiſche Autodafé.““ Jeder vernünftige Menſch ſieht darin lediglich einen durch die Gerechtigkeit gebotenen Akt der Criminaljuſtiz.“

im Lande ein Ende zu machen. Der Infant widerstand; aber der Ruf: „Es lebe der König Dom Miguel!“ ertönte von allen Seiten und im ganzen Lande wurden Acclamationsakte unterzeichnet.

Dieser allgemeine Ruf hätte nur durch Blut erstickt werden können; der Infant hätte sich entweder an die Spitze der Truppen stellen oder auf die Seite der Freimaurer schlagen müssen, um das Volk zu unterdrücken, oder aber er mußte die ihm angebotene Krone annehmen; außerdem blieb ihm zwischen diesen beiden Extremen nur ein einziger Ausweg, dem er endlich vor jenen den Vorzug gab.

Er bat in einer Proklamation das Volk sich ruhig zu verhalten, indem er demselben zugleich versprach, die Successionsfrage einem competenten Tribunal vorlegen zu wollen. Dieses Tribunal waren, wie es gar nicht anders seyn konnte, die drei Stände des Königreiches *).

---

*) Zur Beleuchtung dieser Frage noch einige Worte. Hätte der Prinz sich auf die Seite der Freimaurer gestellt und das Volk unterdrückt, so würde er gegen die Gefühle seines Herzens und gegen die Stimme seines Gewissens gehandelt haben; die Krone aber sofort anzunehmen, dagegen wehrte sich die Zartheit seines Gewissens ganz entschieden; denn wenn auch dem Volke das Recht, ihm die Krone anzubieten — mit anderen Worten das allgemeine Stimmrecht — nicht abgesprochen wurde, so war doch noch festzustellen, ob auch der Erwählte das Recht besaß sie anzunehmen. Wenn aber diese beiden Rechte nebeneinander bestanden, so war die Annahme der Krone, wie sich der Prinz selbst in seinem Manifeste ausdrückte, mehr als ein Recht, sie war eine Pflicht. Gewiß war diese Philosophie des öffentlichen Rechtes eine entwickeltere, als es die heutige ist! (Anm. d. Orig.) — Das Hauptwerk über die portugiesische Legitimitätsfrage ist die 1830 in Paris erschienene Légitimité Portugaise des Baron von Vordigné. 4. p. 752 44. 45. Es ist ein Quellen- und Urkundenwerk im eigentlichsten Sinne. Kurze, aber sehr überzeugende, einfache und klare Darstellungen geben die „Portugiesische Legitimitätsfrage“, Köln 1854, S. 17, die, wie oben schon bemerkt worden, von einem der tüchtigsten

Königin Mutter zerriß, ging die Gerechtig

Dieß iſt eines der Hauptereigniſſe, a
Dom Miguel und die Königin, ſeine Mu
und der blutdürſtigen Grauſamkeit beſchu
glaubt. Ihre Ankläger aber ſind gerade
Namen, wenn die Geſchichte ſie aufbewahr
der bei Condeira gemordeten Profeſſoren
ſchrieben werden ſollten*).

Dieſe Schandthat und ſo viele andere,
Tode Dom Joaos VI. begangen wurden, n
ſtoß für das Volk, um eine auf Recht, auf
religiöſe Principien gegründete Regierung z

Von allen Seiten wurde der Infant beſt
tution aufzuheben und den Königstitel anzun
höfe, Municipalitäten, religiöſe und bürgerlic
Alle ohne Ausnahme beſchworen ihn im N
ihm das Heiligſte ſei, ſo vieler Unordnung

---

*) S. auch Portug. Legitimitätsfrage S. 16: „
Dom Miguel den Ehrentitel eines „„Wüthrichs
beiläufig dieſes. Unter ſeiner

im Lande ein Ende zu machen. Der Infant widerſtand; aber der Ruf: „Es lebe der König Dom Miguel!“ ertönte von allen Seiten und im ganzen Lande wurden Acclamationsakte unterzeichnet.

Dieſer allgemeine Ruf hätte nur durch Blut erſtickt werden können; der Infant hätte ſich entweder an die Spitze der Truppen ſtellen oder auf die Seite der Freimaurer ſchlagen müſſen, um das Volk zu unterdrücken, oder aber er mußte die ihm angebotene Krone annehmen; außerdem blieb ihm zwiſchen dieſen beiden Extremen nur ein einziger Ausweg, dem er endlich vor jenen den Vorzug gab.

Er bat in einer Proklamation das Volk ſich ruhig zu verhalten, indem er demſelben zugleich verſprach, die Succeſſionsfrage einem competenten Tribunal vorlegen zu wollen. Dieſes Tribunal waren, wie es gar nicht anders ſeyn konnte, die drei Stände des Königreiches *).

---

*) Zur Beleuchtung dieſer Frage noch einige Worte. Hätte der Prinz ſich auf die Seite der Freimaurer geſtellt und das Volk unterdrückt, ſo würde er gegen die Gefühle ſeines Herzens und gegen die Stimme ſeines Gewiſſens gehandelt haben; die Krone aber ſofort anzunehmen, dagegen wehrte ſich die Zartheit ſeines Gewiſſens ganz entſchieden; denn wenn auch dem Volke das Recht, ihm die Krone anzubieten — mit anderen Worten das allgemeine Stimmrecht — nicht abgeſprochen wurde, ſo war doch noch feſtzuſtellen, ob auch der Erwählte das Recht beſaß ſie anzunehmen. Wenn aber dieſe beiden Rechte nebeneinander beſtanden, ſo war die Annahme der Krone, wie ſich der Prinz ſelbſt in ſeinem Manifeſte ausdrückte, mehr als ein Recht, ſie war eine Pflicht. Gewiß war dieſe Philoſophie des öffentlichen Rechtes eine entwickeltere, als es die heutige iſt! (Anm. d. Orig.) — Das Hauptwerk über die portugieſiſche Legitimitätsfrage iſt die 1830 in Paris erſchienene Légitimité Portugaise des Baron von Bordigné. 4. p. 752 44. 45. Es iſt ein Quellen- und Urkundenwerk im eigentlichſten Sinne. Kurze, aber ſehr überzeugende, einfache und klare Darſtellungen geben die „Portugieſiſche Legitimitätsfrage“, Köln 1854, S. 17, die, wie oben ſchon bemerkt worden, von einem der tüchtigſten

Kaum war die Zuſammenberufung der drei Stände erfolgt, als in Porto eine Militärrevolution ausbrach. D Revolutionäre erklärten, der Infant befinde ſich nicht im B ſitz ſeiner Freiheit und ſei in Liſſabon in halber Gefange ſchaft; der eigentliche und wohlbekannte Zweck der Empörun aber war der, ſich der Perſon des Infanten zu verſichern u die Zuſammenkunft der drei Stände zu verhindern.

Jeder rechtliche Menſch ſchaudert voll Indignation bei d Erzählung der Abſcheulichkeiten, welche die von Porto au die Provinzen überſchwemmenden wilden Horden verübte um dem Volke die drei revolutionären Tugenden in der Prax zu lehren. Uns genügt es hier zu ſagen, daß ihrem Grimm nichts entging, daß man geſehen hat, wie ſie die achtbarſte Bürger auf den öffentlichen Plätzen arretirten und eine Ze lang unter lautem Hohngelächter mit Ruthen peitſchten; w ſie auch Frauen und zwar in einer ſo grauſamen und en pörenden Weiſe mit Ruthen hieben, daß ſich die Feder ſträub ſolche Schandthaten in der Geſchichte aufzubewahren, und w ſie endlich, um das Maß der revolutionären Gräuelthate vollzumachen, die Gefangenen, welche ſie in den Kerkern a gehäuft hatten, in den untern Raum eines entmaſteten Schiff einſchloſſen, große Maſſen Kalk auf ſie warfen, um ſie

jüngeren Rechtsgelehrten Deutſchlands herrührt, und J. G. C., L Légitimité Portugaise. Die neueren deutſchen Geſchichtſchreib laſſen die ſtaatsrechtliche Frage meiſtens zu ſehr außer Acht u verlieren dadurch den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung Do Miguels. — Ueber die portugieſiſchen Cortes im Beſonderen auch: „Einige Notizen über die Form und das Weſen der Port gieſiſchen Cortes nach den vom Visconde de Santarem II geſa meiten authentiſchen Nachrichten.“ Berlin und Stettin 182 Santarem war Vorſtand des königlichen Archivs da Torre Tombo zu Liſſabon und Mitglied der 1824 von König Johann V ernannten vorbereitenden Commiſſion (Junta praeparatoria welche die Wiederbelebung der alten Cortes als rechtmäßig Nationalrepräſentation einzuleiten den Auftrag hatte.

erſticken, und die Armen dann ſo in dem hermetiſch verſchloſſenen Schiff der Barmherzigkeit der Wogen überantworteten.

Trotz der Bemühungen der Revolutionäre, die Zuſammenkunft der Cortes zu verhindern, fand dieſelbe in Liſſabon ſtatt. Einige Glieder des Clerus und eine Anzahl Procuratoren aus den Provinzen konnten nur mit Gefahr ihres Lebens nach Liſſabon gelangen. Folgendermaßen aber lautete der Ausſpruch dieſer Verſammlung, welche nicht nur eine der achtungswertheſten, ſondern zugleich auch die zahlreichſte geweſen iſt, die Portugal je geſehen hat*):

„Gemäß dem öffentlichen Rechte Portugals könne Dom Pedro als fremder Herrſcher niemals und auf keine Weiſe König von Portugal ſeyn; alle die in dieſer Eigenſchaft von ihm ausgegangenen Akte der Souverainetät ſeien unwiderruflich null und nichtig; alle die dem Dom Pedro in ſeiner Eigenſchaft als König von Portugal, wie auch der durch ihn octroyirten Conſtitution geleiſteten Eide der Unterwerfung ſeien null und nichtig; und der gute Glaube Jener, welche dieſe Akte unterzeichnet und dieſe Eide geleiſtet hätten, deren Gegenſtand dadurch keineswegs weniger unerlaubt geworden, habe abſolut keine Begründung zu irgend einer obligatoriſchen Verpflichtung.“

Man muß wohl bemerken, daß in den drei Ständen nicht nur die ausgezeichnetſten und folglich auch competenteſten Juriſten Sitz und Stimme hatten, um dieſe Nichtigkeitserklärung abzugeben, ſondern daß ſich unter dem Clerus auch alle Biſchöfe des Königreiches, die Prälaten der religiöſen Orden und viele kirchliche Würdenträger befanden, die zum größten

*) Es waren 294 Repräſentanten der Geiſtlichkeit, des Adels und des Volkes erſchienen. Ihre Namen finden ſich bei Bordigné, Légit. Port. im erſten Anhang: Actes des décisions de trois Etats, p. 31 sq.

Theil eine gleiche Competenz in den ſtaatsrechtlichen Frage ihres Heimathlandes beanſpruchen konnten.

Deßhalb mußte von ihrer Entſcheidung an jedes Schwanke und Zaudern aufhören und der Prinz Dom Miguel sein Pflicht eingedenk handeln. Dieß einzige competente Tribuna welches vor Gott und vor der Welt ſeine Entſcheidung abga erklärte vor ganz Europa: „Dom Miguel iſt König vo Portugal!“

Die Revolution hatte ſich für ſtark genug gehalten, de Laufe des Rechtes und der Gerechtigkeit Einhalt zu thun, un ſie wäre es in einem andern, ſeinen angeſtammten Könige weniger ergebenen Lande ſicher auch geweſen. Sie verfüg über viele Hülfsmittel, war Herrin über die zweite Haup ſtadt des Königreiches und vielleicht über die Hälfte d Armee, deren Chefs ihr durch die verwandten Bande de Freimaurerordens angehörten; aber die andere Hälfte ob wenigſtens ein großer Theil der Armee blieb ſeiner Pflic getreu und auf dieſer Seite ſtand auch das Volk.

Binnen fünfzehn Tagen war von den Portugal m einem Jahre 93 bedrohenden Revolutionären ein Theil g Gefangenen gemacht, ein anderer hatte in Spanien ein Aſ geſucht und wieder ein anderer hatte ſich nach England ei geſchifft. Die Entſcheidung der drei Stände wurde ſofo bereitwillig im ganzen Königreich und auf allen überſeeiſche Beſitzungen angenommen, mit Ausnahme der Inſel Tercei (Azoren), wo ein Jägerbataillon und andere Truppen do revolutionäre Geſchrei fortſetzten und allen erdenklichen Unfu ausübten.

Aber der König hatte viele Thränen zu trocknen, vie Wunden zu heilen, während die Revolutionäre nicht di jenigen ſind, welche ſich um die Leiden des Vaterlande kümmern. Die in Portugal zurückgebliebenen unterhielten for während mit den Emigrirten eine enge Communication un ſparten keine Mittel, auch das infamſte nicht, um das Lan in Unruhe und Unordnung zu ſtürzen.

Der Verrath, die Intrigue und die Verläumdung — Alles wurde in's Werk geſetzt, um Verwirrung und Mißtrauen zu ſäen und die legitime Regierung zu hindern, ihren hochherzigen Ideen zu folgen und das Werk der Friedensſtiftung und der Einigung zwiſchen allen Söhnen Portugals zu vollenden. Hier eine Probe, wie der Verrath geübt wurde!

Die Revolutionäre hatten während ihrer Herrſchaft vor der Ankunft des Königs Dom Miguel geſchickt dafür geſorgt, ihre Adepten an die ausgezeichnetſten Stellen ſowohl in der Verwaltung als in der Juſtiz einzuſchmuggeln. Der König hatte nur diejenigen entlaſſen, welche irgend einer verbrecheriſchen Handlung ſchuldig oder den Pflichten ihres Berufes nicht nachgekommen waren. In Betreff der Uebrigen pflegte er, ſelbſt wenn ihm bemerkt wurde, daß ſie Liberale ſeien und folglich kein Vertrauen verdienten, zu entgegnen: „Aber um welcher Thaten willen kann man ſie verdammen? Ideen, welche im Innern verborgen bleiben, ſind keine Vergehen, die man beſtrafen darf. Wir können nichts weiter von ihnen fordern, als daß ſie ihre Pflichten erfüllen.“

Und gerade ſolche Männer waren es, welche die Hochherzigkeit des Königs mit Verrath vergalten. Sie ſchlugen ſich auf die Seite Jener, welche über Verfolgung ſchrien; ſie nannten alle dem König ergebenen und edelgeſinnten Männer Verräther; ſie riefen, der König ſei rings von Feinden umgeben, die Empörung ſtehe im Begriff auszubrechen und müſſe vor ihrer Geburt erſtickt werden. Und ſo lauteten ihre Anzeigen und Mittheilungen an die Regierung, wobei ſie ſich einen ſolchen Schein von Ueberzeugtheit zu geben wußten, daß Niemand wagte an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln. Ja, um ſich mehr Glauben zu verſchaffen, denuncirten ſie zuweilen ſogar Liberale, die nur mit Worten zu weit gingen, während ſie denen, die liſtig und verſchmitzt ihr Spiel im Dunkeln trieben, zugleich Schutz gewährten; mit jenen erſteren Liberalen aber denuncirten ſie auch viele friedliche und der Sache der Legitimität oftmals warm ergebene Bürger als Revolutionäre.

Lange Zeit hatte man von dieſer Art Verrath kei
Kenntniß und würde ſie vielleicht noch nicht haben, wenn m
nicht unter den Papieren eines dieſer Männer ein freima
reriſches Rundſchreiben gefunden hätte, das mit dem Nam
Gracchus unterzeichnet war und folgende Stelle enthiel
„Man muß dem Dom Miguel durchaus die Mittel nehme
zu regieren. Sie dürfen keine Gelegenheit verſäumen, Jede
wer es auch ſei, ſelbſt einen unſerer Brüder zu compromittire
wenn er ſich friedlich verhält und uns zu nichts dient. Ui
alles dieß muß mit möglichſt viel Lärm in der Art geſchehe
daß Sie dadurch das Vertrauen der Regierung gewinnen u
das Entſchlüpfen der Angeklagten begünſtigen. Handeln S
nach dieſen Inſtruktionen, ſo werden Sie der Sache der Fr
heit einen Dienſt erweiſen, den man nicht vergeſſen wird.“

Zur ſelben Zeit, als ſich die Verrätherei in ſo ſchamloſ
Weiſe bethätigte, wußte ſie ſich auch in die Kaſernen einz
ſchleichen. Man verſtreute dort fremdes Geld mit vollen Händ
und es gelang, ein ganzes Regiment der Garniſon von Liſſ
bon aufzuwiegeln. Die Empörung wurde zwar bezwunge
aber erſt nachdem viel Unglück geſchehen, wozu namentlich d
Ermordung des vortrefflichen und dem König treu ergeben
Grafen de San Martinho zu zählen iſt.

Während die Verrätherei auf dieſe Weiſe ihre Netze au
warf, blieb die Intrigue als Bundesgenoſſin nicht müßig. S
hatte ihre Leute, die aller Orten umhergingen und gelegentli
fallen ließen, gegen dieſe oder jene Perſon ſei eine Verfolgur
im Gang; häufig wurde dieſen Andeutungen und ſcheinbar
Warnungen Glauben geſchenkt, die Betreffenden verbarg
ſich oder flüchteten und vermehrten ſo wider ihren Willen d
Menge der Revolutionäre.

Hier möge ein Beiſpiel dieſer Verfahrungsweiſe folge
um eine Vorſtellung von der ganzen Schlechtigkeit jener Part
zu geben. Eines Morgens in aller Frühe wird an die Thü
des Marquis de Pombal gepocht. „Es wird Jemand in ſel
wichtigen und dringenden Geſchäften ſeyn“, denkt der Marqu

und befiehlt zu öffnen. Da erſcheint ein Freund des Marquis ganz athemlos und ruft: „Retten Sie ſich, Herr Marquis!“ „Aber warum? Iſt Feuer im Schloß ausgebrochen?“ „Nein, Herr Marquis, aber noch vor Mittag werden Sie verhaftet werden. Ein Freund, der mir das Wort abgenommen hat, niemals ſeinen Namen zu verrathen, hat mir im Vertrauen dieſe Mittheilung gemacht, die er ſelbſt aus den beſtunterrichteten Quellen geſchöpft hat. Ein engliſches Schiff iſt bereit, Sie aufzunehmen.“ Der Marquis runzelt die Stirne und entgegnet nach einigen Minuten des Nachdenkens: „Ich danke Ihnen für ſo viel Intereſſe für mich, mein Herr; wenn ich mich zur Abreiſe entſchließe, werde ich Sie davon benachrichtigen. Auf Wiederſehen!“

Kurz darauf begibt ſich der Marquis in den Palaſt des Herzogs von Cadaval, der an der Spitze des Miniſteriums ſtand. Der Herzog empfing ihn mit der gewohnten liebenswürdigen Artigkeit und die zwiſchen ihnen ausgetauſchten Worte verrathen nichts von dem, was dem Marquis hinterbracht worden war; Neugierde und Spannung entlockten ihm endlich die Frage: „Hat ſich nichts ereignet, was mich betrifft?“ „Doch“, antwortete der Herzog; „ich wollte Sie ſoeben davon in Kenntniß ſetzen.“ Der Herzog erhebt ſich, um nach ſeinem Portefeuille zu greifen. Für den Marquis tritt ein Moment peinlicher Unruhe und Beſorgniß ein. Da wendet ſich der Herzog mit verſiegelten Briefen in der Hand zu ihm und ſagt: „Der König hat die Gnade gehabt, Sie zum zweiten Chef ſeiner tapfern royaliſtiſchen Bataillone zu ernennen; hiemit überreiche ich Ihnen die betreffenden Dokumente.“ Die Ueberraſchung des Marquis läßt ſich denken.

Was die Verläumdung betrifft, ſo braucht man kaum ein Wort zu verlieren, um ihre Exiſtenz und ihre cyniſche Frechheit zu beweiſen. Es wird am Orte ſeyn, die Aeußerung eines revolutionären Portugieſen bei einer der Gelegenheiten, wo das Licht der Wahrheit die Finſterniß der Lüge durchdringt, über dieſen Gegenſtand hier anzuführen. Seine Worte

lauten: „Um Dom Miguel als Schuldigen hinzuſtellen, u
ihm ein Verbrechen zur Laſt zu legen, braucht man kei
wahre, ja nicht einmal eine wahrſcheinliche Thatſache anz
führen; es genügt, daß ſie überhaupt möglich ſei.“ Das i
der Cynismus der Infamie.

Die Autorität der Zeugniſſe, auf welche man ſich berufe
kann, um die perſönliche Ehre und die moraliſchen Eige
ſchaften des Königs Dom Miguel mit Koth zu bewerfe
liegt jetzt offen zu Tage: es iſt die Autorität der Verläumdun
und immer der Verläumdung!

„Doch nicht immer!“ wenden manche ehrenwerthe Leut
deren es unter den Gegnern des Königs Dom Miguel wir
lich, jedoch in geringer Anzahl gibt, dagegen ein. „Ihr mü
uns zugeben, daß es keine Verläumdung iſt, wenn man d
Regierung des Prinzen der Tyrannei beſchuldigt. Wir wolle
einräumen, daß der Prinz betreffs ſeiner perſönlichen Eige
ſchaften verläumdet worden; ganz anders aber verhält
ſich mit dem, was über ſeine Regierung geſagt worden i
Wenn man auch gewiſſe ſtrenge Maßregeln entſchuldigen kan
die gegen Agitatoren und zur Unterdrückung der Unruhen g
troffen wurden, ſo wird man es doch niemals rechtfertig
können, daß man über dreißig bis vierzig Perſonen weg
politiſcher Vergehen das Todesurtheil ausgeſprochen hat. Ma
entgegnet uns zuweilen, daß auf der Inſel Terceira die R
gentſchaft im Namen Dom Pedros und in Oporto die R
gierung deſſelben Dom Pedro Gleiches gethan habe: ma
kann aber daraus keinen weiteren Schluß ziehen, als da
eben auf beiden Lagern die Tyrannei herrſchte.“

In dieſer Beurtheilung liegt etwas Ungenaues und U
beſtimmtes. Was nennt man Tyrannei? Kann man es T
rannei nennen, wenn den Geſetzen Folge geleiſtet wird -
und zwar nicht Geſetzen, welche man ad hoc gemacht ha
ſondern Geſetzen, welche man als ſchon gegeben in voll
Geltung vorgefunden hat?

Auf der Inſel Terceira hat man erſchoſſen, gepeitſch

mit Stockschlägen zu Tode geprügelt — welchem Gesetze zu Folge? Wo sind die Prozeßakten, welche uns die Gesetzmäßigkeit, mit welcher man vorgegangen ist, darthun können und die uns beweisen, daß sich die Tribunale mit Ruhe ausgesprochen und den Angeklagten die Möglichkeit der Vertheidigung gegönnt haben? Nirgendwo Gesetze, nirgendwo Tribunale, nirgendwo Vertheidigung, nirgendwo Prozesse! Auf Terceira war das Todesurtheil wie in der Türkei die Sache einiger müßigen Augenblicke.

In Portugal, wo, wie es heißt, der Despotismus auf dem Throne saß, richteten die Tribunale nach den Gesetzen, die sie zuweilen milderten, und man kann dort noch die Prozeßakten finden, aus denen sich der Beweis ergibt, daß das Todesurtheil selbst dann nicht bloß die Sache eines Federzuges war, wenn man mit Verbrechern zu thun hatte, deren empöreriſche That mit dem Blute achtungswerther Bürger besudelt war, wie es bei dem Aufstande des 4. Regimentes in Lissabon der Fall war.

Zehn Jahre zuvor hatte man dieselben Gesetze in all ihrer Strenge in Ausübung gebracht, und zwar nicht in Sachen einer ausgeführten, von Mord und Raub begleiteten Empörung, sondern nur wegen des Versuchs einer solchen, und demungeachtet hat man den König Johann VI. niemals einen Tyrannen genannt.

In allen diesen Fällen aber darf man nicht vergessen, daß es die Tribunale waren, die das Urtheil sprachen, und nicht der König, und daß diese Tribunale nach seit langer Zeit geltenden Gesetzen urtheilten, nicht nach Gesetzen, die, wie es bei den Revolutionären geschah, erst gemacht wurden.

Manchem dürfte ein weniger strenges Verfahren angemessen erscheinen, während ein Anderer es für unvermeidlich erachtet. Von der einen Seite erklärt man sich gegen die Todesstrafe überhaupt, auf der andern hält man sie für eine traurige Nothwendigkeit; das Herz des Wohlwollenden neigt sich immer jenen, der Verstand dagegen, dem Herzen zum

Trotz, dieſen zu; und ſo iſt derjenige gewiß zu beklagen, der in ſeinen Händen die Wage der Gerechtigkeit zu halten hat. Die Geſchichte berichtet uns, Titus habe bei Unterzeichnung eines Todesurtheiles Thränen vergoſſen; aber er unterzeichnete es doch. Wie viele Todesurtheile blieben unvollführt, wenn die Thränen derjenigen, welche ſie unterzeichnen müſſen, ſie auslöſchen könnten!

Seit der Thronbeſteigung des Königs Dom Miguel hatten beinahe alle Großmächte ihre in Liſſabon befindlichen Geſandten zurückberufen; aber ungeachtet der Ermuthigung, welche die revolutionären Anführer aus dieſem Verfahren der Diplomatie ſchöpften, durfte ſich die legitime Regierung doch als geſichert betrachten, indem ſie ſich auf die Ergebenheit des beſſeren Theiles ihres Volkes ſtützte. Am erſten hatte die engliſche Regierung, an deren Spitze Lord Wellington ſtand, ihre Bedingungen, unter welchen ſie Dom Miguel anerkennen wollte, geſtellt; Frankreich, Oeſterreich und Rußland ſchloſſen ſich ihr an. Die Kabinette aller dieſer Großmächte forderten die Verheirathung des Königs mit der Prinzeſſin von Grao Pará und eine Amneſtie. Hierauf entgegnete die portugieſiſche Regierung: „Wir ſind bereit, auf die Vorſchläge der Großmächte einzugehen und wünſchen uns nachgiebig zu zeigen; aber niemals werden wir uns entſchließen, dieſe Vorſchläge als geſtellte Bedingungen anzunehmen. Wenn das Land unabhängig iſt, wenn das Recht auf unſerer Seite ſteht, ſo fehlt es den Großmächten nicht an Grund, uns anzuerkennen. Uebrigens rechnen Sie auf unſeren guten Willen!“

Lord Wellington hat im Jahre 1830 dieſem würdigen Verhalten der Regierung im Oberhaus ein glänzendes Zeugniß ausgeſtellt*). Aber die aus Portugal verjagte Revolution

*) „The Duke of Wellington, Lord Aberdeen, Sir Robert Peel, Lord Lyndhurst and others defended Miguel; but their arguments, however cogent, were of little avail against the fierce tide of *popular prejudice*, *unremittingly stimulated by the*

nahm ihren Sitz auf dem Throne des hl. Ludwig. Der Sturz des Miniſteriums Wellington ließ nicht auf ſich warten; und von jenem Augenblick an haben ſich die engliſche und franzöſiſche Regierung mit ſtets wachſender Feindſeligkeit gegen Portugal benommen.

Jeder Tag brachte Gelegenheit zu neuen Streitigkeiten; man ſuchte nach Klagegründen und fand ſie in Maſſe. Um ihre Begründung und Gerechtigkeit zu zeigen, genügt folgende Geſchichte.

Ein nach Portugal gekommener franzöſiſcher Perückenmacher war eines Tages in eine Kirche gegangen, wo eben die ewige Anbetung gehalten wurde. Nachdem er einige weniger auffallende Unehrerbietigkeiten ausgeübt, wandte er ſich an einige fromme Frauen, die ſich in ſeiner Nähe befanden, begann ſich frech gegen dieſelben zu benehmen, ſteigerte ſeine Unverſchämtheit bis zum empörendſten Grad und warf endlich, um das Maß der Gemeinheit voll zu machen, den Prieſter eben in dem Augenblick da derſelbe mit dem Allerheiligſten den Segen ertheilte, mit Koth! Man arretirte ihn und machte ihm als Gottesſchänder den Prozeß; die Regierung Louis Philipps aber hatte nichts Eiligeres zu thun als dem Elenden zu Hülfe zu kommen; ſie bewirkte ſeine Freilaſſung und verlangte ſogar die Abſetzung der Richter, welche den Prozeß geführt hatten!

Die portugieſiſche Regierung widerſetzt ſich ſolchen brutalen Zumuthungen, und die franzöſiſche Regierung antwortet ihr darauf aus dem Munde der Kanonen. Eine Escadre unter dem Commando des Admirals Rouſſin erſcheint im Hafen von Liſſabon, beſetzt die Paſſage, greift ohne vorhergegangene Kriegserklärung die portugieſiſche Escadre an, die im Tajo vor Anker liegt und führt ſie nach Frankreich. Die Revolu-

---

declamations of the press". Portuguese Politics, Blackwood's Edinburgh Magazine. Nr. CCCCXXXI. Sept. 1851 p. 350.

tionäre in Portugal ſpendeten dieſem gemeinen Schimpf, d
ihrem Vaterlande von der rohen Gewalt zugefügt wurd
ihren Beifall, weil Alles in Uebereinſtimmung mit ihn
geſchehen war; denn ſie hatten verſprochen, ſich bei Annähe
ung des Feindes zu erheben, was ſie aber doch, als d
Moment kam, aus Furcht unterließen.

Die von allen ihren Alliirten verlaſſene und von Schwieri
keiten rings umgebene portugieſiſche Regierung mußte ſi
dieſe niederträchtige Beleidigung gefallen laſſen, die wo
einer der ſchimpflichſten Flecken in der Geſchichte Lou
Philipps zu nennen iſt.

Zu derſelben Zeit wurde Dom Pedro von den Rev
lutionären, zu deren Chef er ſich gemacht hatte, aus Braſili
vertrieben. In Europa angekommen machte er ſich zu
Mittelpunkt der revolutionären Beſtrebungen aller europäiſch
Länder. Er hatte Geld und folglich fehlte es ihm nicht a
Soldaten.

Dieß Geld aber gehörte Portugal, und Braſilien ſoll
es nach dem Vertrag von 1825 an die engliſchen Gläubig
zahlen. Man führte mit Portugal Krieg, indem man ſi
portugieſiſchen Geldes zu dieſem Zwecke bediente, und ve
wickelte zugleich die portugieſiſche Regierung in neue Be
legenheiten mit England.

In den engliſchen und franzöſiſchen Häfen wurde d
Expedition Pedro's vorbereitet, und alsbald wüthete ein bl
tiger, durch die aus den beiden genannten Ländern ſtets au
neue eintreffenden Verſtärkungen zwei Jahre lang unte
haltener Krieg; als aber ungeachtet aller Bemühungen d
Standhaftigkeit des portugieſiſchen Volkes, das für ſeine R
ligion, für ſein Vaterland und für ſeinen König kämpft
nicht beſiegt werden konnte, faßten Louis Philipp und d
engliſche Regierung den Entſchluß, die Maske der Neutralit
abzulegen und ſich offen gegen den legitimen König vo
Portugal zu erklären.

Gleichzeitig brach in Spanien ein ganz ähnlicher Kam

aus. Don Fernando VII. war geſtorben; dem ſaliſchen Geſetze nach fiel die Krone dem Bruder des verſtorbenen Königs Don Carlos, dem Onkel des Königs von Portugal zu; Andere aber, und auf ihrer Seite befanden ſich die Liberalen, behaupteten das ſaliſche Geſetz ſei legitimer Weiſe erloſchen. Das aber, was gar keinen Zweifel aufkommen ließ, war der Umſtand, daß die Frage des Erbrechtes wie in Portugal auch die Frage der Revolution war.

Don Carlos zog ſich nach Portugal zurück. Alsbald erhielt der als Geſandter am Hofe Dom Miguels anweſende General Cordova von ſeiner Regierung den Befehl, ſich beim Könige vorzuſtellen und ihm zu notificiren: die ſpaniſche Regierung habe bis jetzt dem Drängen Frankreichs und Englands, einen Vertrag zwiſchen Dom Pedro und der franzöſiſchen, engliſchen und ſpaniſchen Regierung, die Vertreibung Don Carlos und Sr. Majeſtät von der iberiſchen Halbinſel betreffend, abzuſchließen, widerſtanden; es ſtehe nun eine ſpaniſche Armee von 40,000 Mann unter dem Commando des Generals Rodil an den Grenzen Portugals; wenn Se. Majeſtät ihren Onkel Don Carlos bewege, Portugal zu verlaſſen, ſo werde die ſpaniſche Armee dem König gegen ſeine eigenen Feinde beiſtehen; im entgegengeſetzten Falle aber werde der Vertrag unterzeichnet werden und dieſelbe Armee in Uebereinſtimmung mit Dom Pedro, Frankreich und England gegen Se. Majeſtät wirken.

Der König Dom Miguel ertheilte folgende Antwort, die allein genügen könnte, ſeinen Charakter zu kennzeichnen: „Sagen Sie Ihrer Regierung, daß mein Onkel Don Carlos hier das Aſylrecht hat und daß mir die Pflicht obliegt, ihm daſſelbe zu ſichern. Wenn meine Krone mir vom Haupte fällt, wird ſie fallen, ohne durch ähnliche Akte der Feigheit befleckt zu ſeyn“ *).

Der Vertrag, den man die Quadrupel-Allianz genannt

*) S. auch Portug. Legitimitätsfrage. S. 14, 15.

hat, wurde unterzeichnet; die ſpaniſche, mit den Truppen Dom Pedro's vereinigte Armee beſetzte ſofort die Grenzen und der Colonel Wilde präſentirte ſich dem König, um ihm im Namen der engliſchen Regierung zu erklären, daß der Vertrag unterzeichnet ſei, daß die engliſchen und franzöſiſchen Escadres ſowohl, als ihre Armeen in Uebereinſtimmung mit den ſpaniſchen vorgehen würden, daß folglich aller Widerſtand unnütz ſei und nur Blutvergießen herbeiführen werde.

Das Herz des Königs ließ ihn nie unnützer Weiſe Blut vergießen. Eine Convention wurde unterzeichnet. Die Revolution frohlockte über einen jener Triumphe, welche die Schmach des Siegers und die Ehre des Beſiegten ſind.

Als die Soldaten ihre Waffen niederlegen mußten, zerſchmetterten ſie dieſelben am Boden und Thränen des Schmerzes ſtrömten von ihren Wangen*). Und die Folgen haben gezeigt, daß dieſe Thränen berechtigt waren; denn Jene von ihren Gefährten, die ihr Leben auf dem Schlachtfeld verloren hatten, ſind weniger unglücklich geweſen, als ſie es wurden.

Auf den Wegen, welche ſie zu paſſiren hatten, oder am häuslichen Herde erwartete dieſe Tapferen ein ſchmählicher Tod. Der Dolch, dieſes wandelnde Schaffot in den Händen der Feigen, verſchonte Niemand. Generale, Offiziere, Prieſter, Mönche, Beamte, Adelige, Plebejer, alle ſind auf den Gaſſen und Straßen, auf den öffentlichen Plätzen oder im häuslichen Kreiſe unter den Augen der Ihrigen, ja ſogar in der Kirche, gemordet worden.

Der päpſtliche Nuntius wurde aus Portugal vertrieben; ebenſo die Jeſuiten, welche der König Dom Miguel zurückberufen hatte; alle Mönche, alle Prieſter der geiſtlichen Corporationen wurden aus ihren Klöſtern vertrieben, all ihr Eigenthum confiscirt**). Die Biſchöfe wurden von ihren

*) Wie die Offiziere Dom Miguels dieſem ihre Treue bewahrten, ſ. in Portuguese Politics, Blackwood's Edinburgh Magazine Nr. CCCCXXXI. Sept. 1851. p. 353.

**) Ueber die Confiskation der Kloſtergüter äußert ſich der (prote-

Bisthümern, die Pfarrer von ihren Pfarreien verjagt und an ihre Stellen Eindringlinge gesetzt. Zwei Bischöfe sind in unerhörter Weise gepeitscht worden.

---

stantische) Geograph Ungewitter, Neueste Erdbeschr. Bd. II, S. 18 der II. Aufl.: „Man sieht, daß die von Dom Pedro und seinen Anhängern in Beschlag genommenen reichen Klostereinkünfte (die von Alcobaça allein beliefen sich auf mehr als ¼ Mill. Gulden jährlich) in die Staatskassen nicht geflossen seyn können, denn sonst müßten diese stets gefüllt seyn, und ebensowenig dem portugiesischen Volke zu Gut gekommen sind, denn diesem ist bis jetzt nicht eine einzige Steuer erlassen oder auch nur vermindert, vielmehr sind ihm sogar zu den alten Steuern seit 1834 neue aufgebürdet worden. Demnach liegt schon die Vermuthung sehr nahe, daß sie dazu gedient haben, die Beschlagnehmenden selbst zu bereichern. Und so verhält es sich auch; ja, es ist Thatsache, daß man förmliche Entwendungen im gemeinsten Sinne nicht verschmäht und werthvolle goldene Kreuze und andere aus Klöstern geraubte Kostbarkeiten auf englische Schiffe geschleppt und so aus dem Lande geschafft hat." Derselbe Schriftsteller äußert sich S. 19, 20: „Johann VI. kehrte 1821 nach Portugal zurück; sein ältester Sohn, Dom Pedro, der in Brasilien geblieben war, erklärte sich 1822 zum unabhängigen Kaiser dieses Landes und schloß sich dadurch von der Thronfolge in Portugal aus. Denn als die Cortes von Lamego (die gesetzmäßigen Landesorgane seit 1143) das Haus Braganza auf den portugiesischen Thron beriefen oder vielmehr diese Thronberufung in staatsgrundgesetzlicher Form sanktionirten, erklärten sie (um nämlich der Wiederholung eines ähnlichen Falles, wie seit 1580 mit Spanien, ein für allemal vorzubeugen) in ihrem Manifeste vom Jahre 1641 jeden, eine fremde Krone tragenden Fürsten für ausgeschlossen von dem portugiesischen Thron, und zwar so entschieden davon ausgeschlossen, daß das bloße Faktum des Tragens einer fremden Krone hinreichen würde, um an deren Besitzer das Thronfolge-Recht in Portugal nicht gelangen zu lassen. Da nun zur Zeit der durch Johann VI. Tod 1826 eingetretenen Erledigung des portugiesischen Throns Dom Pedro die Kaiserkrone Brasiliens auf seinem Haupte trug, so konnte auch nicht einmal das Recht an die Nachfolge auf diesem Thron, kraft jener schon zwei Jahrhunderte bestandenen Thronfolgeordnung, auf ihn übergehen, selbst dann nicht, wenn er die brasilianische Krone niedergelegt hätte. Wenn er also dennoch (wie er wirklich

Wenn die Gefangenen vor die Richter geführt wurden, folgte ihnen der Sarg; auf dem Wege wurden sie getödtet. Oftmals blieben die Leichen auf offenen Plätzen, ja sogar mitten auf den Straßen liegen, und Niemand wagte im Vorübergehen bei ihnen zu verweilen; denn dieß hätte wie Mitleid aussehen können und wäre ein Verbrechen daraus gemacht worden. An einem Maitage wurde der Offizier Pitta Bezerra getödtet, als er den Gerichtshof verließ, und vom frühen Morgen bis zum Abend durch alle Straßen Oporto's geschleift. Es waren die schrecklichsten Blutsaturnalien! Zwei Jahre später veröffentlichte ein ehrenwerther Mann von der liberalen Partei das statistische Verzeichniß der Meuchelmorde und constatirte, daß mehr als fünf Tausend Personen ermordet worden waren!

Was den König betrifft, so war man übereingekommen, daß er sich auf einem englischen Schiffe, das ihn zu Sines erwartete, einschiffen sollte. Ueber zweihundert Meuchelmörder hatten Lissabon verlassen, um ihn zu tödten; aber als sie ihr

---

that) über den portugiesischen Thron zu Gunsten seiner Tochter verfügte, so war dieß an und für sich null und nichtig und nicht viel besser, als wenn er über irgend einen anderen europäischen Thron verfügt hätte. Vielmehr ging nach jener nämlichen gesetzlichen Bestimmung das Thronfolgerecht eo ipso auf Johanns VI. zweiten Sohn, Dom Miguel über, den denn auch die 1828 einberufenen Cortes von Lamego, im Einverständniß mit der großen Mehrheit des portugiesischen Volkes, als rechtmäßigen König anerkannten, und der ohne Zweifel bis auf den heutigen Tag sich behauptet haben würde, wenn er einerseits nicht die ernstliche Absicht gezeigt hätte, Portugal von der drückenden politischen und commerciellen Abhängigkeit, in die es seit Cromwell und durch den sog. Methurn-Traktat von 1703 zu England gerathen war, frei zu machen, und andererseits nicht der Einführung des modernen Constitutionswesens in Portugal, als unvereinbar mit den dortigen Zuständen und daher verderblich für des Landes Wohlfahrt (wie der Erfolg gelehrt hat), standhaft sich widersetzt hätte." Ueber die unglücklichen finanziellen Zustände Portugals vergl. auch J. G. C., La Question Portugaise.

Ziel erreichten, war der König ſchon an Bord des engliſchen Schiffes und der Streich ſchlug fehl.

Um ſich zu entſchädigen, wurde Alles, was dem König gehörte, confiscirt: die Caſa d'Infantado, alle Grundſtücke welche er gekauft hatte, Möbel, Edelſteine, alle ſeine Bagage — kurz, man nahm ihm Alles, was ihm gehörte, nicht einmal die für ſeinen Gebrauch beſtimmte Wäſche ausgenommen. Man entzog ihm das Erbe der Königin, ſeiner Mutter, wie auch das ſeiner Schweſter, der Infantin Maria, welche ihn zu ihrem Univerſalerben ernannt hatte.

Um die Nuancen der Charaktere recht ſichtbar zu machen, muß hier bemerkt werden: der König Dom Miguel hatte ſeinem Bruder Dom Pedro Alles, was demſelben aus der Erbſchaft ſeines Vaters, des Königs Johann VI., gehörte, überſendet, und ſelbſt während des Krieges wurde der Geburtstag Dom Pedros immer als Galatag ausgezeichnet, wie es am portugieſiſchen Hofe der Brauch war. Es iſt dieß ein nicht zu überſehender Contraſt.

Im Jahre 1846 machte das portugieſiſche Volk einen Verſuch, ſeinen König wieder auf den Thron zurückzuführen; im Jahre 1847 aber fiel eine vom General Conha commandirte ſpaniſche Armee in Portugal ein und zwang das Volk die Waffen niederzulegen.

Noch heute richten die beſten Männer Portugals ihre Augen voll Thränen auf dieſe königliche Familie, welche jetzt in Bronnbach verweilt. „Dort", ſagen ſie, „ruhen unſere Hoffnungen, dort erhält der oberſte Herrſcher über Reiche und Gewalten das Mittel zur Beglückung dieſes Volkes, von dort aus wird ein neuer Tag des Glanzes für die Kirche und des alten Ruhmes für Portugal anbrechen!"

Und noch immer kann man ſagen: Dom Miguel ſei ein Tyrann geweſen! Wann wurden Tyrannen ſo von ihren Unterthanen geliebt? wann waren ſie je ihrem Volke ſo theuer?

IV.

Der neueste Roman von Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Peregrin. Zwei Bände. Mainz bei Kirchheim 1864.

Wir verzeichnen es mit Vergnügen, daß unsere einheimische poetische Literatur auf dem Gebiete, das gegenwärtig den Geschmack der Lesewelt am meisten beherrscht, mit jedem Jahr sich zusehends vermehrt. Ring um Ring setzt sich an der noch kleinen aber gediegenen Kette neuer christlicher Romane an, die durch ihren Inhalt ganz geeignet sind, den heute allgemein erkannten Grundsatz praktisch zu erhärten, daß, wie die schlechte Presse nur durch die gute Presse, so der schlechte Roman am besten durch den guten Roman bekämpft werde.

Während wir früher Werke dieser Art nur vom Ausland, namentlich von England, Spanien und Italien erhielten, können wir nun bereits auf einen schätzbaren Grundstock deutscher Originale und auf Namen von bestem Klang hinweisen, die den Roman der Gegenwart mit Glück bebauen. Obenan steht hier Gräfin Hahn-Hahn, die uns soeben mit ihrem vierten Romane beschenkt, und August Lewald, aus dessen Feder wir gleichfalls demnächst wieder ein zeitgenössisches Gemälde zu gewärtigen haben. Auch Conrad von Bolanden hat es neuerdings mit dem Zeitroman versucht und einen ganz tüchtigen Griff gethan. Seine „Aufgeklärten" (Mainz, Kirchheim 1864) sind gewiß ein zeitgemäßes Thema und sie sind zugleich das Produkt einer reichen Begabung und einer naturwüchsigen Frische, worin dem Rattenkönig der modernen

Aufklärung derb und ungeberdig der Hohlſpiegel vorgehalten wird; es iſt nur Schade, daß es der Verfaſſer an dem rechten Maß und an der feinern Durcharbeitung hat fehlen laſſen, die Wirkung ſeines Buches müßte eine ungleich größere ſeyn.

Im wohlgeordneten Beſitz ihres geiſtigen Schmuckes tritt Gräfin Hahn-Hahn in „Peregrin“ wieder auf den Platz. Bei ihr ſteht den hohen Intentionen eine dieſen gewachſene geſtaltende Kraft zur Seite, und dieſer Kraft wieder eine Herrſchaft über die vollendete Form, die jede ihrer Arbeiten zum Kunſtwerk ſtempelt. In der geregelten Concordanz dieſer drei Faktoren liegt wohl jenes Etwas, das die Lektüre ihrer Schriften, wie man auch ſonſt über Einzelnheiten denken möge, zum Genuß macht. Vom Peregrin iſt das aufs neue zu beſtätigen.

Wer eine neue Erzählung der Gräfin Hahn in die Hand nimmt, weiß zum voraus, daß er es mit dem religiöſen Roman zu thun hat. Die Tendenz des Peregrin ſteht überdieß auf dem Titelblatt zu leſen, in dem Motto, das die Verfaſſerin dem heiligen Anſelm von Canterbury entlehnt hat: „Wenn Einer dir ſagt: blicke rückwärts, ſonſt ſtürzt die ganze Welt in Trümmer; — und wenn Gott dir dieß verbietet: ſo ſollſt du Gott gehorchen, wenngleich die ganze Welt in Trümmer ſtürzt.“ Dieß, angewendet auf die Ehe und Eheſchließung im ſtrengkirchlichen Geiſt, und erläutert an dem Schickſal zweier Generationen gemiſchten Bekenntniſſes — bildet die Grundidee der Geſchichte. Der Schwerpunkt des Conflikes, der aus den gegebenen Miſchungen entſpringen muß, wird jedoch weniger in den dogmatiſch-confeſſionellen Gegenſatz gelegt, als in den Gegenſatz von Glauben und Unglauben oder, was mit dieſem zuſammenfällt, Indifferentismus. Menſchen, die noch aus der frivolen Generation der Encyklopädiſten ſtammen, treten in Beziehungen zu ſeelenvollen weiblichen Weſen, deren ganzes Leben in Glauben getaucht iſt, und aus dem Schooße dieſer Verbindungen heraus wachſen die Spannungen naturgemäß in die Höhe, Conflikte die die tiefſten Saiten und die höchſten Fragen berühren. Ein Geſchick ſolcher Art vollzieht ſich zuerſt an der iriſch-römiſchen Columba, einer „chriſtlichen Pſyche“

nach der ſchönen Schilderung der Verfaſſerin; und an dem Schickſal ihrer Tochter Heliade, die nicht umſonſt in der mütterlichen Leidensſchule großgeworden, erreicht dann der Conflikt, durch den verdoppelten Widerſtreit gegen die eigene Herzensneigung und gegen die kindliche Liebe, die höchſtdenkbare dramatiſche Spitze und jenen Punkt der Entſcheidung, wo das Motto aus dem heiligen Anſelm ſeine Illuſtration empfängt.

Der Träger der Idee iſt darum nicht ſowohl der Titelheld Peregrin, obgleich dieſer das weſentlichſte romanhafte Element beibringt, als vielmehr Heliade, eine jener idealiſchen weiblichen Geſtalten, wie ſie uns die Dichterin ſo reizend zu ſchaffen verſteht; Heliade, „die kleine Fee mit den Siriusaugen“ anfänglich nach dem bewundernden Ausdruck Peregrins, und dann in ihrem ſpätern Leben eine andere Vivia Perpetua, eine demüthig energiſche weibliche Natur, energiſch im Entſagen, im Dulden und im Ueberwinden. Die Verfaſſerin pflegt den Lebensgang ihrer Helden in den entſcheidenden Situationen gerne durch ein ähnliches Beiſpiel aus der Heiligenlegende zu illuſtriren. So erhält Heliade für ihr Schickſal ein paſſendes Vorbild in der ſchönen Geſchichte der heiligen Vivia Perpetua, der edlen Carthagerin aus der Zeit des Septimius Severus, die gegen den Willen und das ſchmerzliche Widerſtreben des eigenen Vaters den Triumphweg zum Martyrium im Amphitheater ging. So im rechten Zeitpunkt und in vorbereiteter Stimmung das Spätere durch das Frühere zu beleuchten: dazu beſitzt die Gräfin Hahn eine beſondere Kunſt, und ſie erzielt auch im vorliegenden Fall mit dem Parallelismus die wohlthuendſte Wirkung. Die Löſung der Geſchichte iſt übrigens dießmal nicht eine tragiſche, ſondern eine mild verſöhnende, das Gemälde einer langſamen großartigen Seelenführung, worin die ſchön angelegten Charaktere der beiden Hauptperſonen auf einſamen Wegen für einander erzogen werden. „Wir brauchen ſtarke Herzen in unſerer Zeit“: ſagt die Verfaſſerin irgendwo, und das hat ſie uns hingeſtellt in den beiden Helden, dem männlichen und dem weiblichen, Peregrin und Heliade.

Ueber die Ausführung im Einzelnen haben wir, nach

unſern frühern Beurtheilungen, nicht nöthig uns eingänglich zu verbreiten, und bemerken wir nur im Allgemeinen, daß die Darſtellungskraft der Dichterin uns aufs neue mit Bewunderung erfüllt hat, ohne uns gegen einzelne Mängel blind zu machen. Zu den letztern zählen wir den Gebrauch ſo romanhafter Mittel, wie es Entführung, unterſchobene Kinder und ein paar geſchraubte Effektſcenen ſind; ungewöhnliche Verhältniſſe ſcheinen überhaupt zu den Requiſiten ihrer Gemälde zu gehören, wobei man freilich auch gleich hinzuſetzen muß, daß ſie dieſelben ſpannend anzulegen und pikant auszuarbeiten die Fähigkeit beſitzt. Hält man die vier Romane der Gräfin zuſammen, ſo läßt ſich nicht verdecken, worauf wir ſchon bei der Beſprechung ihrer vorletzten Erzählung hindeuteten, daß ſie in vielen Dingen und Motiven ſich außerordentlich ähnlich ſehen. Das liegt wohl zu einem Theil in der Tendenz des religiöſen Romans überhaupt, um deſſen Bebauung ſich die Frau Gräfin nun einmal und mit nicht zu unterſchätzendem Erfolg angenommen hat, und zu einem andern Theil in der Individualität der Verfaſſerin, die ſich ohne Zweifel die kluge Beſchränkung auferlegt, nicht über ihren Kreis hinauszugehen und nur das zu geben, was ſie kennt, beobachtet und innerlich erlebt hat. Dieſer Kreis aber iſt ein ziemlich ſcharf umzogener. Die Romane der Gräfin Hahn-Hahn tragen alle das Siegel einer ganz beſtimmten Individualität, einer Phyſiognomie die mit gar keiner andern zu verwechſeln iſt. Ausdruck, Ton und Vortrag athmen in allen ſo ſehr ihren Geiſt, dieſen ausgeprägten, corusciren den Geiſt, daß ſie augenblicklich erkannt wird und ſie ſelber bleibt vom Eingang bis zum Schluſſe. Hierin eben liegt zugleich ihr Vorzug und ihre Begrenzung.

Was gerade den vorliegenden Roman betrifft, ſo trägt er wieder alle kennzeichnenden Merkmale ihres Genius, vom erſten Kapitel mit ſeiner prächtigen Introduktion an bis zum Schlußkapitel mit ſeinen fernausklingenden Akkorden. Geiſt, Feinſinn, vornehme Eleganz und ein hinreißender Schmelz der Sprache ſind Eigenſchaften, die man bei ihrem Namen ſofort als ſelbſtverſtändlich vorausſetzt. An pſychologiſchem

Scharfblick und gedankenvoller Tiefe ſteht dieſes Werk keinem frühern nach. Immer auf der Höhe der Bildung bewahrt ihre Darſtellung doch einen Odem der Urſprünglichkeit, der immer wieder erfriſchend wirkt. Von ſolcher Art iſt ihr Dialog mit den blitzenden Einfällen und den anregenden, freilich oft nur flüchtig hingeworfenen Betrachtungen; von ſolcher Art ihre Charakteriſtik. Der weibliche Sonderling, die altjungferlich ſtrenge Baroneſſe von Ruffach mit ihrem kategoriſchen Imperativ und ihrer rückſichtsloſen Verſtändigkeit iſt nicht minder lebensvoll gezeichnet, als die duftigen Geſtalten einer Colomba und Heliade; das Haus Gorm nicht minder als die Virtuoſen-Familie Torrigi. Das Kunſtelement ſteht der Verfaſſerin, nach dem adeligen Salon, am nächſten, und man findet es darum faſt in allen ihren Romanen in einer Hauptperſon vertreten, dießmal in Peregrin ſelbſt. Es iſt übrigens fein und anmuthig benützt, um den Goldfaden zu ſpinnen, der zwei junge Seelen aneinander bindet. Von ihrer bekannten Kunſt landſchaftlicher Schilderei hat dießmal den ſchönſten Tribut das grüne Erin empfangen.

Hinſichtlich der Inſcenirung der Geſchichte haben die Romane der Gräfin einen gewiſſen kosmopolitiſchen Zug. In allen waltet derſelbe Orts- und Landeswechſel für den Schauplatz der Begebniſſe, der ſich in dem gegenwärtigen ſogar auf beide Hemiſphären erſtreckt. Aber es ſteckt, wie uns dünkt, Methode darin: es geht durch dieſe Romane insgeſammt eine geheime Attraktion nach Rom, wo in der Regel die Fäden der Geſchichte von den Punkten der Peripherie zuſammenlaufen. Und das verträgt und verſchmilzt ſich mit dem kirchlich-religiöſen Grundton derſelben auf das anſprechendſte. Hierin liegt, wenn wir es recht verſtehen, ein Stück ganz vernünftigen Univerſalismus, oder was ja daſſelbe beſagt, etwas durchaus Katholiſches. Das eben wollen die Romane der Gräfin Hahn-Hahn in ihrem ganzen Weſen ſeyn und verkünden.

V.

Zur Erinnerung an Franz Streber.

Die hohe geiſtige Blüthe, welche vor einem Menſchenalter die kleine Hauptſtadt Bayerns zum Range der erſten Culturcentren emporzuheben begann, hat im Laufe weniger Jahre faſt alle ihre Träger verloren. Das alte München ſteht nur mehr auf ein paar Augen. Am 24. November hat ſich abermals ein ſolches Grab geſchloſſen, und einen treueren Stammhalter hatte das alte München nicht als den der da beſtattet worden iſt. Darum war er auch nicht ein bloßer Gelehrter, der ſeinen ganzen Werth in hinterlaſſenen Werken auf die Nachwelt vererben kann.

Franz Streber war ein Gelehrter, aber er war noch viel mehr. Er war Chriſt und Mann im vollen Sinne des Wortes; als Chriſt werkthätig in heiliger Liebe, als Mann unerſchütterlich treu ſeinen Ueberzeugungen; ernſt und doch mild, eine ebenſo liebenswürdige als ehrfurchtgebietende Erſcheinung; ſtreng gegen ſich, wohlwollend gegen alle Andern. Als Muſterbild in allen ſeinen Stellungen zur Kirche und zum Staat, an der Hochſchule und in der Familie, unter den Freunden und den Armen lebt er im Andenken ſeiner Bekannten fort. Ein Charakterzug aber, der ihn faſt zur ge-

lehrten Ausnahme machte in unserer Zeit, war seine stille anspruchslose Bescheidenheit. Von ihm hat die Mitwelt nie erfahren, was sie an ihm besitze; um so mehr fühlen wir uns verpflichtet, der Mitwelt genauer zu sagen, was sie an ihm besaß.

Am 26. Februar 1806 wurde Franz Seraph Streber als der Sohn des Johann Streber, Patrimonialrichters bei den Grafen von Seiboltsdorf, Törring und Sandizell, zu Deutenkofen bei Landshut geboren. Er entwickelte sich früh, so daß er schon mit 16 Jahren das Gymnasium absolvirte, und zwar, obwohl er alle seine Mitschüler übertraf, mit der nach damaligen Verordnungen nöthigen Altersdispense. Im November 1822 wurde er an der Universität Landshut immatrikulirt. Hier zeigte sich bald, daß Streber zu jenen jetzt immer seltener werdenden Naturen gehörte, die bei aller Neigung zu einem Specialstudium doch vor Allem das Bedürfniß einer allgemein menschlichen und idealen Bildung fühlen. Solchen Naturen ist es denn auch in der Regel allein vorbehalten, daß ihre Zukunft mehr oder weniger auch auf weitere Lebenskreise einwirkt. Dem idealen Zuge nach allgemeiner Bildung folgend ging der junge Streber, nachdem er sein erstes Universitätsjahr vornehmlich dem Studium der Philosophie und Mathematik gewidmet, und hier den ersten Grund zu dem klaren Denken gelegt hatte, das ihn ausgezeichnet hat, nach München in das philologische Seminar. Ein volles Jahr studirte er hier unter der Leitung von Thiersch und Kopp klassische Philologie, und kehrte dann erst nach Landshut zurück, um sich die Theologie als eigentliches Fachstudium zu erwählen.

Die Vorsehung hatte ihn jedoch ohne sein Ahnen für einen ganz andern Lebensberuf ausersehen. Als Student der Theologie verlegte er sich neben der hebräischen und arabischen Sprache mit besonderer Vorliebe auf die Kunstarchäologie. In den Ferien unternahm er größere Reisen zu den kostbaren Sammlungen und Kunstschätzen von Mailand und Venedig,

Dresden und Berlin. Der Umgang mit einzelnen Gelehrten und Künstlern fixirte ihn immer mehr auf dem weiten Gebiete der Kunst. Bedeutend wirkte namentlich sein Schwager Stiglmaier auf ihn ein, ein Mann, wie er selbst sich ausdrückt, „ebenso in der Stempelschneidekunst und in der Bildhauerei ausgezeichnet wie im Erzguß weithin berühmt.“ Ein anderer Umstand trat entscheidend hinzu. Sein Oheim Ignaz von Streber, Weihbischof und Dompropst in München, war zugleich Conservator des königlichen Münzkabinets, und als sich hier die Stelle eines Amanuensis erledigte, wünschte er den gründlich vorgebildeten Neffen als solchen neben sich zu haben. Er glaubte auch, daß die Erlangung der Priesterwürde mit dem neuen Berufe in keinem Widerspruch stehe. Da aber zeigte sich die zarte Gewissenhaftigkeit, die den Neffen durch sein ganzes Leben geleitet hat. Streber hatte Priester werden wollen, um nach der praktischen Anlage seines Wesens es wirklich zu seyn und als solcher der Kirche in der Seelsorge zu dienen; aber er wollte nicht die Weihen nehmen, um dann doch in einem fremdartigen Berufe gänzlich absorbirt zu werden. Indem er also seiner wissenschaftlichen Neigung folgend die neue Stellung annahm, entsagte er seinem frühern Lebensplane. Um jedoch seine fünfjährigen Universitätsstudien „in geregelter Weise abzuschließen“, unterzog er sich am 9. August 1827 einem examen rigorosum, in welchem ihm wie schon vorher aus jedem einzelnen Gegenstande die Note der Auszeichnung zuerkannt ward.

Als Amanuensis des k. Münzkabinets betrieb Streber nun zwei Jahre lang das specielle Studium der Archäologie und Numismatik mit wahrhaft riesigem Fleiße, wobei er an seinem Oheim den besten Führer hatte. Doch auch die reichen Sammlungen Münchens genügten seiner Wißbegierde nicht; im J. 1829 begab er sich zu einem längeren Aufenthalte nach Wien, wo er bei den Vorständen des kaiserlichen Antiken- und Münzkabinets Steinbüchel, Arneth und Bergmann die dankenswertheste Förderung fand. In dieser Zeit von zwei bis

dritthalb Jahren verfaßte er einen Katalog mit kritiſchen Bem
kungen und 5 Tafeln Handzeichnungen über 18,000 griechiſ
Münzen, welche König Ludwig, ſelbſt ein großer Kenner a
numismatiſchem Gebiete, alle ſelbſt geprüft und unterſu
hatte. Noch bedeutender und bis dahin einzig in ſeiner A
war das nächſte Werk, ein „Lexicon numismatico-iconogr
phicon“, welches in zwei Bänden ungefähr 6000 griechiſ
Autonom-Münzen, zu $^5/_6$ aus der k. bayeriſchen, zu $^1/_6$ a
der Wiener Sammlung, enthält, alle eigenhändig nach d
Originalen gezeichnet und nach den Typen geordnet. D
Zeichnungen ſind meiſterhaft, den Charakter der Typen bis i
Einzelnſte genau wiedergebend erſcheinen ſie wie ein prächtig
Kupferſtich. Der erſte Numismatiker jener Zeit, der grei
Seſtini in Florenz, mit dem der junge Streber in vielfache
literariſchen Briefwechſel ſtand, hat dieſe Arbeit und i
Syſtem mit dem lebhafteſten Beifall begrüßt und ihn e
muntert, ſein Syſtem fortzuſetzen. „Der Himmel“, ſchrei
er, „hat mir ein langes Leben gegeben, und ich konnte Viel
ſchreiben, Vieles drucken. Daſſelbe wünſche ich Ihnen. I
werde zufrieden ſterben, weil ich weiß, daß ich einen ſolch
wackern Nachfolger hinterlaſſe.“

Streber hatte ſein Werk nebſt andern Arbeiten de
Generalconſervatorium der wiſſenſchaftlichen Sammlungen d
Staats vorgelegt, und auf deſſen Gutachten wurde er a
10. März 1830 zum Adjunkten des königlichen Münzkabine
ernannt. Als er im folgenden Jahre, namentlich auf d
Rath des Akademikers und Reichsraths Friedrich von Ro
und des Archivars Kiefhaber die Abhandlung „Symbolae
genealogiam Burggraviorum Norimbergensium“ in den Dru
gab, ertheilte ihm die philoſophiſche Fakultät in Erlangen d
Doktorgrad. Schon im J. 1834 war eine neue Arbeit vollend
worin unter dem Titel „Numismata nonnulla graeca“ etc. ei
Reihe von Münzen des k. Kabinets, welche von Couſinéry, Mione
und Seſtini irrthümlich beſchrieben waren, berichtigt ſind. Vo
dem erſtgenannten Franzoſen, weiland Conſul in der Levant

ist ein großer Theil der griechischen Münzen in der Münchener Sammlung erkauft, und Sestini selbst hatte unsern Streber zur Verbesserung des Katalogs von Cousinéry aufgefordert. Schelling, dem das Werk im Manuscript vorlag, hat es mit den größten Lobsprüchen überhäuft und die Hoffnung ausgesprochen, daß es „nicht bloß wegen der Gelehrsamkeit sondern auch wegen der Gewissenhaftigkeit im Forschen und Untersuchen" von der gelehrten Welt „den verdientesten Beifall" ärndten werde. Er fügte bei: „Könnten Sie sich nicht entschließen diese Abhandlung ... dem I. Bande der Denkschriften der philosophisch-philologischen Klasse einverleiben zu lassen?"

Wer Schelling gekannt hat, weiß daß solche Ausdrücke bei ihm nicht bloße Schmeicheleien waren. Der Erfolg hat sie auch vollkommen gerechtfertigt. Denn die Abhandlung ist alsbald nach ihrem Druck von der Pariser Akademie mit dem von Allier de Hauteroche gestifteten Preis gekrönt worden. Raoul Rochette, einer der Preisrichter, hat in seinem Referat (Journal de Savants August 1836) den wissenschaftlichen Geist Strebers treffend charakterisirt, indem er an ihm besonders die durch Uebung im Vergleichen der Münzen gewonnene Erfahrung und den Adlerblick für das Alterthum rühmt. Er hebt die Sicherheit in der Bestimmung der Typen und die Schönheit der Zeichnung hervor: „Denn mit eigener Hand wollte der Verfasser vor unsern Augen die Münzen reproduciren ... welche so betrachtet und so gezeichnet volle Sicherheit für den Alterthumsforscher geben, der sich derselben für seine Arbeiten bedient." Als noch größeres Verdienst wird endlich geltend gemacht, daß Streber „alle Spuren an den Münzen findet, die mit möglicher Gewißheit sich erkennen lassen."

In nächster Folge wurde Streber, auf den Vorschlag von Schelling und Thiersch, am 26. April 1834 zum außerordentlichen Mitglied der Akademie einstimmig gewählt, und am 11. Okt. 1835, gleichfalls auf den einstimmigen Vorschlag der philosophischen Fakultät und des akademischen Senats, zum außerordentlichen Professor der Archäologie und

digte er nach ihrer innern Wahrheit; e
Kunſt auf Koſten der chriſtlichen noch
in der chriſtlichen Kunſt war er bei a
Gothik und bei der gründlichſten Kenn
wegs unempfänglich für die Kunſtſchöpfu
Er war ein Feind alles gelehrten Ped
excluſiven Purismus, der leider nur zu
ohne hiſtoriſchen Sinn bei den Reſtaura
mehr verdirbt als gutmacht. In dieſem
als Comité-Mitglied zur Reſtauration der
Kirche eifrig gewirkt, leider nicht imme
welcher ſeinen competenten Anſichten zu
wäre.

Auf dem Katheder hat der Selige n
bende und blitzende Ideen, welchen nur
Wahrheit mangelt, als durch die ihm eig
und eine Art treuherziger Gründlichkeit
gewirkt. Er hat auf unnachahmliche Wei
lichkeit mit der Wiſſenſchaft zu verbinden
auch weniger ſeine Schüler „hinriß", ſo f
Verhärtetſte, daß bei dieſem [illegible]

ſuchte er Allen Alles zu werden, und ſtets war ſein forſchender Blick auf die beſſern Seiten gerichtet, welche einen gedeihlichen Einfluß ermöglichten. Konnte es auch ihm wie allen edlern Naturen nicht an bittern Erfahrungen fehlen, ſo verlor er doch nie ſein Vertrauen und ſeine Liebe zur ſtudirenden Jugend. Sein Urtheil war immer ruhig und mild. So war er vielleicht der einzige Mann, der zwei Biennien lang das verhaßte Amt des Ephorats verwalten konnte, welches unter dem Miniſterium Abel für die philoſophiſche Fakultät eingeführt worden war, ohne daß unangenehme Conflikte eintraten. Stets beſorgt um auch materiell der Noth armer Studirender abzuhelfen, ließ er ſich keine Mühe gereuen, bis es ihm endlich gelang, als eine Abzweigung der St. Vincenz-Geſellſchaft den „Verein zur Unterſtützung armer Studirender“ zu Stande zu bringen, deſſen Vorſtand er bis zu ſeiner tödtlichen Erkrankung geblieben iſt. Der Verein war ihm eine theure Herzensangelegenheit, für die er keine Zeit und keine Opfer ſcheute.

Die Hochſchule ſelbſt hat den Seligen wiederholt geehrt, indem ſie ihn oft zum Senator und zweimal zum Rektor Magnificus gewählt hat. Der ſchrittweiſe Zerfall der Corporation unter der Herrſchſucht einer eingeſchleppten Partei hat es ihm erſpart, die Laſt des Rektorats zum drittenmale zu tragen. Wie ſich aus dem Vorausgehenden und dem Nachfolgenden von ſelbſt ergibt, war nämlich Streber einer der überwieſenſten „Ultramontanen“, und konnte daher im neuen Bayern nicht anders als ſehr übel angeſehen ſeyn.

Es iſt bekannt, wie bei den Elementen der Bewegung und ſeit ihrer Zeit der St. Vincenz-Verein angeſchrieben war. Streber war aber einer der erſten Gründer dieſes Werks der Nächſtenliebe, langjähriger Conferenzvorſtand und 2. Präſident des Centralcomité's. Und wie er war in Wort und That, ſo blieb er bis zum letzten Athemzuge: ein im Leben thätiger Chriſt, ein unumwundener Katholik, durch und durch ein treuer Sohn der Kirche ohne jede Genu-

gung, und Vorſicht im Reden
ſeine ſtrenge Uebung. Aber wo
hat man ihn nie aus ruheliebend
nie aus Charakterſchwäche markte
ſchwommenheit tergiverſiren ſehen.

Wer ihn nicht gekannt, dem
eine Anſchauung zu geben von der
die ihn durchdrang und von ihm a
haftigkeit, die Schelling an dem ju
ſchaftlicher Beziehung gerühmt, drück
ganzen Leben aus. In Allem was
ſchien er Jedem der ihm näher ſtan
gabe zu erblicken, welcher er mit
die oft an Aengſtlichkeit zu grenz
trachtete. Ein leichtſinniges Unter
war bei Streber undenkbar; was i
das ſuchte er mit dem Aufgebot alle
zuzuführen. Und dabei war der M
ſo gar nichts aus ſeiner Perſon, daß
Andere zu leben ſchien; nie ſprach
Thun, nie hörte man

ſucht, ſondern geflohen. Ein kleiner Kreis vertrauter Freunde und ſeine Familie waren ſein irdiſches Paradies. Seit 1835 vermählt mit der Tochter eines in den Rheinlanden viel bekannten Mannes, des Fabrikanten Diez in Coblenz, den Görres, Clemens Brentano und ihr ganzer Kreis als Freund verehrten, lebte er in der glücklichſten Ehe, mit Nachkommen reich geſegnet, ein Muſter für Alle die ſeine Häuslichkeit zu betrachten das Glück hatten. Vielleicht hat der ſtille Streber nie ein ſchmerzlicheres Opfer gebracht, als indem er aus dem traulichen Frieden ſeines Hauſes heraustrat unter das wilde Treiben politiſcher Agitation. Freiwillig brachte er das Opfer doch, aus reinem Patriotismus, aus ſelbſtloſer Liebe für Wahrheit und Recht.

Er war kein Politiker und wollte keiner ſeyn, in den einfachen Katechismuswahrheiten beſtand ſeine ganze Diplomatie. Aber um ſo klarer durchſchaute er die Gefahren der Zeit; und da er es für Pflicht eines jeden guten Bürgers hielt, nach ſeinen Kräften Widerſtand zu leiſten, ſo wollte er am wenigſten ſelbſt zurückbleiben. Es gehörte viel Muth und Unerſchrockenheit dazu, damals ſo aufzutreten wie Streber mit einer Handvoll Gleichgeſinnter auftrat. Sie gründeten den „Verein für conſtitutionelle Monarchie und religiöſe Freiheit“, deſſen erſter Vorſtand Streber während des ganzen achtjährigen Beſtandes war, ſeufzend unter der Laſt einer ſeinem Geſchmack ſo wenig zuſagenden Wirkſamkeit, aber dennoch treu ausharrend. Als im J. 1849 die Partei des Fortſchritts in der zweiten Kammer bereits ſo mächtig war, daß die Majorität dem Könige die übliche Submiſſionsformel verweigerte, da hat der Verein den pompöſen Fackelzug vor die königliche Reſidenz veranſtaltet, welcher in der That den Wendepunkt der Bewegung abgegeben hat. An jenem Tage und nie mehr hat freudiger Stolz das Angeſicht Strebers verklärt. Beliebt und angeſehen in den bürgerlichen Kreiſen hat er in der kritiſchen Zeit unberechenbaren Einfluß geübt und ſich große Verdienſte um das Vaterland geſammelt. Einige Jahre ſpäter

... ...

steller geworden. Alle die zah
klärungen sind aus seiner Fe
Ausnahme wahre Meisterstücke.
Herzen und gingen zum Herzen
Phrase unzugänglicher gewesen al
einmal hat er im J. 1859 zur
indem er auf den Wunsch eines wal
Mannes ein Promemoria verfaßte,
von Freicorps mit der Erlaubniß m
deutschen Regierungen einleiten sollte.
daß in diesem „Kampf zwischen Rech
Wahrheit und Lüge, zwischen Treue u
verlassen bleiben sollte. „Dieß“, sagt
Deutschlands erkannt und darum, ob
starker Hand gerüstet; dieß haben d
erkannt, darum der wunderbar einstimm
bis zur Ostsee, von der Donau bis
Alle, Alle für Einen!“ Es war in
täuschungen, die der Selige erleben m

Streber hatte ein weites Herz,
Kummer kannte und tief empfand. Wo
Sinnes hinwegsetzten, das drückte a
Wer ihm nahe ...

manchen jüngern Freund gewarnt: das Beispiel seines Unglücks sich zur Lehre dienen zu lassen. Noch in diesem traurigen Zustande, wo er vierzehn Monate lang stündlich dem Tod ins Angesicht sehen mußte, hat er nicht sein Schicksal angeklagt, sondern für Andere Sorge getragen.

So lebte und wirkte dieser Mann, Vielen ein Lehrer und Vorbild, nicht Wenigen eine Stütze, Allen die ihm näher gestanden, ein offener, treuer, in jeder Lage bewährter Freund. Auch König Ludwig I, der „Männer" schätzen gelernt hat, hielt ihn stets hoch und hat ihm während seines langen Leidens in der ehrendsten Weise Theilnahme bezeugt. In Streber hat München einen unermüdeten Freund der Armen, die Universität einen ausgezeichneten Lehrer und in seinem Fache weithin berühmten Gelehrten, Bayern einen großen Ehren-Mann und Charakter verloren. Have *pia anima*, *anima candida!*

Wir Ueberlebende, die wir bessere Zeiten kannten und in den trüberen Tagen uns oft an ihm aufgerichtet haben, stehen immer einsamer Doch der Eine Trost bleibt uns, der auch den Katholiken Streber nie verzagen ließ: daß, wenn auch eine erschütternde Krisis unaufhaltsam hereinzubrechen droht, die Kirche unter dem Einfluß des göttlichen über den Wogen der Geschichte schwebenden Geistes auch die zerfallende Welt des Abendlandes wieder zu verjüngen und neuzugestalten im Stande seyn wird.

VI.

Ueber Apologetik und Hettingers Apologie des Chriſtenthums*).

Der verſtorbene Laſaulx erzählte uns, daß er den alten Görres einmal bei der Lektüre eines apologetiſchen Werkes angetroffen und auf die Frage: wie ihm das Werk gefalle, die Antwort erhalten habe: Immer wieder ein neues Buch,

---

*) Erſter Band. Der Beweis des Chriſtenthums. Freiburg bei Herder 1863. Die Ausſtattung iſt ſehr ſchön. — Beiläufig wollen wir erwähnen, daß nach einem Nachweis in der belletriſtiſchen Beilage zu Nr. 259 der Kölniſchen Blätter der Profeſſor Luthardt in Leipzig in ſeinen „Apologetiſchen Vorträgen“ (Leipzig bei Franke) Hettingers Buch in einer „höchſt eigenthümlichen Weiſe“ benutzt resp. ſeine beſten Gedanken und Citate aus dieſem Buch entlehnt hat. Die Allg. Zeitung lobte in der Beilage zu Nr. 255 Luthards Schrift, fand ſich aber nicht veranlaßt, die Leſer auch nur mit einer Zeile an Hettinger zu erinnern. Aber an ſolche Dinge ſind ja die katholiſchen Schriftſteller in Deutſchland gewohnt. — Das ebenfalls im Verlag von Herder in Freiburg erſchienene apologetiſche Werk von Boſen „Das Chriſtenthum und die Einſprüche ſeiner Gegner“ wird hoffentlich einmal auch in dieſen Blättern beſprochen werden. Es iſt bereits in zweiter Auflage erſchienen.

und jedes neue apologetische Buch bestärkt mich in der Ueberzeugung, daß wir noch nicht eine einzige für unsere Zeit genügende Apologie des Christenthums besitzen. Und im Verlauf der Unterredung habe dann Görres seine Gedanken dahin entwickelt, daß der Apologet nur wirken könne, wenn man aus seinem Werk herausfühle, daß ihm das Christenthum nicht bloß Sache der Wissenschaft, sondern der Kern des eigenen innern Lebens geworden, und daß er in unserer Zeit nur wirken könne, wenn er alle Mittel, welche die Gegenwart gegen das Christenthum aufbiete, zu dessen Vertheidigung verwende, und demnach nicht bloß die Waffen der Gegner zu handhaben verstehe, sondern auch durch ein tieferes Eindringen in den Geist der Zeit die Gründe kenne, weßhalb die Zeit gerade diese Waffen benütze. Es genüge nicht, daß der Apologet Waffen darreiche, mit denen die Zeitgenossen und vor allem die heranwachsende Generation sich sieghaft durch die verwitterten Vorurtheile hindurchschlagen und in die frische freie Luft der Wahrheit eindringen könnten, sondern er müsse sie zu beleben und zu begeistern im Stande seyn und sie mit seiner gläubigen Freudigkeit erfüllen, die gern alle ihre Kräfte zum Aufbau eines neuen christlichen Zeitalters verwende. Es waren goldene Worte, sagte Lasaulx, und ich wollte, jeder theologische Schriftsteller hätte hören können, mit welcher Wärme der Freund betonte, daß der Apologet vor allem die Verbreitung lebenskräftiger christlicher Ueberzeugungen und ächt religiöser Gesinnungen als das eigentliche Ziel seines Wirkens auffassen und den Kampf lediglich als ein Mittel betrachten müsse, um die Gegensätze zu versöhnen und den Frieden zu erringen.

Wir haben bei der Lektüre von Hettingers Buch uns oft an diese Worte erinnert, und glauben, daß der alte Görres, hätte er es lesen können, kaum mehr sagen würde: Wir haben noch keine für unsere Zeit genügende Apologie des Christenthums.

Hettingers Apologie will den „christlichen Glauben mit

zrieden immer tiefer und feſter
Ganze dem Ganzen gegenüber ü
oder andern Satz des Glaubens,
Glaubens gegenüber dem menſch
und dem Leben darſtellen. Und eine
ein wahres Bedürfniß, zunächſt ſell
bei ihren gelehrten Studien nur
und der Gegenwart abwenden, die
und Eingehen in das Einzelne nur
aus dem Auge verlieren und zu ſe
Schule hängen bleiben. Aber ein g
iſt eine ſolche Darſtellung für die gro
lichen, die nur mit den Reſten ihrer
tätsbildung ausgerüſtet, weder für
Beruf, namentlich der weltlichen Bild
zweifelnd, krittelnd, verneinend oder
verhält, hinlängliche Waffen haben, ob
an Streiten und Kämpfen erinnert,
will — denen es an großen Ideen u
von denen aus der Glaube wirklich
beherrſchende Macht erſcheint

Schule auflöst und übersetzt, wenn man, dem Leserkreis entsprechend, im rechten Sinne populär zu schreiben weiß, nicht durch Verwässerung und Verflachung der Gegenstände, sondern durch Schärfe und Klarheit, durch Abwerfen alles störenden Ballastes, alles Beiwerks und aller Nebenfragen, die am meisten den klaren Ueberblick über die Totalität verhindern.

Dieß eben hat Hettinger verstanden. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß er bei seinem Werke, an dem er der Vorrede nach eine Reihe von Jahren hindurch mit hingebender Liebe gearbeitet hat und dessen Vollendung ihm eine heilige Lebensaufgabe gewesen, ganz besonders die „Gebildeten" aus allen Ständen im Auge gehabt, und daß gerade für sie sein Buch von besonderer Wirkung seyn kann, weil er ihre Bedürfnisse kennt, weil er ihnen zu Herzen redet und augenscheinlich von der Ansicht ausgegangen ist, daß die Gebildeten sich nicht in Gute und Schlechte, Ungläubige und Gläubige theilen lassen, sondern daß neun Zehntel von ihnen zu den bloß Unentschiedenen gehören, die weniger durch bösen Willen, durch Lüge und falsche Wissenschaft, als durch Unkenntniß und Vorurtheil dem Christenthum und der Kirche entfremdet worden. Und eine solche Ansicht prägt der Darstellung einen versöhnenden Charakter auf.

Aber es sind ja, kann man einwenden, vor Hettinger in den letzten Jahrzehnten eine große Anzahl apologetischer Schriften erschienen, und vorzüglich haben Franzosen, wie Lacordaire, Ravignan, Nicolas u. A. Treffliches auf diesem Gebiete der theologischen Literatur geleistet. Woher deßhalb diese besondere Hervorhebung von Hettingers Apologie?

Bemerken wir auf diese berechtigte Frage zunächst, daß es eigentlich nie zu viele apologetische Schriften geben kann, wenn wir vor allem das Eine im Auge behalten, daß die Apologie weniger polemisch als thetisch, nicht angreifend sondern entwickelnd vorgehen soll. Wenn die Profanliteratur nicht müde wird mit jedem Jahre neue Schilderungen der Natur und Welt zu liefern, wenn sie sich in diesen Schil-

Leistungen nicht erschöpfen zu können scheint, wie sollte d
die „Literatur der heiligen Dinge" sich erschöpfen könne
der Darstellung der neuen Welt, der Uebernatur,
Reiches der Gnade mit seinen Gesetzen und Wundern, sei
Sakramenten und Gliederungen? Hat etwa Humboldt in
Darstellung der Natur die Arbeit allein und für immer
gethan? Und wir haben noch keinen Humboldt für un
Kosmos νοητος, θειος, ὑπερουσιος. Das Unendliche
sich von unendlich verschiedenen Seiten betrachten, und
Unerschöpfliche läßt sich nicht erschöpfen.

Dazu kommt, daß jede Nation und jede Zeit und
ausgezeichnete ihre besondern Bedürfnisse und Gefahren
eigen, wie jeder Mensch in den verschiedenen Stufen sei
Entwicklung. Wie deßhalb jeder Darsteller (d. h. je
wirklich produktive Darsteller, nicht der Borger und Samm
fremder Gedanken) nach seinen eigenen innern Bedürfniss
unwillkürlich seine eigene Individualität darstellt und
Bekenntniß seines innern Lebens ablegt, so suchen auch die L
zu ihren eigenen innern Bedürfnissen homogenen Bücher auf
besonders sich am meisten mit jenem Schriftsteller, der die
Bedürfnissen am meisten entspricht. Wie sehr von einan
verschieden sind nicht die Apologien des heil. Justinus,
Martyrers und des heil. Augustinus, wie verschieden un
den Neuern die von Pascal, Bergier und Frayssinous, u
doch hat jede ihre besondern Verdienste, ist keine durch die
Vorgängers überflüssig geworden und keine kann die
Vorgängers völlig ersetzen. Darum kann auch unter den
Methode und Form verschiedenen Arten apologetischer Schrift
keine den Anspruch machen, die beste, ja nicht einmal
beste zu seyn; aber wir geben denjenigen Schriften d
Vorzug, deren Verfasser am besten ihre Zeit erkannt, mit
Geiste und Leben, und ihren Geist am tiefsten in den Lic
Ideen der Wahrheit getaucht haben.

Wir sind deßhalb gewiß nicht gewillt mit dem Lo
Vorzugsweise einen Tadel oder eine Geringschätzung seiner Ve

gänger zu verbinden, und würden uns, wollten wir dieß thun, den Tadel Hettingers zuziehen, der alle seine Vorgänger gewürdigt und benutzt hat, aber wir glauben doch dem Werke unseres Verfassers eine besonders hervorragende Stellung einräumen zu müssen. Die apologetischen Schriften der Franzosen haben ihre großen Verdienste, aber sie sind eben ein Produkt französischen Geistes und französischer Zustände und erfreuen sich in Deutschland einer so günstigen Aufnahme und weiten Verbreitung nicht weil französische Arbeiten ohne Weiteres dem deutschen Geiste mundgerecht gemacht werden können, sondern weil wir ein großes Bedürfniß und zugleich einen großen Mangel an derartigen Arbeiten haben, und weil die Art des Unglaubens, den sie bekämpfen, durch die französische Literatur manigfach auch nach Deutschland verpflanzt worden ist. Dazu kommt, daß uns die Franzosen in der mehr populären und gemeinverständlichen apologetischen Literatur weit überflügelten. Die Behandlung der Apologetik ist in neuerer Zeit in Deutschland unzweifelhaft mehr wie anderwärts auf streng wissenschaftliche Grundlagen gebracht und mit wissenschaftlicher Methode als eine besondere Disciplin behandelt worden; aber damit hängt auch zusammen, daß die betreffenden Werke (z. B. das von Drey) in Form und Sprache mehr der Schule, der eigentlichen Fachwissenschaft angehören und demgemäß nicht in die weitern Kreise des lesenden Publikums eingedrungen sind. Während auf dem Gebiete der Geschichte und der Naturwissenschaften auch in Deutschland die Schranken der Zunft und der zunftmäßigen Abschließung längst durchbrochen sind, und während die ungläubige Theologie auf ihrem Gebiete diese Schranken ebenfalls niederzuwerfen verstanden, hat sich die gläubige Theologie nur zu lange in den Mantel einer übergründlichen Wissenschaft eingehüllt und mehr als ersprießlich zu den Bedürfnissen und Anforderungen der Zeit geschwiegen.

Hettingers Buch ist nun ganz diesen Bedürfnissen und Anforderungen entsprechend. Es ist nicht im Sinne des

„Volo et ego facere librum“ geschrieben, sondern im Geiste des Verfassers nach und nach als das Resultat seiner Studien, Reflexionen und Lebenserfahrungen entstanden und gewachsen, und der Leser fühlt daß es der Ausdruck eines reichen Geistes- und Seelenlebens ist. Das Werk ist die Sprache eines Geistes, der mit der ganzen Kraft seines Denkens den göttlichen Gedanken nachgegangen und sich in das Reich der geoffenbarten Wahrheiten hineingelebt hat; der was er erkannte, mit Liebe umfaßt, und dem diese Liebe jene Wärme verliehen hat, die unwillkürlich das Wort beseelt und über die ganze Darstellung einen Hauch des Lebens ausbreitet. Dieß ist der erste Vorzug des Werkes. Jedoch was ist aller Reichthum der Ideen, alle Fülle des Wissens, aller Glanz und Zauber der Sprache, wenn nicht die Reinheit der Lehre zu Grunde liegt? Aber diese Reinheit liegt dem Werk zu Grunde und ist dessen wesentlichster Vorzug.

Gegenüber dem Protestantismus und modernen Subjektivismus müssen wir an eine katholische Apologie des Christenthums vor allem die Anforderung stellen, daß sie uns nicht subjektive Meinungen, nicht Lieblingstheorien, nicht geistreiche Erörterungen und Aperçus biete, sondern daß sie uns in reinster Objektivität mit Schärfe und Klarheit die Lehren der Kirche darlege, daß sie nicht die Schwierigkeiten löse, wie sich der Verfasser diese Lösung denkt, sondern wie die Kirche sie gibt, daß sie also scharf die Lehre der Kirche von allem scheide was bloße Meinung der Schule, Ansicht des Schriftstellers oder nur Hypothese ist. Es ist ein vielen neuern Apologeten, besonders auch den französischen, eigenthümlicher Fehler, daß bei Beweisführungen in ganz bedeutenden Fragen z. B. der Erkenntniß Gottes, der Nothwendigkeit der Offenbarung u. s. w. subjektive falsche Vorstellungen mit unterlaufen, so daß der Leser nicht einmal den richtigen Begriff von der Sache bekommt. Gegen diesen Fehler nun hat sich Hettinger besonders zu wahren gesucht; er stellt den Worten und kirchlichen Begriffen nicht ein Gebilde subjektiver Willkür

unter, sondern gibt die einfache ungetrübte katholische Lehre, die er durch keine modernen Philosopheme, seien sie aus Jakobi's oder Günther's oder Baader's Schule, entstellt.

Um aber diese Lehre ungetrübt darstellen zu können, ist der Verfasser auf die Traditionen der katholischen Schulen zurückgegangen, nicht um bloße Schulmeinungen vorzubringen, sondern um durch das Verständniß der Alten tiefer in das Verständniß der Dogmen einzudringen, und um nicht Behauptungen auszusprechen die längst widerlegt oder als unkirchlich verworfen sind. Die modernen Waffen der Wissenschaft haben gewiß ihre besondern Vortheile, aber es ist gut, wenn man, wie der Verfasser, heimisch und wohlbewandert ist in den Rüstkammern der alten Scholastiker, um die wuchtige Streitart strenger Logik zu führen und Richtscheit und Meißel aus den Bauhütten der großen Meister zu holen, welche die Dome christlicher Wissenschaft gleichzeitig mit den Münstern von Stein aufrichteten, welche mit Sorgfalt ihr Material geprüft und verarbeitet haben, ehe sie es dem Baue einfügten, und welche darum die Jahrhunderte überdauerten, während unsere neuern Männer der Systeme selbst ihre Systeme noch überlebten, weil schon deren Fundamente, die Grundbegriffe schwankend waren. Nicht die Spitzfindigkeiten der Spätscholastik können wir brauchen, wohl aber die schneidige Schärfe der Distinktionen der ächten Scholastiker, die zwischen Wahrem und Halbwahrem, zwischen Gewissem und Zweifelhaftem scheidet und mit sicherer Hand die Sonde hinabstößt bis auf den Punkt, wo der Sitz des Irrthums ist.

Man erlaube uns hier noch eine Bemerkung. Die katholische Kirche erlitt in Deutschland nicht damals den empfindlichsten Schlag als man ihre reichen Stifter säkularisirte und ihre Habe, das Vermächtniß früherer Jahrhunderte, als herrenloses Gut vertheilte; sondern wir erlitten unsere schwersten Einbußen dadurch, daß die katholischen Schulen, diese Emporien kirchlicher Wissenschaft, an den Universitäten und bei den großen Orden zu Grunde gingen, daß die katholische Theologie wie eine

schnöde Magd in der Verbannung in terra alienigenarum lebte, daß sie betteln ging um fremdes Brod, sie die einst die Völker genährt hatte und die Mutter der Wissenschaften gewesen war. Durch diesen Verlust verlernten wir die heimische Sprache, und die ächt kirchliche, katholische Wissenschaft kam uns fast ganz abhanden, so daß wir bei Kant und Schelling, bei Jacobi und Jacob Böhm in die Schule gingen, um zu lernen was denn das eigentliche Christenthum sei, daß wir hungerten und verschmachteten, während zu unsern Füßen die reichsten Schätze verborgen lagen, die wir aber nicht zu heben verstanden. Diese katholische Wissenschaft, die aus dem Leben der Kirche ihre Thätigkeit empfing und diese Thätigkeit durch Hingabe an die lebendige Einheit der Kirche stärkte, müssen wir wiedergewinnen und demgemäß zunächst die Verbindungswege finden, die uns dem Alterthum und das Alterthum uns näher bringen; wir müssen die Brücken wiederherstellen, die die Zeit der Aufklärung und Säkularisation abgebrochen hat; wir müssen die Continuität der katholischen Wissenschaft festhalten, denn die katholische Wissenschaft kann eben so wenig als die Kirche von gestern oder vorgestern seyn.

Wie innig aber auch der Anschluß an die altkatholischen Schulen seyn soll, wie unerläßlich auch dem theologischen Schriftsteller nach zwiefacher Richtung hin, nämlich ideell bereichernd und formell bildend, die Vertrautheit mit diesen Schulen ist, welche die Forschungsresultate sowohl der Alten wie der heil. Väter aufnahmen und mit ihrer Darstellung verschmolzen: so kann doch für jeden Unbefangenen keineswegs an eine bloße Repristination der Scholastik des Mittelalters zu denken seyn. Es wäre gewiß ebenso eigensinnig als thöricht, sich gegen den wirklichen Fortschritt stemmen, sich in den Bann alter und veralteter Begriffe einschließen, und um ein ähnliches Wort Eichendorffs zu gebrauchen, gleichsam wie eine vom Zeitgeist belagerte Festung sich hinter dem Bollwerk verbrauchter Formeln geistig aushungern lassen zu wollen. Keine Zeit hat umsonst gelebt, und wirken auf seine Zeit kann nur

der, welcher in seiner Zeist steht, aus ihr spricht, ihrer Sprache wie ihrer Bedürfnisse kundig ist. Wie es einseitige Kunstkritiker gibt, die bei Einer Periode der Entwicklung, z. B. der Gothik, stehen bleiben und für alle übrigen Leistungen nur Verwerfungsurtheile haben, so gibt es auch einseitige Theologen, die nur in der Scholastik, wie sie ehedem war, das Heil der Gegenwart und Zukunft erblicken und die das Non possumus auch in der Methode und formellen Behandlung der theologischen Wissenschaft gegenüber aller späteren Methode und Behandlung angewendet wissen wollen. Aber davon darf keine Rede seyn. Hätten die großen Meister der Gothik z. B. unsere Technik, unsere Eisenindustrie und die tausendfachen neueren Hülfsmittel gekannt, sie hätten sie unzweifelhaft benutzt, und ebenso würden die großen Scholastiker in einer Zeit, wie die unsrige, ganz anders geschrieben haben. „Lassen wir die Todten ruhen", sagt Fenelon mit Bezug auf diese Fragen, „aber wirken wir im Geiste und mit dem Vermächtniß der Todten." Es kommt nur auf die Wahrung und Pflege der richtigen Principien an, aber auch nur allein durch sie kann eine wahre Philosophie gedeihen und im treuen Bunde mit der Theologie die Geister wieder zur göttlichen Weisheit zurückführen*). Die katholische Wissenschaft soll auf

*) Wir wollen hier an ein herrliches Wort von Möhler erinnern. „Uns fehlt", schreibt Möhler (in seiner Patrologie S. 6) indem er die alte und neue katholische Wissenschaft vergleicht, „die Intensität des Gedankens, die erhabene Begeisterung und das Feuer des Gemüthe, weil keine Gefahr zu seyn scheint, oder wo sie wahrgenommen wird, eher nutzlose Klagen als eine großartige Geistesthätigkeit hervorruft. Die Kraft der Kirche ist die alte noch, die ungeschwächte; aber sie liegt nicht auf der äußern Oberfläche, sondern tief innen am Herzen, wo sie webt und schafft. Allererst haben darum die, welche in ihr zu lehren, zu erbauen, zu leiten und zu streiten haben, von dieser Aeußerlichkeit im Leben und in der Wissenschaft nach Innen sich zu sammeln, einzuathmen den Geist von denen, in welche die Kirche ihn dereinst eingehaucht; aufzunehmen ins geöffnete Herz die Kraft, die sie in jenen Vätern

Grund des Gegebenen nach ſorgfältigem Studium, mit Benutzung und Verwerthung alles Brauchbaren, Tüchtigen und Lebensfähigen ſich friſch hineinwagen in den Strom der Gegenwart; ſie muß das Verwandte verbinden, das Gemeinſame aufſuchen, an dem erprobten Alten das unſichere Neue berichtigen, aber offen und rückhaltlos aufnehmen was die neue Zeit Probehaltiges geſchaffen, worin ſie wahrhaft fortgeſchritten iſt und die Alten ergänzt, erweitert, berichtigt, übertrifft.

In dieſem Sinn hat Hettinger das Ziel katholiſcher Wiſſenſchaft aufgefaßt und mit beſten Kräften nach deſſen Erreichung geſtrebt. Und darin liegt, wie man richtig hervorgehoben hat, eine große Bedeutung des Werks. „Wir wollen nicht verkennen — heißt es in einer Kritik deſſelben im Chilianeum, Jahrg. 1864, Heft 6, S. 261 — daß die Methode der alten Schule gleich den Waffen ihrer Zeit mehr zur Abwehr diente, während die der Gegenwart gleich ihren weittragenden Geſchoſſen mehr auf Eroberung neuer Gebiete des Wiſſens zielt. Wenn aber unſere Zeit deſſenungeachtet den nicht unglücklichen Verſuch machte, beide Arten der Bewaffnung zu combiniren, ſollte eine ſolche Vereinigung nicht auch auf dem Gebiete des Wiſſens erreichbar ſeyn? Es wurde über die Möglichkeit einer ſolchen Ineinanderbildung viel hin und her geſtritten und von beiden Seiten oft in einer Weiſe, die, ſtatt den Gegenſatz zu verſöhnen, ihn nur noch ſchärfer auszuprägen ſuchte. Das vorliegende Werk muß Anſpruch darauf machen, der geiſtreiche Verſuch der Verwirklichung jener Vereinigung zu ſeyn. Es kann darum nicht fehlen, daß es von beiden Theilen der Gegenſtand beſonderer Beachtung

---

ausgeboren; hier erſt die eigenen Lebenspulſe mit den Herzſchlägen der Kirche in gleichen Takt zu ſetzen: dann wird auch unſerem Geiſte die Spann- und Schwungkraft wiederkehren, um den Gegenſatz auszuſtoßen, und eine friſche lebendige Bewegung im Gebiete des Religiöſen wiederum zu erzeugen."

werde, und die Getrennten, wenn auch nicht ganz zusammen führe, denn dieß dürfen wir niemals von dem ersten Versuch erwarten, so doch einander näher bringe."

Gehen wir nunmehr auf den Inhalt dieses ersten Bandes ein, der den Beweis des Christenthums (demonstratio christiana) liefert, während der zweite Band, der die Dogmen des Christenthums behandelt, der Vorrede nach in kurzer Zeit in unsern Händen seyn wird.

Seitdem Descartes den Zweifel als den Ausgangspunkt aller philosophischen Forschung hinstellte, ruht der Kern der gesammten neuern Philosophie in der Erkenntnißtheorie und die meisten philosophischen und theologischen Irrthümer der zwei letzten Jahrhunderte sind erkenntnißtheoretische Irrthümer, denen gegenüber zuvörderst und vor allem die Principien der Gewißheit festzustellen sind, und hiermit beschäftigt sich der Verfasser in den beiden ersten Vorträgen.

Weil der Zweifel, nach einem richtigen Ausspruch Lessings, als „die Signatur der Gegenwart" anzusehen, und „unsere Zeit und ihre bewegende Kraft nur verstehen lernen kann wer die Gründe des Zweifels erforscht", so behandelt der Verf. im ersten Vortrag den „Religiösen Zweifel" und orientirt uns gleichsam in diesem Vortrag über die Lage und Stellung der Geister, die sich gegenwärtig mehr oder weniger der christlichen Wahrheit entfremdet haben. Als die vornehmsten und verbreitetsten drei Ursachen des religiösen Zweifels entwickelt er: die falsche Vorstellung von dem Wesen und der Aufgabe der Wissenschaft, die als das Erzeugniß eines endlichen Geistes niemals eine absolute werden kann; die Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit, die sich vor der ernsten Beschäftigung mit höhern Fragen scheut, und endlich die Leidenschaft und sittliche Verirrung, die alle möglichen Einwürfe gegen Religion und Glauben aufsucht, um den Aufschrei des Gewissens zu betäuben. Mit ergreifenden Worten schildert der Verf. den unglücklichen Zustand einer zweifelnden Seele, die, getrennt von Gott und Religion, gewissermaßen von ihrer

eigenen Schwere in die Tiefe gezogen wird, und in ihrem unstillbaren Durst nach Wahrheit und Leben bald nach der Materie haſcht, die ſie vergebens zu vergeiſtigen und zu vergöttern ſucht, und bald leere Abſtraktionen verfolgt, flüchtige, geſtalt- und ſeelenloſe Schatten ihrer Phantaſie.

Der Zweifel iſt eine Schwäche, ein Siechthum des Geiſtes, keineswegs die Probe ſeiner Kraft. Der Zweifel kann nicht die Grundlage der Philoſophie ſeyn. „Wie es untheologiſch iſt, wie Hermes wollte, die Theologie d. h. die Glaubenswiſſenſchaft zu baſiren auf den Zweifel, d. h. auf den Abfall vom Glauben, ſo iſt es unphiloſophiſch die Philoſophie d. h. die Vernunftwiſſenſchaft zu baſiren auf den Zweifel, d. h. auf den Abfall von der Vernunft, die nur Vernunft iſt durch die Gewißheit ihrer erſten Principien.“ Es gibt eine Gewißheit und Wahrheit, und die Natur des menſchlichen Geiſtes ſelbſt beweist uns die Möglichkeit und Gewißheit der Erkenntniß auf dem dreifachen Gebiete der Wahrheit — als ſinnliche Erkenntniß durch die Thätigkeit der Sinnesorgane, als geiſtige Erkenntniß durch die Thätigkeit der denkenden Vernunft und als übernatürliche und religiöſe Erkenntniß durch den Glauben an die ſich offenbarende Gottheit. Dieß iſt der Gegenſtand des zweiten Vortrags „die Reiche der Wahrheit“, worin der Verf. alle falſchen Erkenntnißtheorien beleuchtet, nämlich den Skepticismus, der alle Wahrheit läugnet und die Möglichkeit der Erkenntniß beſtreitet, den Senſualismus, der dem Menſchen jede höhere Vernunfterkenntniß abſpricht, und den Rationalismus oder Naturalismus, der die geoffenbarten Wahrheiten verneint.

Nachdem ſo die rechten Grundlagen gelegt worden, geht die Darſtellung auf die Gegenſtände unſeres Erkennens über, und der dritte Vortrag behandelt zunächſt „Gottes Daſeyn und Weſen.“ Auf dreifachem Wege wird der Nachweis der Exiſtenz Gottes geführt, nämlich aus der Geſchichte, aus der Natur und aus dem Menſchengeiſt, und hiermit wird zugleich entwickelt die Lehre von der Art und Weiſe unſerer Gottes-

erkenntniß, von den Eigenschaften Gottes und der göttlichen Vorsehung. Die Verurtheilung des Atheismus wie des Deismus ergibt sich dann von selbst. Es existirt ein Gott, setzt der Verf. auseinander, darum ist falsch der Atheismus, denn er ist ein Widerspruch gegen die Geschichte, gegen die Natur und gegen die Gesetze des menschlichen Denkens. Es gibt einen Gott, aber dieser Gott ist kein tauber in unnahbaren Regionen wohnender Götze, der die Welt dem Zufall und sich überläßt, sondern er ist über der Welt und in der Welt, wo er die Geister leitet und die Sterne ihre Bahnen führt, in Weisheit, Macht, Liebe und Gerechtigkeit: und darum ist falsch der Deismus der die Vorsehung läugnet, Alles aus dem blinden bewußtlosen Wirken der Naturkräfte zu erklären sucht und nur als ein auf halbem Wege stehen gebliebener Atheismus zu betrachten ist. Wie aber in Folge einer falschen Erkenntnißtheorie der Skepticismus den Atheismus erzeugt und der Rationalismus in den Deismus ausläuft, so erzeugt die falsche Theorie der Sensualisten den Materialismus und Pantheismus, und die Charakteristik und die Widerlegung dieser beiden falschen Systeme, die den lebendigen persönlichen Gott läugnen, die Welt vergöttlichen und Gott in der Welt untergehen lassen, füllt den vierten und fünften Vortrag, und gehört durch Schärfe und Klarheit zu den Glanzpartien des Werks. Wir bedauern, daß uns der Raum unserer Anzeige nicht gestattet, auch nur zu skizziren, wie der Verf. die Gemeinschaft und den Unterschied zwischen Materialismus und Pantheismus darlegt, wie er das Wesen und die Geschichte beider durchführt und sieghaft nachweist, daß beide nicht im Stande sind, die Frage über den Ursprung und das Wesen der Dinge zu beantworten. Nur die christliche Weltanschauung, die zwischen Gott, dem Unendlichen, und seinem Werk, der endlichen Welt, unterscheidet, erklärt allein das Leben und gibt Antwort auf alle Fragen des Lebens, nur die biblische Lehre von der Schöpfung bietet die einzig mögliche Lösung des Weltproblems. Nur wer den

wahren Gott erkannt, hat zugleich erkannt die wahre, große Bedeutung des irdiſchen Lebens, welches nicht ein Spiel der wechſelnden Kräfte iſt, ohne Ausgangspunkt und ohne Ziel, ſondern ein göttlicher Gedanke, von Ewigkeit entworfen, den die Menſchheit und jeder Einzelne zu realiſiren hat, von Gott geführt und getragen, aber durchgeführt durch die eigene freie That.

Und ſomit geht der Verfaſſer, nach ſeiner Darlegung des richtigen Verhältniſſes zwiſchen Gott und Welt, auf den Menſchen und ſeine Aufgabe über, und zwar in ſeiner doppelten Beziehung zu Gott und Welt. Abermals wird hier die Lehre des Materialismus in ihrer Anwendung auf die Lehre vom Menſchen mit ſchneidender Kritik widerlegt und gezeigt, daß ſeine ganze Beweisführung auf unklaren Vorſtellungen und falſchen Schlüſſen beruht. Die materialiſtiſche Theorie, die den Geiſt als das Produkt des Körpers anſieht und daher keine Unſterblichkeit, keinen freien Willen, keinen qualitativen Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier, keine allgemein gültigen Grundſätze des Rechts und der Moral anerkennt, iſt in ſich haltlos, iſt mit ſich im Widerſpruch und außer Stand die Erſcheinungen und den Inhalt des Bewußtſeyns zu erklären, ſie iſt nur eine Folge der materialiſtiſchen Richtung des Lebens, die unbekümmert um ſittliche Ideen und höhere Motive nur nach der vollkommenen Emancipation des Fleiſches, nach der Rehabilitirung der Materie ſtrebt, und das Leben der Einzelnen und Familie und Staat zerſtört. Nein, der Menſch iſt nicht bloße Materie und ſeine Seele iſt nicht ein bloßes Produkt der Stoffmiſchung, ſondern er hat, wird weiter im ſiebten Vortrag dargethan, eine vernünftige und freie Seele und darum iſt er erhaben über die geſammte Thierwelt, und er hat eine unſterbliche Seele und darum iſt er erhaben über die geſammte vergängliche Welt.

Im achten Vortrag „Gott und der Menſch“ folgt die Entwicklung des Verhältniſſes des Menſchen zu ſeinem Schöpfer und der Nachweis, wie die Religion das Wechſelverhältniß zwiſchen Gott und dem Menſchen begründet, und wie ſie ein

Gesetz der Menschheit ist. Die Religion, zeigt der neunte Vortrag, erfaßt den ganzen Menschen: sie ist nicht bloß der Gegenstand seines erkennenden Geistes, wie Hegel annahm; nicht bloß die That seines Willens, wie Kant wollte, und nicht bloß Sache des Gefühls wie Schleiermacher vorgab; sondern sie ist Erkenntniß und That, Geist und Leben des Menschen, und erscheint zugleich in den innersten Gefühlen seines Herzens. Und nach all' diesen Richtungen äußert sie sich im Gebet. Im Gebete sind alle Kräfte der Seele thätig, Erkenntniß, Wille und Gefühl. Das Gebet ist die „Seele der Seele", der lebende Hauch des unsterblichen Menschengeistes, und es erschließt dem Menschen, auch dem Niedrigsten, die Erkenntniß des Höchsten und Göttlichen. „Gebet ist, sagt der Verf., die Philosophie des Volks, und wahrhaftig eine ächte, wahre, fruchtbare Philosophie," und Döllinger betrachtet das Gebet mit Recht als „einen Hebel sittlicher Erneuerung und durchgreifender Civilisation, mit dessen Wirkungen nichts Anderes in Vergleich gebracht werden kann."

Nach diesen Beweisführungen betritt Hettinger nunmehr das Gebiet der Offenbarung. Gott, so lehrt die Vernunft, ist das Licht der Intelligenz des Menschen, das Ideal seines Strebens, die Befriedigung seines Herzens, aber wie kann man, fragt die Vernunft weiter, das innere Leben und Wesen Gottes, und wie seine Gedanken und Rathschlüsse und den Plan, den er mit der Menschheit vorhat, ergründen? Auf diese Fragen kann die endliche, geschaffene Intelligenz keine Antwort ertheilen, und so müssen wir in ein neues Reich von Erkenntnissen eintreten, die weit erhaben sind über die bloß empirischen Kenntnisse und über die Sphäre der Vernunftwahrheiten — in das Reich der übernatürlichen und geoffenbarten Wahrheit, die wir allein durch den Glauben erfassen.

So zeigt nun der zehnte Vortrag „Glaube und Geheimniß" 1. daß der Glaube des Menschen würdig, 2. daß der Glaube an Gottes Offenbarung des Menschen würdig und 3. daß der Glaube an das Geheimniß des Menschen würdig und in den

Geſetzen der Vernunft ſelbſt begründet iſt. Der religiöſe Glau
iſt die zweite höhere Stufe der Gotteserkenntniß und das Prin
eines höhern übernatürlichen Lebens. Der religiöſe Glaube ab
ſchließt in ſich das „Bedürfniß der Offenbarung“ (elft
Vortrag), weil die ſich ſelbſt überlaſſene Menſchheit die Idee d
wahren Religion nie realiſirt hat, weil ſie dieſe Idee nie real
ſiren kann, und weil die natürliche Religion, an ſich betrachte
zu mangelhaft und zu ſchwach iſt, um die Menſchheit in ihre
gegenwärtigen Zuſtand ihrem Ziel entgegenzuführen.

Iſt aber die Offenbarung Bedürfniß, ſo ergibt ſi
(zwölfter Vortrag: „der Weg des vernünftigen Glaubens“
für den Menſchen die Pflicht der Forſchung nach der Exiſte
einer Offenbarung und die Pflicht der Prüfung der Grun
lagen des Chriſtenthums, womit die Beantwortung der Fra
zuſammenhängt: Welchen Weg werden wir gehen, um u
von der Glaubwürdigkeit der chriſtlichen Offenbarung zu übe
zeugen? Und darauf wird aus äußern und innern Kriteri
der Beweis für die Glaubwürdigkeit der chriſtlichen Offe
barung geführt, und „Wunder und Weiſſagungen“ werd
ſpeciell als Offenbarungsthatſachen und Offenbarungskriteri
im dreizehnten Vortrag in ihrer Möglichkeit, ihrer Bewei
kraft und ihrer Erkennbarkeit gegenüber dem Rationalismu
dargethan, und mit dem Evangelium und deſſen Mittelpun
der Perſon Chriſti, in innigſte Verbindung gebracht. Es fol
dann im vierzehnten bis ſechszehnten Vortrag die Darlegu
der Glaubwürdigkeit und Göttlichkeit der evangeliſchen G
ſchichte, die aus den Wundern und Prophetien nachgewieſ
wird, bis der Verfaſſer im ſiebzehnten Vortrag zur Entwi
lung von „Chriſti Wort und Werk“ und im achtzehnten z
Darſtellung der „Perſon Chriſti“ aufſteigt, mit welcher d
erſte Band ſeines Werkes abſchließt.

Mit der Erhabenheit der Gegenſtände ſteigert ſich d
geiſtige Schärfe und die Gemüthswärme des Verfaſſers,
daß wir die letzten Vorträge in jeder Beziehung als wah
Meiſterwerke in der apologetiſchen Literatur bezeichnen könne

Wir gestehen daß wir Aehnliches in ähnlicher Vollendung noch nie gelesen haben und daß uns noch kein Buch über die Person und das Werk des Heilandes so tief ergriffen hat. „Ja wahrhaftig, sagen wir mit den Schlußworten Hettingers, hätten wir noch keine Ahnung von Gott gehabt, nach dem Bilde Jesu müssen wir Gott uns denken. Wenn aber Gott ist, so muß in Jesus die Gottheit erschienen seyn. Er ist das sichtbare Bild des Unsichtbaren, die Kraft und Weisheit des Vaters, der Abglanz seiner ewigen Majestät."

Hettinger hat es sich vor allem angelegen seyn lassen, eine Vermittlung der geoffenbarten Wahrheiten mit dem vernünftigen Denken, mit unserer gesammten Welt- und Lebens-Anschauung, mit unsern moralischen, socialen und allgemein menschlichen Bedürfnissen zu versuchen. Und darin liegt die Hauptaufgabe eines neuern Apologeten. Er muß zeigen, daß das Christenthum und das Christenthum allein das Wort hat, welches alle Räthsel des Daseyns löst, welches Allem seine Bedeutung, sein Verständniß, seine Stellung und seine Weihe gibt, daß es allein die Seele und der belebende Odem ist für alle ächte Wissenschaft und Kunst, das allein erhaltende und neugestaltende Element des öffentlichen wie privaten Lebens. Er muß zeigen, daß wir über das Christenthum nicht hinaus, daß wir es aber ebensowenig ignoriren können, daß daher die Consequenz des Denkens uns ihm zu ergebenen Freunden oder, setzen wir uns seiner Einwirkung entgegen, zu entschiedenen Feinden macht und nur die Halbheit auf halbem Wege stehen bleiben kann.

Was nun die Durchführung dieser Aufgabe betrifft, so haben wir früher die völlige Correktheit in der Entwicklung der kirchlichen Lehren als die erste und unerläßlichste Bedingung einer Apologie bezeichnet. Aber wir müssen weiter von ihr bezüglich der Form und Methode den reinsten, besten und darum pro materia subjecta schärfsten Ausdruck verlangen. Kürze, Durchsichtigkeit, Uebersichtlichkeit und Prägnanz sind die Kriterien der innern Vollendung eines Werks im Geiste

des Schriftstellers, und erleichtern nicht nur das Verständni
sondern bieten im gewissen Sinne auch eine ästhetische B
friedigung. Beim Selbstdenker trägt der Styl allenthalb
das Gepräge des Ernstes, der Ursprünglichkeit und Unmitte
barkeit; er geht aus der Sache selbst hervor und schließt si
dem Gedanken an als dessen eigenstes, mit ihm selbst geboren
Gewand. Und auch in dieser Beziehung hat Hettingers We
große Vorzüge und man wird es mit Freuden lesen. W
würden dem Werke einen „blühenden Styl" nachrühme
aber wir vermeiden diesen Ausdruck weil, was man bei u
so oft unter blühendem Styl und schöner Schreibweise ve
steht, vielfach nur ein mit plumper Hand über ein unklar
Gedanken-Gerippe ausgeschütteter Blumenkorb ist. Und ei
solche „Blüthe" suchte Hettinger nicht. Er strebte vielme
dem Ideale nach für das Höchste und Beste die würdig
Form zu finden, und den Edelstein der göttlichen Wahrh
in das lauterste Gold zu fassen. Wer aber einem solch
Ideale nachstrebt, hält sich fern von allem unfruchtbar
Moralisiren, von allem Predigtton, allem trockenen Aufzähl
von Dingen, z. B. der Häresien, ohne innere Verbindun
wie sich dieß bei französischen Apologeten nicht selten finde
er hält sich fern von allem geistreichen Blendwerk, von all
Haschen nach Antithesen u. s. w. und bringt nie den sittlich
Gehalt dem „schönen geistreichen Ausdruck" zum Opfer. S
lange der Verfasser eines Buches selbst noch sucht währe
er schreibt, und in den erkannten Wahrheiten selbst noch ni
seinen innern Frieden gefunden, so lange kann sein Buch a
dem Leser keinen Frieden bringen; es kann belehren, erreg
und aufregen, aber es beruhigt nicht und gibt nicht jene freudi
Ueberzeugung und volle Befriedigung, die der Schriftstel
unwillkürlich seinem Leser mittheilt, wenn er sie selbst besi
Hettingers Werk gibt diese volle Ueberzeugung und inn
Befriedigung, und wir können es deßhalb allen Lesern die
Blätter, welcher Confession und welchem Stande sie angehör
mögen, nicht warm genug empfehlen.

VII.

Zur Kritik von Lösungen der socialen Frage.

Mögen Diplomaten und Zeitungsschreiber die Frage für sehr wichtig halten, ob Schleswig-Holstein preußisch werde oder nur dann glücklich seyn könne, wenn man die Zahl der deutschen Fürsten um einen weitern vermehre; mögen sie noch so großes Gewicht auf Adreßdebatten und Kammerbeschlüsse legen — wir glauben, auf dem Blutfelde von Solferino liege alles legitime Recht begraben, das zweifelhafte des Augustenburgers mit inbegriffen, und glauben weiter, das Volk stehe im Begriffe, hinsichtlich aller Verfassungen nach französischer Schablone um so gründlicher zur Tagesordnung überzugehen, je eklatanter sich die Unfruchtbarkeit derselben für sein Wohl herausgestellt habe. Die wichtigste aller Fragen — eine religiöse kennen wir Gottlob nicht! — ist für uns die Volksernährungsfrage oder die sociale. Und dieß wohl mit Recht.

Die Socialpolitiker aller Lager stimmen darin überein, der Hauptfortschritt, den das gesellschaftliche Leben der europäischen Culturvölker seit 300 Jahren gemacht habe, heiße: Despotismus des materiellen Capitals, organisirter Zerstörungs-Krieg wider die Industrie des kleinen Mannes, die aus-

ſchweifendſte Ungleichheit des Einkommens, kurz die Maſſe
Verarmung im großartigſten Maßſtabe mit all dem leibliche
intellektuellen und moraliſchen Elend, welches ſie im Gefol
führt. Ob und inwieweit die Socialpolitiker Recht habe
lehrt eine Wiſſenſchaft, welche bis zur Stunde leider viel
wenig gepflegt, zumeiſt nur auf Wittwenkaſſen, Lebensve
ſicherungsgeſellſchaften und dergleichen angewendet wurde, ab
um ſo eifriger gepflegt werden ſollte, weil ſie allem Parte
treiben des Tages ferne ſteht und mehr als irgend eine ande
geeignet iſt, alle Illuſionen zu zerſtören. Dieſe Wiſſenſch
iſt die vergleichende Statiſtik. Schon Laplace hat
ſeinem Essai sur les probabilités darauf hingewieſen, daß m
die auf Beobachtung und Calcul gegründete Methode, welc
in den Naturwiſſenſchaften ſo treffliche Dienſte geleiſtet, au
auf die politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften anwend
ſollte, Beobachtung und Calcul aber ſind die Seele der ve
gleichenden Statiſtik wie der Aſtronomie.

Eindringlicher als der genialſte Kanzelredner predig
die dürren Zahlen der vergleichenden Statiſtik auch dem e
klärten Atheiſten die ſchreckliche Wahrheit, die moderne G
ſellſchaft — gerade die der am meiſten entwickelten Staate
England, Frankreich, Preußen und Belgien in erſter Linie -
befinde ſich trotz allem Geprahle mit Aufklärung, Freihe
reinem Menſchenthum auf dem beſten Wege, ſich mehr u
mehr in Atome aufzulöſen, und den Hobbes'ſchen bellu
omnium contra omnes zur Wirklichkeit zu machen. Laut Ada
Rieſe wandeln wir auf dem Wege des Verderbens; la
Adam Rieſe iſt binnen einer gar nicht langen Reihe ve
Jahren der Untergang gewiß, ohne daß ſchreckliche Natu
Ereigniſſe, verheerende Seuchen und blutige Kriege u
decimiren — wenn der bisherigen einſeitigen Entwicklu
nicht Halt geboten, wenn ihr nicht ein Damm entgegen g
thürmt wird, der den Strom des Verderbens in minder g
fährliche und zerſtörende Bahnen einzwängt. Allein wer ſo
wer kann der bisherigen Entwicklung Halt gebieten? Wo

wem und wie soll der rettende Damm erbaut werden, auf welchen die halbtodt gehetzten und enttäuschten Massen der Völker sich flüchten mögen? Hic Rhodus, hic salta!

I. Die moderne Nationalökonomie und Industrie.

So einig alle Socialpolitiker darin sind, daß sich im Leben der Culturvölker ein schweres inneres Leiden offenbare, welches sich mit dem Fortschritte der modernen Civilisation steigere, so uneinig sind dieselben hinsichtlich des eigentlichen Sitzes des Leidens sowie der Heilmethode. Der Franzose Le Play findet die Ursache des Leidens in der Centralisation. Lavergne behauptet, an den Scheußlichkeiten der ersten französischen Revolution trage die Centralisation die Hauptschuld, dieselbe Centralisation habe die Staatskräfte auf einzelne Punkte im Uebermaß angehäuft und damit die Phantasien jenes Socialismus erzeugt, der auf nichts Anderes hinauslaufe als auf das Streben Aller, auf Kosten Aller zu leben. Gleiches meint Odilon-Barrot, der die Decentralisation als die brennende Tagesfrage nicht allein Frankreichs sondern aller Länder betrachtet und bedeutungsvoll beifügt: „Der decentralisirende und der Freiheit des Individuums so förderliche Einfluß des Christenthums ward durch Verkennung seiner Lehren gehemmt sowie durch die Verbindung der staatlichen und kirchlichen Gewalt." Wahr bleibt an der Meinung der genannten Männer, daß der moderne Fortschritt einen schwer kranken Fuß hat; bekanntlich absorbirt der kranke Theil mehr und mehr die besten Kräfte des Organismus, bis die Amputation glückt oder der Tod erscheint. Um die Gesellschaft zu reorganisiren, natürlich zunächst die französische, empfiehlt Proudhon den den Jakobinern von 1793 so verhaßten Föderalismus und macht folgende Vorschläge: „Die Gesellschaft zerfällt in engere Staatskreise von mäßiger Ausdehnung, auf autonomischem Daseyn beruhend und durch Föderativverträge miteinander verbunden. In den Föderativstaaten sind die verschiedenen Ressorts des öffentlichen Lebens soweit gesondert

und verschiedenen Organen übertragen, als eine Sonderun
mit dem Gesammtinteresse vereinbarlich ist. Die Verwaltun
steht überall unter der Controlle der Oeffentlichkeit. D
Autonomie und das Leben der Föderativstaaten, d. h. d
Gemeinden und Departements wird ferner nicht mehr dur
die Centralgewalt absorbirt, die Funktionen der letztern b
schränken sich vielmehr auf Anregung und Controlle; sie ü
ihre politische Macht nur im Auftrage der Föderativstaaten
Proudhon macht hiezu die scharfsinnige Bemerkung: „Die p
litischen Institutionen sind inzwischen nur haltbar, soweit
in dem ökonomischen Leben eine Stütze finden. Sind Pr
duktion und Vertheilung der Güter wie des Erwerbs de
Zufalle anheimgegeben; dient die Staatsgewalt nur zu
Schutze der Anarchie in den Bewegungen des Handels u
der Capitalien; findet sich in Folge dieser anarchischen B
wegungen die Gesellschaft in zwei Klassen gesondert, in sp
kulirende Capitalisten und in besoldete Proletarier, d. h.
Reiche und Arme, so wird alsbald die politische Verfassun
sich als unhaltbar erweisen."

Aehnlich den Franzosen sehen auch die Preußen Lavergn
Pequilhen und Franz in der Centralisation der Staat
Verwaltung, in dem finanziellen, industriellen und merkantile
Feudalismus die Ursachen der socialen Krankheitszuständ
blicken aber doch bedeutend tiefer als jene, indem sie erkenne
daß die ganze moderne Civilisation aus falschen Lehren he
vorgegangen sei.

Aus falschen Lehren, ja, das ist das rechte Wor
Die Wissenschaft schöpft aus sich selbst und aus dem Lebe
sie wirkt befruchtend auf sich wie auf das Leben zurü
Schöpft sie nun nicht aus der Quelle der Wahrheit, al
welche wir die christliche Offenbarung und das christlic
Sittengesetz betrachten, sondern aus unlautern und trübe
Quellen; betrachtet sie das Leben mehr oder minder einseiti
lediglich in seiner jeweiligen Erscheinung, um aus dies
Schlüsse zu ziehen, welche Anspruch auf allgemeine Geltun

erheben: dann hört die Wiſſenſchaft auf, eine Tochter des Himmels, eine Vermittlerin der Leidenſchaften, eine Führerin der Menſchheit auf den Pfaden friedlicher Entwicklung zu ſeyn, ſie wird in das Gegentheil verkehrt. Dieſes traurige Loos ward der modernen Nationalökonomie beſchieden, als deren Gründer Adam Smith daſteht. Die Triebfeder aller Wirthſchaft ſoll die Selbſtliebe ſeyn. Inſofern die Selbſtliebe unter der Herrſchaft des Sittengeſetzes und innerhalb des Chriſtenthums unter der Herrſchaft des chriſtlichen Sittengeſetzes ſteht, ſo wäre die Wirthſchaftslehre im Allgemeinen als ein Theil der chriſtlichen Moral zu betrachten. Demgemäß wären die Principien der Wirthſchaftslehre auf dem Gebiete der Freiheit zu ſuchen und die aus ihr deducirten Sätze müßten gleich den Grundſätzen der Moral als Richtſchnur freier Handlungen gelten. Allein von all dem weiß die geſammte moderne Nationalökonomie leider nichts, mindeſtens nichts bezüglich der Ausführung, wofür ſelbſt die Lehrbücher der ſogenannten dogmatiſchen Schule Belege ſind. Adam Smith, der Freund der Encyklopädiſten d'Alembert und Helvetius, das Orakel der nationalökonomiſchen Schriftſteller, ſuchte die Principien der Nationalökonomie keineswegs im Gebiete der Freiheit, ſondern auf dem der Unfreiheit, der Natur-Nothwendigkeit, und fand dieſelben verkörpert in ſeinem Vaterlande, nämlich in der ſelbſtſüchtigen, ſchmutzigen Privatwirthſchaft engliſcher Krämer.

Dem Materialismus entſproſſen, fand die moderne Nationalökonomie den empfänglichſten Boden im modernen Staate, der ſich ganz nach denſelben Principien entwickelte. An die Stelle erlaubter Selbſtliebe trat als Triebfeder der ſtarre Egoismus, die Wurzel aller Wehen, insbeſondere aber der troſtloſen und lügenreichen Zuſtände der modernen Geſellſchaft. Die moderne Wiſſenſchaft und der moderne Staat wirkten zuſammen, die urſprünglich freie Kraftäußerung des Menſchen mehr und mehr zum unfreien Naturprodukte, zur Waare zu machen, deren Preis durch das Geſetz der Nach-

frage und des Angebotes bestimmt wird. Weil unter ein u
demselben Principe nur Gleichartiges sich zu vertragen ve
mag, so befürwortet die moderne Nationalökonomie vor alle
die Theilung der Arbeit. Die fortgesetzte Theilung der Arb
reducirt aber die Befähigung hiezu in solcher Weise, daß d
Beschäftigung des einzelnen Menschen — des Herrn d
Schöpfung! — zur verstandlosen Operation wird, welche jede
Kinde anvertraut werden kann und in unsern Fabriken b
kanntlich längst anvertraut wird. Indem die fortgesetz
Theilung der Arbeit diese zu einer verstandlosen, mechanisch
Operation degradirt, wird das Gebiet der Nachfrage na
Arbeit unendlich erweitert. Es bildet sich ein Markt, a
welchem die persönlichen Kräfte der zahlreichsten Menschc
Klasse gegen ein bestimmtes Quantum von Arbeit zum Tausc
kommen. Die Größe des Angebotes persönlicher Kräfte hän
von der Zunahme der Bevölkerung, diejenige des Angebot
der Arbeit aber von der Capitalbildung ab.

Man hat berechnet, daß der jährliche innere Zuwac
einer Volksmenge im Durchschnitte 3 bis 4 Procente beträ
„Wenn daher die statistischen Thatsachen", erklärt Rau
Heidelberg, „oft keinen schnellern Zuwachs der Volksmen
als um ½ bis 1 Procent jährlich, in manchen Ländern ein
noch langsamern nachweisen, so sind wir berechtigt zu v
muthen, die Vermehrung der Menschen gehe mit der des C
pitals im gleichen Schritte oder werde sogar durch sie beschrän
woraus dann nothwendig die Folge hervorgeht, daß in d
Regel die Concurrenzverhältnisse der Arbeiter ungünstig seien
In klares Deutsch übersetzt lautet dieser nationalökonomis
Lichtblick aber also: Die Capitalbildung ist nicht im Stan
mit der Bevölkerungszunahme gleichen Schritt zu halten, weßh
ein Theil der Bevölkerung stets durch Hunger und Elend
Grunde geht oder mindestens nicht gezeugt wird. Der Mar
auf welchem persönliche Kräfte gegen Arbeit eingetauscht w
den, ist deßhalb den Unternehmern stets günstig, während d
bittere Noth die Arbeiter zwingt, ihre persönlichen Kräfte z

Ausnutzung stets wohlfeil herzugeben. Oder mit andern Worten: die Waare, welche die Arbeiter anzubieten haben, ist stets in Hülle und Fülle vorhanden; aus dieser Thatsache folgt, daß der Unternehmer sich stets in der Lage befindet, wohlfeil zu kaufen, während der Arbeiter sich stets genöthigt findet, theuer zu kaufen. Die Arbeiter, wir wiederholen es, sind genöthigt, ihre persönlichen Kräfte oder, da diese mit der Person unzertrennlich verbunden sind, sich selbst stets wohlfeil das heißt gegen Empfangnahme des geringsten Lohnes hinzugeben.

Hiezu sind sie genöthigt *erstens* durch die Thatsache, daß es in unsern civilisirten Staaten, in unserm Zeitalter der Humanität, der hohen Industrie gestattet ist, Menschenkäuferei zu treiben; *zweitens* durch die Thatsache, daß dem todten Capital ein Recht eingeräumt wurde, welches nur der freien Persönlichkeit und deren Tüchtigkeit zusteht; *drittens* endlich in Folge der egoistischen Concurrenz der Unternehmer unter sich. Wir müssen und können den Beweis für diese Behauptungen antreten.

I. Die Arbeiter sind genöthigt, sich selbst gegen Empfangnahme des geringsten Lohnes hinzugeben, *weil die hohe Industrie Menschenkäuferei treiben darf.* Den Beweis hiefür liefern thatsächliche Vorgänge, welche auch in solchen Ländern und Gegenden alle Tage vorkommen, in denen die hohe Industrie erst in ihren untern oder mittlern Entwicklungsstadien sich befindet. Junge Leute beiderlei Geschlechtes von 12 bis 16 Jahren werden unter Verheißung eines für ihr Alter ganz anständigen Lohnes in die Fabriken gelockt. In der Regel reicht ein Aufenthalt von 10 Jahren hin, den jugendlichen Fabrikarbeiter für jedes andere Geschäft untauglich zu machen. Das Zusammenleben beider Geschlechter in engen Räumen stiftet Arbeiterehen und begünstigt die Propagation. Damit hat die Leibeigenschaft der Arbeiter-Familie ihren Anfang, ein Ende aber selten oder gar nie, falls nicht ganz außerordentliche Vorkommnisse z. B. eine erhebliche

Erbschaft, Lotterieglück u. dgl. dazwischen treten. Die i
tellektuellen Anlagen des Arbeiters, mögen dieselben noch
bedeutend seyn, müssen einschlafen oder in falschen Bahn
sich bethätigen, da sein Geschäft Tag für Tag auf eine ei
fache Manipulation oder fast verstandlose Operation beschrä
bleibt. Geistige und physische Verkümmerung sowie die Mitt
losigkeit sind die Ketten, womit Arbeiter und Arbeiterfamili
an die Fabrikgelasse erbarmungslos angeschmiedet werden. S
sehen sich gezwungen, den Unternehmern ihre persönlich
Kräfte bis auf den letzten Tropfen zur Abnutzung zu übe
lassen. Und die moralischen Früchte des Fabriklebens? I
Großherzogthum Baden ist Pforzheim diejenige Stadt,
welcher sich das Fabrikleben bis jetzt am meisten entwick
hat. Vor nicht langer Zeit ließ sich hierüber ein protesta
tischer Geistlicher im protestantischen Kirchen- und Volksbla
folgendermaßen vernehmen: „Die hoffnungsvollsten Knab
und Mädchen kann man oft wenige Wochen, nachdem sie
die Fabrik eingetreten, besonders aber nach etlichen Jahr
kaum wieder erkennen. Manche kennen sich nach ihrem eigen
Geständnisse bald selbst nicht mehr. Die Liebe zu Gottes Wo
und zur Kirche, die Achtung vor Eltern, Lehrern und Obri
keiten, der Respekt vor Gebot und Ordnung, die Lust u
das Interesse, etwas Gutes und Nützliches zu lernen und
treiben, kurz alles Gute nimmt bei Vielen in reißend
Schnelligkeit ab und aus den eingesogenen Anschauung
Begriffen und Gewohnheiten erzeugt sich ein religiöser Stump
sinn, eine Verachtung der christlichen und himmlischen Güte
eine sittliche Verwilderung und Fäulniß, die wie der Krel
um sich frißt und zu einer Macht wird, wider die auch d
bessern Elemente und wohlgemeinte menschliche Veranstaltung
und Bemühungen nichts ausrichten zu können scheinen . .
Lassen Sie uns, um von diesen sittlichen Gefahren eine Vo
stellung zu gewinnen, die für die Fabrik angeworbenen Leh
linge — Knaben und Mädchen — bei ihrem Eintritte
das Pforzheimer Fabrikleben ein wenig begleiten. Sch

vor der Confirmation erscheinen einzelne Fabrikherrn oder ihre Cabinetmeister in unsern Gegenden (um Pforzheim herum), um Lehrlinge anzuwerben. Der Vater eines Confirmanden wird etwa in's Wirthshaus gerufen und ihm so lange zugesetzt, bis der anfangs Widerstrebende seinen Sohn oder sein Mädchen herzugeben verspricht; ein Kronenthaler oder etwas dergleichen wird als Handgeld bezahlt und der Handel ist fertig. Ein Lehrer hat mir erzählt, daß ihm einmal für jeden aus seiner Schule tretenden Schüler, den er für die Fabrik anwerbe, ein Kronenthaler angeboten worden sei." Letzter Satz erinnert unwillkürlich an die sogenannte Schulreform in Baden. Alle Leistungen der neuen badischen Aera laufen darauf hinaus, die Herrschaft einer gottentfremdeten Bourgeoisie zu festigen, die Entwicklung der hohen Industrie zu fördern. Sollte die große Zärtlichkeit der Fabrikanten und Geldherrn für die sogenannte Schulreform nur im Hasse gegen das positive Christen- und Kirchenthum wurzeln? Machte man ohne tiefer liegende Gründe einen Vertreter der modernen Nationalökonomie, Herrn Knies, zum Oberschul-Direktor? Schwerlich! Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, Juden-Emancipation, der preußisch-französische Handelsvertrag führen in dem von der Natur so reich gesegneten Lande mit Riesenschritten zur Verarmung der Massen, die sog. Schulreform führt zur Entchristlichung der Jugend, macht dieselbe lüstern nach der allseitigen Emancipation des Fleisches. Zweifelsohne, wenn die neue Aera sich weiter entwickelt, dann bricht für die hohen Industriellen Badens rasch jenes goldene Zeitalter herein, in welchem sie keineswegs mehr nöthig haben, junge Arbeitskräfte um harte Thaler anzuwerben, sondern wo die nackte und verwilderte Jugend sich um die Ehre rauft, des Glückes der weißen Sklaven theilhaftig zu werden!

II. Die Arbeiter sind genöthigt, sich selbst gegen Empfangnahme des geringsten Lohnes zu verkaufen, weil dem todten Capital ein Recht eingeräumt wird, welches nur der freien Persönlichkeit und deren Tüchtigkeit zusteht. Bekanntlich

iſt jeder Capitaliſt durch den Titel des Capitalbeſitzes alle
ſchon berechtigt, mit der perſönlichen Tüchtigkeit der Han
werker in Concurrenz zu treten. Die abſolute Gewerbefr
heit iſt Anarchie, wie Schüren in ſeinem ſchönen Bu
„Zur Löſung der ſocialen Frage“ auseinanderſetzt. In ana
chiſchen Zuſtänden aber wird der Stärkere Meiſter und d
Stärkere iſt keineswegs der Handwerker, mag er perſönli
auch noch ſo tüchtig ſeyn, ſondern das Capital. Das Capi
macht durch Theilung der Arbeit ſowie durch Maſchinen d
Maſſenproduktion möglich. Durch dieſe wird eine Wohlfe
heit der Waare erzielt, welche die Waare des ſelbſtſtändig
Handwerkers vom Markte raſch verdrängen und den ſelb
ſtändigen Handwerker zum Fabriktaglöhner, zum ouvrier, d
gradiren muß. In Folge davon wird das Angebot d
Arbeitskräfte vermehrt, der Preis derſelben muß ſinken. D
herabgekommene Handwerker iſt gezwungen, mit dem Arbeit
zu concurriren und damit iſt die Ausſicht auf eine ſelb
ſtändige Stellung für immer verſperrt. Was aber die er
und zweite Urſache zum Elende des Arbeiterſtandes beiz
tragen vergeſſen haben möchte, die dritte würde es beſtim
nachholen.

III. Die Arbeiter ſind genöthiget, ſich ſelbſt gegen Er
pfangnahme des geringſten Lohnes zu verkaufen in Folge d
egoiſtiſchen Concurrenz der Unternehmer unter ſich ſelb
Die Concurrenz, alſo raiſonnirt unſere moderne Nationa
Oekonomie, nöthigt den Unternehmer, mit den geringſt
Koſten möglichſt viel zu produciren, um ſeine Produkte mö
lichſt wohlfeil geben und dadurch jede Waare derſelben A
welche er liefert, vom Markte verdrängen zu können. N
enthält aber der Rohertrag der Produktion: a) den Erſ
des umlaufenden Capitals, b) die Entſchädigung für die a
die Produktion verwendeten Capitalnutzungen, die Zin
c) die Entſchädigung für die Arbeitsleiſtungen des Unterne
mers, das Honorar des Geſchäftsherrn, d) die Entſchädigu
für die Ausnutzung der Arbeitskräfte Anderer, den Lohn d

Arbeiter, und endlich c) den Gewinn des Unternehmers. Fordert nun die Concurrenz die äußerste Wohlfeilheit der Produkte, so können selbstverständlich die Ertragstheile a, b und c nicht geschmälert werden, weil sonst entweder das Geschäft Noth leiden oder der Unternehmer selbst dem Principe der modernen Nationalökonomie ganz zuwider ein persönliches Opfer bringen müßte, ohne eine reelle Entschädigung irgend einer Art dafür erwarten zu dürfen. Aus diesem Grunde bewegt sich der Kampf der unter sich concurrirenden Unternehmer stets um Unternehmergewinn und — Arbeitslohn. Der starre Egoismus, das Princip der modernen Nationalökonomie, entscheidet den Kampf — seltene und ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet — nach Möglichkeit stets zu Gunsten des Unternehmers. Dieser hat auf dem die Menschheit entwürdigenden, sie in ihrem Innersten verletzenden Kampfplatze nur einen einzigen gewaltigen Gegner, nämlich — man vergesse ja nicht, daß wir nicht von Baden oder Bayern, sondern vom ganzen industriellen Europa reden — den Hungertyphus, der die Arbeiterbevölkerung decimirt. So lange dieser Würgengel der ärmern Volksklassen nicht erscheint und ergiebige Ernten hält, so lange bleibt der Arbeiter gezwungen, von seinem kärglichen Lohne den Geldbeutel des Unternehmers füllen zu helfen. Der Unternehmer hat es in seiner Hand, seine Arbeitskräfte stets wohlfeil zu kaufen, der Käufer nimmt hierin lediglich sein Selbstinteresse zur Richtschnur, falls er dem Grundprincipe der modernen Nationalökonomie nicht ungetreu werden will, was bekanntlich und begreiflich selten geschieht.

Aus dem Bisherigen folgt aber das nationalökonomische und von Lassalle keineswegs erst entdeckte, sondern mit vollstem Rechte nur besonders hervorgehobene und scharf markirte Gesetz, vermöge dessen „der Arbeiter auch im günstigsten Falle nur einen Lohn erhalten kann, der zu seinem nothdürftigen Lebensunterhalte ausreicht.“ Wird bei der Concurrenz unter den Unternehmern der Eine durch den andern gezwungen,

ſeine Fabrikate wohlfeiler abzuſetzen, ſo kann dieſer Zwang nur daher rühren, daß derjenige Unternehmer, welcher die größere Wohlfeilheit der Waare hervorrief, entweder ſeinen Gewinn oder — was in der Regel der Fall iſt — den Lohn des Arbeiters ſchmälerte. Man mag in minder entwickelten oder kaum in den Anfängen der hohen Induſtrie begriffenen Staaten und Städtchen einwenden, jener Fabrikant habe wohlfeile Wohnungen oder Sparkaſſen für ſeine Arbeiter eingerichtet, dieſer wohlfeile Wohnungen, wohlfeile Koſt und eine Sparkaſſe obendrein; wir wollen und können nicht läugnen daß Solches vorkommt, wir loben es ſehr; allein Angeſichts des induſtriellen Europa fragen wir: wo ſind die durch den Dienſt im Intereſſe der hohen Induſtrie zur Wohlhäbigkeit und Selbſtſtändigkeit, zu einem menſchenwürdigen Daſeyn gelangten Arbeiter und Arbeiterfamilien?

Je mehr die moderne Induſtrie in irgend einem Lande aufblüht, deſto größer wird das Elend der enormen Mehrheit der Bevölkerung. Alſo lehrt die vergleichende Statiſtik und ſie beweist durch Zahlen. Bereits iſt in manchen Fabrik-Diſtrikten des Muſterſtaates England die mittlere Lebensdauer der Arbeiter auf 19, ja auf 15 Jahre herabgeſunken, die Armenſteuer ins Fabelhafte gewachſen; der Hungertod in den Straßen Londons vor den Augen der Könige der Induſtrie iſt etwas Alltägliches. In Belgien zählte man 1853 eine Bevölkerung von 3,830,000 Köpfen, vertheilt auf 908,630 Familien, von welchen nur 89,630 in guten oder behäbigen Vermögensverhältniſſen, 373,000 in mehr oder minder gedrückten Umſtänden, volle 446,000 dagegen im Elende lebten. Erſt in den jüngſten Tagen ſchob ein Sudelblatt des badiſchen Fortſchritts ſolch weitgediehene Maſſenverarmung keineswegs der hohen Induſtrie und den induſtriellen Raubrittern des Maurerthums, ſondern der Vermehrung der religiöſen Orden Belgiens in die Schuhe. Werfen wir deßhalb einen Blick auf Preußen, welches die Fahne der modernen Cultur hoch trägt. Laut Dieterici's ſtatiſtiſchen Angaben befinden ſich

daſelbſt von 3,181,968 Familien nur 119,324 in guten Umſtänden, dagegen 762,672 in mehr oder minder gedrückter Lage und volle 2,298,972 in Armuth und Elend. Während alſo in Belgien auf 100 Familien 9 reiche oder wohlhabende, 42 unbemittelte und 49 in Armuth und Elend lebende kommen, geſtaltet ſich für Preußen das Verhältniß bedeutend ungünſtiger, indem von 100 Familien nur 4 reich oder wohlhabend, dagegen 24 unbemittelt und volle 72 ganz vermögenslos ſind. Solchergeſtalt ſind die Ergebniſſe der modernen Induſtrie, geleitet von einer Wiſſenſchaft, welche ihre Lehren keineswegs aus der Volkswirthſchaft des chriſtlichen Staates und mit Rückſicht auf deſſen Zweck, ſondern aus der ſelbſtſüchtigen Privatwirthſchaft engliſcher Materialiſten ableitete und ganz folgerichtig den ſtarren Egoismus zu ihrem Principe nahm. Die Früchte einer falſchen, gottentfremdeten Philoſophie treiben den modernen Staat, der ein chriſtlicher Staat nicht ſeyn will und deßhalb auch ein Culturſtaat im wahren Sinne des Wortes niemals zu werden vermag, in erſchreckend raſchem Laufe dem Untergange entgegen. Niemand kann mehr als wir überzeugt ſeyn, der uralte Fluch: „du ſollſt dein Brod eſſen im Schweiße deines Angeſichtes“, werde niemals von unſerm Geſchlecht hinweggenommen, die unverſchuldete und ſelbſt verſchuldete Armuth werde zahlreiche Repräſentanten bis zum jüngſten Tage behalten; allein die Maſſenverarmung, das bitterſte materielle und im Zuſammenhange damit das phyſiſche, intellektuelle und moraliſche Elend von Millionen Ebenbildern Gottes — das iſt eine Errungenſchaft unſerer Zeit, von welcher die Geſchichtbaumeiſter der Humanität prahleriſch lügen, ſie ſtehe über dem heidniſchen Alterthum, welches nur den Bürger, und über dem Chriſtenthume, welches nur den Chriſten anerkenne, während in unſern Tagen der Menſch als ſolcher zur Geltung gekommen ſei. Der Menſch als ſolcher, ihr Gleißner und falſchen Propheten! Die von landes- und ſachkundigen Männern oft gehörte Behauptung, die Sklaven Amerikas ſeien weit beſſer

daran als das weiße Fabrikproletariat Europas, enthält kei
Uebertreibung, wohl aber handgreifliche Wahrheit. D
amerikaniſche Sklave braucht ſich um Nahrung, Kleidun
Wohnung nicht zu kümmern, er hat freie Stunden und ſei
Peculium; er wird keineswegs an die Luft geſetzt, falls
erkrankt und ſchon die kluge Rückſicht auf die Stimmung d
ſchwarzen Plantagenarbeiter gebietet dem Herrn, den alter
ſchwach gewordenen Neger mit leichten Hausgeſchäften zu b
trauen und menſchlich zu behandeln. Die Scheußlichkeite
der abolitioniſtiſchen Verfaſſerin von „Onkel Toms Hütt
mögen annähernd als Ausnahme vorgekommen ſeyn, nimme
mehr als Regel, wofür die neueſte Geſchichte der nordamer
kaniſchen Union das beredteſte Zeugniß ablegt. Der europäiſ
Fabrikarbeiter hat Urſache, den amerikaniſchen Sklaven zu b
neiden. Beide Menſchenklaſſen ſind Waare, käufliche Waar
allein der amerikaniſche Sklave repräſentirt ein mehr od
minder bedeutendes Capital, deſſen verſtändige und möglic
lange Ausnutzung die erſte wirthſchaftliche Aufgabe des Her
ausmacht, der weiße Fabrikarbeiter dagegen repräſentirt n
eine Arbeitskraft und zwar eine ſolche, die ſtets wohlfe
zu haben iſt und leicht erſetzt werden kann.

Viele haben die Noth und Demoraliſation der arbeite
den Klaſſen ſowie die mehr und mehr wachſende Verkü
merung des einſt ſo blühenden Handwerkerſtandes in e
greifender Weiſe geſchildert; auch an Vorſchlägen zur Hebu
dieſer Uebelſtände hat es zu keiner Zeit gemangelt. Allein m
ahnte die eigentliche Quelle des Verderbens kaum, ſo ſichtb
und handgreiflich dieſelbe uns auch umſprudelt und übe
fluthet; man ſuchte den Sitz der ſocialen Krankheit in ei
zelnen Symptomen derſelben, die Heilung in Palliativmittel
In dieſer Hinſicht haben in unſern Tagen beſonders d
Schulze-Delitzſch'ſchen Vereine, ſowie die Schriften u
Agitationen des durch ein vielfach räthſelhaftes Geſchick jüng
weggerafften Privatgelehrten Ferdinand Laſſalle die öffen
liche Aufmerkſamkeit in hohem Grade auf ſich gezoge

Schulze-Delitzſch wie Laſſalle vermuthen den Sitz der ſocialen Krankheit in dem Gegenſatze von Capital und Arbeit, beide bezeichnen zugleich die Heilmittel, deren Anwendung unfehlbar helfen müſſe, beide empfehlen die Aſſociationen der Arbeiter. Hinſichtlich der Zubereitung der Heilmittel aber laufen die Meinungen beider weit auseinander. In dieſem ſocialen Gebiete ſteht Schulze als der Repräſentant der großen Lüge des modernen Liberalismus dem radikalen Laſſalle, der ernſtlich helfen und die Arbeiter zur Herrſchaft im Staatsweſen bringen will, unverſöhnlich gegenüber. Schulzes Vorſchläge ſind unſcheinbar und einfach, die ſeines demokratiſchen Gegners Aufſehen erregend, complicirt, politiſch durchgreifend, die Vorſchläge beider aber ohne Erfolg hinſichtlich der Beſeitigung der ſocialen Krankheit. Beide betrachten ein Symptom des Leidens als den Sitz deſſelben, die Weisheit beider läuft auf Quackſalberei hinaus, die im günſtigſten Falle nichts hilft, im ungünſtigeren das Uebel verſchlimmert. Es dürfte am Platze ſeyn, unſere kurz hingeworfenen Bemerkungen näher zu begründen.

VIII.

Zur Charakteriſtik der neueſten ſchreibung.

III. Ob die Hiſtoriſche Zeitſchrift des Herrn von Sy huldigt?

Man thut der Hiſtoriſchen Zeitſchrift des Unrecht, wenn man ihr, wie es neulich vo teſtantiſcher Seite geſchehen, nachſagt, daß ſie lung chriſtlicher Fragen Programm und Ton und in letzter Zeit völlig radikal geworden chriſtlichen Fragen war die Zeitſchrift ſeit jeher hat ſie ihren Radikalismus noch niemals ſ ſprochen als in ihrem vor Kurzem erſchienen dieſes Jahrgangs bei der Beurtheilung von Re libell über das Leben Jeſu, und es iſt ja überh freulich anzuſehen, daß der franzöſiſche Roman [illegible]

viel Bischöfen und von der römischen Curie selbst verdammt worden ist, muß nothwendig ein Buch von Verdienst seyn"! Was die Sage von der Auferstehung des Heilandes betrifft, in deren Verwerfung bekanntlich Renans Buch culminirt, so verdient allerdings, sagt die Zeitschrift, die einstimmige Ueberlieferung unserer Quellen Beachtung, daß es Frauen, und insbesondere jene Maria von Magdala, aus der Jesus sieben Teufel ausgetrieben haben sollte, die also wohl jedenfalls eine Frau von sehr erregbarem Gemüthe war, gewesen seien, denen der Auferstandene sich zuerst zeigte." Was dann eine gesehen zu haben glaubte, wollten natürlich auch mehrere gesehen haben und so wurde dann das Alles „bald in der Sage, bald auch in ihrer eigenen Erinnerung gesteigert, vermehrt, ins Concretere ausgemalt." Aber die Zeitschrift fügt doch, um ihren „wissenschaftlichen" Charakter zu wahren, noch hinzu: es wäre jedoch der Glaube an die Auferstehung „nicht bloß das Erzeugniß der religiösen Schwärmerei oder gar der Verliebtheit eines nervösen Mädchens" (à la Renan); es sei kein bloßes „Produkt von Visionen", sondern sein innerlichster Kern sei der „Eindruck", den Jesus durch seine Lehre und Person hinterlassen habe!!

Dieß ist der Standpunkt eines Organs, welches seinem Programm nach „vor allem ein wissenschaftliches seyn" will. Es ist im Grunde dieselbe Wissenschaft, die im vorigen Jahrhundert der französische Encyclopädismus zu Markte trug. Nur die formelle Begründung des Unglaubens ist eine andere geworden; große neue Gedanken hat er nirgends seit Voltaire erzeugt.

Aber der besagte Standpunkt der Zeitschrift ist nicht neu, er ist derselbe geblieben, wie er vor Jahren war. Schon im 8. Bd., S. 110 verkündigte die Zeitschrift, daß das „Wunder undenkbar sei." Wenn uns daher, sagt sie, in der Geschichte des Christenthums „Wunder erzählt werden, so müssen diese Erzählungen, soweit sie Wunder berichten, falsch seyn; d. h. das Erzählte ist entweder überhaupt nicht geschehen, oder wenn

„nden natürlichen Ur-
„ diese Ursachen gekannt
„ natürliche Vorgänge oder

ist nur die consequente Entwick-
Herrn von Sybel im Programm
ausgesprochenen Grundsätze. Sybel schließt
Entwicklungsproceß des Volkes und der
keine Lebensbildung des Volkes und der
christlichem Einfluß, sondern lediglich eine
individuelle Entwicklung unter dem Sitten-
gleichviel ob Katholik oder gläubiger Protestant,
(so wurde damals in unsern Blättern Bd. 42,
des Nähern ausgeführt) nicht eingezwängt sehen will
den Tempelmauern, oder aufgehängt wie Mahomeds
zwischen Himmel und Erde, sondern wer sie als einen
Gott gesetzten Faktor alles öffentlichen Lebens betrachtet,
im Sinne des Herrn von Sybel ein „Ultramontaner" und
versündigt sich am „Leben des Volks." Das Christenthum
hat für den Herausgeber der Zeitschrift keine reale Existenz,
und es hat nach einer von ihm im J. 1857 herausgegebenen
Broschüre (Die politischen Parteien im Rheinlande S. 86)
auf die Sittlichkeit eben so viel und eben so wenig Einfluß
gehabt als die verschiedenen Systeme der Chemie, der geschicht-
lichen Wissenschaften, der Malerschulen!

Darum ändert also Sybels Zeitschrift weder Programm
noch Ton, wenn sie im neuesten Hefte die destruktiven Ten-
denzen von Strauß und Renan vertritt. Ihr Kampf gegen
den „Ultramontanismus" ist ein Kampf gegen das ganze po-
sitive Christenthum.

Abgesehen aber von allgemein christlichen Fragen hat in
der Zeitschrift doch in den letzten Jahren eine gewisse „Aen-
derung des Tones" stattgefunden, oder besser gesagt, ihre in
der Darstellung geschichtlicher Ereignisse und Personen kirchen-
feindliche Richtung ist immer schärfer, parteiischer und rück-

sichtsloser hervorgetreten. Sogar Widersprüche mit sich selbst liegen ihr dabei wenig am Herzen.

Wir heben zum Belege nur ein einziges Beispiel hervor. Bd. 2, S. 527 gibt die Zeitschrift „gerne" zu, daß der katholische General Tilly „vom Parteigeist vielfach verleumdet worden sei, .. daß die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly zu den unbewiesenen und unwahrscheinlichen Fakten gehöre." Bd. 3, 258 wird sogar zu Gunsten Tillys ein Artikel aus den Histor. polit. Blättern citirt, und die Bemerkung hinzugefügt, Onno Klopp habe in Westermanns Illustrirten Monatsheften (Jahrgang 1859) „eine Reihe urkundlicher Zeugnisse beigebracht, wonach Tilly in Norddeutschland milde und menschlich aufgetreten ist." Ja noch mehr. Bd. 5, 268 heißt es: Man gebe gern zu, daß Tilly sich durch Einfachheit, Nüchternheit, Uneigennützigkeit und Gewissenhaftigkeit ausgezeichnet habe, daß Tillys Verfahren vor Magdeburg ganz correkt gewesen sei.

Aber alle diese „Zugeständnisse" hat die Zeitschrift vergessen, nachdem Klopp sein treffliches Werk über Tilly herausgegeben und bald darauf, wie bekannt, die Geschichtschreibung des Herrn von Sybel in ein eigenthümliches Licht gesetzt hatte. Das verehrliche Organ, dessen Charakter „vor allem ein wissenschaftlicher zu seyn" beansprucht, läßt sich durch — Jacob Venedey, diesen so oft ausgepfiffenen Literaten und Romanschreiber, bedienen (Bd. 7, 381—444), um dem deutschen Volke von neuem aufzubinden, Tilly sei eigentlich ein religiöser Heuchler und Bluthund gewesen und sein Vertheidiger Klopp sei ein Donquixote, der Windmühlen bekämpfe und Schöpsenheerden für feindliche Heere ansehe. In sophistischer und rabulistischer Weise zerrt Literat Venedey einzelne Stellen aus dem Werke von Klopp heraus, haspelt sie durcheinander, und macht daraus ein neues „Gebilde", dessen Hauptfaden unversöhnlicher Haß gegen alles Katholische ist. Hören wir einzelne Stellen. Man muß „Tillys Name mit dem Schauer nennen, der ihm selbst nach der Rettung Klopps immerhin noch gebührt." Bevor Tilly den Sturm auf Magdeburg be-

... 1859 von Herrn von
seiner Zeitschrift ausgesprochenen Grun
die Kirche von dem Entwicklungsproceß
Völker aus; er kennt keine Lebensbildun
Völker unter christlichem Einfluß, se
natürliche und individuelle Entwicklung
gesetz. Jeder, gleichviel ob Katholik oder
der die Kirche (so wurde damals in unse
402 flg. des Nähern ausgeführt) nicht ein
zwischen den Tempelmauern, oder aufgehä
Sarg zwischen Himmel und Erde, sondern
von Gott gesetzten Faktor alles öffentlichen
ist im Sinne des Herrn von Sybel ein „Ul
versündigt sich am „Leben des Volks." I
hat für den Herausgeber der Zeitschrift kei
und es hat nach einer von ihm im J. 1857
Broschüre (Die politischen Parteien im Rh
auf die Sittlichkeit eben so viel und eben
gehabt als die verschiedenen Systeme der Chem
lichen Wissenschaften, der Malerschulen!

Darum ändert also Sybels Zeitschrift me
noch Ton, wenn sie im ...

sichtsloser hervorgetreten. Sogar Widersprüche mit sich selbst liegen ihr dabei wenig am Herzen.

Wir heben zum Belege nur ein einziges Beispiel hervor. Bd. 2, S. 527 gibt die Zeitschrift „gerne" zu, daß der katholische General Tilly „vom Parteigeist vielfach verleumdet worden sei, .. daß die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly zu den unbewiesenen und unwahrscheinlichen Fakten gehöre." Bd. 3, 258 wird sogar zu Gunsten Tillys ein Artikel aus den Histor. polit. Blättern citirt, und die Bemerkung hinzugefügt, Onno Klopp habe in Westermanns Illustrirten Monatsheften (Jahrgang 1859) „eine Reihe urkundlicher Zeugnisse beigebracht, wonach Tilly in Norddeutschland milde und menschlich aufgetreten ist." Ja noch mehr. Bd. 5, 268 heißt es: Man gebe gern zu, daß Tilly sich durch Einfachheit, Nüchternheit, Uneigennützigkeit und Gewissenhaftigkeit ausgezeichnet habe, daß Tillys Verfahren vor Magdeburg ganz correkt gewesen sei.

Aber alle diese „Zugeständnisse" hat die Zeitschrift vergessen, nachdem Klopp sein treffliches Werk über Tilly herausgegeben und bald darauf, wie bekannt, die Geschichtschreibung des Herrn von Sybel in ein eigenthümliches Licht gesetzt hatte. Das verehrliche Organ, dessen Charakter „vor allem ein wissenschaftlicher zu seyn" beansprucht, läßt sich durch — Jacob Venedey, diesen so oft ausgepfiffenen Literaten und Romanschreiber, bedienen (Bd. 7, 381—444), um dem deutschen Volke von neuem aufzubinden, Tilly sei eigentlich ein religiöser Heuchler und Bluthund gewesen und sein Vertheidiger Klopp sei ein Donquixote, der Windmühlen bekämpfe und Schöpsenheerden für feindliche Heere ansehe. In sophistischer und rabulistischer Weise zerrt Literat Venedey einzelne Stellen aus dem Werke von Klopp heraus, haspelt sie durcheinander, und macht daraus ein neues „Gebilde", dessen Hauptfaden unversöhnlicher Haß gegen alles Katholische ist. Hören wir einzelne Stellen. Man muß „Tillys Name mit dem Schauer nennen, der ihm selbst nach der Rettung Klopps immerhin noch gebührt." Bevor Tilly den Sturm auf Magdeburg be-

... [illegible] angedroht, hinwegſetzen ſo
ſchichte ſagt, Tilly wollte den Stur
Nein, ruft der Literat, „Tilly that i
heiligkeit ſo, als ob er den Sturm
wiſſen aus proteſtantiſchen Quellen, d
zwei Häuſer an der hohen Pforte z
ließ, um den Widerſtand der dort
brechen. Aber der Literat weiß es beſſ
penheims waren „an Plünderung, Mor
Dazu (kam) ein „„Glas rheiniſchen A
Maria!““ — und die Brandfackel ging
Hätte Tilly Ausreißer von ſeinen Tr
funden, „ſo würde er dieſe“, weiß Ben
laſſen; am Tage, nachdem vorher Tauſe
gefallen waren, fehlten Tilly noch ein
den Galgen.“ In dieſem Tone wird in
fortraiſonnirt.

Aber woher, darf man fragen, ſtam
hitzung, welche die Hiſtor. Zeitſchrift des
gegen Tilly zeigt? Sie ſtammt aus der
machten Entdeckung, daß General Tilly
weſen und dem

raten vor dem Sieg Roms und der Jesuiten, vor „dem Sieg des Geisteszwanges, der noch heute Göthe und Schiller, Kant, Hegel und Humboldt zum Scheiterhaufen verdammen würde, der noch heute das Lesen der Bibel mit Zuchthaus bestraft. . . .“ Glaubt man nicht bei solchen Stellen einen Artikel etwa aus einem deutschkatholischen Winkelblatt oder aus dem Frankfurter Journal zu lesen, während man eine Zeitschrift vor sich hat, deren Charakter, ihrem Programm nach, „vor allem ein wissenschaftlicher seyn soll.“

General Tilly, der edle deutsche Held, darf nicht gerettet werden, dafür rettet die Historische Zeitschrift des Herrn von Sybel andere Helden, z. B. den König — Heinrich VIII. von England. Man sollte es kaum für möglich halten. Aber in unserer Zeit ist auf dem Papiere Alles möglich. Hat doch Adolf Stahr sogar den Tiberius vertheidigt und ein anderer Literat den Catilina. Auch Sulla gehört bekanntlich schon zu den „geretteten“ Männern. Sybels Zeitschrift rettet Heinrich VIII., denn sie kämpft gegen den Ultramontanismus, welcher „die nationale und geistige Entwicklung der Auctorität einer äußern Kirche unterwirft“, und Heinrich VIII. war ja auch ein Vorkämpfer gegen die Ultramontanen.

Dennoch aber war die Zeitschrift nicht immer gleichmäßig auf die Rettung Heinrichs bedacht. Als der Engländer Froud in seiner „Geschichte Englands seit dem Sturze Wolsey's bis zum Tode Elisabeths“ den König Heinrich als einen „Helden ohne Flecken und ohne Tadel“ hinstellte, sprach sich die Zeitschrift (Erster Jahrgang S. 561 flg.) dahin aus, ein „solches Buch sei keine Geschichte und der Schreiber kein Historiker“; der Verfasser betrachte Heinrich nicht als „einen gewöhnlichen Sterblichen, sondern als ein höheres Wesen“, das nicht „nach den Regeln gewöhnlicher Moral beurtheilt werden dürfte“, und der Verfasser verrathe „auf jeder Seite Unkenntniß und Mangel an Urtheil.“ Froud stellt, sagt die Zeitschrift, „den damaligen socialen Zustand Englands als nahehin vollkommen dar, wenn es nur keinen Papst gegeben.“ Wenn Heinrich

[illegible], sondern eine Con
Froud in Entzücken. „Welche G
König Zweifel über die Geſetzlic
er keine Opfer geſchent, ſich davon
iſt der Beweis für dieſe Gewiſſen
hat es geſagt. Verſtellung war ihm
Ueber eine derartige Geſchichtsfälſ
ſchrift ihren Unwillen aus. Sie ſta
Jahrgang. Aber ihr „Fortſchritt“ in
„vorausſetzungsloſen Wiſſenſchaft“ e

Es war nämlich inzwiſchen der e
„Engliſcher Geſchichte vornehmlich im 1
erſchienen, und der Berliner Hiſtori
geſtützt auf Froud, einen ganz neuen
liſchen Tiberius gewonnen. Er prä
Mann, „der eine praktiſche Intellige
eine den allgemeinen Intereſſen zugew
keit, der Beweglichkeit der Abſichten
feſten Willen verband.“ Das wirkte.
ſchrift beeilte ſich (Jahrgang 2, S. 1
die „Arbeit eines ganzen Meiſters“ a
ſich zu der Behauptung

neuerdings zugänglich werden, ein nennenswerthes Schwanken in dieser Auffassung hervorbringen könnten"! (S. 106). Was ist das anders als eine kriechende Schmeichelei, über die Ranke selbst gewiß wenig erbaut gewesen ist!

„Der achte Heinrich ist unstreitig", sagt die Zeitschrift, „unter allen (Tudors) derjenige, der zuerst das persönliche mit dem nationalen Bedürfnisse bewußt vereinte und mit breiter Schulter, einem Atlas gleich, das wichtigste Triebrad des Staats in neue Angeln hob... Sicher wie der Bolzen in die Scheibe trifft sein gesprochenes wie geschriebenes Wort." Froud, der Heinrich „zu einem Gott" gemacht, begeht einen „Mißgriff", Ranke dagegen hat „auf kaum hundert Seiten den Mann und seine Zeit behandelt, und darin nach allseitiger Prüfung und mit sicherm Takt die Schätzung auf das wahre Maß zurückgeführt." Aus diesem „sichern Takt" folgt nun zunächst, daß man zu streng im Urtheil gewesen, wenn man Heinrich für einen Wollüstling hielt. „Man vergesse nicht, bemerkt der Apologet S. 111, daß Eduards IV. Blut in des Königs Adern rann, daß beinahe (!!) schon die körperliche Anlage beider starke Sinnlichkeit mit sich brachte!" Bisher suchten Protestanten, wie Katholiken, in Heinrichs verbrecherischer Neigung zu Anna Boleyn den Grund seiner Scheidung von seiner Gemahlin Katharina; aber sie waren im Irrthum, denn „obenan als wichtigstes Motiv stand ohne Frage der Mangel eines männlichen Thronfolgers", und als sich Heinrich mit den Wünschen einen Sohn zu bekommen trug, „geschah es, daß sich ihm Zweifel und Gewissensscrupel über die Gültigkeit seiner Ehe erhoben", und außerdem trafen auch andere „Momente der Entzweiung zusammen. Die Königin begann zu altern und zu kränkeln, überdieß wurde ihr sittenstrenges, vielleicht grämliches Wesen, ihre spanische Orthodoxie dem lebenslustigen Gemahl immer unbequemer"! Ist das nicht eine herrliche Vertheidigung oder wenigstens eine Inschutznahme des Ehebruchs! Aber man verwundere sich nicht, da die Historische Zeitschrift noch neulich, wie in diesen

Blättern mitgetheilt wurde, erklärt hat, die geschlechtlichen Vergehungen eines Herrschers hätten nur ein „anekdotisches Interesse."

Auch die Ehebrecherin Anna Boleyn erhält dann S. 115 eine Zähre des Mitleids. „Wer kennt nicht die Liebes- und Leidensgeschichte der Lady Anna Boleyn, und weiß nicht daß in den unversöhnten Leidenschaften der Zeit sie den einen als unschuldiges Opfer, den andern als gerecht bestrafte Sünderin erschienen"... „Im Februar 1536 brachte sie einen todten Knaben zur Welt, wodurch also abermals die Sehnsucht Heinrichs nach einem männlichen Erben hinausgeschoben, vielleicht gar der alte Aberglaube, der Zorn Gottes laste auch auf dieser Heirath, wieder erweckt wurde. Es hat darauf harte Worte gegen Anna gegeben." Doch genug. „Das Großartige in Heinrichs Wesen besteht darin, daß er sich einestheils nicht scheut, Schauder und Abscheu zu erregen, auf der andern Seite aber mit einem unvergleichlichen Takt, staatsmännischen Scharfsinn und der vollen Energie, deren er fähig war, bei einem jeden Umschwunge dieser Art den Moment zu treffen weiß, wo seine Interessen und Stimmungen mit denen der Nation zusammenfallen"... „Vielen Tausenden wurde es klar, daß, nachdem einmal mit Rom gebrochen, Heinrich niemals das alte Joch zurückführen, daß er selber vorwärts schreiten würde und daß er dieß, obwohl unter beständigem Schwanken nach rechts und links, wirklich that. Man erblickte in ihm eben mit Recht den Steuermann, dem man beim Toben von Wind und Wetter das Schiff und sich selber getrost anvertrauen konnte."

Wäre die Historische Zeitschrift des Herrn von Sybel weniger „gebildet", so dürfte man sie vielleicht daran erinnern, daß Heinrichs Biograph und Vertheidiger Lord Herbert uns einige Aufklärungen gibt über die Art wie der englische Tiberius „vorwärts schritt" und wie sicher man sich „getrost ihm anvertrauen" durfte. Heinrich ließ, sagt sein Vertheidiger, zum Tode verurtheilen „zwei Königinen, zwei Cardinäle,

zwölf Herzöge, Marquis, Earls und Söhne von Earls, acht zehn Barone und Ritter, ſiebenundſiebzig Aebte, Prioren u. ſ. w., und von mehr gewöhnlichem Volk der einen und der andern Religion ungeheure Maſſen.“ Nicht aus katholiſchen, ſondern aus proteſtantiſchen gleichzeitigen Quellen erfahren wir, daß dieſe „ungeheuren Maſſen“ in der That nicht weniger als 72,000 Hinrichtungen begriffen, in einer Bevölkerung die nicht mehr als vier Millionen betrug. Wir haben dieſe Notizen nicht etwa einem ultramontanen Organ entnommen, ſondern den mit der Zeitſchrift des Herrn von Sybel im Kampfe gegen den Ultramontanismus völlig einverſtandenen — „Grenzboten“, wo man ſie Jahrgang 1860, S. 121 flg. nachleſen möge.

IX.

Lamartine über die Jeſuiten.

Herr von Lamartine, ein ehemaliger Zögling der Jeſuiten, deſſen Name ſeit lange her in den Jahrbüchern der Dichter glänzt — beweist eine ſchöne, edle Seele, indem er in ſeinen Confidences der ehemaligen Lehrer ſeiner Jugend gedenkt. Die Stelle iſt wenig gekannt; deßhalb theilen wir dieſelbe unſern Leſern mit. Mögen ſie nicht vergeſſen, daß hier ein Rationaliſt ſpricht, und zwar mitten im Sturmgewelle, das im J. 1848 die menſchliche Geſellſchaft erſchütterte; daß er in eben demſelben Werke zu Gunſten der Jeſuiten

....., gar er endlich, an
ſein Urtheil hierüber formulirt wie ſol

Zuerſt erzählt er, daß er als Kna
das von weltlichen Lehrern geleitet wurd
gegangen ſei, woſelbſt er „vor dem gezw
der heuchleriſchen Zärtlichkeit ſeiner Lehre
bemühten ein Vaterherz zur Schau zu tr
hatte.“ „Ich wurde“, fährt er fort, „
nicht gut aufgenommen, mit Ausnahme j
Mutter. Sie ſetzte es durch, daß man mi
Lyon zurückſandte.“

„Das College der Jeſuiten zu Bell
Savoyens genoß damals ſehr guten Ruf n
reich ſondern auch in Italien, Deutſchland
Dorthin brachte mich meine Mutter. — Ka
Tage dort, als ich ſchon den auffallenden
zwiſchen jener feilen Erziehung, die von in
für Geld an unglückliche Kinder verkauft w
andern, welche im Namen Gottes, mit
Willen geleitet wurde im Hinblick auf den
zigen Lohn! Zwar habe ich dort meine M
gefunden; aber ich habe [illegible]

für die Erfolge des Hauſes zu gewinnen, und ſo uns zu lenken nach unſerem eigenen Willen und dem Zuge unſerer Begeiſterung."

„Ein und derſelbe Hauch des göttlichen Geiſtes ſchien Lehrer und Schüler zu beleben. Es waren uns gewiſſermaßen geiſtige Flügel gewachſen, die uns wie von ſelbſt zu allem Guten und Schönen trugen. Auch die Widerſpenſtigſten unter uns wurden von der allgemeinen Bewegung gehoben und mitgezogen. Da habe ich aus Erfahrung geſehen, was man aus Menſchen machen kann, nicht mit Zwangsmitteln, ſondern mit der bloßen Begeiſterung. Dieſelbe Geſinnung, welche unſere Lehrer erfüllte, erfüllte auch uns! Sie beſaßen die Kunſt, uns dieſelbe liebenswerth zu machen, unſer Gefühl dafür zu wecken und eine heilige Inbrunſt zu Gott in unſeren Seelen zu ſchaffen. Dieſer Hebel, einmal ins Herz gelegt, hob unſer ganzes Weſen."

„Unſere hochwürdigen Lehrer trugen ihre Liebe zu uns nie zur Schau; aber ſie liebten uns wirklich — wie etwa die Heiligen ihre Pflicht lieben, die Arbeiter ihr Werk, die Ehrſüchtigen die Auszeichnung welche ihnen zu Theil wird. Kurz! zuerſt ſuchten ſie mich glücklich zu machen, um mir dann die wahre Wiſſenſchaft und Weisheit des Lebens beizubringen."

„So kam Frömmigkeit wieder in meine Seele. Sie wurde die Triebfeder meines Eifers für die Arbeit. Ich ſchloß innige Freundſchaft mit Knaben meines Alters, die ebenſo rein waren und zufrieden, wie ich ſelbſt. Dieſe Freundſchaft ſtimmte uns zu einem vertraulichen Ton, wie er ſonſt nur im Familien-Kreiſe gefunden wird. Die ausgezeichnete religiöſe Erziehung, die wir bei den Jeſuiten erhielten, das häufige Gebet, die Betrachtungen, die heil. Sakramente, die frommen Ceremonien, die öfters wiederholt wurden und lange andauerten, der Schmuck der Altäre, die Pracht der kirchlichen Gewande, der Geſang, der Weihrauchduft, die Muſik übten auf das Gemüth der Knaben und Jünglinge einen Zauber,

...nes. Anfangs, da ich noch
und dem Widerwillen dagegen befangen
maliger Aufenthalt im College von Lyon
hatte, sträubte ich mich durch einige
nehmen. Allein, die milde und liebevolle
mehrigen Lehrer, dann die bewältigende
richtes auf den Geist und die Einbildun
lings von 15 Jahren befestigte in mir a
zeugung, daß sie mich die rechten Wege fü
ich nach und nach die Gottesfurcht wied
Gottesfurcht den Frieden des Herzens; L
gebung kehrte in meine Seele zurück. D
hatte ihre Richtschnur wieder gefunden, ich
dem Studium, hatte Herz für meine Pflich
für den Verkehr mit Gott, Freude an Gebet
und begab ich mich zum Gebete, so fühlte i
Gegenwart, durch heilige Tröstung beglückt,
nicht geben kann."

„Beim Abschiede aus dem Collegium
ausgezeichneten Lehrern meinen Dank aus,
hatten, meiner Seele das Leben zurückzuge
meinen Geist bildeten ...

dem man zwar nicht Fleisch und Blut verdankt, dafür aber wissenschaftliche Bildung, guten Geschmack, sittliches Leben und edle Gefühle. Ihr Eifer war so brennend, daß er unmöglich von Anderem als von einem übernatürlichen, göttlichen Beweggrund entzündet seyn konnte. Ihr Glaube war aufrichtig, ihr Leben rein, hingeopfert jeden Augenblick bis an ihr Ende für Gott und ihre Pflicht. — Voltaire, der gleichfalls ihr Zögling war, hat ihnen dieselbe Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auch er hat die Lehrer seiner Jugend geehrt. Ich ehre und verehre sie ob ihrer Tugenden wie er; die Wahrheit hat nie nöthig, selbst die geringste Tugend zu verläumden — um durch die Lüge zu triumphiren. Dieß wäre eigentlich der sogenannte Jesuitismus der Philosophie. Nein! Die Vernunft darf nur durch die Wahrheit triumphiren." So Lamartine.

Es ist wohl zu beachten, daß es sich hier nicht um metaphorische Jesuiten handelt, mit welchem Namen man etwa bisweilen die Geistlichkeit im Allgemeinen bezeichnet; sondern es handelt sich um die wahren wirklichen Jesuiten, jene Jesuiten welche Pascal verspottet, welche Eugen Sue in Gesinnung und Leben lügenhaft verzerrt hat, und jüngst erst wieder der Verfasser des Maudit — um eben dieselben Jesuiten handelt es sich, welche den Hrn. v. Geroult in seinem Schlaf und in seiner Logik stören, die er sicherlich aus Frankreich verbannen würde, wenn er jetzt so geneigtes Ohr fände bei dem Minister des Innern, wie zur Zeit als er die Auflösung der Gesellschaft des heil. Vincenz von Paul durchsetzte. Nun gerade diese Jesuiten sind es, deren Lob Lamartine geschrieben hat. Sollte Obiges nicht genügen, um Hrn von Geroult zu überzeugen, so verweisen wir ihn an einen anderen Gewährsmann, den er weder abweisen noch widerlegen kann, an den Philosophen des 18. Jahrhunderts, der am 7. Februar 1746 schreibt, wie folgt: „Während der sieben Jahre, die ich im Hause der Jesuiten verlebte, was habe ich da gesehen? Das arbeitsamste, mäßigste, geordnetste Leben. Alle ihre

... Jesuiten wahrheitsgemäß zu beur
nicht! Sondern ſie ſelbſt ſind es, ihr
Cheminais wie ihre anderen Prediger
ſtelle einmal die Lettres provinciales m
P. Bourdaloue zuſammen! Was wird
Aus den erſteren: die Kunſt, zu ſpott
Dinge in ein böſes, gehäſſiges Licht
Wohlredenheit zu ſchmähen. Aus dem P.
wird man lernen ſtreng zu ſeyn gegen ſi
zu haben gegen Andere. Nun frage ich,
findet ſich die wahre Moral, und welches
iſt nützlicher für die Menſchheit? Ich neh
zu behaupten: es gibt nichts Widerſinnig
rechteres, nichts Schmachvolleres für die
Männer einer lockern Moral zu beſchul
Europa ein Leben größter Entſagung führ
die äußerſten Grenzen Aſiens und Amerika
dem Tode zu opfern." (*Voltaire* Correspo

X.

Chriſtliches Denkmal für die im Schleswigiſchen Kriege Gefallenen.

Unſere Landeskinder ſind als Sieger aus Schleswig heimgekehrt. Sie haben, vereint mit den treu Verbündeten, den braven Oeſterreichern, den Feind überall aufs Haupt geſchlagen. Der Segen der Vorſehung ruhte auf ihnen, weil ſie — wie mit Recht der königliche Armeebefehl ſagt — „gottesfürchtig, pflichtgetreu, gehorſam und tapfer waren.“ — Darum hat ihnen das dankbare Vaterland beim Triumpheinzuge den Lorbeer des Sieges dargereicht.

Aber nicht alle die Tapfern, die zum Kampfe auszogen, haben das Vaterland wieder begrüßt. Sie fanden den Tod auf dem Felde der Ehre oder erlagen den Strapazen des Krieges. Im treueſten Gehorſam, wie ihn unſere heilige Kirche lehrt, ſtarben ſie eines ewig ruhmvollen Heldentodes. Dieſe ſiegreich Gefallenen haben unſere Liebe und Dankbarkeit im vorzüglichen Maße verdient. Ihnen gebührt ein Denkmal, welches dauernder iſt, als Stein und Erz. — Die Wahlſtatt, auf der ſie fielen, ſchmückt der Granit; aber es gebührt ihnen als treuen Söhnen der Kirche auch ein chriſtliches, ein kirchliches Denkmal. — Auf ſie findet Anwen-

...ſchienen um ſo mehr den ...
ſie nach Gottes Fügung nicht nur die p...
kirchliche Freiheit in den Herzogthümern ...
ihren Gräbern iſt durch Gottes gnädiges ...
unſerer heiligen Kirche errichtet, und ein ...
Gräber beſtellt. Die Gräber von Dev...
Flensburg und Satrup gehören zu der ...
Miſſionspfarre Flensburg, die in ſehr en...
den Schutz der ſchmerzhaften Gottesmutter ...

In der Miſſionspfarre zu Flensburg ...
kirchliches Denkmal errichtet werden durch ...

Gründung einer Memorien
für ewige Zeiten.

Es iſt chriſtlich, billig und recht, daß ...
im Heldenkampfe Blut und Leben auf dem ...
geopfert haben, auf dem Altare der Kirche ...
des neuen Bundes in der heil. Meſſe für ...
ſterblichen Seelen für ewige Zeiten dargebrac...

Darum ergeht unſere Bitte an Alle, di...
für dieſe chriſtlich gefallenen Krieger haben, ...
und Meßſtiftung ihre Opfergabe beizutragen.

Ihr trauernden ...

Die nähere Anordnung dieſer Memorien- und Meßſtiftung für die Gefallenen bleibt dem apoſtoliſchen Provikar, dem hochw. Herrn Biſchofe von Osnabrück vorbehalten.

Die Unterzeichneten erklären ſich zur Entgegennahme milder Gaben gern bereit.

Münſter den 14. December 1864.

Fritz Graf Schmiſing-Kerſſenbrock. Alfred Graf zu Stolberg-Stolberg. Freiberg, Kaplan zu Troppau in öſter. Schleſien. Leopold Graf Spee, Canonicus zu Aachen. Kappen, Pfarrer zum heil. Aegidius in Münſter. Lüders, Seelſorger der Strafanſtalt. Reinermann, Kaplan zum heil. Aegidius. Tappehorn, Kaplan zum heil. Martinus in Münſter.

XI.

Erklärung.

Ein Herr Dr. C. G. H. Lentz, der ſich Generalſuperintendent in Blankenburg im Herzogthum Braunſchweig und Mitglied der hiſtoriſch-theologiſchen Geſellſchaft in Leipzig nennt, hat unter dem Titel „Sanct Ansgar, der Apoſtel des Nordens“ für das bevorſtehende Millenarium des gedachten Heiligen (obwohl man nicht recht begreift, was die Proteſtanten mit demſelben zu ſchaffen haben) eine Fabrikarbeit à 4 Silbergroſchen bei Robert Kittler in Hamburg erſcheinen laſſen, deren Beurtheilung ich der hiſtoriſch-theologiſchen Geſellſchaft in Leipzig überlaſſen will. Nebenbei aber

anderung, daß er im dritten Hymnu
für kathol'ſche Sitte" (im Original:
die ihm aus leichtbegreiflichen Grün
kraſſeſten Unſinn, nämlich „Mutter
geſetzt hat. Außer dieſer einzigen, di
Ballhorn wohl noch übertreffenden
Generalſuperintendent von Blankenburg,
Buche angehängten Ansgarius-Hymnen
und zwar ohne meinen Namen ob
Buches auch nur mit einer Sylbe
und Weiſe, ſich mit fremden Federn zu
mindeſtens außerhalb der Generalſuperi
für unanſtändig galt. Uebrigens will ich
quaevis competentia wegen Nachdruck hie

Feldkirch in Vorarlberg im Decembe

XII.

Ein Nachtrag zur Besprechung der Flir'schen Briefe.

Im 54. Bd. 12. Heft S. 1004 der Histor.-polit. Blätter ist in der Besprechung von Flirs „Briefen" eine Stelle enthalten, die ich schon in Nr. 11 und 12 der Wiener Kirchenzeitung 1864 auf den Gehalt der Wahrheit zurückgeführt habe. Herr Rapp, der „Herausgeber" von Flirs Briefen hat diese Stelle, trotzdem daß ihm meine Berichtigung bekannt gewesen, in einer zweiten Auflage der „Briefe" mit großer Beharrlichkeit ohne irgend eine Bemerkung wiederholt abdrucken lassen.

So sehr ich den hingegangenen Flir mit jener Schonung behandelt habe, die man einem Todten schuldig ist, der sich nicht mehr selber vertheidigen kann, so sehr habe ich mich aber auch bemüssigt gefühlt der Wahrheit Zeugniß zu geben. Flir hatte eine Menge guter Eigenschaften; er war geistreich, er war wohlthätig, er war freigebig, er war bereit zu dienen und aus der Noth zu helfen, er war in Geldangelegenheiten die nobelste Natur — im Reden aber und in Briefen an vertraute Freunde hing sein Urtheil von seiner Stimmung und zum Theil auch von jenen ab,

von Flir bis zur Poſt begleitet wurde.
meiner damaligen erſten Anweſenheit
verkehrte aber mit Flir, wie in „Kennſ.
erſt die letztern vier Tage, woraus ſich
aber doch irrige Angabe erklären läßt.

2) Ich ſelber erzählte Flir, daß ei
„Monismus“ in die Kirchenzeitung kor
günſtig ſei: dieſer Artikel gegen Schena
intimen Freunde Flirs, mit welchem er i
wechſel ſtand. Ich kannte das freundſch
zu Schenach gar nicht, und konnte daher
Flir durch die Aufnahme eines Artikels vo
Freunde ein Gefallen geſchehen.

3) Flir hatte die Kirchenzeitung Jah
nicht geſehen, ſeine Urtheile darüber k
Hörenſagen kommen; wenn es daher in ſe
kann dieſe Kritik übrigens bei allen jene
ſeyn, welche wiſſen, daß die philoſophirenden
Zeitung Güntherianer ſind“, ſo iſt die Th
daß im Jahre 1856 nur wenige philoſoph
nur von zwei Verfaſſern erſchienen. und
Jahrgängen

rathſamer das Urtheil zurückzuhalten bis das Ganze geleſen iſt.“ Daraus geht hervor, daß Flir Schenachs Buch, als er es am 16. Oktober 1856 gegen den Artikel der Kirchenzeitung in Schutz nahm, ebenſowenig als den Artikel der Kirchenzeitung darüber geleſen hatte.

5) Im ſelben Briefe vom 19. Januar 1857 macht Flir Schenachs Buch ſelber lächerlich, indem er wörtlich ſagt: „ich werde durch dieſes Buch auch keineswegs auf den Standpunkt Schenachs hinübergehoben, aber ich blicke dennoch mit Achtung und Rührung auf dieſe liebliche Naivetät (!) des Denkvertrauens!“

6) Im Brief aus Albano vom 28. Juli 1857 ſagt es Flir dem Schenach ſelbſt, daß ſein Buch nur durch Ignoriren gerettet werden könne, und im Briefe vom 4. Auguſt 1857 heißt es: „Wenn das Buch zur Verhandlung käme, würde es verurtheilt.“ Wie reimen ſich nun alle dieſe Stellen mit jener Stelle gegen die Wiener Kirchenzeitung zuſammen? Im ſelben Briefe heißt es: „Von wem iſt die Kritik in der Augsburger Poſtzeitung? Von Deutinger? Ich habe einige ähnliche Einwendungen gemacht.“ Nun brachte aber die Kirchenzeitung nicht nur Artikel von Deutinger, ſondern auch die Philoſophie Deutingers (Regensburg, Manz) wurde ſehr ehrenvoll beſprochen. Wie ſtimmt nun das mit dem Ausſpruch Flirs über die philoſophiſchen Mitarbeiter der Kirchenzeitung?

7) Die Kirchenzeitung hat nie eine philoſophiſche Gegenkritik gegen irgend einen Artikel zurückgewieſen, ſie hat den Parteien ſo lang ſich Rom nicht ausgeſprochen, immer freien Spielraum gewährt. Ein einziges Mal wurde eine Erwiderung nicht aufgenommen, aber nicht weil es eine Erwiderung, ſondern weil es ein completer Unſinn war. Ich kann ſämmtliche Schriftſteller, welche mit der Kirchenzeitung je in Verbindung geſtanden ſind, hier zum Zeugniß auffordern.

8) Die Kirchenzeitung hat gegen mehrere philoſophiſche Syſteme Artikel gebracht, gegen welche ſich auch die Cong. Indicis

...ollen zum Aufgebot aus
trommelt.

9) Schenach, der übrigens ein
Mann war, lebte darnach in Wien m
in einem intimen freundſchaftlichen Verh
der freundlichen Erinnerung an jenen A
hier wieder auf dem glücklichen und b
liegen geblieben zu ſeyn bis zu Schena
Verfaſſer nie genannt — ſo lange Scher

10) Der Schreiber dieſes verlebte de
Rom und hat dort von den verſchied
Eine Stimme über die Herausgeber
nommen. Er hat daher das vollſte Rec
ſcheinen der erſten Auflage veröffentlichten
zu ſtellen und jedem vernünftigen kathol
wortung derſelben zu überlaſſen:

I. Konnte es im Sinne Flirs gelege
enge Freundeskreiſe beſtimmten B
mir nichts dir nichts in die Pu
werden?

II. Iſt der Sache, welche auch ...

von den Stimmungen, Perſonen und Umſtänden in ſeinen Aeußerungen abhängig, ſo werde ich doch auf ſeinen Grabſtein dieſelben Worte der freundlichen Erinnerung niederlegen, die ich nach ſeinem Tode veröffentlichte:

„Dem Schreiber dieſes wird die freundſchaftliche Geſinnung und die edle Dienſtbefliſſenheit Flirs nie aus dem Andenken weichen. Unvergeßlich ſind ihm die Abende, die er mit dem eben ſo gelehrten als gemüthlichen Mann auf dem römiſchen Forum, auf Pietro in montorio, im Koloſſeum und in der Region der alten Kaiſerpaläſte zugebracht — einen kundigeren Führer, dem die Geſchichte Roms getreuer zur Seite ſtand, hätte man kaum finden können!“

„Flir war ein bedeutender Philolog — aber wie er überhaupt eine ruhige Natur geweſen, ſo betrieb er auch die Philologie ohne von jenem ausſchließlichen Geiſt ſich treiben zu laſſen, der manche Philologen zu erfaſſen pflegt; — die Ruinen der Tempel und Kaiſerpaläſte ließen immer noch Platz genug, daß die muntere Quelle des Humors über das Geröll rauſchen konnte.“

„Es war eben Mondenſchein als wir auf dem Forum ſtanden — er zeigte mir die Steinüberreſte der Rostra, auf denen Cicero ſeinen unſterblichen Rednerruhm erworben, und bemerkte hierüber, „„wie die Zahl der Zuhörer nach allem Ausmaße der Säulengänge und der ganzen Lokalität nicht habe groß ſeyn können.““ Als ich entgegnete: „„wie wohl manchmal die lange Weile, welche dieſe Herren dabei empfunden, um ſo viel größer geweſen ſeyn mag““ — konnte er herzlich darüber lachen, nur meinte er: Man ſehe wohl, daß dieſe Aeußerung nicht von einem Philologen von Profeſſion herkomme, denn die gerathen gewöhnlich, wenn ſie zum erſten Mal an dieſen Platz kommen, in eine ſtumme Verzückung!“

bezaubernden Anblick in
ſprechen. Flir erwiderte: 3
immer mit neuem Intereſſe
man ſich mit dem Anblicke
Stadt, in der das Auge nie

„Dieſes nur ein paar Aeuß
wie ſie eben im Gedächtniß a

„Seine Gabe, das Wort
zeugung zu verkünden — ſein
welcher er beſonders ſeinen deu
Rom kamen, dienſtbar zu ſeyı
und That ihnen an die Hand
Erfüllung ſeiner Berufspflichten
Wandel mögen ihm dort Gottes
lichen Lohn bringen, wie ſie
freundlichſte Andenken bei allen
gekannt haben."

Se

XIII.

M. Kochs Geſchichtswerk über Ferdinand III.*)

Die erſte Hälfte des dreißigjährigen Krieges hat von jeher ein lebhafteres Intereſſe erweckt und iſt darum eifriger bearbeitet worden als die zweite. Ein hauptſächlicher Grund dieſes Verhältniſſes iſt der wahre oder vermeinte Glanz, welcher über die Häupter einiger Heerführer in der erſten Hälfte ausgegoſſen liegt, zumal da man ja ſelten die Urſachen der Krankheit im deutſchen Nationalleben, die wir den dreißigjährigen Krieg nennen, zu ergründen ſtrebt, ſondern ſich mit den Symptomen derſelben begnügt. Deßhalb haben bei aller Specialforſchung über einzelne Begebenheiten, dennoch für das Ganze und Große die Irrthümer und Verdrehungen, welche namentlich Bougeant im franzöſiſchen, Pufendorf im ſchwediſchen Intereſſe hoch gebracht haben, noch nicht viel an ihrer Kraft verloren. Und zwar dieß um ſo weniger, da ja die Tendenz der Schweden und Franzoſen von damals ganz und gar derjenigen der kleindeutſchen Geſchichtsbaumeiſter von

*) Geſchichte des deutſchen Reiches unter der Regierung Ferdinands III. Nach handſchriftlichen Quellen von Mathias Koch. I. Bd. Wien. Verlag von C. Gerolds Sohn. 1865.

...mgens von Oeſterreich aus
noch der Vernichtung des Hauſes
Zertrümmerung Deutſchlands und
unter Schweden und Frankreich —
dem Unterſchiede daß ſtatt Schwede
damaligen Schweden einigermaßen
wird — dieſe Richtung, ſagen wir,
des ſogenannten kleindeutſchen Prof
Sie iſt, wenn auch an Qualität ſchn
ſowohl der Perſonen als ihrer Büch
Umfange.

Um ſo erfreulicher iſt es auch au
Forſcher zu treffen, der mit der Art u
Bahn bricht durch das wuchernde G
franzöſiſchen Unkrautes und des beh
Herr M. Koch hat ſich bereits durch
die Anerkennung geſichert, daß er unbe
nungen des großen Haufens nur das a
ſich aus den Akten ſelbſt als unzweifel
hat nach Kräften beigetragen, uns de
kleidet von dem Flittergolde der Rede
den herrſch- ...

Herrschaft über seinen Stoff darlegt, die Stellung der Parteien in großen, allgemeinen Zügen an. Als der wichtigste derselben tritt der Schlußabsatz (S. XX) hervor: „Obgleich es sich von selbst versteht und der Gang der Ereignisse es mit der höchsten Evidenz herausstellt, daß der von Ferdinand III. fortgeführte Krieg ein Vertheidigungskrieg im Interesse der Integrität und Unabhängigkeit Deutschlands war, daß er fortwähren mußte, so lange der Angriff der fremden Mächte auf das deutsche Gebiet fortdauerte: so heischen doch mehrfache in unserer Darstellung entwickelte Gründe, diesen Gesichtspunkt als den maßgebenden für das Urtheil von vorneherein festzustellen, und darauf aufmerksam zu machen, daß die jüngsten von der Nation durchgekämpften Befreiungskriege und der ältere dreißigjährige, Ursache und Beschaffenheit miteinander gemein haben, und jene der getreue Reflex von diesem sind."

An einer anderen Stelle charakterisirt Herr Koch mit kurzen Worten die deutsche Politik an Ferdinand III. persönlich. Er sagt (S. 18): „Die Politik Ferdinands III. war eine durchweg erhaltende, die tief begründet in einer wahrhaft reichspatriotischen Gesinnung, auf kein anderes Ziel als auf Vertreibung der Franzosen und Schweden vom Reichsboden, auf Erlangung eines billigen und mit der Ehre verträglichen Friedens gerichtet war. Tausende von Aktenstücken, bei deren Einsicht wir eben diese Frage sorgfältig ins Auge faßten, überzeugten uns, daß Ferdinands Politik der angedeuteten Art war und sich immer gleich blieb."

Herr Koch knüpft daran eine Klage und einen Vorwurf „insbesondere für Herrn Droysen, der in seiner Geschichte der Politik des preußischen Staates die habsburgische dieses Zeitabschnittes in einer Ekel erregenden Weise verdächtigt. Was soll, fragen wir, damit erreicht werden, oder welchen Dienst glaubt man mit der Entstellung der Wahrheit Preußen und dem Protestantismus u. s. w. zu leisten?" So Herr Koch. Was soll, möchten wir dagegen Herrn Koch erwidern,

...angswerthe Eigenſchaft
liegenden Verhältniſſe eignet es ſi
Verfahren angezeigt, nämlich der
Und daran hat allerdings auch He
einigen Beiſpielen zeigen werde, es
Häuſſer u. ſ. w. nicht fehlen laſſen
deſſen erreicht, was dieſen Herren g

Dem oben angeführten Princip
von Seiten des Kaiſers ein Vertheid
Integrität Deutſchlands gegen die
oder wenn man lieber will, die The
und Frankreich: dieſem Principe gemä
Charakter des Religionskrieges gerade
dieß nicht, ſondern begnügt ſich denſelbe
jedoch ſind wir in mancher Beziehung
einverſtanden. Er ſagt (Einl. S. I): „
dreißigjährigen Kriege um nichts and
gion gehandelt, ſo würde ein zweite
Beilegung ermöglicht haben.“ Demn
Meinung: es habe ſich im J. 1547
Religion gehandelt. Allein das Verh
im dreißigjährigen

Gebiete, oder mit anderen Worten: die reichsrechtliche Anerkennung der lutheriſchen Cäſareopapie, die ſich in die Worte faßt: cujus regio, ejus religio. Von einer wirklichen Religion iſt dabei ſehr wenig zu erkennen, am wenigſten von einem Rechte des Individuums auf ſeine Religion. Deßhalb haben ſich auch in den Kriegen von 1547 und 1552, die ja nur mit Söldnern geführt wurden, die Individuen ſo völlig theilnahmslos verhalten, und von einer Begeiſterung, an die auch Herr Koch für das 16. Jahrhundert zu glauben ſcheint, iſt nur in den Büchern moderner Profeſſoren etwas zu finden: die Thatſachen ſelbſt, wie die ſogenannte Schlacht von Mühlberg, die Ph. Melanchthon kurz charakteriſirt: non fuga, sed desertio, zeigen von einer ſolchen keine Spur. Bei dem Landgrafen Philipp iſt ein Hauptmotiv ſeiner Unterwerfung die Furcht vor dem Abfalle ſeiner eigenen Unterthanen.

Ganz ebenſo iſt es im dreißigjährigen Kriege. Herr Koch ſagt: „Das religiöſe Element war keineswegs, wie Einige behaupten, gänzlich ausgeſchloſſen. Es handelte ſich um die Religion bei dem proteſtantiſchen Theile des deutſchen Volkes, dem man die Meinung einflößte, der Krieg werde lediglich zum Schutze des Proteſtantismus und der deutſchen Libertät geführt, nämlich gegen die Anſchläge der Katholiken und des Hauſes Habsburg jenen auszurotten und dieſe zu vernichten. Dieſer vergiftende Einſchnitt in die religiöſe Lebensader erklärt den aus der lauterſten Quelle entſprungenen regen Antheil des Volkes an dem Kriege, und die ungeheueren Opfer, die es demſelben brachte.“

Der Recenſent, nicht Herr Koch, hat die letzten Worte geſperrt hervorgehoben, um ſie dadurch als diejenigen zu bezeichnen, welche er für irrig hält. Er verneint beide Sätze. Das Volk hat niemals regen Antheil genommen; es hat ferner niemals freiwillig ungeheure Opfer dargebracht. Das Volk verhielt ſich eben nur leidend, grauenvoll leidend. Es hat nicht den Krieg geführt: es hat ihn an ſich führen laſſen. Der Charakter der Zeit iſt nicht die Thatkraft, ſondern

Deutſchland in Aſche legt, berne
Alle Anderen, die handelnd gegı
Haus Habsburg auftreten — wir ſ
druck; denn der Fortbeſtand von D
dem Haus Habsburg — alle dieſe
ſei es der Holländer, ſei es des E
waren von dieſen beiden Mächten a
Deutſchlands, mochten ſie nun deutſc
wie Mansfeld, Chriſtian von Halt
Weimar u. ſ. w. ſeyn, oder fremde K
Dänemark, Guſtav Adolf von Sch
deutſche Fürſten wie Friedrich von der
Heſſen nebſt ſeiner, wie Herr Koch m
gleich mehr tückiſchen und verlogenen Wi
ſie alle empfingen das Geld zum B
rüſtung von Holland oder Frankreich,
weiter durch Mord, Raub und Brand
Deutſchen. Wir ſind nicht Willens
jener Würgengel auch nur um ein
Ihr Frevel ſchrie zum Himmel. Allein
Söldnerthumes iſt doch anders

Es ist wahr: jene Würgengel haben nicht gekargt mit ihren Betheuerungen vom Evangelium, von Freiheit und dergleichen Dingen mehr. Ihre Staatsschriften, ihre Proklamationen, ihre Flugschriften, welche sie haufenweise über die Länder ausstreuten, legen Zeugniß davon ab und gewähren auch heute noch die unwiderleglichen Beweise, daß die Helden so geredet haben. Wir bezweifeln gar nicht, daß dem Schwedenkönige Gustav Adolf die Worte „Gott und das Evangelium" möglichst locker auf der Zunge lagen, daß Wilhelm von Hessen-Kassel und Bernhard von Sachsen-Weimar täglich ein, und wenn man will, auch zwei Capitel in der Bibel lasen; allein liegt denn darin der Beweis, daß irgend Jemand ihren Redensarten Glauben schenkte, oder daß die Menschen von damals die ungeheuren Opfer, welche die Eroberungswuth dieser Mächtigen ihnen auferlegte, freiwillig getragen haben?

Namentlich in Betreff des Schweden Gustav Adolf ist hohe Vorsicht vonnöthen, weil der endlose Schwall von Büchern, die dem Wesen nach der Eine von dem Anderen abschreibt, um die geschichtliche Persönlichkeit dieses Mannes einen so dichten Nebel der Mythe ausgegossen haben, daß es für den, der nicht die ursprünglichen Zeugnisse einsieht, schwer hält sich des Massengewichtes der Dichtung und Sage völlig zu erwehren. Herr Koch sagt (S. VI): „Gustav Adolf gewann leicht die günstigste Stellung in Deutschland, weil die sorgenerfüllten und durch das Restitutions-Edikt wirklich bedrängten Protestanten dem sehr verzeihlichen Wahne sich hingaben: er sei bloß ihretwegen gekommen." Wer doch, möchten wir fragen, sind diese Protestanten, die das geglaubt haben sollen? Das Restitutions-Edikt zunächst bedrohte nicht die einzelnen Protestanten als solche, sondern die Inhaber von Bisthümern, Abteien u. s. w., also fürstliche Personen. Doch lassen wir diesen Unterschied, und fassen sie alle zusammen. Gustav Adolf ist in Pommern, wo er landete, weder von dem Herzoge noch dem Volke mit Freuden aufgenommen.

nach ſeiner Landung ſtand ſein au
ſelbſt ſagt, componirter Söldnerh
als der Cardinal Richelieu mit (
ein halbes Jahr ſpäter, im So
Schwedenkönig ſelbſt heim, daß er
Heer, daß daſſelbe lebe vom Plün
ſind dann die freiwilligen Opfer?

Erſt die Schlacht bei Breitenfe
Der Erfolg ſprach für ihn, und der
dennoch hat auch da keine deutſche
ihm freiwillig aufgethan, nicht Erfurt,
pflegt bei der Erzählung dieſer Dinge
die ſalbungsvollen langen Predigten
des Geredes? Bevor er zu reden begi
ausdrucksvoll auf die Mündungen ſeine
Beweiskraft derſelben leuchtet dann
ſo ſehr ein, daß ſie ſich geduldig au
Predigt fügen, zumal da ja dieſe Pred
vor dem großen Haufen ein anſtänd
hat es der Schwede gemacht in Erf
Main u. ſ. w. Denn

leicht und einfach, und verſagte doch nimmer ſeinen Dienſt. Es lag nicht auf dem Gebiete der Dogmen, ſondern auf dem des Beſitzes. Er nahm den Katholiken kirchliches Eigenthum, und ſchenkte es den Proteſtanten. Dieſe mußten annehmen bei Strafe ſeiner Ungnade. Die Zuſtände, die dann ſich entwickelten, bedürfen keiner Darlegung. Aber will man das einen Religionskrieg nennen? Eine andere Leiſtung der Deutſchen für den Schweden als diejenigen, zu welchen ſein Fingerzeig auf die Mündungen ſeiner Kanonen ihnen willige Herzen und eifrige Hände machte, muß ſo lange als unglaubwürdig bezeichnet werden, bis das Gegentheil dargethan iſt.

Wir haben bei dieſer Perſönlichkeit, obwohl ſie für das Buch des Herrn Koch eine minder wichtige iſt, deßhalb länger verweilen müſſen, weil der Irrthum über dieſelbe unter verſchiedenen Geſtalten auch bei Herrn Koch mehrfach wiederkehrt.

Iſt ſelbſt der klare Blick des Herrn Koch nicht völlig frei geblieben von dieſem endlos wieder aufs neue ausgeſäeten und luſtig wuchernden Vorurtheile: ſo bringt er andererſeits Zeugniſſe genug aus einzelnen proteſtantiſchen Territorien, welche die Meinung, als hätten irgendwelche Landſtände oder dergleichen Perſonen an einen Religionskrieg geglaubt, hinreichend beleuchten. Ueberhaupt iſt, wie es ſcheint, der allein richtige Weg, der zu einer ſelbſtſtändigen Ueberzeugung und vollen Klarheit über die Frage des Religionskrieges führt: die Unterſuchung der betreffenden Aktenſtücke aus dem Archive eines kleinen oder großen, damals rein proteſtantiſchen Territoriums. Es verſteht ſich dabei von ſelbſt, daß derartige Aktenſtücke nicht aus Briefen mit anweſenden ſchwediſchen Generalen, oder Heſſen und Weimaranern, denen allen der ſchwediſche Jargon vom evangeliſchen Weſen in gleicher Weiſe geläufig war, beſtehen dürfen, ſondern in freien Aeußerungen, ſei es der Landſtände unter ſich, ſei es gegen ihren nicht durch ſchwediſche Furcht gefeſſelten Landesherrn. Wo dieß nicht der Fall iſt, wo die Meinungsäußerung der Landſtände eine völlig freie iſt: da darf man mit hoher Wahrſcheinlichkeit immer

ſchuldigen ihn, daß er fort und
Decke ſtecke (Koch S. 51). — Al
Württemberg den Landſtänden 1
er dem Prager Frieden beitreten ſ
Prälaten: es würde unverantwor
(S. 63). — Die calenbergiſchen S
1640 feierlich gegen die Verbindu
Schweden. Sie verlangten, daß er
unterwerfe (v. d. Decken, Herzog Geo

Wie iſt es überhaupt denkbar,
nung eines Religionskrieges vor 16
nach dem Prager Frieden ſich hätte
immerhin ja iſt es möglich, daß vorh
durch die endloſen Flugſchriften, die
was heutzutage die Zeitungen, fern
proteſtantiſchen Geiſtlichen, deren pol
ſchloß mit der Feldmark ihres Dorfe
und bethören laſſen, wenigſtens ſo l
retter leibhaftig vor ihm ſtanden,
den Adern und das Mark aus d
Allein auch dieſe Mär[illegible]

wurfe aller möglichen Nationen beſtanden, in proteſtantiſchen Gegenden ſich mit Raub und Plünderung begnügt: nach dem Prager Frieden gebot Baner, wenn er Sachſen betrat, ganz ebenſo wie in Böhmen, die Dörfer auf ſo und ſo viel Meilen Weges rund umher nieder zu brennen.

Kann da bei einer Bevölkerung wie derjenigen von Sachſen und Brandenburg, welche um ihrer Religion willen von kaiſerlichen Truppen niemals auch nur die geringſte Beeinträchtigung erlitten hatte, noch ein leiſer Ueberreſt auch nur des Wortes geblieben ſeyn? Ich ſage ausdrücklich: um ihrer Religion willen; denn die Thatſache der Erpreſſungen, der Räubereien der Wallenſteiner ſteht ebenſo feſt, wie die daß es dem Wallenſtein und ſeinen Oberſten ganz einerlei war, ob die Unglücklichen, welche von ihnen ausgepreßt werden ſollten, ein katholiſches oder proteſtantiſches Glaubensbekenntniß ausſprachen. Es kam dem gebietenden Söldnerthume lediglich darauf an, ob etwas herauszudrücken war. In Wallenſteins Heere ſelbſt ward auf den Unterſchied der Religion auch nicht im mindeſten geſehen. Ja unter den Beſchwerden der katholiſchen Fürſten auf dem Deputationstage 1630 über Wallenſtein ſelbſt findet ſich auch die, daß er mit Vorliebe proteſtantiſche Offiziere in katholiſche Gegenden einlagere. Die Erklärung liegt nahe: die proteſtantiſchen Offiziere unter ſolchen Verhältniſſen waren rückſichtsloſer, entſprachen darum eher dem Syſteme Wallenſteins, der in ſeiner Feldherrnſtellung von Anfang bis zu Ende nur das eine beſtimmte Ziel verfolgte: Befriedigung ſeiner eigenen Habgier und Herrſchſucht, und der das Heer ſeines Kaiſers hauptſächlich und zunächſt verwendete zur Verfolgung dieſes ſeines eigenen perſönlichen Zieles.

Doch kehren wir von Wallenſtein zurück zu den Schweden. In proteſtantiſchen Gegenden von Deutſchland hat ſich der Volksreim erhalten, der kurz und eindringlich die Glaubensretter zeichnet:

Bet't Kinder, bet't,
Morgen kommt der Schwed,

... Stimmung unſeres Vo
erhalten, denkt vielleicht auch h
1813 ſchwediſche Truppen auf
rührten, wo man doch täglich
tionen vor Augen hatte, gaben die
Volk, ihre Furcht und Sorge ſo un
die ſchwediſchen Offiziere ihnen be
„Fürchtet euch nicht. Wir ſind
dreißigjährigen Krieges“ *). Aus ſo
hole es, ſpricht Geſchichte. Und di
unvereinbar mit der ſpäteren Fikti
irgend einer Zuneigung des deutſch
malige Schwedenthum und alles wa
zuſammenhängt.

Herr Koch legt für ſeine Anſic
proteſtantiſchen Städte. Er ſagt (S
Losgebundenheit der einzelnen Theile
ſich ganz beſonders bei den proteſta
allen Abmahnungen und Bedrohunge
fortfuhren, den Feinden Truppen,
und Geld zu liefern. Ohne dieſe
ſchlagenden Leiſtungen

Beispiel angeführt, daß eine Stadt, die außerhalb des Bereiches der französischen oder schwedischen Waffen lag, freiwillig aus sich irgend ein Opfer solcher Art dargebracht hätte. Andererseits ist nicht im geringsten zu bezweifeln, daß die Gewinnsucht in den Städten mächtiger war als die Pflicht gegen das Vaterland, oder auch das Parteiinteresse. Wie hier Hr. Koch diese Anklage gegen die Städte vom kaiserlich-deutschen Standpunkte aus ausspricht: so wurde sie damals vom Parteistandpunkte aus erhoben in Betreff des Verhaltens der Hansestädte gegen das von Tilly belagerte Magdeburg. Die Städte lieferten dem Feldherrn das Pulver zur Beschießung, und gaben dadurch, wie ein Parteigenosse sich ausdrückt, ihrer Schwesterstadt die letzte Oelung. Die Sache war einfach so wie sie auch heutzutage zuweilen liegen soll: den Kaufleuten geht ihr Gewinn über jegliches andere Motiv. Herr Koch führt (S. 478) die Worte an, die der Graf Auersperg 1644 an den Kaiser schrieb: „Diese Städte, Hamburg, Lübeck, Bremen, trachten zu sehr nach Gewinn, zumal bei diesen Läuften, um noch aus Ehrbarkeit, Pflicht und Eiden etwas zu thun oder zu unterlassen.“ Es scheint, daß derselbe Maßstab überall angelegt werden müsse. Die Kaufleute der deutschen Städte hatten eine ausgesprochene Sympathie weniger für die Sache der Schweden und Franzosen als für den eigenen Erwerb.

Ich habe in den vorstehenden Worten es für nöthig erachtet, der, wie mir scheint, allzu großen Gerechtigkeitsliebe und demgemäß den über das billige Maß hinaus gehenden Concessionen des Herrn Koch an die schwedisch-kleindeutschen Behauptungen beschränkend entgegen zu treten. Dagegen verdient es unsere volle Anerkennung, daß Herr Koch mit solchem Nachdruck auf den eigentlichen Brunnquell des deutschen Unfriedens hingewiesen hat.

„Das Friedenshinderniß“, sagt er (S. 31), „kam allein von Frankreich. Richelieu hatte die Politik Heinrichs IV. und Sullys ergriffen, und da die Wirren in

Deutschland sie ungemein begünstigten, ihre Verwirklichung sich zu einem Ziele gesetzt, welches er zum Staatsgrundsatze erhob. Er trug sich mit der Ansicht, daß Oesterreich bei der Fortsetzung des Krieges, in welchem es von so wenigen Bundesgenossen unterstützt wurde, zuletzt denn doch erliegen werde, und da ihn einestheils der Ruhm und die Größe Frankreichs bewegte, anderntheils das eigene Interesse, nämlich die Bedingung sich seinem Herrn nothwendig zu machen, um sich in seiner Stellung zu behaupten: so waren in seiner Seele alle Friedensgedanken ausgeschlossen. Da aber die Ehre Frankreichs vorschrieb den Schein zu retten, so heuchelte er fortwährend die friedlichsten Gesinnungen, und wälzte die Schuld der Verzögerung auf den Kaiser. Das Mittel dazu war, daß er abermals und immer wieder Bedingungen stellte, welche der Kaiser voraussichtlich nicht annehmen würde. So schrieb er aus Soissons dem Abbé Fieschi in Madrid: Ich arbeite am Frieden mit einem so warmen Eifer, daß wenn das Zustandekommen desselben die Vergießung meines eigenen Blutes erheischte, die Welt sich von der Wirkung meiner Bereitwilligkeit bald überzeugen würde. Zur selben Zeit aber erhob er in Köln eine Schwierigkeit nach der anderen, bis vier Jahre nutzlos verstrichen waren."

So Herr Koch, dessen hier vorgetragene Ansicht alle Thatsachen bestreiten. Der Kaiser Ferdinand selbst spricht sich in ganz klarlicher Weise an die Kurfürsten von Bayern und Brandenburg aus (S. 32): „Je länger je mehr weiset der Augenschein, daß die beiden Kronen nicht, wie sie jederzeit vorgeben und sich rühmen, pro defensione religionis und Libertatis Imperii sich in diesen deutschen Krieg eingemischet, sondern daß es um Erweiterung ihrer Herrschaft und Erobrung fremder Länder auch zu völliger Zerrüttung des Reichs und des deutschen Katholicismus gerichtet ist. Unter dem Vorwande [illegible] zu helfen und zu [illegible] Belagen und unter [illegible] wollen

bekanntlich bis auf den heutigen Tag über diese Dinge so, wie der Cardinal Richelieu wünschte, daß es darüber sprechen sollte.

Der Cardinal Richelieu bezahlte zu diesem Zwecke der Fortdauer des Krieges hauptsächlich die Schweden, und erfand sich alle drei Jahre sehr willig und eifrig den Subsidienvertrag zu erneuern, bevor er noch abgelaufen war. Allein die Schweden waren von Gustav Adolf an bis zu Torstenson und Wrangel hinunter die evangelischen Glaubensretter, und haben den armen Deutschen gegenüber offiziell diesen Namen niemals abgelegt. Richelieu dagegen war Cardinal der römisch-katholischen Kirche und erdrückte in Frankreich die Hugenotten.

Wir kommen hier unvermeidlich wieder auf den Knäuel des Religionskrieges zurück. In der landläufigen kleindeutschen Auffassung, nach welcher der Protestantismus und der Katholicismus damals dreißig Jahre lang gegen einander geschlagen haben, pflegen diese Gegensätze unvermittelt, still und ruhig neben einander zu schlafen. Der Cardinal Richelieu ist sehr unbequem, und man entledigt sich seiner, indem man ihn möglichst wenig erwähnt, oder erst von dem aktiven Eingreifen Frankreichs an seiner gedenkt, mit dem Bemerken, daß damals und dadurch der Krieg seinen ursprünglichen Charakter verloren habe. Dieß ist indessen lediglich eine Fiktion. Der Cardinal Richelieu griff sofort nach dem Antritte seines Ministeriums aktiv ein, zuerst durch die Unterstützung des Dänenkönigs Christian IV., der bekanntlich auch den Glaubenskrieg proklamirte. Dann nachdem der Däne sich als unfähig erwiesen, wartete der Cardinal Richelieu nicht auf die Bitte des schwedischen Glaubensretters um Unterstützung, sondern schickte einen eigenen Gesandten mit dem Angebote derselben nach Stockholm. Der Schwede that erst hochmüthig in Betreff der Titulatur, sah sich aber einige Monate nach seiner Landung schon genöthigt, Winke seiner Noth zu geben. Die Hand des Cardinals Richelieu stand sofort ihm offen

...n frage würde mithin
den Preis der völligen Zerrü
Schwede ſofort mit großem Eif
katholiſche Kirche in Deutſchland
glaube, dieſe Frage muß vern
hatte den Schweden durch den A
die katholiſche Kirche in dem Sta
finden würde. Der Schwede hiel
ders ſtreng; allein er wagte do
brechen. In Schweden hatte er
weil ſie das Verbrechen begingen Je
land begnügte er ſich ſelbſt perſön
gegen ſie zu predigen. So redſeli
gionskrieg, vom Evangelium da üb
und Magiſtraten deutſcher Städte
er ſich ſehr ſcharf dieſe Worte in
andere Regierungen zu gebrauchen,
den deutſchen Fürſten, die er durch
Raub katholiſchen Eigenthumes zu
Falle leiſteten zur Stärkung der S
evangeliſche Redensarten nützliche
den Werth ...

österreichische Lüge. Der Papst Urban VIII. erwiderte dem Kaiser auf die Vorstellung, daß die ganze katholische Kirche in Deutschland durch die Fortschritte des Schweden in Gefahr gerathe: dem sei nicht so; der Schwede führe einen politischen, nicht einen Religionskrieg. Die schwedisch-französische Brandschrift des Hippolithus a Lapide gegen Deutschland und das Haus Habsburg sagt (1640): sileat autem ac cesset tandem vanus ille de religione praetextus: nam non de religione, sed de regione agitur. Dem entspricht endlich die Schrift, welche im 17. Jahrhunderte als Testament Richelieu's ausgegangen ist. Ich wage nicht zu entscheiden, ob sie authentisch sei. Ist sie es nicht, so ist die Schrift ein Meisterwerk der Nachahmung. Es verlohnt sich der Mühe in dieses Verhältniß noch etwas näher einzugehen.

Es erscheint uns unzweifelhaft, daß wie der Cardinal Richelieu bei dem Bärwalder Vertrag die Absicht hatte die Schweden als sein Werkzeug zu gebrauchen, ebenso der Schwede seinerseits hoffte sich von dem Cardinale unabhängig zu machen. Allein so viel auch der Schwede in Deutschland erpreßt und erplündert hat: er ist doch der Kette, mit welcher der französische Subsidienvertrag ihm Hände und Füße umschlang, nicht los geworden. Er konnte sich nicht frei bewegen. Die Reden, die er das ein und andere Mal gegen Frankreich gehalten, sind im Grunde nur Bravaden für leichtgläubige Deutsche berechnet, darum trefflich geeignet zur Ausstaffirung des hohlen Gustav-Adolf-Schwindels der Neuzeit, damals indessen von keinem reellen Werthe. Da nun der König Gustav Adolf selbst wegen der Subsidien-Fessel sich der leitenden und führenden Hand des Cardinals Richelieu nicht hatte entziehen können, so konnten es noch viel weniger die Nachfolger, denen zugleich mit der königlichen Autorität die Einheit des militärischen und diplomatischen Willens fehlte. Der Cardinal Richelieu war der eigentliche Kriegs-Herr des schwedischen Söldlingthumes. Er erneuerte aber jedesmal noch vor dem Verfalltage den Subsidien-Traktat.

... wenig daran, oder

Daß ein Mann wie der
Wesen des schwedischen Kriege
Richtungen der Bandenführer,
Deutschland losließ, auch nur
werden können, ist undenkbar.
auf Heller und Pfennig die Su
stohlenen katholischen Kirchengute
meinen, daß die Schweden ran
römisch-katholischer Kirchenfürst,
seine Politik uns erscheint, dennoch
Kirche schaden zu wollen. Er mu
Deutschland der katholischen Kirche
haben. Ja wir geben noch einen
subjektiv sich vor sich selber die Di
daß sein Verfahren in Deutschland
nütze als schade.

Subjektiv, sage ich, muß der
Dinge so zurecht gelegt haben. Aber
vorhanden wären, daß auch Andere
sind allerdings vorhanden. Man kön
von Trier

Zu diesem Zwecke also verrieth er Ehrenbreitenstein den Franzosen. Herr Koch bemerkt dazu: „Das ist das einzige Beispiel, daß katholischer Seits die Religion zum Deckmantel der Felonie benützt wurde.“

In der moralischen Qualifikation dieses katholischen Verräthers finden wir, wie gesagt, von derjenigen der protestantischen keinen Unterschied. Die Aehnlichkeit ist auch sonst sehr groß. Philipp Christoph war daheim gegen seine Landstände nicht minder Despot, als Wilhelm von Hessen-Kassel. Allein Philipp Christoph muß sich doch auch bei jenen Worten etwas gedacht haben. Ebenso wie das Vorgeben des Landgrafen Wilhelm vom evangelischen Wesen bei ihm subjektiv wenigstens die Art von Wahrheit hatte, daß er die Katholiken nicht bloß berauben, sondern zugleich ihnen seinen halben oder ganzen Calvinismus aufnöthigen wollte: so muß auch dem Kurfürsten Philipp Christoph zugestanden werden, daß er selbst in irgend einer Weise an die Wahrheit seiner Worte geglaubt habe.

Mit diesem Glauben stand er aber nicht allein. Auch auf der andern Seite finden wir die Besorgniß, daß der Abfall vom Kaiser, der Verrath am Vaterlande gerade dem deutschen Protestantismus Gefahr drohe, sehr klar und bündig ausgesprochen. Herr Koch hebt (S. 296) mit besonderem Nachdrucke ein Schreiben des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen hervor, des Hauptes der Lutheraner. Johann Georg hat bekanntlich nur die vier Jahre hindurch von 1631 — 35 gegen seinen Kaiser gestanden, und es sind hinreichende Spuren genug zum Beweise, daß er bereits einige Monate nach seinem Abfalle von der kaiserlich-deutschen Sache auch auf die Aussöhnung bedacht war. Nach dem Abschlusse des Prager Friedens war Johann Georg wieder wie nur je zuvor ein kaiserlich-deutsch gesinnter, treuer Mann. Das berührte Schreiben an den Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg findet sich gedruckt bei Londorp V, 130 u. f. Da dasselbe mehr Aufschluß über die Motive und das Wesen des Krieges

Bayern wird, auch da wo m
eingehende Kunde des reichlich d
allzu oft vermißt.

Der Kurfürst Johann Geo
Lutheraner, ſagt in dieſem Bri
ſichten der damaligen Aktions-P
Pfalz und der Nachfolger deſſel
Kaiſer und Reich, und mithin
der deutſchen Nation, auf die U
tilgung der anderen Religio
ſeien. „Die nach der Errichtung
getretene Ruhe, ſagt er, hat ſo lan
Leute im Reiche zunächſt ſich ſelbſt ei
beredet haben, daß man mit gutem
tholiſchen Kaiſer und neben Kath
Von dieſen Ideen beherrſcht, habe
wunderſeltſame ohne Scheu verfolgte
gebracht. Man ſtrebte die Reichsver
einheitlichen Verband zwiſchen dem Ot
dern zu löſen und das Reich in ei
gießen. Wiewohl die eingebildete
Schanden

denn die Urheber waren zuerst nicht protestantisch überhaupt, sondern calvinisch. Ferner aber kann nicht der Protestantismus als solcher haftbar gemacht werden für die Verbrechen derjenigen, welche diesen Verbrechen durch den Namen des Protestantismus einen Deckmantel umzuhängen suchten. Wir bemerken ferner, daß der Kurfürst Johann Georg sich in ganz ähnlicher Weise im J. 1626 ausgesprochen. Das Aktenstück findet sich ebenfalls bei Londorp III. 890 u. f.

Hören wir weiter den Kurfürsten Johann Georg. „In welche Gefahr sie die evangelische Partei durch dergleichen Umtriebe stürzen, ist leicht zu ermessen, wenn die eifrige Verwendung Frankreichs für die Erhaltung der katholischen Religion in Deutschland erwogen wird. Was anders als ein Kreuzzug gegen die Protestanten ist zu erwarten, falls dem Könige von Frankreich von katholischer Seite vorgestellt wird: die Evangelischen hätten keine andere Absicht, als mit Hülfe der Schweden unter dem Vorwande von unerledigten Beschwerden die Katholiken aus Deutschland oder doch aus dem größten Theile der von ihnen bewohnten Länder zu vertreiben?" Johann Georg räth deßhalb zum Frieden, zum Vergleich. „Sollte aber, fährt er fort, der eine oder der andere Reichsstand die Fortsetzung des von den fremden Mächten in Deutschland geführten Krieges billigen und empfehlen, so dürften die Katholiken (d. h. die katholischen Reichsstände), in Erinnerung der in der Anhaltischen Kanzlei und in anderen Schreiben dargelegten Maximen, wohl gar auf den Gedanken kommen: man wolle evangelischer Seits alles mit den Waffen durchsetzen, keiner Reichsordnung und keinem Rechte ferner sich unterordnen, sondern unter dem Schlagworte deutscher Freiheit nach baarer Willkür verfahren, das Oberste zu unterst kehren, den römischen Kaiser aller Autorität, Jurisdiktion und Hoheit entledigen und einen Schatten-Kaiser aus ihm machen, und unter dem vorgegebenen Schein von Religionsbeschwerden die Absicht bergen, die Katholiken endlich einmal zu vertreiben und zu vertilgen."

...wird, auch da wo m
eingehende Kunde des reichlich d
allzu oft vermißt.

Der Kurfürst Johann Geo
Lutheraner, ſagt in dieſem Bri
ſichten der damaligen Aktions-P
Pfalz und der Nachfolger deſſel
Kaiſer und Reich, und mithin
der deutſchen Nation, auf die U
tilgung der anderen Religio
ſeien. „Die nach der Errichtung
getretene Ruhe, ſagt er, hat ſo la
Leute im Reiche zunächſt ſich ſelbſt e
beredet haben, daß man mit gutem
tholiſchen Kaiſer und neben Kath
Von dieſen Ideen beherrſcht, habe
wunderſeltſame ohne Scheu verfolgte
gebracht. Man ſtrebte die Reichsver
einheitlichen Verband zwiſchen dem O
dern zu löſen und das Reich in ei
gießen. Wiewohl die eingebildete K
Schanden ...

denn die Urheber waren zuerst nicht protestantisch überhaupt, sondern calvinisch. Ferner aber kann nicht der Protestantismus als solcher haftbar gemacht werden für die Verbrechen derjenigen, welche diesen Verbrechen durch den Namen des Protestantismus einen Deckmantel umzuhängen suchten. Wir bemerken ferner, daß der Kurfürst Johann Georg sich in ganz ähnlicher Weise im J. 1626 ausgesprochen. Das Aktenstück findet sich ebenfalls bei Londorp III. 890 u. f.

Hören wir weiter den Kurfürsten Johann Georg. „In welche Gefahr sie die evangelische Partei durch dergleichen Umtriebe stürzen, ist leicht zu ermessen, wenn die eifrige Verwendung Frankreichs für die Erhaltung der katholischen Religion in Deutschland erwogen wird. Was anders als ein Kreuzzug gegen die Protestanten ist zu erwarten, falls dem Könige von Frankreich von katholischer Seite vorgestellt wird: die Evangelischen hätten keine andere Absicht, als mit Hülfe der Schweden unter dem Vorwande von unerledigten Beschwerden die Katholiken aus Deutschland oder doch aus dem größten Theile der von ihnen bewohnten Länder zu vertreiben?" Johann Georg räth deßhalb zum Frieden, zum Vergleich. „Sollte aber, fährt er fort, der eine oder der andere Reichsstand die Fortsetzung des von den fremden Mächten in Deutschland geführten Krieges billigen und empfehlen, so dürften die Katholiken (d. h. die katholischen Reichsstände), in Erinnerung der in der Anhaltischen Kanzlei und in anderen Schreiben dargelegten Maximen, wohl gar auf den Gedanken kommen: man wolle evangelischer Seits alles mit den Waffen durchsetzen, keiner Reichsordnung und keinem Rechte ferner sich unterordnen, sondern unter dem Schlagworte deutscher Freiheit nach baarer Willkür verfahren, das Oberste zu unterst kehren, den römischen Kaiser aller Autorität, Jurisdiktion und Hoheit entledigen und einen Schatten-Kaiser aus ihm machen, und unter dem vorgegebenen Schein von Religionsbeschwerden die Absicht bergen, die Katholiken endlich einmal zu vertreiben und zu vertilgen."

... und so viel Bücher
ferner die merkwürdige Aehnli
mutatis mutandis zwiſchen der v
Aktionspartei von damals und
obwaltet.

Johann Georg alſo, bei w
danke nicht aufkommt, daß jemals
gelangen könne, dem Kaiſer den
des Krieges zuzuſchreiben, fürchte
für den Proteſtantismus, und m
ſtantiſchen Fürſten ab, auf die Lock
zu hören. Laſſen wir auf das Wort
Kurfürſten ſogleich dasjenige des er

Kurmainz bemerkte 1642 im K
gendes (Koch S. 356): die Sorb
Theologen hätten erklärt, daß der K
gerechten Krieg führe. Sowohl in cu
Pontificem als bei den Cardinälen d
bringen, daß der deutſche Krieg,
jetzt darunter leiden, der katholiſch
große Vortheile verſchaffen werde, u
gung der akatholiſchen

In wieweit dieſe Anſichten mit der objektiven Sachlage übereinkommen, entſcheide ich nicht. Es genügt hier ſie anzuführen und Gewicht darauf zu legen, daß ſie für die geſchichtliche Betrachtung ſehr zu beachten ſind. Es fehlen nur noch die Aeußerungen des Cardinals Richelieu ſelbſt. Der Werth derſelben beſchränkt ſich nicht auf die Kenntniß der Vergangenheit.

Bereits im Jahre 1624, wo die Politik Richelieu's zur Zerrüttung von Deutſchland und Spanien erſt im Beginne war, glaubte der ſpaniſche Geſandte oder hatte den Auftrag ihm ernſtliche Vorſtellungen zu machen. „Ich darf nicht länger ſchweigen, ſagte er*), vor meinem Gewiſſen und im Dienſte meines Königs. Im Namen deſſelben proteſtire ich vor E. E. und rufe Gott zum Zeugen an gegen allen Jammer, welcher der Chriſtenheit aus dieſer Politik erwachſen wird. E. E. ſind Urheber eines beweinenswerthen Krieges und werden das Andenken eines Cardinales der Hölle hinterlaſſen." — „Ich bin", erwiderte Richelieu, „Prieſter, Cardinal und guter Katholik. Ich bin in Frankreich geboren, einem Lande, welches keine Ungläubigen hervorbringt. Aber ich bin auch Miniſter des Souverains von Frankreich, und als ſolcher darf ich nicht, kann ich nicht mir ein anderes Ziel ſetzen als ſeine Größe, und nicht diejenige des Königs von Spanien, deſſen Abſichten auf eine Univerſalmonarchie man zur Genüge kennt. Ich will Ihnen dieſe Anſichten nicht verhehlen, weil die Zeit gekommen iſt, wo man aufhören muß zu heucheln."

Ausführlicher redet er in der Schrift, die man als ſein Teſtament**) publicirt hat. „Es war mein Ziel, ſagt dort der Cardinal, Frankreich eins zu machen mit Gallien, indem ich ihm ſeine Grenzen wieder gab. Allein ich fand Frankreich

*) Flassan: histoire de la diplomatie française. T. II. p. 270. (2de édit.)

**) Cardinalis Richelieu Testamentum Christianum et Politicum. Freistadii 1670.

... Ehre treten, ...
unter dem Schein anſtändiger F
in dem Könige die Freiheit ge
als einen Starken, um andere n
rechten, um ſie nicht ſich zu entfr
indem er Wohlthaten erweiſen
habe Rom in Gallien das Aſyl
geöffnet ſeyn ſollte in Rom. Ich
Gallien das was es gegeben, auch
es zurückfordere. Ich habe Deutſc
ſei, wenn es neutral ſeyn wolle."

Man beachte das immenſe Ge
die ſo oft ſich erneut haben. I
frei, wenn es Gewehr im Arme r
Natur und Geſchichte zum Schut
Macht allein den Kampf für die
nimmt. Das iſt die Logik des Car
Anderer. Beiſpiele ſind die Jahr

Der Cardinal fährt fort: „Ich
überhaupt außer Gallien nicht weni
daheim. Ich habe mit dem Schwede
Deutſchlands unterhand-

Schweden nicht mehr zuwider, als die mit dem Engländer; noch ist ferner ein Bund mit freien Völkern wie die Deutschen sind, weniger katholisch, als ein solcher mit den Unterthanen des englischen Königs. — Aehnlich verhält es sich mit dem gegebenen Beispiele und der Nachahmung. Spanien hat das Beispiel (?) gegeben, Gallien es nachgeahmt. Spanien hat die französischen Unterthanen gegen ihren König aufgereizt; ich das deutsche Volk gegen seinen Feind. Spanien hat den Franzosen die Waffen in die Hand gedrückt zur Rebellion; ich den Deutschen für die Freiheit. Das Ziel jedoch dieser Freiheit ist der Glaube, welcher bei Vielen noch ketzerisch aus Unfreiheit, katholisch werden wird nach Maßgabe der Freiheit. Ueberhaupt aber habe ich den Protestanten in Deutschland gezeigt, daß ihre Freiheit mir wohlgefällig sei, nicht ihr Glaube."

Es würde zu weit führen, in diese Sophismen des Cardinals einzugehen. Die deutsche Freiheit, von der er redet, ist der Absolutismus der deutschen Fürsten, die Sold von dem Cardinale nahmen, daheim im eigenen Lande, und die Rebellion gegen das Oberhaupt, dem sie Treue geschworen. Beides ist immer Hand in Hand gegangen. Der Kaiser war allerdings der Feind dieser Fürsten; denn er war kraft seines Amtes und Berufs der Schützer der Rechte jedes einzelnen Deutschen. Wir constatiren die Thatsache, daß Richelieu selber subjektiv sein Verfahren in Deutschland mit seinem Eifer für die katholische Kirche in Einklang bringen will. Vielleicht dürfte sich doch der ganze objektiv geschichtliche Kern auf den Rath zurückführen lassen, den der französische Graf d'Avaux in die Fassung kleidete (Koch S. 399): „Die Religionsstreitigkeiten in Deutschland dürfen nie zu Ende gebracht werden, damit Frankreich aus dieser Schwäche den Vortheil immerwährender Einmischung und Eroberung ziehe." Es folgt daraus, daß wenn wir Deutsche unsererseits uns den Rath des Franzosen d'Avaux zu Nutze machen wollten, einem wahrhaften deutschen Patrioten nichts so sehr am Herzen liegen

ſollte, als die Förderung kirchlicher Einigkeit. Es folgt ferner daraus, daß diejenigen, welche auf die Erweiterung des kirchlichen Spaltes hinarbeiten, nicht deutſche Patrioten ſind, ſondern in demſelben Sinne arbeiten, wie damals d'Avaux.

Allein da einmal dieſer Punkt berührt iſt, ſo darf nicht unerwähnt bleiben, daß dem Cardinale die Sophiſtik ſeines Treibens auf das eindringlichſte und nachdrücklichſte von einem franzöſiſchen Biſchofe der katholiſchen Kirche vorgehalten iſt, nämlich in der Schrift „Mars Gallicus“ *), die damals wohl bekannt, in neuerer Zeit allzu ſehr vergeſſen ſcheint. Der Biſchof tadelt die gottloſen Bündniſſe franzöſiſcher Könige mit den Türken gegen Oeſterreich, die Unterſtützung der niederländiſchen Empörung gegen Spanien, dann vor allen das Bündniß mit dem Schweden. Er ſagt (p. 172): „Dieß Bündniß iſt wahrlich nicht ehrenhafter, ſondern vielleicht noch häßlicher und abſcheulicher. Denn ganz Europa weiß, aus welchem Funken jener Kriegesbrand entſtanden, der Deutſchland in Aſche legt. Er entſprang aus der Rebellion der böhmiſchen Stände und des Pfalzgrafen Friedrich. Der König von Frankreich hat durch ſeinen Geſandten, den Herzog von Angouleme, dieſe Handlung für einen Kronenraub erklärt, der den Frieden Deutſchlands zerrütte und dem Feinde der Chriſtenheit die Thore eröffne. Dieſe Handlung entſcheide über ſein Urtheil, wer der Angreifer, wer der Urheber des Uebels ſei. Aber mit dem Siege des Kaiſers wendeten ſich die Dinge in Frankreich. Nicht die Sache des Kaiſers mißfiel — denn auch Türken und Tartaren mußten ſie gerecht nennen — ſondern ſein Glück, und darum ward Sodom gerechtfertigt vor Jeruſalem. Der König ſchloß ein Bündniß mit dem Schweden zur Herſtellung des Pfälzers, den er ſelbſt als

*) Der vollſtändige Titel iſt: Alexandri Patricii Armacani, Theologi, Mars Gallicus, seu de justitia armorum et foederum Regis Galliae libri duo. Anno 1636.

schuldig bezeichnet. Wenn dieß recht seyn soll, mit welchem Rechte ist dann der Graf von Armagnac, der Herzog von Alençon hingerichtet und ihre Güter confiscirt? Und was ist doch der Hochverrath dieser gegen denjenigen des Pfälzers? Sie haben nicht nach der Krone ihres Oberherrn gegriffen. Sie haben nicht die Türken aufgereizt. Sie haben nicht die Holländer, den Gabor, die Schweden in ihr Vaterland geführt, um es zu zerfleischen. Wenn deine Vasallen sich empören, großer König, so sprichst du ihnen ihr Urtheil. Ich tadele es nicht: vielmehr lobe ich es. Aber deine Gerechtigkeit sei, wie der Psalmist sagt, nicht bloß die der Lippen, sondern auch der Thaten. Du bist ein Mitglied der Gesellschaft von Königen und Fürsten: handle, wie du wünschest, daß sie gegen dich handeln. Das Unrecht, welches du beschützest, fällt auf dich; das Verbrechen, zu welchem du die Mittel herleihst, ist dein Werk. Denn allen Raub und Mord, jegliche Feindschaft gegen den Kaiser als das rechtmäßige Oberhaupt der deutschen Nation, den Uebermuth seines Heeres, die zum Himmel schreienden Verbrechen der schwedischen Wuth gegen die Unschuldigen, gegen Nonnen und Mönche, gegen Priester und Bischöfe, gegen Altäre, Kirchen und Sakramente — das alles was sie erdulden müssen, schreiben seit einer Reihe von Jahren die deutschen Katholiken dem allerchristlichsten Könige zu, der durch seine Bündnisse den Schweden die Mittel herleiht. Zerreiß diese Bündnisse, entzieh den Schweden und Rebellen dein Geld und deine Waffen, die allerchristlichsten, und sofort liegt die ganze Partei des Aufruhres und der Zerrüttung entnervt, kraftlos und krallenlos am Boden."

Man sieht, es ist das Wort eines ehrlichen Mannes, und darum fand es bei dem Cardinale Richelieu und dem von ihm geleiteten König Ludwig nicht ein geneigtes Ohr. Richelieu, der in Frankreich durch die Erdrückung der Aristokratie die Bahn ebnete für die absolute Allgewalt, sei nun dieselbe bei der Person eines Despoten oder einem Convente

...wohnt bleiben, daß dem
Treibens auf das eindringlichſte
franzöſiſchen Biſchofe der kath
nämlich in der Schrift „Mars
bekannt, in neuerer Zeit allzu
Biſchof tadelt die gottloſen Bün
den Türken gegen Oeſterreich,
ländiſchen Empörung gegen Sp
Bündniß mit dem Schweden.
Bündniß iſt wahrlich nicht ehrenh
häßlicher und abſcheulicher. Denn
chem Funken jener Kriegesbrand ent
Aſche legt. Er entſprang aus der
Stände und des Pfalzgrafen Fri
Frankreich hat durch ſeinen Geſandt
gouleme, dieſe Handlung für einen
den Frieden Deutſchlands zerrütte u
ſtenheit die Thore eröffne. Dieſe H
ſein Urtheil, wer der Angreifer, wer
ſei. Aber mit dem Siege des Ka
Dinge in Frankreich. Nicht die Sache
denn auch ...

schuldig bezeichnet. Wenn dieß recht seyn soll, mit welchem Rechte ist dann der Graf von Armagnac, der Herzog von Alençon hingerichtet und ihre Güter confiscirt? Und was ist doch der Hochverrath dieser gegen denjenigen des Pfälzers? Sie haben nicht nach der Krone ihres Oberherrn gegriffen. Sie haben nicht die Türken aufgereizt. Sie haben nicht die Holländer, den Gabor, die Schweden in ihr Vaterland geführt, um es zu zerfleischen. Wenn deine Vasallen sich empören, großer König, so sprichst du ihnen ihr Urtheil. Ich tadele es nicht: vielmehr lobe ich es. Aber deine Gerechtigkeit sei, wie der Psalmist sagt, nicht bloß die der Lippen, sondern auch der Thaten. Du bist ein Mitglied der Gesellschaft von Königen und Fürsten: handle, wie du wünschest, daß sie gegen dich handeln. Das Unrecht, welches du beschützest, fällt auf dich; das Verbrechen, zu welchem du die Mittel herleihst, ist dein Werk. Denn allen Raub und Mord, jegliche Feindschaft gegen den Kaiser als das rechtmäßige Oberhaupt der deutschen Nation, den Uebermuth seines Heeres, die zum Himmel schreienden Verbrechen der schwedischen Wuth gegen die Unschuldigen, gegen Nonnen und Mönche, gegen Priester und Bischöfe, gegen Altäre, Kirchen und Sakramente — das alles was sie erdulden müssen, schreiben seit einer Reihe von Jahren die deutschen Katholiken dem allerchristlichsten Könige zu, der durch seine Bündnisse den Schweden die Mittel herleiht. Zerreiß diese Bündnisse, entzieh den Schweden und Rebellen dein Geld und deine Waffen, die allerchristlichsten, und sofort liegt die ganze Partei des Aufruhres und der Zerrüttung entnervt, kraftlos und krallenlos am Boden."

Man sieht, es ist das Wort eines ehrlichen Mannes, und darum fand es bei dem Cardinale Richelieu und dem von ihm geleiteten König Ludwig nicht ein geneigtes Ohr. Richelieu, der in Frankreich durch die Erdrückung der Aristokratie die Bahn ebnete für die absolute Allgewalt, sei nun dieselbe bei der Person eines Despoten oder einem Convente

seines Hauses. Und diese Tradition ist — es thut No die Sache wieder und immer wieder in den Vordergrund stellen — der Schutz und die Errettung, die Erhaltu Deutschlands. „Denn ich halte es für gerecht", sagt Leibn im J. 1690 seinem Landesfürsten Ernst August von Hannov „diesem Hause Habsburg es beizumessen, daß Deutschland n beständ, daß der Name des deutschen Reiches und der deutsch Nation noch nicht untergegangen ist."

Es ist ein großes Verdienst des Herrn Koch bereits diesem ersten Bande nachgewiesen zu haben, daß Ferdinand I in vollem Maße der Träger dieser Tradition und Missi des Hauses Habsburg für Deutschland ist. Auch verkann man dieß damals nicht. Mehr als einmal haben zur Z des Regensburger Tages von 1640 und später sämmtli deutsche Fürsten, katholisch, lutherisch, reformirt, mit Ausschl nur der von Frankreich besoldeten Landgräfin Amalia Elisabe und einiger wenigen andern Gleichgesinnten, dem Kaiser d Dank dargebracht, der seinen unablässigen Friedenserbietung gebürte. Erst in späterer Zeit, namentlich in dem traurigst Jahrhunderte unserer deutschen Nationalgeschichte, dem ac zehnten, ist es gelungen, die geschichtlichen Anschauungen d Deutschen über das Haus Habsburg so zuzuschneiden, w es dem Interesse der Politik Richelieu's und seiner Nachfolg entsprach, und von österreichischen Hausinteressen da zu rede wo einzig und allein das Kaiserhaus sowohl das Recht d deutschen Nation wie selbst der einzelnen Fürsten verrat u dafür seine eigenen Interessen opferte.

Dieß zeigt sich in einer sehr ausgeprägten Weise an de Verhalten des Kaisers gegenüber Brandenburg.

Der Kurfürst Georg Wilhelm, der wider die damali Tradition seines Hauses sich einige Jahre hindurch von seine königlichen Schwager aus Schweden hatte zwingen lassen, d Waffen gegen seinen Kaiser zu tragen, war seit dem Prag Frieden von 16[illegible] Verhältniß der Treue zurü gekehrt. Ihm [illegible], begabter, fähig

als sein Vater, allein zugleich auch wankelmüthiger, nicht durch fremden Zwang, sondern nach eigenem Willen, der seinen besonderen Vortheil zu ziehen suchte aus der allgemeinen Noth. Er versprach bei seinem Regierungsantritte dem Kaiser und der deutschen Sache getreu zu bleiben (Koch S. 341).

Im Mai des J. 1641 wurden von kaiserlichen Truppen einige Briefe des schwedischen Ministers Salvius an den Obersten Stalhandske aufgefangen, des Inhaltes: der Kurfürst Friedrich Wilhelm biete Neutralität an, deßhalb seien seine Länder zu schonen. Der Kaiser Ferdinand III. schickte diese Briefe an Friedrich Wilhelm. Dieß geschehe, sagte er ihm, damit der Kurfürst selbst sehen möge, welcher Mittel sich der Feind bediene, um die kurfürstliche dem kaiserlichen Gesandten jüngst gegebene Versicherung der Treue in Zweifel zu stellen. Der Kaiser lebe aber der Zuversicht: Friedrich Wilhelm werde die von seinem Vater rühmlichst betretenen Wege nicht verlassen. Friedrich Wilhelm erwiderte, es sei ihm nie in den Sinn gekommen vom Kaiser abzufallen und Neutralität zu begehren. — Am 24. Juli desselben Jahres schloß derselbe Friedrich Wilhelm unter dem Namen eines Waffenstillstandes mit Schweden einen Neutralitätsvertrag, und zwar so daß er den Schweden die Werbener Schanze übergab und freien Durchzug durch die Mark zusagte.

Anders der Kaiser. Gegen das Ende desselben Jahres ließ Ferdinand III. durch Lützow mit Salvius in Hamburg über den Frieden unterhandeln (Koch S. 345). Es war Hoffnung da, Schweden dadurch von Frankreich zu trennen. Der Schwede forderte ganz Pommern. Denn dieses Land zunächst ja war die Realität, um deren willen Gustav Adolf die Brandfackel des Krieges entzündet hatte, nicht seine Tiraden. So bezeichnete es Oxenstjerna im J. 1644 im schwedischen Reichsrathe mit den Worten*): „Pommern und die Seeküste

*) Geijer: Geschichte von Schweden. Bd. III. S. 165.

...Namen gleich anjetzo
auf ganz Pommern ſchließen la
ſonderen Grund hinzu, und es
zu bemerken. „Dieſe Conceſſion
welchen noch Hoffnung gegeben
lande der Krone Frankreich zu e
Hausintereſſe Habsburgs in C
Brandenburgs auf Pommern. R
mußte jenes bei dem Kaiſer über
niſter Graf Kurtz war derſelben
ſandte Lützow in Hamburg. R
ſelbſt. Er ſchrieb an Lützow: „J
Befehl, daß Du, wenn es zu ferne
vius kommen ſollte, weiter als n
geringſten nicht einlaſſeſt, bei den
Strafen.“ Die Unterhandlung w
der Krieg währte fort.

So liegen die Thatſachen. Her
anderen Stelle (S. 36) von einer
Brandenburger Kurfürſten Georg Wil
Schweden, geſchrieben zu dem Zwecke
wägen könn...

mit einer so ungeheuren Blutschuld nicht die ernsteste Zurechtweisung, und ist mit jener Anschuldigung geringeres bezweckt als Erregung von Haß gegen das Haus Habsburg? Muß man Oesterreicher seyn, um an so krasser Parteilichkeit Anstoß zu nehmen?"

Es sind dieß die Worte des Hrn. Koch, der augenscheinlich der Meinung ist: es sei die Pflicht kleindeutscher Geschichtsbaumeister nichts zu sagen, was sie nicht auch beweisen können. Er meint namentlich, diese Herren unterließen stets darzulegen, worin das „österreichische Hausinteresse" eigentlich bestand. Ich fühle mich doch versucht, so weit möglich, diese Herrn Historiographen etwas in Schutz zu nehmen. Seitdem die Franzosen jenes Wort vom österreichischen Hausinteresse einmal erfunden, um die Deutschen gegen ihren besten Freund und Beschützer mißtrauisch zu machen, ist diese von daher importirte Waare bei uns völlig eingebürgert. Sie ist so gemein geworden wie Scheidemünze, bei deren Ausgabe man kaum noch daran denkt, daß es Geld ist. Es ist ein Axiom, nach dessen Ursprung und Beweis man nicht mehr fragt. In solcher Weise gibt es tagtäglich jede liberale Zeitung, jeder Volksredner aus. Wenn es nicht geschähe, würden sie sich sofort der Qualität des Liberalismus unwürdig machen. Warum also nicht auch ein Historiker derselben Richtung?

Allein kehren wir zurück zu Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Wir haben gesehen, daß er eben vorher, als seine Ansprüche so nachdrücklich von dem Kaiser vertreten wurden, sich von der Sache des Reiches getrennt hatte. Er bemühte sich dann die junge Königin Christine von Schweden zu heirathen. Sie wollte ihn nicht, und ebensowenig waren die lutherischen Schweden ihm als Calvinisten geneigt. Friedrich Wilhelm suchte darauf für den Fall daß der Kaiser in der streitigen Sache mit Pfalz-Neuburg dem letzteren sich geneigter erwiese als ihm, Hülfe bei Frankreich. Er ging darin sehr weit. Am 5. November 1644 schrieben d'Avaux und Servien an den Minister Brienne die folgenden Worte: L'Electeur de

Brandebourg ne désire autre chose et en donne dès à présent sa parole que, si l'Empereur fait assister le moins du monde au Duc de Neubourg, l'Electeur passera en même temps dans le parti de la France, et fera la guerre ouverte à la maison d'Autriche (Koch S. 344).

Es geſchah nicht. Ueberhaupt kann damit nicht geſagt ſeyn, daß der Kurfürſt Friedrich Wilhelm mit den wirklichen Vaterlandsverräthern von damals auf eine Linie zu ſetzen ſei. Allein eben ſo ſehr hat Herr Koch Recht zu ſagen, daß aus dem Verhalten des Kurfürſten Friedrich Wilhelm nicht der Anſpruch eines beſonderen Lobes, etwa gar der deutſch-patriotiſchen Geſinnung, für ihn folge.

Deßgleichen weist Herr Koch nach, mit welcher Milde der Kaiſer ſich gegen Karl Ludwig von der Pfalz benahm, und daß nur der Starrſinn des letzteren es vereitelte, daß er nicht um neun Jahre früher in den Beſitz kam, wo noch dazu der Kaiſer ihm mehr zugedacht hatte, als er ſpäter wirklich erhielt. Hr. Koch führt dabei S. 433 ff. den Nachweis, daß die Dinge ſich gerade umgekehrt verhalten, wie Herr Häuſſer in ſeiner pfälziſchen Geſchichte ſie dargeſtellt hat.

Ein beſonderer Irrthum dieſes genannten Herrn verdient eine genauere Beachtung. Herr Söltl hat im dritten Bande ſeines Werkes „Der Religionskrieg in Deutſchland" einen beſonderen Abſchnitt mit der Ueberſchrift verſehen: „Wie kam das Elſaß an Frankreich?" Er theilt dann die Inſtruktionen des Kurfürſten Maximilian von Bayern an ſeine beiden Geſandten in Münſter und ihre Berichte an ihn mit, und beſchließt ſie mit den Worten: „Welch ein Denkmal Maximilian ſich dadurch gegründet, und wie aufrichtig er es mit Deutſchland gemeint habe, das mögen leicht alle Vorurtheilsfreien erkennen und entſcheiden." Dieſe Worte regten den Herrn Profeſſor Häuſſer an, nicht freilich in der Art, daß er ſich zunächſt dadurch bewogen geſehen hätte zu unterſuchen, ob die von Hrn. Söltl mitgetheilten Aktenſtücke demſelben ein Recht geben daraus eine ſchwere Anklage gegen Maximilian zu

folgern, sondern, indem diese Anklage dem Hrn. Häusser als gewiß, die Ausdrücke des Hrn. Sölti darüber jedoch als viel zu mild erschienen, bemühte er sich denselben durch Kraftworte noch etwas mehr von dem Gewichte beizulegen, welches solche Worte haben. Hr. Koch citirt (S. 468) die ganze Stelle, und es ist nicht zu läugnen, daß sie ihre Verdienste hat. Hr. Häusser redet nämlich wie folgt: „Daß der Kurfürst Maximilian der Restitution seiner pfälzischen Verwandten entgegen arbeitete, möchte er im Sinne seines persönlichen Vortheiles oder seines kirchlichen Eifers verantworten können: wie ließ sich aber die Rolle, welche er jetzt dem falschen Auslande gegenüber einnahm, mit dem Lobe vereinigen, das neuerlich von Unwissenden oder Sophisten seinem Patriotismus gezollt worden ist? Schon im Frühjahr 1644 that er annähernde Schritte gegen Frankreich. Der Sinn dieser Annäherung war nicht sowohl die Harmonie des kirchlichen Bekenntnisses, als der Wunsch seine egoistischen Ansprüche unterstützt zu sehen. Bayern wollte von Frankreich Schutz, um das geraubte Gut seiner pfälzischen Verwandten behaupten zu können. Dafür war Bayern denn wohl geneigt, den französischen Eigennutz auf deutsche Kosten zu unterstützen." So Herr Häusser im Texte seines Buches. Allein die Worte scheinen ihm nachträglich zu gelinde vorgekommen zu seyn. Er fügt nämlich noch eine Note hinzu. Diese lautet: „Daß dieß die Tendenz der bayerischen Politik war, mußte schon jedem aufmerksamen Leser der négotiations secrètes unzweifelhaft seyn. Neuerdings hat nun Sölti die Sache noch klarer gemacht. Die Richtigkeit derselben ist bis jetzt nicht widerlegt worden. Daß laut und vielfach geschimpft wurde, hat nichts Auffallendes, wenn man bedenkt, wie sehr Thatsachen dieser Art die Lügenindustrie der modernen Vergötterer Maximilians durchkreuzen mußten."

So der Professor Häusser, nicht in einem Artikel einer badischen oder Berliner Zeitung, sondern in einem mehrbändigen Werke, welches er selbst nennt: Geschichte der

darüber geſchloſſen habe. Des e
keiner Silbe gedacht. Wie hätte
ſollen, was nicht ſein Eigenth
keiner Weiſe ein Verfügungsrec
genommenheit der beiden Herren
nicht entgangen ſeyn, daß bei
Schritten zu Frankreich im J. 16
Spiele ſeyn konnte, und zwar de
den erhobenen Anſpruch auf daſſe
nämlich 1645, von ſeinen Geſ
Das Wichtigſte aber iſt, daß die
fürſten keine geheimen waren, u
Mitwiſſenſchaft des Kaiſers,
Mitwirkung gepflogen wurden.
alle gegen Maximilian vorgebrach
beiden Herren wie niedergeblaſene

So Herr Koch. Wir müſſen
ihm vorgeführten Einzelheiten dem
anheimſtellen, ſo wie nicht minder,
der ihm zu Gebote ſteht, die geeigi
nung ſeines eigenen Verhaltens.

die Meinung, daß der Reichstag von 1640 mit unfruchtbaren Verhandlungen verſtrichen ſei. Er findet (S. 241) in dem Gutachten deſſelben eine ächt reichspatriotiſche Geſinnung und regen Ernſt und Eifer die inneren Schäden wegzuſchaffen. Das wichtigſte Ergebniß war die Erklärung des Reiches, daß der Prager Friede die Kraft einer allgemeinen Reichsſatzung erlangt habe, und daß demgemäß das kurfürſtliche Collegium den Kaiſer bittet, daß ſowohl in der franzöſiſchen wie der ſchwediſchen Friedenshandlung kein Punkt noch vorgenommen werde, der durch den Prager Frieden bereits erledigt ſei. Das geſammte Deutſchland bis auf zwei fürſtliche Perſonen, den Herzog Georg und die Landgräfin von Heſſen, ſtand wieder zu ſeinem Kaiſer. Der Herzog Georg ſtarb bald nachher. Die Landgräfin aber verharrte bis zu Ende im Solde Frankreichs.

Dieß Weib zeigt ſich von einer überaus häßlichen Seite. Herr Koch kennt offenbar nicht die Geſchichte Oſtfrieslands von O. Klopp, in welcher dargethan wird, wie dieſe Amalie Eliſabeth 13 Jahre lang das unglückliche Oſtfriesland, und zwar ihre eigenen Glaubensgenoſſen für ihren eigenen Verrath an Kaiſer und Reich abwechſelnd mit Lug, Trug und Gewalt bis aufs Blut auspreßte. Herr Koch weist aus den Reichsakten nach, wie die Landgräfin dem Kaiſer gegenüber eine erſtaunliche Verſatilität der Verlogenheit entwickelte. Er führt den urkundlichen Beweis, daß der Kaiſer bereits im J. 1639 durch die Bewilligung aller nur erdenklichen Forderungen der Landgräfin keinen Ausweg mehr ließ, dem inneren deutſchen Frieden nicht beizutreten. Wenn es geſchah, ſo waren dann für das in ſich befriedigte Deutſchland nur die fremden Feinde, die Schweden und Franzoſen, hinauszuſchlagen. Darum wurden der Landgräfin auch diejenigen Forderungen nicht verweigert, die ſie nur aufgeſtellt hatte, um durch deren erwartete Verweigerung von den Friedensverbietungen des Kaiſers loszukommen. Herr Koch ſagt (S. 139): „Manche, die das leſen was ich hier ſchreibe, werden ihren

Augen nicht trauen. Ferdinand III. gewährt den Reformirten Religionsfreiheit (richtiger wohl: gewährt den Reichsständen reformirter Confession das landesherrliche Reformationsrecht, das Recht des cujus regio ejus religio), und der Erzkanzler, erster Kurfürst und Erzbischof des Reiches, ferner der orthodoxkatholische Kurfürst Maximilian von Bayern, ferner der streng lutherische Kurfürst von Sachsen, und ein Jesuit bewegen ihn zu dieser Concession."

Herr Koch weist dann nach, wie dennoch die Landgräfin um Frankreichs willen der kaiserlichen Bewilligung ihrer eigenen Forderung zu entschlüpfen wußte. Er fällt sein Urtheil (S. 141): „Die bei diesem Intriguenspiel in ihrer ganzen Blöße aufgedeckte Falschheit und Heuchelei ist das mindeste was der Landgräfin zur Last fällt; aber daß sie die Sache ihrer Glaubensgenossen der eigenen Selbstsucht (nämlich den französischen Subsidien und der Hoffnung auf Vergrößerung durch die Hülfe Frankreichs) opferte, werden selbst diese an ihr verdammenswerth finden." Das steht wenigstens zu hoffen.

Unser Bericht ist ausführlich genug, um zu zeigen, daß in dem Buche des Herrn Koch wirklich eine bedeutende Bereicherung des positiven geschichtlichen Wissens vorliegt. Wir wollen indessen auch einige Ungenauigkeiten und Mängel nicht verschweigen.

Herr Koch nennt (S. 34) einen Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, dann (S. 82) wiederholt einen Kurfürsten Georg Friedrich. Einige Seiten später erst kommt der richtige Name: Georg Wilhelm. Er läßt (S. 38) im J. 1637 den Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg, früheren Administrator des Erzbisthums Magdeburg, in Hamburg seyn. Ebenso den Stalmann. Dieß ist irrig. Es mag bei den Aktenstücken, die Herrn Koch vorgelegen haben, die Jahreszahl fehlen. Diese muß aber seyn: 1630. Christian Wilhelm wurde nach dem Falle von Magdeburg katholisch und lebte in Oesterreich. Stalmann, eins der haupt-

sächlichsten Werkzeuge des Schwedenkönigs zum Verderben von Magdeburg, wurde für seine Verrätherdienste erst von den Schweden belohnt, einige Jahre später auf die Anklage des Verrathes gegen sie selbst, gemäß Baners Befehl, zu Magdeburg gehängt*).

Indessen solche einzelne Irrthümer des Inhaltes, die für das Ganze unwesentlich sind, fallen für uns weniger in's Gewicht, als der Mangel an Sorgfalt für die Form der Darstellung. Diese Seite der Sache wird von uns Deutschen leider noch viel zu wenig beachtet. Und doch sollte man nie vergessen, daß der Einschmuggelung der französischen tendenziösen Irrthümer und Unwahrheiten in unsere deutsche Nationalgeschichte die Form der Darstellung einen ganz ungemeinen Vorschub geleistet hat. Eine mehr abgerundete Form würde das Gewicht der bedeutenden Leistung des Herrn Koch sehr vermehren.

---

*) Vergl. Calvisius: Das zerstörte und wieder aufgerichtete Magdeburg S. 241.

XIV.

Zur Kritik von Lösungen der socialen Frage.

II. Schulze-Delitzsch.

Wenn Schulze in seinem Schriftchen „Die arbeitenden Massen" nachweist, daß die hauptsächlichsten Hilfsmittel der Industrie auf dem Fortschritte der Naturwissenschaften beruhen, so sind wir weit entfernt, dieß bestreiten zu wollen. Ist und bleibt es doch eine traurige Erfahrung unserer Zeit, daß die Naturwissenschaft in um so höherem Grade zur Magd einer gemeinen und selbstsüchtigen Krämerwirthschaft herabsank, je mehr sie sich der Religion entfremdete. Die Fälschung fast aller Produkte, der nothwendigsten Nahrungsmittel und Getränke ist eine Folge solcher Dienstbarkeit. Wer in dieser Hinsicht sich über die unglaublichen und haarsträubenden Fortschritte der Verfälschungs-Industrie, welche wir der „größten, freiesten, gebildetsten, sittlichsten Nation", nämlich den Engländern insbesondere verdanken, etwas orientiren will, lese Schürens bereits erwähnte Schrift S. 163 flg. Wenn aber Schulze nach Aufstellung obiger Behauptung fortfährt: „Die Wahrheit zu erkennen und seine Erkenntniß in allen Verhältnissen des Lebens anzuwenden, das sind zwei von den Grundtrieben der Menschennatur, mittelst deren sie sich über die Thierheit er-

hebt, die Wurzel aller Intelligenz und Sittlichkeit, auf welchen die Civilisation beruht", und wenn er hieraus mir nichts dir nichts den folgenschweren Schluß zieht, daß der industrielle Fortschritt mit dem Culturfortschritte eins sei — so erachten wir es als Pflicht, ein lautes Nein zu rufen. Schulze behandelt hier die Wahrheit ähnlich, wie Renan Jesum Christum behandelt hat; das falsche Spiel, welches mit derlei glatten Redensarten getrieben wird, muß um so schonungsloser aufgedeckt werden, je mehr dasselbe bezweckt, die arbeitenden Classen der christlichen Wahrheit zu entfremden und dem Molochsdienste in die Arme zu liefern.

Die Naturwissenschaften haben die Wahrheit noch nicht gefunden; über ihre ersten Principien wie über ihr Endziel sind dieselben zur Stunde noch gerade so im Unklaren wie zur Zeit des Aristoteles. Das Verhältniß der Naturwissenschaften zur Bestimmung des Menschen ist heute noch genau so wie vor mehr als zwei Jahrtausenden, hierin hat sich rein gar nichts geändert. Ernste und aufrichtige Forscher verzweifeln sogar an der Möglichkeit, die Aufgabe der Naturwissenschaft befriedigend zu lösen, das heißt die Wahrheit auf dem Wege der Naturforschung finden zu können: „die Complication des Problems und die Unermeßlichkeit des Kosmos", erklärte Alexander von Humboldt, „vereiteln fast die Hoffnung dazu." Wie aber kommt Schulze-Delitzsch auf den Einfall, die Ergebnisse der neuern und neuesten naturwissenschaftlichen Forschungen mit der Wahrheit selbst, den industriellen Fortschritt mit dem Culturfortschritte überhaupt zu identificiren? Wohl ganz auf demselben Wege, auf welchem die Materialisten zu ihren trostlosen, eiskalten Wahrheiten: es gebe keinen Gott, keine Seele, keine Unsterblichkeit, keine Freiheit, gelangen. Man richte den Willen nur ausschließlich auf die Materie und materielle Vortheile, man halte die eigene Vernunft für das Höchste und beschränke die Bestimmung des Menschen auf diesen Erdball: so wird man genau auf dieselben Schlüsse gerathen, welche Schulze aus seinen Prämissen

gezogen hat. Freilich entgeht man alsdann noch einer weitern Folgerung nicht, nämlich daß man, um materialistischer Naturforscher zu seyn, keiner unsterblichen Seele bedarf, sondern der Aufgabe als höheres Thier mit zwei Beinen à la Vogt vollkommen Genüge zu leisten vermag. Nur *dann* kann und wird die Naturwissenschaft wahrhaft bildend und sittigend auf die Völker einwirken, *wenn* sie zuerst die Principien des religiösen und ethischen Lebens anerkennt, beim Ueberschreiten ihres eng gezogenen Gebietes zum Glauben an einen persönlichen Gott ihre Zuflucht nimmt und diesen Glauben verkündiget und bestätiget. So lange sie sich hiezu nicht verstehen mag, ebenso lange irrt sie rathlos in einem Meere unauflöslicher Widersprüche, in einem Labyrinth voll unbegreiflicher Geheimnisse herum und leistet einer gottentfremdeten Krämerwirthschaft Frohndienste, welche die Menschen zu industriellen Barbaren erniedrigt. Ohne Religion keine ächte Cultur, kein wahrer Fortschritt. Hat die moderne Industrie von der Religion sich abgewendet, so ist der industrielle Fortschritt keineswegs im Stande, die Cultur zu fördern, wohl aber muß er hemmend und störend auf dieselbe einwirken.

Der Beweis für unsere Behauptung dürfte keineswegs schwer fallen. Will die moderne Industrie sich nämlich den Fortschritt sichern, so muß sie sich nothwendig die Aufgabe stellen, den Kreis menschlicher Bedürfnisse immer mehr zu erweitern, die Menschen zu Sklaven der vermehrten Bedürfnisse zu machen, die Genußsucht auf jegliche Weise zu begünstigen, den Dingen Werthe anzudichten, welche diese in Wirklichkeit nicht besitzen, kurz jeder Leidenschaft eine möglichst bequeme Stätte zu bereiten. Die moderne Industrie muß dieß thun, nur unter solchen Voraussetzungen kann sie gedeihen, denn die Bedürfnisse des Menschen sind ihre Lebensluft, die Leidenschaften desselben ihre Nahrung. Nun lehrt aber das Christenthum das direkte Gegentheil von dem, wessen die moderne Industrie für ihren gedeihlichen Fortschritt bedarf. Das Christenthum befiehlt uns, die Zahl unserer Bedürfnisse nach

Möglichkeit zu beschränken, die Genußsucht energisch zu zügeln, die irdischen Dinge zu verachten, d. h. auf ihren eigentlichen Werth zurückzubringen. Wir sollen die Leidenschaften aus dem Reiche Gottes verbannen und dem Geiste die Herrschaft über das Fleisch erringen. Die Heiligen der katholischen Kirche, diese Helden des sittlichen Willens, haben solche Lehren praktisch verwirklicht und brachten es zu einem mehr oder minder staunenswerthen Grade der Vollkommenheit. Zeigt uns das Christenthum wirklich den wahren Weg zur Erreichung unserer Bestimmung, ist die von der Weltanschauung des Christenthums getragene Cultur wirklich die einzig wahre, dann muß die Entwicklung der modernen Industrie, welche von Voraussetzungen abhängt, die zu den Lehren und Geboten des Christenthums in unversöhnlichem Gegensatze stehen, nothwendig die ächte Culturentwicklung hemmen und fortschreitend dieselbe gänzlich zerstören.

Aus dem bisher Gesagten dürfte dem Leser Dreierlei klar geworden seyn, nämlich erstens wie tief die heutige Gesellschaft bereits im Sumpfe eines sogenannten Fortschritts steckt, der genau betrachtet als entschiedener Rückschritt zu einem sich bewußten und um so unheilvolleren Heidenthume sich herausstellt; zweitens daß die Wahrheit des Christen, wornach er sein Leben einzurichten hat, eine ganz andere ist als die Wahrheit des Herrn Schulze-Delitzsch, der den industriellen Fortschritt für identisch mit dem Culturfortschritte erklärt; drittens daß der Haß vieler Industriellen wider alles positive Christen- und Kirchenthum ein ganz handwerksmäßiger, zum Metier gehörender Haß ist!

Eine in den Geist des Christenthums eingetauchte, von ihm geleitete Industrie würde auf die Menschheit wohlthätig einwirken. Die moderne Industrie dagegen, welche das Produkt höher schätzt als den Menschen, welche die unsterbliche Seele desselben vollkommen unberücksichtigt läßt, dem Leibe stets neue Bedürfnisse schafft und schon dadurch den Geist in immer stärkere unwürdige Fesseln schlägt, kurz eine Industrie,

welche ſich ganz und gar dem Materialismus in die Arme geworfen hat, um ihren Fortſchritt zu ſichern — iſt etwas Böſes und Grundverderbliches, ſie muß als ſolches bekämpft werden und dieß mit einer ganz andern Energie, mit vielfach ſchärfern Waffen als bisher. Welch traurigen, todbringenden Zuſtänden wir entgegen gingen, falls der induſtrielle Fortſchritt mit dem Culturfortſchritte wirklich zuſammenfiele, lehrt ſchon die einzige Erwägung, wie einerſeits die Induſtrie eine Unſumme neuer Bedürfniſſe ſchaffen würde, andererſeits aber nicht die mindeſte Garantie dafür bieten könnte, daß die enorme Mehrzahl der Menſchen jederzeit im Stande wäre, auch nur die dringendſten derſelben zu befriedigen. Die moderne Geſellſchaft würde mehr und mehr zu den Qualen des Tantalus verdammt, jedoch nicht eines von überirdiſchen Mächten gefeſſelten und ungefährlichen, ſondern eines von den wildeſten Begierden und Leidenſchaften gefolterten Tantalus, der wüthend den elenden Strick äußerer Auktorität und der Furcht vor äußerlicher Strafe zerreißt, ſich auf ſeine Quäler und alle Glücklicheren ſtürzt, um zu vollbringen, was Neid, Zorn, Haß und zügelloſe Begierden ihm eingeben!

Schulze-Delitzſch las in den Lehrbüchern der modernen Nationalökonomie weiter, daß durch den induſtriellen Fortſchritt eine Menge von Arbeit und Capital geſpart werde und daß in Folge des Ueberſchuſſes an Kräften, welcher der Menſchheit nach Befriedigung ihrer dringendſten materiellen Bedürfniſſe für die Pflege der Wiſſenſchaften und Künſte noch übrig bleibt, Bildung und Geſittung ſich allenthalben verbreiten müßten. „Jeder nachhaltige Fortſchritt auf induſtriellem Gebiete“, behauptet er, „müſſe daher auf die Civiliſation und deren höchſte Aufgaben weſentlich zurückwirken, und der induſtrielle Fortſchritt ſei die Bedingung, an welche die Betheiligung am höheren Culturleben der Menſchheit für den Einzelnen wie für ganze Völker geknüpft ſei.“ Offenbar iſt all dieß, was Schulze geleſen hat und was er ſelbſt behauptet, wiederum nur Täuſchung und bewußte oder unbewußte

Spiegelfechterei. Künste und Wissenschaften haben geblüht, bevor es eine moderne Industrie gab, die Künste waren ideeller, die Wissenschaften intensiver als heutzutage. Die wahre Wissenschaft und die wahre Kunst sind bezüglich ihrer Principien von der modernen Industrie so sehr verschieden, daß von einem ursächlichen Zusammenhange zwischen jenen und diesen gar keine Rede seyn kann. Unversöhnbare Gegensätze lassen nicht einmal eine Annäherung zu, sie stehen einander gegenüber wie Idealismus und Materialismus. Hat doch die Naturwissenschaft in demselben Grade des wissenschaftlichen Charakters sich entäußert, als sie der modernen Industrie und namentlich der himmelschreiendsten Verfälschungs-Industrie als Magd sich hingab. Was auf den gemeinsten Materialismus hinausläuft, kann den Fortschritt des Idealen unmöglich begünstigen.

Ferner dürfte es eine große Frage seyn, ob die moderne Industrie wirklich Capital und Arbeit frei mache. Wir beantworten dieselbe mit Nein. Vorerst ist gewiß, daß Kunst und Wissenschaft auf solche Befreiung nicht warten; ebenso gewiß dürfte seyn, daß das gesparte Capital und die frei gewordene Arbeit keineswegs zur Hebung und Verbreitung der Künste und Wissenschaften verwendet würden, sondern vielmehr dahin, wohin die materialistische Richtung unserer Zeit sie treiben. Allein der Fortschritt der modernen Industrie wird zu Ersparnissen an Capital oder Arbeit schwerlich jemals führen. Weil, wie oben bereits ausgesprochen worden, die Bedürfnisse und die Genußsucht des Menschen die Lebensluft und Nahrung dieser Industrie sind, so müssen die Bedürfnisse sich erweitern und die Genußsucht sich steigern, *wenn* die Industrie fortschreiten soll. Hieraus ergibt sich als einfache Folge, daß Capital und Arbeit, welche durch Wohlfeilheit der Produkte sowie durch Maschinen befreit werden könnten, durch die Lebenselemente der Industrie sofort verschlungen werden. Ehe man damit anfangen könnte, Capital und Arbeit zu sparen, müßten der Vermehrung der Bedürfnisse sowie dem Weiter-

mögen da heilsam wirken, wo tiefe Religiosität der Theilnehmer die Gewissenhaftigkeit und Treue im Worthalten verbürgt. Unmöglich aber können sie da gedeihen und den Wohlstand fördern, wo das materielle Interesse des einzelnen Theilnehmers die einzige treibende Kraft ist und wo die Genußsucht im Hintergrunde lauert. Die von Schulze befürworteten und da und dort ins Leben gerufenen Vorschußvereine sind Darlehenskassen mit der Aufgabe, die einzelnen Handwerker mit der nöthigen Baarschaft zum lebhafteren Geschäftsbetriebe zu versehen und sie so viel als möglich der Vortheile eines größern Capitals theilhaftig zu machen. Daß solche Handwerker, welche Vorschußgeber zu seyn vermögen, vor den Vorschußempfängern einen doppelten Vortheil voraus haben, ist sehr einleuchtend, da erstere etwa 10 % Zins und Provision zu empfangen haben, welche von den letzteren bezahlt werden müssen. Genau betrachtet sind diese Vorschußkassen kleine Wucherkassen für das Capital, welche unter dem Vorgeben, dem Handwerkerstande unter die Arme greifen zu wollen, jüdische Zinsen einsacken. Schulze findet es ganz natürlich, daß die Zinsen sammt Provision auf 8 — 10 % per Jahr normirt werden, um die Zinsen der Vereinsgläubiger sowie die Verwaltungskosten zu decken und — um einen Ueberschuß zur Dividende zu behalten. Wir finden aber weiter natürlich, daß die den wohlhabenden Classen angehörenden Einlage-Mitglieder den unbemittelten Mitgliedern gegenüber in doppeltem Vortheile sich befinden, indem sie erstens keine Passivzinse zahlen und zweitens die von den Unbemittelten einbezahlte Dividende als reinen Gewinn einstreichen. Durch diese Vorschußvereine wird gespart, es wird durch Ersparnisse Capital gebildet, allerdings; allein für wen und wie? Für die Wohlhabenderen, welche aus den Passivzinsen der Armen Dividende beziehen. Denn was von den Zinsen der Aermern für diese zurückbehalten wird, ist eine ihrer Noth abgepreßte Ersparniß und sehr leicht kann es vorkommen, daß der unbemittelte Handwerker, nur um seinen Verbindlichkeiten gegen-

über der Vorschußkasse nachkommen zu können, anderswo Geld borgt und auch anderswo noch Judenzinsen bezahlt.

Was ist von derlei Vorschußvereinen für die Besserung unserer gesellschaftlichen Zustände zu erwarten? Daß manche wohlhabende Handwerker auf Kosten der Unbemittelten wohlhabender werden, indem sie als Einlagemitglieder vor den letzteren doppelt im Vortheile sind, denn wird — 10 von + 10 abgezogen, so ist das Resultat = + 20. Die Einlagemitglieder werden ihr Geschäft allmählig en gros betreiben, dadurch wohlfeilere und schönere Waare liefern als die Vorschußnehmer und das Ende vom Lied wird seyn, daß letztere als Taglöhner in die Dienste ihrer durch die Vorschußvereine gehobenen Vereinsbrüder sich begeben, um in ihrer Creditlosigkeit nicht zu verhungern. Der Masse des Proletariates, den Fabrikarbeitern, nützen die Schulze'schen Vorschußkassen von vornherein nichts, mit der Zeit müssen sie denselben aber erheblich schaden; denn durch das Emporkommen einzelner Handwerker wird die Masse derselben mehr und mehr niedergedrückt, die verarmten Handwerker eilen den Fabriken zu und machen die Arbeitskräfte wohlfeiler.

II. Noch weniger Bedeutung für die Lösung der socialen Frage haben die Schulze'schen Consumvereine. Es kann auch durch diese wirklich gespart werden, allein *erstens* nur in engern Kreisen und *zweitens* auf Kosten der Detailhändler, indem diesen ihr Verdienst geschmälert und entzogen wird. Gewinnt der Eine lediglich das, was der Andere verliert, so wird dieses Manöver den wirthschaftlichen Zustand der Gesellschaft offenbar blutwenig verbessern. Aber noch mehr. Entweder bleibt das Verhältniß zwischen Consumtion und Produktion unverändert, indem jedenfalls die Garantie fehlt, daß die Mitglieder der Consumvereine weniger essen und trinken als andere Menschenkinder, oder das Verhältniß zwischen Consumtion und Produktion wird verändert und zwar — zum Nachtheile der Gesellschaft, indem die Mitglieder der Consumvereine in Folge des den Kleinhändlern

abgerungenen Vortheiles mehr als vorher verzehren. Aus dieſer Veränderung würde naturgemäß eine Steigerung der Preiſe der Lebensmittel folgen. Damit büßen die Conſum-Vereine ihren Vortheil ein, die Detailhändler der Viktualien ſind verdienſtlos geworden, das übrige Publikum zahlt höhere Preiſe für die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe als früher. Je zahlreicher die Conſumvereine, deſto größer der Vortheil für die Producenten, deſto größer aber auch der Nachtheil für die Geſammtbevölkerung, die ſtärker wächst als das zur Vermehrung der Produktion erforderliche Capital.

Für die Fabrikarbeiter ſind die Conſumvereine von gar keiner Bedeutung, indem der etwaige Gewinn nur in die Taſche des Fabrikherrn fließen würde. Werden die nothwendigſten Lebensmittel wohlfeiler, ſo wird der Arbeitslohn entſprechend herabgeſetzt, die Concurrenz der Unternehmer unter ſich, welche die äußerſte Wohlfeilheit der Fabrikate erſtrebt, muß dazu führen. Es ginge ähnlich wie mit der Arbeit an Sonn- und Feiertagen, wornach unſere aufgeklärten und humanen Fabrikanten ſo mächtig gelüſten. Die Arbeiter erhalten ſicher für 365 Tage keinen größern Lohn als für 300, der Fabrikherr dagegen erhält für 65 Tage weitere Arbeitskräfte, wovon er den Gewinn unter Lobſprüchen auf die lichthelle und fortſchreitende Zeit in die Taſche ſteckt. Die Bedeutungsloſigkeit der Conſumvereine für die Arbeiterbevölkerung wurde vor einigen Monaten von Herrn Schulze ſelbſt indirekt zugeſtanden. Als ihn nämlich in Stuttgart die Arbeiter fragten, auf welche Art und Weiſe ſie einen Conſumverein gründen könnten, da machte er allerlei zungenfertige Um- und Abſchweifungen, ſchützte vor er ſei mit den Lokalverhältniſſen nicht vertraut, und blieb die Antwort ſchließlich bis heute und vorausſichtlich ad calendas Graecas ſchuldig.

III. Ebenſowenig als die vorgenannten Vereine ſind endlich die Rohſtoffvereine, durch welche die Maſſenproduktion angebahnt werden ſoll, im Stande, eine wohlthätige Veränderung in unſern ſocialen Verhältniſſen herbeizuführen.

Einerseits nehmen sie den Zwischenhändlern ihren Erwerb, wie die Consumvereine den Detailhändlern, andererseits wirken sie gleich den Vorschußvereinen lediglich zu Gunsten der wohlhabenden Handwerker. Natürlich meist aus den Mitteln der wohlhabenden Mitglieder wird ein Vorrath von Rohstoffen angeschafft, wovon der ärmere Handwerker seinen Bedarf gegen den um etwa 6½ % erhöhten Einkaufspreis bezieht. Indem das Einlagecapital mindestens dreimal jährlich umgesetzt wird, ergeben sich für das Jahr 19½ Procentchen. Von diesen absorbiren die Verwaltungskosten 10½, 5 % werden den Vereinsgläubigern zugewendet, der Rest à 4 % wird zur Bildung eines Grundstockes als Dividende zurückgelegt. Also dieselbe erzwungene Ersparniß für den dürftigen Handwerker wie bei den Vorschußvereinen! Ferner sind die Vorschußgeber der Rohstoffvereine in der erfreulichen Lage, neben den gemeinschaftlichen Vortheilen noch 5 % Zinsen zu beziehen, welche von den unbemittelten Handwerkern bezahlt werden. Die glänzendsten Erfolge hatte die Idee des Herrn Schulze bei der besonders gut geleiteten Schuster-Association zu Borna. Hier stellte sich der jährliche Reingewinn auf 2—3 Thaler für das einzelne Mitglied im Durchschnitte. Weil aber der wohlhabendere Handwerker einen zwei- und dreimal größern Anspruch an die Dividende hat als der ärmere, so gewinnt letzterer kaum einige Groschen aus seinem unfreiwilligen Ersparnisse, während er leichtmöglich 20—30 Thaler heimlicher Schulden machen und verzinsen mußte, um mit Ehren vor dem rettenden Rohstoffvereine dastehen zu können. Die Vorschußgeber erhalten die Rohstoffe wohlfeiler als die armen Mitglieder, welche Zinse zu bezahlen haben, jene können wohlfeilere Waare liefern als diese; die Armen sind gezwungen ihren Vortheil daran zu geben, nachdem sie vermöge ihrer größern Zahl durch Beiträge und Zinsleistungen eben jene Wohlfeilheit hauptsächlich bewirkt haben.

Nach diesen Betrachtungen dürfte der Satz feststehen: das günstigste Ergebniß der Schulze'schen Vereine kann kein

anderes seyn als die Erhebung einer Handvoll Halber- und Dreiviertelsbourgeois zu ganzen. Und dieß will erreicht werden durch die Vorschußvereine auf Kosten der ärmern Handwerker, durch Consumvereine auf Kosten der Detailhändler, endlich durch Rohstoffvereine auf Kosten der ärmern Handwerker und der Zwischenhändler zugleich!

Also steht es mit der berühmten Selbsthilfe des Arbeiterstandes, für welche die gesammte liberale Presse sehr begreiflich, manches katholische Blatt fast unbegreiflich schwärmt.

XV.

Ein von König Friedrich II. begangener Justiz-Mord.

Unter obigem Titel bespricht das Novemberheft des Mainzer „Katholik" die Verurtheilung des Andreas Faulhaber, über dessen tragisches Ende die Histor.-polit. Blätter bereits Bd. I, 337 berichteten. Auch Onno Klopp erwähnt beiläufig in seinem Werk über Friedrich II. des „schaurigen Vorfalls" und beruft sich dabei auf die Geschichte „Friedrichs des Großen" von Preuß Bd. III, 236 flg., und dieser citirt seinerseits als Quelle „Schummels Reise durch Schlesien im Julius und August 1791 (Breslau 1792 bei Graß)", eine sehr selten gewordene Schrift, die man nur mit Mühe antiquarisch auftreiben kann. Der Referent im „Katholik" war

so „glücklich, nach langen Bemühungen in den Besitz eines Exemplars von Schummel zu gelangen, und gibt nun auf Grund dieses Werks ohne Commentar ganz einfach den thatsächlichen Bericht über die Verurtheilung Faulhabers." Da der Vorfall das ganze Regime Friedrichs II. charakterisirt, so wollen auch wir unsere Leser des Näheren mit demselben bekannt machen, und fügen dem Bericht im „Katholik" nur einige Anmerkungen hinzu.

Gerade jetzt ist die Kenntniß des richtigen Thatbestandes von doppeltem Interesse. Denn als neulich im Berliner Polen-Proceß gegen einige polnische Geistliche die Anklage vorlag, daß sie den Beichtstuhl zur Förderung der Revolution benutzt und den Soldaten „Ablaß" für künftige Sünden ertheilt hätten, berief sich ein Berliner Blatt auf den Vorfall mit dem „Jesuiten" Faulhaber, der unter Friedrich II. sich gleicher Vergehen schuldig gemacht habe und dafür von dem kräftigen König mit dem Galgen bestraft worden sei.

Hören wir also, wie es sich mit dem „Jesuiten" Faulhaber verhielt, und bemerken wir noch zuvor, daß unser Gewährsmann Schummel ein eifriger Protestant war, der nach Ausweis seines Buches sich katholischen Institutionen und Personen wenig günstig gesinnt zeigt. Dieß verdient bei seiner genauen Darlegung der betreffenden Vorgänge doppelte Beachtung.

„Noch vor wenig Jahren", sagt Schummel S. 240, „schrieb Hammard in seiner Reise: Fouqué (General König Friedrichs II.) hätte ihn (Faulhaber) aus dem Beichtstuhle holen und aufknüpfen lassen, weil er einem Soldaten über die Sünde des Meineids, dessen er sich schuldig machen wolle, im voraus Ablaß ertheilt hätte." In einem noch härteren Tone, fährt Schummel fort, spricht der Verfasser der Denkwürdigkeiten aus Fouqué's Leben (Berlin 1788), wenn er sagt: „Dieser Geistliche, durch einen blinden Religionshaß gegen eine ketzerische Landesobrigkeit verleitet, machte sich ein Verdienst daraus, die Soldaten zur Desertion zu

verleiten, und ihnen in dem Beichtstuhle darauf Ablaß zu ertheilen. Ein Deserteur, den man wieder einholte, entdeckte solches im Verhör. Der Geistliche wurde dieses Verbrechens überführt und hatte also nach der Strenge des Gesetzes den Galgen verwirkt."

Da Schummel erkannte, daß „nichts mehr gemacht sei, gegen die katholische Geistlichkeit einzunehmen, als eine Beschuldigung dieser Art", so bemühte er sich, den genaueren Sachverhalt kennen zu lernen und setzte sich „mit zwei Männern, durch Amt und Alter ehrwürdig, der eine ein Protestant, der andere ein Katholik, über diese Faulhaber'sche Geschichte" in Correspondenz. „Beide Männer haben daran", bemerkt er, „einen obwohl sehr verschiedenen Antheil gehabt; Beider Erzählungen, die im Wesentlichen genau übereinstimmen, habe ich mit einander verglichen und eine aus der andern complettirt und das Resultat beider, welches allen Glauben vor sich hat, ist Folgendes":

„Der Pater Andreas Faulhaber war niemals Jesuit, sondern ein Weltpriester, eines Glätzer Bürgers Sohn, der nebst seinem Bruder Augustin, der ordentlicher Stadtcaplan war, nachdem die Jesuiten sich schon im März dieses Jahres nach Liegnitz entfernt, zum Cooperator bei der Stadtkirche angestellt wurde; beide Brüder waren Seelsorger und Beichtväter." Dieß das erste Resultat. Preuß nimmt am angeführten Orte zuerst dasselbe in seine Geschichte auf, und nennt ebenfalls den Andreas Faulhaber „einen Weltpriester in Glatz." Aber seine Antipathie gegen die Jesuiten ist so groß, daß er sofort mit sich selbst in Widerspruch geräth, den Faulhaber als Jesuiten behandelt und in dem Vorfall einen Beweis sieht, „wie genau auch der König die Väter dieser Gesellschaft (der Jesuiten) kannte." Die wirkliche oder angebliche Schuld gehört also immer noch der Gesellschaft Jesu an, und so figurirt leider auch bei Klopp „Pater" Faulhaber als Jesuit*).

*) Der einzige neuere protestantische Historiker, der richtig angibt

„Im Monat Mai (1757)", heißt es bei Schummel weiter, „desertirte ein Soldat, Namens Joseph Rentwig, ward wieder ergriffen, in's Verhör gebracht und hier sagte er dann aus: Er habe nach der Beicht — die unterstrichenen Stellen sind auch bei Schummel unterstrichen — und nach der Absolution, da der Geistliche laut der dießfallsigen Instruktion*) ihn zur Beobachtung des Eides der Treue ermahnt, an den Pater Faulhaber die Frage gethan: Aber ist es denn auch wohl eine so große Sünde, die nicht könnte vergeben werden, wenn ich Gelegenheit habe zu desertiren, da ich doch katholisch bin und der König lutherisch ist. Worauf der Geistliche die Achsel gezuckt und gesagt: Freilich ist es wohl eine große Sünde, aber doch nicht so groß, daß sie nicht könnte vergeben werden." So der Deserteur. Angenommen, fragt Schummel, „Faulhaber habe dieß wirklich gesagt: war das wohl ein des Todes würdiges Verbrechen?" „So wären ja wir Lutheraner sammt und sonders des Galgens werth, die wir alle Sonntage im Glauben singen: Hier all' Sünden (und folglich auch die Desertion) vergeben werden." Schummel setzt dann auseinander, daß selbst Luther und Calvin nicht anders als Faulhaber zu antworten im Stande gewesen seyn würden, weil der Soldat nur gefragt, ob Gott

---

daß Faulhaber niemals dem Jesuitenorden angehörte, ist Karl Adolf Menzel. Vergl. dessen Neuere Geschichte der Deutschen (zweite Auflage) Bd. 5, 466.

*) Am 21. März 1757 schärfte der Bischof von Breslau in einem Hirtenbriefe den Geistlichen von neuem die Verpflichtung ein, daß sie bei Strafe der Suspension und bei Verlust ihres Seelenheiles jedem zur Beicht kommenden Soldaten vor der Absolution mit ausführlicher Belehrung über die Wichtigkeit des dem König geleisteten Eidschwures und mit ernsten Abmahnungen gegen den Meineid in's Gewissen reden sollten, und zwar auch in dem Falle, wenn gleich der Beichtende von seinem Eide nichts erwähne oder über die Haltung desselben keinen Zweifel äußere. Vergl. die Korn'sche Edikten-Sammlung 6, 669.

...einzunehmen
ſchuldigung dieſer Art", ſo bemühte er ſich,
Sachverhalt kennen zu lernen und ſetzte ſich „
nern, durch Amt und Alter ehrwürdig, der e
ſtant, der andere ein Katholik, über dieſe
Geſchichte" in Correſpondenz. „Beide Männer
bemerkt er, „einen obwohl ſehr verſchiedenen A
Beider Erzählungen, die im Weſentlichen gen
ſtimmen, habe ich mit einander verglichen u
der andern complettirt und das Reſultat beider,
Glauben vor ſich hat, iſt Folgendes":

„Der Pater Andreas Faulhaber war niem
andern ein Weltprieſter, eines Glätzer Bürgers
ebſt ſeinem Bruder Auguſtin, der ordentlicher
ar, nachdem die Jeſuiten ſich ſchon im März d
ch Liegnitz entfernt, zum Cooperator bei der
geſtellt wurde; beide Brüder waren Seelſorger
er." Dieß das erſte Reſultat. Preuß nimm
rten Orte zuerſt daſſelbe in ſeine Geſchicht
nt ebenfalls den Andreas Faulhaber „einen
Platz." Aber ſeine Antipathie gegen die Je
i, daß er ſofort mit ſich ſelbſt [illegible]

„Im Monat Mai (1757)", heißt es bei Schummel weiter, „desertirte ein Soldat, Namens Joseph Neutwig, ward wieder ergriffen, in's Verhör gebracht und hier sagte er dann aus: Er habe nach der Beicht — die unterstrichenen Stellen sind auch bei Schummel unterstrichen — und nach der Absolution, da der Geistliche laut der dießfallsigen Instruktion*) ihn zur Beobachtung des Eides der Treue ermahnt, an den Pater Faulhaber die Frage gethan: Aber ist es denn auch wohl eine so große Sünde, die nicht könnte vergeben werden, wenn ich Gelegenheit habe zu desertiren, da ich doch katholisch bin und der König lutherisch ist. Worauf der Geistliche die Achsel gezuckt und gesagt: Freilich ist es wohl eine große Sünde, aber doch nicht so groß, daß sie nicht könnte vergeben werden." So der Deserteur. Angenommen, fragt Schummel, „Faulhaber habe dieß wirklich gesagt: war das wohl ein des Todes würdiges Verbrechen?" „So wären ja wir Lutheraner sammt und sonders des Galgens werth, die wir alle Sonntage im Glauben singen: Hier all' Sünden (und folglich auch die Desertion) vergeben werden." Schummel setzt dann auseinander, daß selbst Luther und Calvin nicht anders als Faulhaber zu antworten im Stande gewesen seyn würden, weil der Soldat nur gefragt, ob Gott

---

daß Faulhaber niemals dem Jesuitenorden angehörte, ist Karl Adolf Menzel. Vergl. dessen Neuere Geschichte der Deutschen (zweite Auflage) Bd. 5, 466.

*) Am 21. März 1757 schärfte der Bischof von Breslau in einem Hirtenbriefe den Geistlichen von neuem die Verpflichtung ein, daß sie bei Strafe der Suspension und bei Verlust ihres Seelenheiles jedem zur Beicht kommenden Soldaten vor der Absolution mit ausführlicher Belehrung über die Wichtigkeit des dem König geleisteten Eidschwures und mit ernsten Abmahnungen gegen den Meineid in's Gewissen reden sollten, und zwar auch in dem Falle, wenn gleich der Beichtende von seinem Eide nichts erwähne oder über die Haltung desselben keinen Zweifel äußere. Vergl. die Korn'sche Edikten-Sammlung 6, 669.

dernen Geschichtsbaumeister und Geschichtsklitterer, die Geschichte schreibt, fähig seyn, wenn je der Zorn Gottes das hinreichende Maß der Gewalt in ihre Hände legte!

Um aber noch einmal auf Friedrich II. zurückzukommen, so illustrirt der an Faulhaber begangene Justizmord trefflich jenen bekannten Brief, den Lessing am 25. Aug. 1769 an den Berliner „Philosophen" Nicolai schrieb: „Sagen Sie mir von ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben als Sonnenfels in Wien gethan hat; lassen Sie es ihn versuchen dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme so erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung machen, welches Land bis auf den heutigen Tag das sclavischste Land von Europa ist."

So Lessing, der bekanntlich nicht zu der Partei der Ultramontanen gehörte, die, wie man neuerdings von gewisser Seite glauben machen will, die Verurtheilung Friedrichs II. von Preußen als ein Hauptgeschäft betreiben.

XVI.

Das päpstliche Rundschreiben vom 8. Dezember und die „modernen Ideen".

(Zu den „Zeitläufen".)

Am 8. Dezember 1864, dem Lieblingsfest des obersten Hirten auf Petri Stuhl, hat derselbe eine große Thatsache in die eilenden Erscheinungen der Zeit hineingestellt. Zwar bloß auf dem Papier; aber dieses Papier trug das entscheidende Wort des sichtbaren Regenten der katholischen Christenheit nach allen Himmelsgegenden auseinander, und es hat eine Wirkung geübt, die kaum mehr ein Anbeter des 19. Jahrhunderts für möglich gehalten haben dürfte. Noch zittert die Aufregung nach, welche der colossale Hirtenbrief bei Freund und Feind entzündet hat, und es ist als wenn eine unwillkürliche Ahnung durch die Gemüther gehe, daß von diesem Schritt des Papstes ein neuer Abschnitt und ein Wendepunkt der Weltgeschichte datiren werde.

Die gebornen Feinde des heiligen Stuhls haben es nicht an Bemühungen fehlen lassen, ihre Erregung niederzukämpfen und eine verächtliche Fassung zu erkünsteln. Sie haben sich fleißig eingeredet: es sei ein armer wehrloser Greis, der da einen Schlag in's Angesicht des Zeitgeistes wage, was sich an seiner Verwegenheit bitter rächen werde,

ein neues Fauſtrecht erwachſen und
Das Faktum läßt ſich nicht läugnen,
ausgedrückt, wohin man auch blicken
der neuen Paria's, in dem Deſpoti
Kammerparteien, in dem Bettlersma
Solidarität, der ſelbſt einem Napolee
hält. Als vor 32 Jahren Papſt Greg
Encyclika Mirari vos erließ, die ſich zu
verhält wie die Ouvertüre zur Oper, da
Ideen die Laufbahn ihrer Entwicklung
ihr genialſter Vertreter unter uns, La
als übereifriger Katholik; ihre innere Ne
nicht zu Tage; man konnte gegen den kl
wenden, er nehme die Sache zu kirchlich
zu ſchwarz, die Baulente wollten zwar
freier Concurrenz der Parteien, aber ohn
ſtein" zu verwerfen. Ganz anders als
15. Auguſt 1832 ſteht jetzt Pius IX. da
die thatſächliche Erfahrung berufen und f
den Augenſchein anführen. Gregor hat p
kündet die traurige Erfüllung

ungemilderten Schrecken der socialen Frage gestellt haben. Aus dem bösen Gewissen erklärt es sich, daß selbst der verbissene Groll mitunter das Rundschreiben anstaunt, als wäre es ein Markstein in der Zeitgeschichte und der Wendepunkt zu einer neuen Weltperiode mit noch ungeahnten Entwicklungen. Jedenfalls sehen wir das Dokument so an. Natürlich nicht so, als ob der Papst durch einen Machtspruch vom 8. Dez. die Weltgeschichte im großen Styl zugeschnitten hätte; der Markstein war bereits gesetzt in der innern Natur der Dinge und der Wendepunkt bedingt durch die Gewalt der Thatsachen; Papst Pius hat ihn nicht geschaffen, aber angekündigt. Man hat auf der Höhe des apostolischen Stuhls ein feines Sensorium für den Luftzug neuer Zeiten; so war die Zeit des Rundschreibens nicht gemacht, sondern gekommen und gegeben.

Wie mit Bestimmtheit verlautet, war das Dokument schon bei der großen Versammlung der Bischöfe am römischen Pfingstfest von 1862 in der Hauptsache fertig. Es verbietet sich somit von selbst, die Ursache desselben in gewissen politischen Zwischenfällen der jüngsten Tage zu suchen. Wohl aber war es ein providentielles Glück, daß die Veröffentlichung gerade in den Moment fiel, wo der Imperator auf der Höhe seiner selbstgemachten Mission „das Papstthum mit den modernen Ideen zu versöhnen", angelangt war und die italienische Räubersippe in und außer dem Parlamente prahlte, daß sie trotz der Convention vom 15. Sept. doch auf das Capitol gelangen werde „durch die Macht der Civilisation und den Fortschritt der modernen Ideen"; in dem Moment wo täglich absichtlicher das Gerücht auftrat, daß die franzosenfreundliche Gesinnung des Papsts und seines ersten Ministers in stetem Steigen begriffen sei, und daß der Imperator die beste Hoffnung habe, wenn nicht den gegenwärtigen Papst, so doch den nächsten, als welchen sich der bepurpurte Verräther d'Andrea eben selbst anbot, für seine Ideen zu gewinnen. Wäre nicht das Rundschreiben erschienen, so wäre der heil. Vater der katholischen

es habe den ſemperfreien Stuhl Petri gegen
Welt von neuem begründet.

Faßt man nun aber die Veranlaſſung
der großen Akte in's Auge, ſo war dami
Umfang gegeben. Mit den „modernen
Abrechnung halten, und wie ihr Gegenſtand
tien iſt, ſo mußte ſie es auch ſelber ſeyn.
die Kirche vor einem ausgebildeten, die ganz
durchdringenden Syſtem, das alle Beziehungen
in ausdrücklichem Gegenſatz zur chriſtlichen Tr
bewußter Ignorirung der göttlichen Offenba
unternimmt. Darin liegt eben das charakteri
der „modernen Civiliſation" und ihrer Idee
Veraltetſeyn iſt ihrem egoiſtiſchen Princip an d
bildung zuwider, ſondern daß und ſoweit ſie vo
getragen war. Mit einzelnen Irrlehren hat di
u kämpfen gehabt, aber nie mit einem Syſten
ialen und politiſchen Grundbegriffe von der ch
arung emancipiren wollte. Dieß iſt erſt in
odernen Ideen unternommen worden. Bloß
incip zu reprobiren, konnte aber

gebrauchen wir die kürzeste Benennung „moderner Liberalismus“ oder „Liberalismus“ glattweg.

Man hat nach einer bestimmten Person gesucht, gegen welche die Spitze des Rundschreibens zunächst gerichtet sei, und man ist sofort auf den Imperator verfallen: er habe nun die indirekte Antwort auf die Convention vom 15. September. Daß der Napoleonismus in jeder Beziehung von der Akte schwer betroffen wird, ist klar; der französische Gesandte hat nicht umsonst Alles aufgeboten, um den Papst von einem so „auffallenden Schritt“ abzuhalten, der sich von den Tuilerien aus noch dazu fast ansieht wie ein Aufruf an das conservative Europa gegen die napoleonische Incarnation der Revolution. Aber es hieße die erhabene Anschauung des Statthalters Christi in's Triviale herabziehen, wollte man in dem Rundschreiben eine persönliche und politische Rancune erblicken. Das ist auch chronologisch nicht möglich. Denn Papst Pius sagt da gar nichts, was neu wäre in seinem Munde; über die hauptsächlichsten der 80 Irrthümer und namentlich über das verderbenschwangere Grundprincip des Liberalismus hat er sich seit 1846 wiederholt geradeso und schon in jener Zeit ausgesprochen, wo auch in Deutschland der weitaus größte Theil der katholischen Presse im dritten Napoleon den Wohlthäter und gottgesandten Beschützer der Kirche verehrte. Ueberdieß wären auch an der verworfenen Politik des Mannes viel weniger die modernen Ideen an sich zu verurtheilen, als vielmehr die Lügenhaftigkeit und der heuchlerische Mißbrauch, den er wie sein italienischer Schleppträger mit allem treibt, was Idee heißt.

Das Rundschreiben des Papstes bewegt sich aber rein und allgemein in der spekulativen Höhe der socialen und politischen Moral; es ist die Lehre von dem social-politischen Verhältniß der Natur zur Uebernatur. Es ist eben deßhalb die gründlichste Kritik des „Liberalismus“, insoferne dieses System in allen seinen Fraktionen der Idee einer christlich

[illegible] vertrauend a
Wirkſamkeit glaubten ſie dem Liberalismu
gebot, daß die geiſtige Leitung der bürge
ausſchließlich der freien Concurrenz unter
heimgeſtellt werden ſolle, ſtellen zu müſſen.
ſicht iſt als der göttlichen Idee einer chriſ
Weltordnung widerſprechend abgewieſen, u
bei den das Recht der Uebernatur überhau
Liberalen als bewußte Schuld, aber doch al
Irrthum. Und auch als ſolcher nicht, in
Concurrenz der Parteien bloß als Auskunft
gegebenen Nothſtand empfohlen, und nicht
allgemein gültige oder abſolute Bedingung
Geſellſchaft, als eigentliches „Geſetz des
gelehrt wird. Wo aber dieſer Abſolutismu
fehlt, da iſt eben auch der rechte Liberalis
handen.

Es iſt alſo vollkommen richtig, daß de
in ſeiner feierlichen Anſprache an die Oberh
iſchen Chriſtenheit das geſammte Syſtem d
Liberalismus in allen ſeinen Geſtalten verwi
tzt ſich vor einem [illegible]

die Gesammtheit der liberalen Parteiung. Die beiderseitigen Motive sind freilich so verschieden wie Himmel und Erde, aber in Einem treffen sie doch bedeutungsvoll zusammen: in dem Gefühl der Gemeinschaft. Beide klagen den modernen Liberalismus an, daß er an der Stelle menschheitlicher Solidarität ein neues Faustrecht gepflanzt habe. Ihr habt, klagt der Papst, die christliche Moral aus dem Völkerrecht, aus dem Staat, aus der Wissenschaft, aus der ganzen bürgerlichen Gesellschaft herausgerissen. Ihr habt, klagen die gelehrten Social-Politiker in Berlin, die natürliche Moral in dem Zusammenleben der Völker, im Staat, in der National-Oekonomie, in unserm ganzen Daseyn vertilgt. Beide rufen das große Princip der Nächstenliebe zurück; beide wollen eine neue Welt, der Papst unter dem alten Gesetz Christi, der Social-Demokrat unter einer neuen Recension der politischen Vernunft. Beide sind unzweifelhaft in der constitutionellen Minderheit, aber beide sind mit einer gefährlichen Macht alliirt, die der Glaube an die „beste Welt" des Liberalismus ganz entschieden gegen sich hat — mit der Beweiskraft der Thatsachen.

Ehe wir aber weiter ausführen, was das päpstliche Rundschreiben will, müssen wir mit scharfer Betonung andeuten, was es nicht will. Es verurtheilt den gesammten Liberalismus, aber es tritt nicht mit einem Wort der politischen Freiheit zu nahe. Der Imperator beklagt sich, daß die Verfassung seines Reiches vom Papste angegriffen sei, aber die freieste Verfassung der Welt, die Englands, hat keinen Grund zu einer solchen Klage*). Leider gehört es heute zur Tagesordnung, schlechterdings keinen Unterschied zwischen den „modernen Ideen" und der ehrlichen politischen

*) „Grundrechte" enthält dieselbe bekanntlich nicht.

Freiheit zuzulaſſen; dieſe gewohnheitsmäßige Verwechslu
zweier ſehr disparaten Dinge, aus der die herrſchende V
wirrung der Gewiſſen hauptſächlich entſpringt, erſcheint
jetzt geradezu unausrottbar, und ſie hat, großentheils viellei
ſogar in gutem Glauben, an dem Rundſchreiben vom 8 D
ihr Meiſterſtück geliefert. Natürlich mußte dann die gr
Akte als ein wunderbarer und unbegreiflicher Fehler erſcheim
der ſich ſehr ſchwer rächen werde, als eine Verherrlichu
mittelalterlicher Zuſtände, die den Katholiken keine erlaul
Staatsform mehr übriglaſſe als den „Patriarchalismus". E
konnte die Allgemeine Zeitung vom 30. Dez. ſagen: die
Syllabus umfaſſe wohl das ganze Gebiet des ſocialen St
bens der Gegenwart im Guten wie im Schlimmen, u
ſtelle ſich gegen jede (!) auch noch ſo gemäßigte Staatsv
faſſung auf conſtitutioneller Grundlage in entſchiedenen G
genſatz. Ebenſo der proteſtantiſche Temps in Paris: d
Papſt verdamme die ganze Geſchichte der modernen Geſe
ſchaft vom Socialismus und Communismus herab „bis
der ſchlichten Freiheit der Gemeinden." Andere Blätter hab
herausgeleſen, der Papſt ſpreche der Republik das göttlic
Recht ab; es liege ja überhaupt, meinen die Londoner Time
im Weſen des Papſtthums den Katholiken ihre politiſch
Inſtitutionen zu diktiren. Und die können dann natürli
nur der Abſolutismus ſeyn. Darum ruft das gallikaniſc
Pays der legitimiſtiſchen Gazette de France zu: ſie möge nu
vor Allem ihre heterodoxe Deviſe „Alles für das Volk u
Alles durch das Volk" abthun, denn dieſer Grundſatz rie
nach dem Scheiterhaufen.

Wäre das wahr, dann bliebe freilich auch uns nich
übrig, als unſere Feder zu zerbrechen und zu ſchweigen. Ab
es iſt nicht ſo. Wer guten Willens iſt, der kann gerade a
der Encyclika und ihren Geſchicken den wahren Unterſchi
zwiſchen dem modernen Liberalismus und der politiſche
Freiheit lernen. Es genügt die Eine Frage: welcher Sta

iſt gegen die Akte polizeilich eingeſchritten? Bis jetzt keiner als das napoleoniſche Frankreich. Geſchah es der politiſchen Freiheit wegen, die im franzöſiſchen Imperium herrſcht? Sollte daſſelbe wirklich ſeine politiſche Freiheit gegen irgend Jemanden zu vertheidigen haben? In neuerer Zeit ſcheint zwar die Stimmung gegen den „2. Dezember" in einem Umſchwung begriffen und bei manchen Leuten, die ihm ewigen Haß geſchworen zu haben ſchienen, wollen ſich mühſam unterdrückte Sympathien verrathen. Derlei Sympathien dürften auch noch wachſen in dem Maße, als der Imperator den Papſt preisgäbe und etwa gar im eigenen Lande die Revolution eines gallikaniſchen Schisma gegen die Kirchengewalt befördern ſollte. Trotzdem wird Niemand wagen, den „2. Dezember" mit der politiſchen Freiheit zu identificiren, während es ganz unläugbar iſt, daß der Imperator allerdings als der vornehmſte Träger der eigentlich ſogenannten modernen Ideen nicht nur auftritt, ſondern es auch wirklich iſt.

Es iſt vielleicht einer der größten Dienſte, den die Kirchenſtaats-Frage dem verſchlagenen Herrſcher leiſtet, daß er gerade an ihr ſeinen modernen Liberalismus am glänzendſten vor aller Welt leuchten laſſen kann. Drouyn's Depeſche vom 12. Sept., worin er dem franzöſiſchen Geſandten in Rom den Abſchluß der Convention mittheilte, hat das Geheimniß der Komödie naiv verrathen. Das liberale Frankreich, heißt es da, könne unmöglich länger durch ſeine Armeecorps das illiberale Weſen in Rom decken, denn eine zu ſchwere Verantwortlichkeit würde dadurch auf das moderne Gewiſſen des Imperators und ein ſchlimmer Schein auf ſeinen Liberalismus fallen. „Die beiden Regierungen", ſagt der franzöſiſche Miniſter, „verfahren nicht nach denſelben Principien. Unſer Gewiſſen nöthigte uns oft Rathſchläge zu ertheilen, welche gleichfalls zu oft das Gewiſſen des römiſchen Hofes von ſich weiſen zu müſſen glaubte . . . Seinem eigentlichen Weſen entſprechend hat der päpſtliche Stuhl beſondere Geſetzbücher

und Rechte, die bei vielfachen Anläſſen leider im Gegenſ
zu den Ideen unſerer Zeit ſtehen.“ Man ſieht, der Imperat
hat ſich eine heilige Religion aus den modernen Ideen u
ihrer Civiliſation gemacht, deren pietätsvoller Hort er ſe
will; dennoch aber wird Frankreich weſentlich abſolutiſti
von ihm regiert und iſt die politiſche Freiheit des Land
confiscirt bis zur Stunde. Deutet das nicht auf einen ga
merkwürdigen Unterſchied von „liberal“ und „frei“?

Umgekehrt war Pius IX. nie liberal im Sinne der ſe
tiſchen Parteilehre, aber er war ehrlich freiſinnig, und i
guten Vertrauen auf eine gleiche Geſinnung im Volke h
er ſeinen Unterthanen ein ausgedehntes Maß politiſch
Freiheit verliehen, nachdem er kaum den päpſtlichen Stu
beſtiegen hatte. Auch die Gegner erinnern jetzt an die
Thatſache und zwar, vermöge der beliebten Verwechslu
zwiſchen dem modernen Liberalismus und der politiſch
Freiheit, in der ſinnloſeſten Abſicht. Der heilige Stuhl h
1846 bewieſen, daß er mit neuen, aber ehrlichen Formen d
politiſchen Freiheit keineswegs unverträglich ſei, und jetzt, i
Jahre 1864, hat er das Syſtem des modernen Liberalismu
entſchieden verurtheilt. Daraus formulirt ſich das Journ
des débats die Frage: wie es denn komme, daß die Pri
cipien von 1789, die ſich 1846 ſo gut mit den Anſchauung
Pius' IX., mit dem Glauben und dem Recht der Kirche ve
trugen, heute als verabſcheuungswürdige Ketzereien verdamm
werden? Und die engliſchen Blätter glauben Wunder wie ſe
den Nagel auf den Kopf zu treffen, wenn ſie folgern: „
dem Einen oder dem andern Fall könne der Papſt nicht i
fallibel geweſen ſeyn, entweder nicht in den Jahren 184
und 47, oder nicht im Jahre 1864.“ Dieſelbe Identificirun
iſt übrigens dem edeln Pius ſchon im erſten Moment ſein
mit ſchändlichem Undank gelohnten Reformwerkes begegn
Der freiſinnige Papſt kam ſofort als „liberaler“ Papſt u
als Verehrer der modernen Ideen in's Geſchrei; als d

Kriterium dieser Eigenschaft aber wurde, bezeichnend genug, angegeben: Pius sei — *indifferent* im Punkte der Religion. Er selbst hat sich in seiner Antritts-Encyclika vom 9. Nov. 1846 über diese Verleumdung ausgesprochen, und die betreffende Stelle voll sittlicher Entrüstung gewährt den klarsten Einblick in die Stellung des Papstes zur politischen Freiheit einerseits und zum modernen Liberalismus andererseits:

„Neuestens haben sich, es ist schrecklich zu sagen, Einige gefunden, welche Unserm Namen und Unserer apostolischen Würde die Schmach anthaten, Uns gewissermaßen als die Theilnehmer ihrer Thorheit und als die Begünstiger dieses Systems darzustellen. Diese wollten nämlich *aus den mit der Heiligkeit der katholischen Religion gewiß nicht im Widerspruch stehenden Entschließungen*, die Wir bei einigen auf die bürgerliche Verwaltung des päpstlichen Gebiets Bezug habenden Angelegenheiten zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt gnädig faßten, und aus der Verzeihung, die Wir im Beginn Unseres Pontifikats einigen Unterthanen desselben Gebiets gnädig gewährt haben, den Schluß ziehen, Wir denken so wohlwollend über jede Art von Menschen, daß Wir des Dafürhaltens seien, nicht nur die Kinder der Kirche sondern auch die Uebrigen, mögen sie immerhin der katholischen Einheit fern bleiben, seien gleichermaßen auf dem Wege des Heiles und können zum ewigen Leben gelangen. Es fehlen Uns vor Entsetzen die Worte" ꝛc.

Pius erscheint in dem neuesten Rundschreiben ganz als derselbe wie in jenem ersten vom 9. Nov. 1846. Die Akte ist in keiner Weise etwa mit den großen Protesten seiner Vorgänger gegen den westfälischen oder den Wiener Frieden zu vergleichen. Sie berührt keine einzige politische Frage, die nicht mit dem Innersten der katholischen Religion in direkter Beziehung stünde, und von allen politischen Institutionen beurtheilt sie nur die des religiösen Indifferentismus. Daß freilich der ganze Liberalismus in dieser specifischen Zeitkrankheit wurzelt, das ist nicht die Schuld des Papstes,

und sein bald 20jähriger Kampf gegen die so verstandene Civilisation war ihm pflichtmäßig geboten. Das Rundschreiben enthält daher auch in keiner Sylbe etwas Neues; seine Urtheile sind zu allen Zeiten unwandelbare Principien der Kirche gewesen, und nicht Eines derselben, das nicht von Pius IX. selber bei einer frühern Gelegenheit schon ausgesprochen worden wäre*). Nur die systematische Vereinigung aller in Einem Dokument hat den Eindruck des Außerordentlichen gemacht; und solch ein massenhafter Eindruck war dringend nöthig, nachdem sogar theologische Gewissen bereits weich und glatt genug geworden waren, um die einzelnen Erlasse des Papsts als „pessimistische Jeremiaden", die ja doch zu nichts nützten, an sich abgleiten zu lassen.

Wir gehen nun näher auf den Inhalt des Rundschreibens ein. Sein Gegenstand ist mit Einem Worte der moderne Liberalismus, und zwar in allen Spielarten desselben. Man unterscheidet hauptsächlich drei solcher Spielarten: die unchristliche, die modern-staatskirchliche und die des Freiwilligkeits-Princips. Alle drei Arten haben das Gemein-

*) Unmittelbar vor der Encyclika ist in dem neuen und sehr thätigen Verlage des Hrn. Karl Sartori zu Wien eine Schrift erschienen, welche wir wärmstens zu empfehlen gedachten, als gerade das Rundschreiben selbst dazwischen kam. Sie führt den Titel: „Der Papst und die modernen Ideen", und besteht einfach darin, daß in systematischer Reihenfolge aus den päpstlichen Aktenstücken Pius IX. selber das Wort ergreift (und zwar lateinisch und deutsch) über die zeitgeistigen Irrthümer in der Ordnung des Glaubens, der Moral, der Freiheit, des Rechts und der Politik. Durch die Akte vom 8. Dez ist die Schrift nicht überflüssig geworden; sie ist im Gegentheil deren bester Commentar, als welchen auch wir dieselbe benützen. Hr. Sartori will überdieß eine erläuterte Ausgabe des Rundschreibens als zweites Heft nachfolgen lassen.

ſame, daß ſie von dem Satz ausgehen, „die Religion habe nichts zu thun in der Politik“, mit andern Worten: die göttliche Offenbarung und die chriſtliche Moral gehe das Individuum an; aber die Staatsgewalt oder die Geſellſchaft habe nichts damit zu ſchaffen und keine religiöſe Autorität anzuerkennen. Am einfachſten verſteht ſich dieſer Grundſatz bei der erſten Art: dieſelbe läugnet überhaupt die Uebernatur, kann ſich ſomit auch in den Sachen der Geſellſchaft, des Staats, der Wiſſenſchaft von keiner Religion geniren laſſen. Das Rundſchreiben behandelt die theoretiſchen Formen dieſes neuen Heidenthums; wir berühren daſſelbe hier nur inſoferne, als es in der Richtung gegen die Kirche in der Regel mit der zweiten liberalen Art Hand in Hand geht. Das ſind die neuen Gallikaner oder Jung-Weſſenbergianer, oder überhaupt die Anbeter des „modernen Staats“, welche zwar noch nicht antichriſtlich ſind, aber auf die Leitung der bürgerlichen Geſellſchaft dem Staate, und zwar dem religionsloſen Staate, ein ausſchließliches und unbeſchränktes Recht zuerkennen, dem ſich auch die Kirche zu unterwerfen habe. Die Traditionen dieſer Richtung reichen zwar alle aus dem häßlichſten Abſolutismus der alten Monarchie heraus; weil aber ihre Staatsidee eine eminent „moderne Idee“ iſt, deßhalb nennen ſich ihre Anhänger mit Emphaſe die eigentlich „Liberalen“, und inſoferne geſtehen auch die Männer der erſten Art ihnen den Ehrentitel zu. Was hingegen die dritte Art vornimmt, werden wir gleich nachher ſehen.

Das Rundſchreiben beſchäftigt ſich in einer Reihe von Sätzen mit der zweiten liberalen Art, und hauptſächlich dieſe Sätze, einſchließlich derjenigen über die Civilehe, ſcheint das napoleoniſche Frankreich auf ſich bezogen zu haben. Und gewiß mit Recht. Es herrſcht zwar auch viel Lärm darüber, daß der Papſt in den Lehren vom allgemeinen Stimmrecht und von der Volksſouverainetät die Grundlägen des Kaiſerthums eigens angegriffen habe. Aber wir finden das nicht.

....o Herz getroffen,
wo die kalte Beſonnenheit ihn
ſogar den empfangenen Schlag
dieſes Kanzelverbot ganz im G
vom Staate, welche, um mit C
Freiheit zu vertheidigen vorgibt,
beklatſcht.

Sonderbarerweiſe hat das
andern Lande als in Frankreich die
Eine ganze Anzahl von Politikern h
Schilderhebung des alten und neuen
Ein Theil des Epiſcopats, hieß es,
nominirten mit dem Erzbiſchof von
harre nur des Winks von oben;
das der Encyclika eben zurief: „Mur
hund) iſt der Eurige", ſei das Orga
tikel von 1682 wurden in allen ab
druckt und nachgewieſen, daß alle
heilig gehalten, und ſelbſt Karl X. n
Schreiben eingeſchritten ſei (gerade e
jagung durch die Liberalen). Trotz
nicht recht an die [illegible]

die edle Freiheit der Geiſter überall Rückſchritte gemacht, und es mag jetzt ein franzöſiſches Contingent ſolcher Creaturen geben. Der Biſchof von Montauban hat über die „vergeſſene Vergangenheit“ mit Recht geſagt: „Bisher hat ſie keinem Menſchen etwas genützt — davon legt die Geſchichte Zeugniß ab — und das neue Kaiſerreich hatte ſich nicht ſchlecht dabei befunden, daß es auf ſie verzichtet hatte.“ Aber es dürften für den Imperator noch ſtärkere Motive, als in einem ſolchen Rückblicke liegen, vorhanden ſeyn, um ihn vor einem Bruch mit der allgemeinen Kirche zurückſchrecken zu machen. Der Verſuch eines neuen Schisma wäre nämlich heutzutage nur im vollendeten „modernen Staat“ möglich, und deſſen weſentlichſtes Requiſit iſt eine regierende parlamentariſche Partei!

In Deutſchland, wo dieſes Requiſit nicht fehlt, könnte der Verſuch allenfalls gemacht werden; er würde zwar ſicher nichts Lebensfähiges zu Stande bringen, aber er könnte unermeßliche Verheerung in den Gemüthern anrichten. Der Imperator hingegen wird ſich hüten, ſich zu dem Zweck ein allmächtiges Kammerregiment heranzuziehen; er weiß wohl warum. Durch eine merkwürdige Fügung iſt gerade der mächtigſte Vertreter der modernen Idee am wenigſten im Stande die ganze Conſequenz des modernen Staats zuzulaſſen. Das iſt ſeine Schwäche, und ſeine Gegner links und rechts kennen dieſe Achillesferſe ſehr gut. Wollte er aber auf eigene Fauſt eine ſchismatiſche Bewegung unternehmen, ſo iſt hundert gegen Eins zu wetten, der Napoleonide als Theolog würde wie in der Fabel von der abgezogenen Löwenhaut unter dem Gelächter der Nation untergehen.

Der 39. Satz des Rundſchreibens verurtheilt den Irrthum: „Der Staat als Quelle und Urſprung aller Rechte beſitzt eine durch keine Grenzen eingeſchränkte Machtbefugniß.“ Im bureaukratiſchen Polizeiſtaat der alten Aera hat ſich dieſer Rückfall in den heidniſchen Staatsbegriff angebahnt, im

[illegible] entkleidet werden, er ſo
giren, keine Schule halten, nich
Intereſſen der Geſellſchaft ſollten
Thätigkeit und freien Concurre
bleiben. So entſtand, im diam
landläufigen Spielarten des m
namentlich im himmelweiten Un
„kirchlichen Liberalismus", wie e
zweiten Art mit vertreten iſt — d
Partei.

Man muß dieſen ihren ächten
behalten. „Trennung*) der Kirch
Schiboleth; ihr Vorbild war augenſc
alter der nordamerikaniſchen Republi
pressa in England entnommen. J
heute die gefeiertſten katholiſchen Na
hat ſie ſeit 1831 ihr praktiſches
können. Wir haben geſagt, man m
dieſer Partei wohl im Auge behalte
ſtänden ſucht ſich ihr jedesmal der g
beſondere der wohldieneriſche kirchli
Gallikan[illegible]

ein Anderer dem beschimpfenden Beiwort „ultramontan“ entgehen konnten, sie werden dann plötzlich gehätschelt als die besonderen Lieblinge des Zeitgeistes. Das geschieht eben jetzt wieder mit größter Beflissenheit. Von allen Seiten wird ihnen augenverdrehendes Beileid zugewinkt, da die Encyclika „alle nicht ultramontan gesinnten Katholiken in Europa“ excommunicire, und von jener Partei „talentvoller und edelsinniger Katholiken die sich bestrebt haben, den Katholicismus mit der Freiheit auszusöhnen“, nun keine Rede mehr seyn könne.

Es ist wahr, daß die Staatslehre der liberalen katholischen Partei *als solche* in dem Rundschreiben unumwunden mißbilligt ist. Ich sehe darin sogar den Schwerpunkt des Dokuments. Unter den Irrlehren über die bürgerliche Gesellschaft steht zuletzt die: die Kirche sei vom Staate zu trennen und umgekehrt, Ecclesia a Statu, Statusque ab Ecclesia sejungendus est. Und nicht nur in der einzelnen Stelle, sondern im ganzen Context seines Schreibens spricht sich der Papst gegen diesen Begriff der „freien Kirche im freien Staat“, gegen die Indifferenz des Staats im Punkte der Religion aus. Wie er sich energisch gegen die sclavischen Doctoren des modernen Staats verwahrt, welche die geistig autoritative Leitung der bürgerlichen Gesellschaft ausschließlich dem ministeriellen Ermessen anheimgeben, so will er auch nicht zulassen, daß die Mission des Staats zu tief herabgesetzt werde bis zur bloßen „Nachtwächteridee“ des Laissez faire. Mit der Kirche aller Zeiten lehrt der heilige Vater, daß die königliche Gewalt nicht nur zur Regierung der Welt, sondern hauptsächlich zum Schutz der Kirche übertragen sei. In strengem Gegensatz zur Lehre vom religionslosen Staat fordert das Rundschreiben „die gegenseitige Rathsgemeinschaft und Eintracht (mutua consiliorum societas et concordia) zwischen Kirche und Staat.“ Es verwirft die entgegenstehenden Meinungen als falsch und verkehrt um so mehr, „als sie

hauptsächlich dahin zielen, jene heilsame Kraft zu binden u
zu entfernen, welche die katholische Kirche nach der Einrichtu
und dem Auftrag ihres göttlichen Stifters frei ausüben s
bis ans Ende der Zeiten, nicht weniger an den Einzeln
als an den Nationen, Völkern und deren obersten Fürsten
Es sei eine Anwendung des absurden und gottlosen Princi
des Naturalismus, zu lehren, „daß das Interesse des Staa
und der sociale Fortschritt absolut verlangen, daß die bürge
liche Gesellschaft sich constituire und regiere ohne alle Rü
sicht auf die Religion, wie wenn diese gar nicht bestünd
oder doch ohne irgend einen Unterschied zwischen der wahr
Religion und der falschen zu machen."

In diesen Worten ist ohne Zweifel die ganze Staat
Lehre vom Freiwilligkeits-Princip oder, um den neues
Ausdruck zu gebrauchen, von der „freien Kirche im frei
Staat" als solche verworfen, und *insoferne* ist auch d
liberale katholische Partei eingeschlossen. Aber man m
sorgfältig unterscheiden, so sorgfältig wie der wunderbar eral
Ausdruck des Rundschreibens selber unterscheidet. Dasse
distinguirt deutlich *erstens* zwischen der Intention der
welche die Lehre von der freien Kirche im freien Staat b
kennen; *zweitens* ist ausdrücklich das gewichtige Wort „a
solut" gebraucht und nur *die* Behauptung condemnirt, d
das Interesse des Staats und des socialen Fortschritts a
solut den religionslosen Staat erheische.

Die liberale katholische Partei hat sich zu ihrer Staat
lehre keineswegs aus *religiöser Indifferenz* bekann
Sie hat dem Staat erlaubt indifferent zu seyn im Punk
der Religion, aber nur um es für ihre Person um so wenig
zu seyn, und in dem mannhaften Vertrauen, mit ihren p
vaten Kräften, sobald diese nur in keiner Weise mehr g
bunden wären, die katholische Sache viel besser fördern
können, als der Staat jemals gethan habe oder thun könn
Das bedeutete in ihrem Sinne die freie „Concurrenz d

Parteien.“ Sie meinten es ehrlich und redlich mit der Freiheit und ſie trauten ihren Gegnern die gleiche Loyalität zu. Aber hierin irrten ſie ſchwer. Die Feinde der Kirche ließen ſich den Verzicht auf den katholiſchen Charakter der Staaten beſtens gefallen; ſie rechneten, daß keine Aufwendung privater Kräfte den Verluſt der aus der Gemeinſchaft mit dem Staat fließenden Stellung erſetzen könne und daß die Kirche in der freien Concurrenz der Parteien verloren ſeyn werde. Das iſt die Intention, welche der hl. Vater mit den Worten brandmarkt: daß „ſie hauptſächlich dahin ziele“ ꝛc.

In der That, kaum ſahen dieſe Männer der „freien Kirche im freien Staat“ ihre Rechnung fehl ſchlagen, ſo warfen ſie das Princip der freien Concurrenz von ſich, bemächtigten ſich der Staatsmittel gegen die Sache der Kirche und zu ihrer Unterdrückung, und ſtellen ſo nach dem kurzen Umweg die Allmacht des „modernen Staats“ wieder her, der ſich vom alten Polizeiſtaat nur dadurch unterſcheidet, daß eine ſtabile Kammermehrheit der liberalen Partei ſeine inſpirirende Autorität iſt. Sie ſagen — und hierin gibt ihnen auch der Papſt vollkommen recht — es ſei gegen die Natur, daß die ſtaatliche Ordnung von der geiſtigen Leitung der bürgerlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen ſei. Soll aber der Staat dieſe Leitung führen, ſo bedarf er dazu eines beſtimmten geiſtigen Geſetzes, einer maßgebenden Tendenz; und da die Autorität der göttlichen Offenbarung aus dieſem Amt verdrängt iſt, ſo iſt nichts einfacher als daß der Geiſt der Partei die leere Stelle einnimmt.

Den großen Beweis der hier beſchriebenen Peripetie hat die Geſchichte Belgiens hergeſtellt. Keiner der heroiſchen Führer der liberalen katholiſchen Partei wird dieſe traurige Erfahrung widerſprechen. Wollen ſie aber tiefer blicken, ſo werden ſie ſich auch geſtehen müſſen, daß der Proceß nie und nirgends anders verlaufen könnte, als er bis jetzt verlaufen iſt. Denn ihre Politik muthet nicht nur dem Staat eine

Abstinenz zu, die er seiner Natur nach nicht ertragen kann sondern mehr noch den gegenüberstehenden liberalen Partei einen Verzicht, der ihrem innersten Wesen widerspricht. Si des Staats zu bemächtigen, um in und mit den Staat mitteln die Autorität ihres Geistes und ihre Personen ge tend zu machen: das ist es ja gerade, was diese Partei schafft. So muß denn auch nothwendig aus der Positi des religionslosen Staats immer und überall jener Zustan sich entwickeln, der unsere unglückliche Gegenwart fast sch widerstandlos beherrscht, und der im Herzschilde der Encycli mit so herrlicher Präcision und Treue geschildert ist:

„Und weil da, wo Religion und bürgerliche Gesellschaft g trennt sind, und die Lehre und das Ansehen der göttlichen Offe barung verworfen werden, sogar der natürliche Sinn für Gerec tigkeit und menschliches Recht sich verdunkelt und verliert, und d materielle Gewalt an die Stelle der wahren Gerec tigkeit und des legitimen Rechts tritt, so ist leicht ei zusehen, warum manche Menschen, mit Mißachtung der gewissest Grundsätze der rechten Vernunft erklären, daß der Volkswille, au gesprochen durch die sogenannte öffentliche Meinung oder auf irge eine andere Weise*), das höchste Gesetz sei, unabhängig von jede göttlichen und menschlichen Rechte, und daß in der Politik t vollbrachten Thatsachen dadurch allein, daß sie eben vollbracht sin Rechtskraft besitzen. Wer bemerkt und fühlt nicht, daß die mensc liche Gesellschaft, von den Schranken der Religion und der wahr Gerechtigkeit befreit, keinen andern Zweck haben kann als Reic thümer aufzuhäufen, und in ihrem Handeln keinem andern Gese

*) Diese Stelle ist es hauptsächlich, welche als eine direkte Beziehu auf den Imperator gedeutet wird. Sie geht aber nicht weni jede Charakterlosigkeit an, die in den Fragen des Tages nic Besseres zu thun weiß, als mit dem Strom der sogenannt öffentlichen Meinung zu schwimmen.

gehorchen kann, als dem zügelloſen Verlangen die eigenen Gelüſte und Intereſſen zu befriedigen" ꝛc.

La France, das bekannte Blatt des napoleoniſchen Katholicismus, erinnert an das Jahr 1847, wo der franzöſiſche Klerus den Kampf für die Unterrichtsfreiheit aufgenommen habe, und ſie fragt: ob damals die Worte Freiheit und Liberalismus nicht denſelben Sinn hatten wie heute? Im Munde der liberalen katholiſchen Partei gewiß, im Munde der Andern aber hatten ſie weder damals noch heute denſelben offenen und loyalen Sinn. Sonſt wäre es nie zu den Zuſtänden gekommen, welche wir den hl. Vater eben ſchildern hörten. Das nämliche Blatt erinnert ferner an die Encyclika Mirari vos, welche ſich im J. 1832 ebenſo ausgeſprochen habe wie das neueſte Rundſchreiben, und dennoch ſeien die liberalen Principien in den Schooß der katholiſchen Geſellſchaft eingedrungen und habe ein P. Lacordaire mit ſeinen Genoſſen ihr ganzes Leben der Ausſöhnung jener Principien mit dem Katholicismus gewidmet. Allerdings; dafür hat aber auch das neueſte Rundſchreiben die Erfahrungen eines ganzen Menſchenalters für ſich, eine Generation voll getäuſchter Hoffnungen hochherzig vertrauender Männer, und um dem Ausſpruch des heiligen Vaters recht zu geben, bedarf es nur der Anerkennung unläugbarer Thatſachen.

Schlechthin unbegreiflich bleibt es übrigens, wie man gerade die Unterrichtsfrage als Loyalitäts-Beweis für den Liberalismus anrufen mag. Die liberale katholiſche Partei hat vom religionsloſen oder indifferenten Staat als unumgängliche Bedingung den Verzicht auf die Schule verlangt; ſie ſagte mit Recht: ein ſolcher Staat könne ebenſo wenig unterrichten und die Jugend erziehen als predigen und Sakramente ſpenden. Allerwenigſtens durfte der Staat auf dem Gebiet der Schule der freien Concurrenz kein Hinderniß bereiten, und er durfte jedenfalls kein Schulmonopol haben.

Aber eben dieſes Monopol iſt es, das der moderne Liberalismus überall für den von ſeinen Parteien regierten Staat anſtrebt. Die Trennung der Kirche vom Staat läßt er ſich wohlgefallen, aber nur unter der Bedingung, daß auch die Schule von der Kirche getrennt und als reine Staatsanſtalt untergeordnet werde. Nur ſo ſei die Zukunft des Liberalismus geſichert. In Belgien wankt die berühmte, auf das Princip der freien Concurrenz gegründete Verfaſſung, um dem Schulmonopol Platz zu machen; in Deutſchland wird das Beiſpiel Badens allenthalben zur Nachahmung empfohlen; auch in Frankreich rufen jetzt die Liberalen in dieſem Sinne nach der „freien Kirche im freien Staate.“ Allerdings iſt demnach die Schulfrage der richtige Prüfſtein für das ächte und unächte Gold der „Freiheit und des Liberalismus“; die Prüfung hat aber eben herausgeſtellt, daß die „Freiheit“ immer nur von der Einen Seite, von der unterdrückten, ehrlich gemeint iſt, niemals von der andern.

Wir kommen zu der zweiten Unterſcheidung, zu dem hochwichtigen Worte „abſolut.“ Was verurtheilt der Papſt hiemit? Die doktrinelle Abſtraktion, daß das Intereſſe des Staats und des ſocialen Fortſchritts den religionsloſen oder indifferenten Staat bedinge, aber er verurtheilt nicht den faktiſchen Zuſtand. Es kann Umſtände geben, wo nichts Anderes übrig bleibt als Trennung oder Auseinanderſetzung zwiſchen Kirche und Staat; das iſt aber dann ein Nothſtand, eine erzwungene Abnormität. Einen ſolchen Nothſtand conſtatiren, oder aber die Ausſchließung der Religion vom politiſchen Daſeyn im Staat als Norm, als allein richtige und allgemein gültige Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft, als eigentliches Menſchheitsgeſetz erklären, das ſind zwei weſentlich verſchiedene Dinge. Wenn einer ſagt: es bleibt uns nun einmal aus Gründen der Selbſterhaltung nichts mehr übrig als dem Staat die religiöſen Rechte und Pflichten aufzuſagen, und ihm ſoviel an uns iſt, die geiſtige Leitung der bürgerlichen Geſellſchaft

ganz zu entziehen: der verſtößt keineswegs gegen das Rundſchreiben. Wohl aber der welcher ſagt: es liegt im Weſen des Staats, daß er mit der Religion nichts zu thun haben darf, und umgekehrt im Weſen der Kirche, daß die politiſchen Dinge ſie nichts angehen, denn die Religion gehört nur in's Herz und in die vier Tempelmauern, und mit keinerlei autoritativ religiöſer Leitung darf die bürgerliche Geſellſchaft behelligt werden. Der Eine verkündet einen Nothſtand, der andere eine Norm.

Dieſe Unterſcheidung iſt deßhalb ſo wichtig, weil in ihr der Schlüſſel zu dem richtigen Verſtändniß der Stellung liegt, welche das Rundſchreiben zur Gewiſſens-, Cultus- und Preßfreiheit einnimmt. Selbſt Wohlmeinende ſind über dieſe Punkte ſtutzig geworden; es iſt zu glauben, daß ſie das Rundſchreiben nicht ſo eingehend ſtudirt haben, wie es ſtudirt zu werden verdient, ſonſt würden ſie jenen Schlüſſel ſelber gefunden haben. Der Papſt verbietet den Abſolutismus der Doktrin, aber nicht den faktiſchen Zuſtand und er iſt daher weit entfernt, wie der Unverſtand ihm nachgeſagt hat, eine plötzliche Umwälzung aller Staatsverfaſſungen der civiliſirten Welt hervorrufen zu wollen. Man kann ſogar, nach einer neuern Generalbenennung aller dieſer grundrechtlichen Freiheiten, der Meinung ſeyn, daß „das Heil der Kirche in der Demokratie liege"; aber den Zuſtand der geiſtigen Auflöſung für das „primitive Recht" der Menſchen und für deren „beſte Welt" zu halten: das verbietet die Sünde und darum auch das Rundſchreiben.

Beide Geſichtspunkte ſind in demſelben ſcharf ausgedrückt. Es verwirft die Behauptung, „daß der beſte Staat derjenige ſei, wo man der Staatsgewalt nicht die Pflicht zuerkennt, mit Strafen gegen die Angreifer der katholiſchen Kirche vorzugehen, als ſoweit es die öffentliche Ruhe erfordert", als den Lehren der heiligen Schrift, der Kirche und der Väter

widerſprechend. Es erinnert daran, daß ſchon die Encycli
Mirari es einen Wahnſinn genannt habe: „daß die Gewiſſen
und Cultusfreiheit ein jedem Menſchen angebornes Re
ſei, das in jedem wohlgeordneten Staat durch das Geſetz an
geſprochen und gewährleiſtet werden ſolle, und daß die Bürg
die vollſtändige Freiheit haben, ohne daß die kirchliche od
ſtaatliche Obrigkeit dieſelbe beſchränken dürfte, ihre Anſicht
durch Wort und Schrift oder auf jede andere Weiſe öffentli
bekannt zu machen.“ Beſonders merkwürdig iſt auch i
Faſſung in Nr. 79 des Syllabus; ſie verwirft bloß die A
läugnung der übeln moraliſchen Folgen: „es iſt falſch, d
die bürgerliche Freiheit eines jeden Cultus ſowie die vo
Befugniß für Alle, was immer für Meinungen und G
danken auf den Markt der Oeffentlichkeit zu bringen, z
leichtern Verderbniß der Sitten und des Geiſtes der Völ
führe und zur Verbreitung der Peſt des Indifferentismus.“

Es würde eine traurige Verwirrung der Gewiſſen a
zeigen, wenn es wirklich Katholiken gäbe, welche über die
ſozuſagen theologiſchen Freiheiten vom Papſt eine ande
Sprache erwartet hätten. Sollte er vielleicht erklären (v
Syll. Nr. 15): ja, jeder Menſch hat nicht nur die Fähigke
ſondern auch das Recht frei zu wählen zwiſchen Gut u
Bös, zwiſchen Wahrheit und Irrthum und es iſt namentli
für die bürgerliche Ordnung gleichgültig, wenn ihm das Bö
und der Irrthum beſſer einleuchtet? Kein überzeugter Chr
kann eine normale und abſolute Berechtigung der Gewiſſens
Cultus- und Preßfreiheit anerkennen. Aber damit ſi
dieſe drei Inſtitutionen als Erforderniſſe des Rechtsſtaat
da wo ſie von den faktiſchen Verhältniſſen bedingt werde
mit nichten verworfen, ſie ſind erlaubt im Falle des Not
ſtands*).

*) So wird auch Biſchof von Ketteler zu verſtehen ſeyn, we

Das Rundschreiben zieht daraus sofort eine ganz richtige Consequenz. Der Absolutismus der Doktrin fordert die Cultusfreiheit auch da, wo die bedingenden Verhältnisse nicht vorhanden sind, wo mithin der Nothstand fehlt, wie z. B. in Tyrol, in Spanien, in den südamerikanischen Republiken. Der Papst hingegen nimmt die katholische Glaubenseinheit bei den Völkern, welche dieser Wohlthat noch theilhaftig sind, in seinen Schutz*). Aber er fordert nirgends die Unterdrückung der Andersmeinenden, wo dieselben einmal da sind. Was vollends die Preßfreiheit betrifft, so existirt sie ohnehin nirgends absolut und unbeschränkt; die vom hl. Vater intendirte Reform würde wohl nur so viel bewirken, daß manchmal ein Minister, sein Livreebote und seine Mätresse etwas weniger, Christus der Herr, seine Stiftung und die guten Sitten etwas mehr Amtsschutz gegen die Frivolität zu genießen hätten. Letzteres, aber nirgends die Staatscensur, ist auch in ein paar neueren Concordaten ausbedungen.

Wäre das Rundschreiben bezüglich der fremden Culte so zu verstehen, wie der blinde Lärm der Oberflächlichen angibt, dann würden die Worte des Papstes mit seinen eigenen

---

er in seiner berühmten Schrift „Freiheit, Autorität und Kirche" ꝛc. S. 153 sagt: „Es steht kein kirchlicher Grundsatz fest, welcher einen Katholiken behinderte der Meinung zu seyn, daß unter den gegebenen Verhältnissen die Staatsgewalt am Besten thue, mit der gleich zu erwähnenden Beschränkung (Läugnung des persönlichen Gottes und Gefährdung der Sittlichkeit) volle Religions-Freiheit zu gewähren."

*) Auch hier ist der Wortlaut sehr bezeichnend. Irrthum 77: „In unserer Zeit ist es nicht mehr gut, die katholische Religion als die einzige eines Staates zu haben, mit Ausschluß aller andern Culte." 78: „In gewissen Ländern katholischen Namens ist daher löblich durch das Gesetz vorgesorgt, daß den Einwanderern die öffentliche Uebung je ihres eigenen Cults freistehe."

Handlungen in Widerspruch treten. Nicht nur die Jud
führen in der ewigen Stadt seit Jahrhunderten ein ruhig
Daseyn, auch die fremden Protestanten feiern ungestört ihr
Cult, und sie besitzen in Rom länger als in Madrid ein
öffentlichen Kirchhof. In den Ländern gemischter Confessio
mit welchen der heilige Stuhl in Concordaten steht, hind
keiner dieser Verträge die freie kirchliche Existenz der Nich
katholischen. Zwar ist dieß dem österreichischen Concordat b
heute von der Bosheit oder Unwissenheit nachgesagt worde
eben jetzt gesteht aber selbst das Journal des débats die Ve
leumdung ein, und hoffentlich wird seine Augsburger Mil
schwester dem guten Beispiel folgen. Allerdings, sagt d
Pariser Organ, enthalte jener Vertrag nichts, was der Fre
heit der andern Genossenen zuwiderlaufe, das Concordat b
rühre die Dissidenten in keiner Weise: aber die „Philosoph
und Freidenker", die katholisch genannten Oesterreicher nämli
welche sich unter den Ideen von 1682, Zeichen des Zweife
Rousseau's, Voltaire's, Lamennais's entwickelten, doch aber ni
gewonnen seien zum jüdischen, lutherischen, calvinischen, gri
chischen oder mohammedanischen Glauben überzugehen: die sin
im Gewissen schwer betroffen durch das Concordat. Nun j
denen Leuten kann der Papst freilich nicht helfen!

Wir glauben der Stellung des Kirchenstaates zu [illegible]

[illegible]

Zwecke nach innen und außen mit größter Offenheit und Energie. Was England betrifft, so braucht man wohl nur an dessen Staatskirche und an den Jammer-Namen Irlands zu erinnern, um die das ganze Staatswesen durchdringende protestantische Suprematie zu signalisiren; in Preußen ist die eigene Art von „Parität" sprüchwörtlich geworden und man weist die Verpflichtung auch ungenirt mit der Bemerkung ab: man sei eben ein „evangelischer" und nicht ein paritätischer Staat. Die Herrscherfamilien dieser großen Staaten und aller kleineren in Deutschland stellen sich bei allen Vereinen für die Zwecke ihrer Confessionen stolz voran mit Namen und Geld, die bedeutendsten Associationen der protestantischen Propaganda tragen ganze Regenten- und Fürstentafeln an ihrer Stirne. Und wir? Welcher Scandal für die Liberalen, wenn irgendwo von einem „katholischen" Oesterreich oder gar von einem „katholischen" Bayern die Rede ist. In der That gibt es auch in der ganzen germanischen Welt keinen Hof und keine Regierung mehr, wo nicht die protestantischen und jüdischen Forderungen stets offenes Ohr fänden und mit lauter Ostentation befriedigt würden; geschieht hingegen jemals etwas für einen katholischen Zweck, so sucht man in der Regel den verstohlenen Weg und weiß nicht streng genug das Incognito zu wahren. So generös sind wir gewesen, daß wir fast schon im eigenen Hause betteln gehen müssen; ich erinnere nur an die Universitätsfrage. Dennoch aber sind wir sehr erstaunt, wenn dem Papst eine solche Oeconomie implicite nicht ganz geeignet scheinen sollte.

Recapituliren wir nun. Das Rundschreiben verurtheilt den ganzen Liberalismus, indem es die zwei, wenn auch thatsächlich nur scheinbar, sich entgegenstehenden Staatsbegriffe verwirft. Erstens den „modernen Staat" mit der allmächtigen Kammerregierung und der unbegrenzten Competenz, von dem der Syllabus (Nr. 60) die treffende, aus der Allokution des

...-... unsympathisch wie jede
Natur und Uebernatur. Das Rund
Sinne von Anfang bis zu Ende von
die Reiche auf dem Grunde des kath
ruhen", und der Syllabus (Nr. 57
schweren Irrthum gegen die natürlich
die Behauptung: „die Wissenschaft der
und der Moral, sowie die bürgerlichen
müßten von der göttlichen und kirchli
treten (declinare)." Hiemit ist auch das
katholischen Partei reprobirt; aber — w
lich nachgewiesen — nur insoferne als d
religiösen Indifferentismus mißbraucht
als doktrinelle Abstraktion erhebt, norm
Geltung anspricht, und mit allen seinen
auf der Voraussetzung des Nothstandes

Aber, wird man vielleicht fragen, i
schied wirklich so wichtig, kommt denn
darauf an, ob von Katholiken die Le
Kirche im freien Staat" mit der integr
wissens- und Cultusfreiheit bloß als
einem Nothstand

Allerdings kommt darauf ungeheuer viel an; darum geht auch die ganze praktiſche Spitze des Rundſchreibens auf dieſen Unterſchied hinaus. In ihm allein beruht geradezu die praktiſche Durchführbarkeit der Intention des Papſts.

Fragen wir uns: was ſollen wir nun denn thun, ſo können wir freilich nicht ſofort die Welt umgeſtalten nach den Regeln der Encyclika; aber wir können ihr das Präſervativ entnehmen gegen die Gefahr ſelber „Welt" zu werden. Das iſt die tiefe Pſychologie des Rundſchreibens und die tägliche Erfahrung gibt derſelben vollkommen Recht.

Leben wir unter dem Liberalismus im normalen Staat der beſten Welt, warum ſollten wir uns mit einem Gegenſatz zur „Welt" herumtragen, der kaum mehr einen Sinn hat? Warum ſollten wir unſere Seelenkräfte abquälen, um aus einem Nothſtand in normalere Verhältniſſe hinüber zu gelangen, wenn wir ſchon normale Verhältniſſe, die ohne unſer Zuthun ſozuſagen mechaniſch verlaufen werden, unter den Füßen haben? Es iſt ja Alles ſchon, wie es ſeyn ſoll; warum nach Beſſerm und wieder Beſſerm ſtreben, ſich Opfer auferlegen, Ungunſt und Feindſchaft zuziehen? Wer die Principien des päpſtlichen Rundſchreibens im Herzen trägt, dem wird im öffentlichen Kummer die Quelle einer gemeinnützigen Asceſe nicht verſiegen. Wer ſich im Gegentheil an den Gedanken der normalen und abſoluten Berechtigung des religionsloſen oder indifferenten Staats, der Gewiſſens- und Cultusfreiheit ꝛc. gewöhnt, der wird einer moraliſchen Einwirkung entgegengeſetzter Art unterliegen, und nur die ſtärkſten Gemüther werden nicht allmählich in Lauheit, Schlaffheit und völligen Indifferentismus verſinken. Jene Feuergeiſter romaniſchen Bluts haben ſich freilich aufrecht erhalten; aber wie Viele in unſerm kältern Deutſchland bei dem liberalen Princip ſchon in bequemer Gleichgültigkeit eingeſchlummert ſind, das lehrt der Augenſchein.

Vor Allem muß unter dem normativen Einfluß jener

modernen Ideen die Einheit des religiöſen Gefühles zerſtö
werden und ein eigenthümlicher Dualismus entſtehen, d
leicht in innere Zweideutigkeit übergeht. Es iſt förmlich d
Kunſt erfunden und gelehrt worden, nur mit Einer Hälf
der Perſönlichkeit der unwandelbaren Autorität zu unterſtehe
die andere Hälfte aber zu emancipiren, um mit ihr den An
forderungen des liberalen Geiſtes zu genügen. Das iſt au
ganz conſequent, wenn die göttliche Offenbarung und d
Kirche nichts mitzuſprechen haben in Sachen der öffentlich
Moral und der Politik. So konnte ein Kammermitgli
ſagen: mein Gewiſſen iſt katholiſch, daſſelbe hat aber in dieſe
Saal zu ſchweigen, ich verarbeite hier das Recht nur mit de
Verſtand, der ſich ſelber Geſetz iſt. So konnte man in der Politi
für wahr halten, was man in der Religion für falſch halt
mußte und umgekehrt. Durften aber Staat und Politik kei
religiöſen Ueberzeugungen haben, warum ſollte nicht das Gleic
auch von der Wiſſenſchaft gelten? Warum ſollte der Pr
feſſor auf dem Katheder nicht ebenſo ſprechen wie dort d
Kammermitglied; und warum ſollte nicht auch in der Phil
ſophie wahr ſeyn können, was in der Theologie falſch ſe
muß und umgekehrt? In Deutſchland iſt mit großem Geräu
gerade dieſe Conſequenz gezogen worden, und dieſe dualiſtiſc
Accommodation war ſicher nicht die letzte der Veranlaſſung
des Rundſchreibens. Nicht weniger als fünf unter den Ir
thümern des „gemäßigten Rationalismus“ beziehen ſich a
den Satz: „man muß die Philoſophie behandeln, ohne d
übernatürlichen Offenbarung Rechnung zu tragen.“

Die politiſchen Anforderungen des Rundſchreibens
heben ſich durchaus über den gegenwärtigen Zuſtand d
Societät. Die modernen Ideen haben den „nothwendig
Zuſammenhang zwiſchen beiden Ordnungen ſowohl der natü
lichen als der göttlichen“ zerriſſen, und ſie machen ſich dal
als die endgültigen und in Ewigkeit nicht mehr wandelbar
Geſetze der Menſchheit geltend. Dieſer Abſolutismus

modernen Ideen ist ihr charakteristischer Zug, und die allseitige Verneinung desselben ist der charakteristische Zug des Rundschreibens vom 8. Dezember. Der Papst erblickt in den modernen Ideen nur ephemere Ausgeburten einer bestehenden und noch dazu ihrem Ende zuwankenden Weltperiode, Abstraktionen die mit dem Augenblick kommen und wieder gehen, um andern Platz zu machen, die den geänderten Verhältnissen entsprechen. Ueber jene Anmaßungen der Endlichkeit hinweg schaut Pius IX. nicht auf die alte Welt zurück, sondern vorwärts in eine bessere Zukunft. Als deren erste Bedingung predigt er die Einheit des religiösen Gefühls bei allen ernsten Katholiken; diese Einheit geht aber unvermeidlich verloren, wenn die katholischen Gewissen den nothwendigen Zusammenhang in den Ordnungen der Natur und Uebernatur nicht um so energischer festhalten, je mehr er aus der momentanen Gestaltung der Zeit und Welt verschwindet. Unsere Verendlichung und Verweltlichung ist sonst die logische Folge.

Das Rundschreiben erhebt seine warnende Stimme in dem Moment, wo die Weltgestaltung durch das System des Liberalismus seine Sonnenhöhe erreicht hat. Der Papst gibt auch das Merkmal der letztern an. Mit Erstaunen und doch nicht ohne eigenthümliche Betroffenheit haben die Gegner bemerkt, daß er selbst in die Regionen der hohen Politik Ausflüge mache. Warum auch nicht, nachdem die modernen Ideen dasselbe gethan haben? Sie haben nicht nur aus der Volkswirthschaft, nicht nur aus der Aktion des Staats, sondern auch aus dem Verband der Völker und Staaten die Autorität der christlichen Moral verbannt. Darum reprobirt der Papst (Nr. 62) den Satz: „Man muß das Princip, welches die Nichtintervention genannt wird, verkünden und beobachten.“ Er erblickt mit Recht in diesem so unschuldig aussehenden Princip die Krone des neuen Faustrechts und der materialistischen Barbarei, die er in der Herzmitte seines Hirtenschreibens so ergreifend gezeichnet hat.

Im Reich der Geiſter wie in dem der Natur hat der Höhepunkt einer Entwicklung die Wendung zur Folge. Sie ſteht auch unſerer Zeit bevor, ob zum vollendeten Antichriſtenthum oder zu einer neuen chriſtlichen Zukunft, das iſt die große Frage. Der Papſt glaubt muthig an die letztere. Er ruft zum unverzagten Kampfe auf; und wenn Einer da zittert, ſo iſt es nicht der Almoſen empfangende, von allen Mächten verlaſſene und verrathene, mit fremden Bajonetten umgebene Greis auf Petri Stuhl; ſondern der innerlich Zitternde iſt der mächtige Schmeichler der modernen Ideen auf dem napoleoniſchen Thron. Man wird in den Tuilerien die Tragweite der feierlichen Verwerfung verſtehen, womit Pius IX. ſeine Weltpredigt ſchließt: „Der römiſche Papſt kann und muß mit dem Fortſchritt, mit dem Liberalismus und mit der modernen Civiliſation ſich ausſöhnen und verſtändigen.“ Niemals!

XVII.

Zur Geneſis der erſten Theilung Polens.

Vorliegende Arbeit hat nicht einen politiſchen, noch weniger einen polemiſchen, ſondern einen lediglich hiſtoriſchen Zweck. Ich begann ſie im vorigen Winter in Rom, wo Auguſtin Theiner, der Vorſteher des geheimen vaticaniſchen Archivs, damals den Druck des vierten Bandes ſeiner Dokumente für die Geſchichte Polens beſorgte und mir die einzelnen Aushängebogen deſſelben gab*). Die zahlreichen bisher unbekannten Berichte und Aktenſtücke, insbeſondere aus der Zeit der ſich vorbereitenden Theilung Polens, erſchienen mir ſo wichtig und flößten mir ein ſolches Intereſſe ein, daß ich es als eine lohnende Aufgabe anſah, alles Weſentliche was ſich aus ihnen zu einem richtigen Verſtändniß der Ereigniſſe und der

*) Seitdem vollſtändig erſchienen unter dem Titel: Vetera Monumenta Poloniae et Lithuaniae gentiumque finitimarum historiam illustrantia, maximam partem nondum edita, ex tabulariis Vaticanis deprompta, collecta ac serie chronologica disposita ab A. Theiner. Tomus Quartus, ab a. 1697 — 1775. Romae 1864. Der Band zerfällt in zwei beſonders paginirte Abtheilungen, die wir als tom. 4ª und 4ᵇ bezeichnen.

handelnden Persönlichkeiten ergab, in einer ausführlichen D
sprechung zusammenzufassen. Aber bald stellte sich dabei v
selbst das Bedürfniß eines genaueren Studiums auch d
übrigen neueren Quellenliteratur über die besagte Periode d
polnischen Geschichte heraus, und so erweiterte sich der Pl
meiner Arbeit dahin, daß ich auf Grund aller in den letzt
Decennien bekannt gewordenen primären Quellen u
authentischen Dokumente in allgemeinen Umrissen u
mit besonderer Hervorhebung der entscheidenden Momen
die Genesis der ersten Theilung Polens darstellen wollte.

In Theiners unschätzbarer Sammlung sind vor alle
die Berichte der einsichtsvollen und geschäftskundigen päp
lichen Nuntien zu berücksichtigen, und ein Vergleich derselb
mit den Berichten der Gesandten Englands, Frankreichs u
Sachsens, so weit diese durch Raumer*) und Hermann**
bekannt geworden, zeigt uns, daß die Nuntien mit den i
nern Verhältnissen der polnischen Nation und des polnisch
Hofes viel genauer vertraut waren, und daß die Nuntiat
in Warschau gleichsam einen Mittelpunkt des politisch
Lebens bildete. Gleichwohl aber liefern die erwähnten en
lischen, französischen und sächsischen Gesandtschaftsberichte mand
wesentliche Züge zum Bilde des polnischen Unglücks. Auß
ihren Berichten schickten die Nuntien eine Fülle von wichtig
Aktenstücken nach Rom, für deren Veröffentlichung wir de
Pater Theiner einen um so größern Dank schulden, als nic
zu erwarten ist, daß sie uns von anderer Seite, wo man si

*) In „Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende d
amerikanischen Krieges. Nach den Quellen im brittischen u
französischen Reichsarchive." Leipzig 1839. Drei Bände. D
hier mitgetheilten Excerpte aus den Berichten der englischen u
französischen Gesandten sind bisher, glauben wir, weniger au
gleibig benutzt, als sie es verdienen.

**) Im fünften Band der „Geschichte des russischen Staates." Ha
burg 1853.

in ihrem Beſitze befindet, jemals bekannt gemacht würden. Die Polen, denen es am Herzen liegen müßte, auch einmal ſelbſt durch Dokumente über die Zeit ihres Untergangs mitzuſprechen, ſind dazu nur wenig im Stande, da man ihnen, als man ſie ihres Landes beraubte, auch die Archive und Bibliotheken nahm. Meiſt aus fremden Archiven hat in den letzten Jahren der Fürſt A. Czartoryski über die Periode von 1762 — 1862 eine Anzahl werthvoller Aktenſtücke herausgegeben*). — Oeſterreich hat zur Aufhellung der betreffenden Ereigniſſe bis jetzt noch ſo gut wie gar nichts gethan, und doch iſt es, ſagt Georg Waitz, „wie ſchon öfters bemerkt, ſehr wahrſcheinlich, daß eine ſolche Mittheilung (aus öſterreichiſchen Archiven) die Dinge nur günſtiger für den betreffenden Staat wird erſcheinen laſſen, als die bisherige Annahme war“**). Von preußiſcher Seite haben wir neuerdings König Friedrichs II. eigene Memoiren***) und die Correſpondenz mit ſeinem Bruder Heinrich in einer vollſtändigen, unverfälſchten Ausgabe erhalten†), und aus dem Petersburger Archiv hat Fr. von Smitt††), außer mehreren andern

*) Recueil des traités, conventions et actes diplomatiques concernant la Pologne par le comte D'Angeberg (pſeudonym). Paris 1862. Einige ſehr werthvolle Aktenſtücke finden ſich bei L. Chodzko La Pologne historique, littéraire etc. Paris 1846.

**) In „Neue Mittheilungen über die erſte Theilung Polens“ in von Sybels Hiſtoriſcher Zeitſchrift (München 1861) Bd. 6, 2. Der Aufſatz enthält eine Beſprechung des weiter unten citirten Werks von Fr. v. Smitt.

***) Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg jusqu'à la fin du partage de la Pologne in Oeuvres de Frédéric le Grand (Berlin 1847) tom. 6. Ueber die in der ältern Ausgabe der Memoiren weggelaſſenen Stellen vergl. G. Waitz in den Göttinger Gel. Anz. Jahrgang 1850, S. 705.

†) Correspondance de Frédéric avec son frère le prince Henri in Oeuvres de Frédéric le Grand (Berlin 1853) tom. 26.

††) Frédéric II., Cathérine et le partage de la Pologne. D'après des documents authentiques par Frédéric de Smitt. Paris et

Aktenſtücken die Depeſchen Friedrichs II. an ſeinen Geſandt
in Petersburg, den Grafen von Solms veröffentlicht.

Alle dieſe neueren Dokumente und auch die älte
authentiſchen Mittheilungen*) über Polen habe ich zu mein

Berlin 1861. Die Schrift enthält drei beſonders paginirte A
theilungen, die wir als I., II., III. bezeichnen. Nach den hi
mitgetheilten Dokumenten kann es keinem Zweifel mehr unt
liegen, daß nicht Rußland, ſondern Preußen die erſte Theilu
Polens veranlaßt und ins Werk geſetzt habe. Aber es iſt höc
ſonderbar, wenn Smitt die Dinge ſo darzuſtellen ſucht, als
darin eine Uneigennützigkeit Catharinas II. zu erkennen. Erſt a
Schluß ſeines Werks bei Widerlegung des Buchs von Kurd v
Schlözer: „Friedrich der Große und Katharina die Zweite (Berl
1859)" ſpricht der Verfaſſer (III, 50) die richtige Anſicht au
„Comme Cathérine exerçait une influence incontestable s
toute la Pologne, il fallait naturellement que chaque portio
de territoire enlevée à ce pays et accordée à d'autres grand
puissances, qui pouvaient un jour ou l'autre devenir ennemies, f
une chose *diametralement opposée aux propres intérêts* d
ses Etats." Wir werden ſehen, daß Catharina's „influenc
incontestable" ſo weit getrieben werden ſollte, daß ganz Pol
nur mehr eine ruſſiſche Provinz gebildet hätte. — Ueber das e
wähnte Buch von Kurd von Schlözer vergl. außer Smitt II
17 69 auch einen trefflichen Aufſatz von Georg Waitz „Preuß
und die erſte polniſche Theilung" in v. Sybels Hiſtoriſcher Zei
ſchrift Bd. 3, 1—15.

*) Durch reiche Benutzung archivaliſcher Quellen gehören beſonder
hieher: Revolutions de Pologne par Claude Carloman *Rulhière*
4me édition, revue sur le texte et complétée par Ch. Ostrowsk
Paris 1862. 3 voll. — Ferner der erſte Band von (Ferran
Histoire des trois démembrements de la Pologne, Paris 1820. -
Geſchichte der Staatsveränderungen von Polen vom Tode Köni
Auguſtus III. bis ins Jahr 1775. Leipzig 1777. — Die Neueſte
Zuſtände der katholiſchen Kirche beider Ritus in Polen und Ruß
land ſeit Catharina II. bis auf unſere Tage. Von einem Prieſt
aus der Congregation des Oratoriums des heil. Philippus Ner
Mit einem Band Dokumente. Augsburg 1841. Der Verf. i
Auguſtin Theiner.

Arbeit benutzt, und hoffe, daß man derſelben keine Voreingenommenheit nach der einen oder der andern Seite hin nachſagen kann. Ohne alle Rückſicht auf politiſche Verhältniſſe und politiſche Fragen der Gegenwart wollte ich die vergangenen Dinge ſo darſtellen, wie ich nach beſter Ueberzeugung glaube, daß ſie ſich wirklich zugetragen; ich wollte dieſe Dinge überall mit ihrem rechten Namen nennen, nichts übertreiben, nichts bemänteln oder verſchweigen, nicht wie es neuerdings ſo vielfach geſchehen, fruchtlos moraliſiren und über Ereigniſſe und Perſonen bei jeder Gelegenheit ein ägyptiſches Todtengericht abhalten, ſondern durch einfache Darlegung des thatſächlichen Verlaufs dem einſichtigen Leſer zu einem ſelbſtſtändigen Urtheil verhelfen. Nur durch dieſes ſelbſtſtändige Urtheil gewinnt der Leſer den ſittlichen Ernſt, mit dem man eine in das europäiſche Leben ſo tief einſchneidende Kataſtrophe, wie die Theilung Polens, betrachten ſoll. Man muß die Angelegenheiten der Völker wie der einzelnen Menſchen, ſagt Montaigne, nicht bloß belachen oder bloß beweinen wollen, ſondern ſie zu verſtehen ſuchen; und die polniſche Theilung verdient für uns doppelt ein ſolches Verſtändniß, weil man, wie man immer auch über ſie urtheilen möge, nicht läugnen kann, daß ſeit derſelben die Revolution ein integrirender Beſtandtheil des neuern Staatsorganismus geworden, und daß ſie alſo in ihren Folgen noch heute wirkt. Die Thatſachen mögen zeigen, ob dieſe Theilung bloß durch die Schuld der auswärtigen Mächte herbeigeführt worden, oder ob ſie, nach neuern Behauptungen, als eine bloße natürliche Folge der innern Verderbniß anzuſehen iſt, ſo daß man kaum noch berechtigt wäre bei dem Vorgehen der Theilungsmächte von einem Unheil oder Frevel zu ſprechen. Aber wer ſich auch befugt hält, auf die Polen Steine zu werfen, muß doch noch mit einem warm menſchlichen Intereſſe bei den Geſchicken dieſes unglücklichen Volkes verweilen, welches ehedem ſo groß daſtand und der europäiſchen Menſchheit und ihrer Civiliſation ſo bedeutende Dienſte leiſtete.

I. Polens innere Zustände und verschiedene Projekte einer Theilung desselben seit 1656 bis zum russisch-preußischen Bündniß von 1764.

Seitdem Polen nach dem Aussterben der Jagellonen (1572) ein Wahlreich geworden, blieb die Krone des Landes fast zweihundert Jahre lang ein Zankapfel zwischen Frankreich, Schweden, Oesterreich und Sachsen, bis sie zuletzt unter russischer Oberhoheit sich mit unsäglicher Schmach bedeckte. Während sich das Königthum in allen übrigen Staaten des Abendlandes durch stehende Heere und geregelte Finanzen, durch eine gefügige Bureaukratie und eine strenge Handhabung bestimmt festgesetzter Rechtsnormen immer mehr consolidirte, sank es in Polen zu einem bloßen Schattenbilde herab, und der Adel rechnete es sich zum besondern Verdienste an, den „König gebändigt" und für Polen eine Freiheit errungen zu haben, mit der sich keine weder in älterer noch neuerer Zeit vergleichen lasse.

Aber diese „polnische Freiheit", die dem König als einzige Prärogative nur ein beschränktes Recht der Aemtervertheilung ließ, war lediglich eine mit Unterdrückung aller wahren Volksfreiheit errungene Freiheit des Adels. Der Adel hatte sich allmählich in den Besitz aller Souveränitätsrechte gesetzt, aber als Corporation zeigte er sich in der Ausübung derselben keineswegs seiner Aufgabe gewachsen. Höchst ruhmreich in seinen ritterlichen Eigenschaften, hat er wenigstens bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts staatsmännische Eigenschaften niemals besessen, wie denn überhaupt in den slavischen Reichen für innere staatliche Organisation und für Begründung eines geordneten Rechtssinnes nur wenig Erfolgreiches geschehen ist.

Der Adel, hieß es in Polen, sei „Herr im Lande" und jeder Adelige „bedeute so viel als alle übrigen zusammen." Darum führte man auf den Reichstagen, auf welchen die von Adeligen gewählten adeligen Landboten nicht bloß alle gesetzgebende Gewalt, sondern auch das Recht ausübten Auflagen zu

erheben, Krieg anzukündigen, Frieden und Bündniſſe zu ſchließen, das ſog. Liberum Veto ein, wonach der Widerſpruch eines Einzelnen alle Beſchlüſſe der Uebrigen vernichten konnte. Denn jedes adelige Individuum ſei ſouverän. Und obgleich dieſes Liberum Veto binnen 110 Jahren von 55 Reichstagen nicht weniger als 48 zerriß, und zwar oft zerriß bei gefährlicher Lage des Landes, obgleich es alle Geſetzgebung und geregelte Finanzverwaltung unmöglich machte und der Nation doppelt zur Schande gereichte, weil es nicht ſelten durch Beſtechung von einigen hundert Thalern ausgeübt ward*): ſo hielten dennoch die verblendeten Ariſtokraten an dieſem unſinnigen Rechte feſt, und viele derſelben erklärten es für das eigentliche Palladium ihrer Freiheit.

Waren die Reichstage zerriſſen und dadurch nach den Worten des polniſchen Patrioten Zaluski „Noth, Verwirrung, Uneinigkeit und Raufluſt gleichſam in Permanenz erklärt", ſo ſuchte man die Abhülfe dieſer Uebel in der Bildung von Conföderationen, in welchen nicht, wie auf den Reichstagen, Stimmeneinhelligkeit erforderlich war, ſondern die Mehrheit der Stimmen entſchied. Weil jedoch jeder Adelige das Recht hatte an die Spitze einer Conföderation zu treten und demnach verſchiedene Conföderationen entſtehen konnten, auch ſehr oft zu verſchiedenen Zwecken entſtanden und ſich mit den Waffen bekämpften, ſo war dieſes vorgebliche Heilmittel gegen die Mängel der Verfaſſung und Verwaltung in Wahrheit nur die völlige Vernichtung aller Ordnung durch den Bürgerkrieg. Und innere Kämpfe kamen unter dem Adel um ſo leichter zum Ausbruch, weil die Großen des Landes ſich Haustruppen halten durften und mancher unter ihnen deren an 4000—6000 Mann hielt.

Es fehlte demnach in Polen die Einheit und Kraft des

*) Vergl. die Belegſtellen bei Jekel Polens Staatsveränderungen und letzte Verfaſſung (Wien 1803) 34 flg.

Königthums, zugleich aber auch die Festigkeit aristokratisch
Institutionen, und wenn nach einem Erfahrungssatz der Wel
geschichte jede aristokratische Staatsform schon in sich den Kei
ihres Untergangs trägt, so mußte sich in Polen dieser Unte
gang beschleunigen, weil die staatliche Wirksamkeit des Adel
von den Launen und der Willkür eines einzelnen seiner Mi
glieder abhing.

Aber Polen entbehrte nicht bloß die Vorzüge der m
narchischen Staatsform und die Eigenschaften, mit den
Aristokratien ihren Bestand zu sichern suchen, es fehlte an
die Begeisterung und Opferwilligkeit der untern Stände, den
alle Freiheit des Bürger- und Bauernstandes war den Vo
rechten des Adels geopfert. Die wenigen freien oder köni
lichen Städte hatten durch den Adel allen Antheil an d
gesetzgebenden und richterlichen Gewalt verloren und sahen si
der Willkür der Palatine und Staroſten ausgesetzt; die meiſte
Städte aber waren auf adeligem Grund erbaut und stande
ohne allen Rechtsschutz und ohne corporative Selbstständigke
zu ihrem Gutsherrn in einem völlig abhängigen Verhältni
Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts geriethen Wohlstan
Handel und Gewerbfleiß immer mehr in Verfall, währen
sich in gleichem Maße der Luxus und die Vergnügungssuc
des Adels steigerte.

Und dieser Luxus und diese Vergnügungssucht ve
schlimmerte auch die Lage der leibeigenen Bauern, die, o
gleich fünf Sechstel des ganzen Volkes bildend, keine einzi
gesetzliche Garantie, kein einziges Recht außer dem Recht d
Daseyns besaßen und vor den Leidenschaften ihrer Gebiet
um so mehr erzittern mußten, als nach polnischem Gesetz d
Todtschlag eines Hörigen durch seinen Herrn mit einer Gel
buße von zehn Mark, d. h. ungefähr vier Thalern bestra
ward! Je zahlreicher die unsittlichen Consumtionen des Adel
wurden und je enormer die Kosten, welche dieser auf unb
deutende Genüsse verwandte, desto drückender wurden die A
gaben und Frohnden der Bauern. Von dem frühern al

patriarchalischen Verhältniß zwischen dem Grundherrn und seinen Hörigen war gar keine Rede mehr*). König Casimir, der letzte Piast, trug sich mit dem Plane einen freien Bauernstand zu schaffen, weil „nur durch ihn die Blüte des Ackerbaues, der das Land mächtig mache, möglich sei, aber der Adel vereitelte alle seine Bemühungen und nannte ihn spöttisch den „Bauernkönig". Später beschwor der edle Johann Casimir im J. 1655 in der Kathedrale von Leopol die anwesenden Großen, die Strafen des Himmels über Polen dadurch abzuwenden, daß sie „die armen Landleute aus sclavischer Dienstbarkeit erlösten", aber die Mahnungen blieben ohne Erfolg.

Schon lange vorher kündigte im J. 1605 unter König Sigmund III. der große Kanzelredner Peter Skarga den Adeligen an: Es wird eine Zeit kommen „wo ihr ohne Könige seyn werdet, ohne Vaterland, verbannt, auf fremder Erde und verachtet von denen, die ehedem aus Furcht euch Hochachtung bewiesen . . . Im Kampfe unterzugehen, ist immer noch schön, edel und würdig einer großen Nation, aber innerer Zwietracht zum Opfer fallen und durch eigene Schuld seinen Untergang bereiten, ist entsetzlich"**). Und König Johann Casimir sprach sich viel deutlicher noch im J. 1661 vor öffentlichem Reichstage dahin aus: „Bei unserer inneren Zwietracht haben wir die Angriffe des Auslandes und die Theilung der Republik zu fürchten. Der Moskowiter — wolle Gott daß ich ein falscher Prophet sei —

---

*) Vergl. Grävenitz Der Bauer in Polen. Berlin 1818. Ferner die Abhandlung über die polnischen Zustände in der Schrift: D'Alembert à Frédéric II. sur le démembrement de la Pologne (französisch und deutsch, Amsterdam und Cöln 1808) S. 39 flg. Bereits 1605 beklagte Johann Zamoiski auf dem Reichstage die Ausschweifungen des Luxus der Adeligen. Vergl. dessen schöne Rede bei Lelewel Geschichte Polens (Leipzig 1847) S. 151 — 155.

**) Vergl. Chodzko loc. cit. S. 4 flg.

wird uns Russisch-Polen und Lithauen entreißen, Brandenburg wird sich Großpolens und Westpreußens bemächtigen und auch Oesterreich wird bei dieser Zerstückelung die Gelegenheit benutzen wollen und sich Krakau aneignen" *).

Aber der Adel verlachte alle diese Befürchtungen und hielt Polens Bestand und Integrität durch Polens Anarchie gesichert. Jeden Augenblick bereit Gut und Blut für's Vaterland zu opfern und voll jenes ritterlichen Heldengeistes, der im übrigen Europa längst schon untergegangen, sprach er und mit Verachtung vom Ausland, sah in der Einmischung derselben die Hauptursache aller innern Wirren und Unglücksfälle und machte gleichzeitig selbst immer wieder das Land zu einem weiten Schauplatz ausländischer Intriguen. Man denke nur an die bei dem Tode eines jeden Königs immer wiederkehrenden verhängnißvollen Zeiten der Interregnen, die der Adel verschuldete, weil er dem König nicht einmal das Recht zuerkannte, bei seinen Lebzeiten an die Wahl eines Nachfolgers zu denken und der Nation einen geeigneten Candidaten in Vorschlag zu bringen. Polen selbst bedrohte Niemanden, aber jede polnische Königswahl bedrohte den europäischen Frieden, weil sich verschiedene auswärtige einander feindliche Mächte einmischten und bekanntlich nicht bloß mit Geld und diplomatischen Mitteln ihren Einfluß in Polen zu sichern suchten.

Es thut uns wehe, über den polnischen Adel, im Allgemeinen genommen, ein so hartes Urtheil aussprechen zu müssen, da er doch so sehr viele edle hochherzige Mitglieder zählte und in den Zeiten der Verfolgungen durch Rußland zum großen Theil einen wahren Heroismus bewiesen hat, aber viel härter noch ist das Urtheil, welches im Laufe der

*) Die ganze Rede des Königs steht bei Lünig Oratt. procerum Europae 2, 243 flg. Theiner Die neuesten Zustände S. 269 citirt eine von Lünig abweichende Version aus einer mir unbekannten Quelle.

ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts ſeine eigenen Stammesgenoſſen in Polen über ihn gefällt haben. Denn aus dem Adel ſelbſt erhoben ſich in faſt ununterbrochener Reihe zahlreiche Stimmen, welche die Uebel, an denen die Republik krankte, erkannten, mit Freimuth geißelten, mit patriotiſcher Wärme beklagten, aber zu ſchwach waren, ſie zu heilen*).

Als Johann Caſimir im J. 1661 die erwähnte Prophezeihung ausſprach, dachte man im Auslande wirklich bereits an eine Theilung Polens. Die erſten derartigen Projekte gingen von Schweden aus. Der ſchwediſche König Karl Guſtav ließ nämlich im J. 1656 bei dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg eine Theilung Polens beantragen, wonach Schweden die Oſtſeeküſten für ſich behalten, „die übrigen Länder aber dem Brandenburger, Moskowiter, Siebenbürger und den Koſſaken austheilen mögte, nachdem einem Jedweden dieſer oder jener Ort bequem gelegen wäre.“ Brandenburg insbeſondere ſollte „die vier Woywodſchaften in Großpolen, nämlich die zu Poſen, Kaliſch, Siradien und Lanzig erhalten“, die der Kurfürſt „wo es ihm beliebte, auch unter dem Titel eines Königs von Großpolen in Beſitz haben könnte**).“ Im Laufe des J. 1656 und 1657 kamen zwiſchen Schweden und Brandenburg drei verſchiedene Verträge zu Stande, in denen ſich Schweden einzelne Provinzen Polens ausbedang und dem großen Kurfürſten zuerſt die genannten polniſchen Woywodſchaften nebſt dem Wieluniſchen Kreis, dann Preußen als ſouveränen Staat nebſt Ermeland, und zuletzt ganz Großpolen zuerkannte. Den deutſchen Kaiſer und Rußland wollte man durch beſtimmt formulirte Zuſicherungen für

*) Vergl. z. B. die bei Raumer Geſchichte Europas ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts Bd. 7, 91 flg.; 106 flg. geſammelten Ausſprüche adeliger Schriftſteller Polens.

**) Pufendorf Karl Guſtav von Schweden (Nürnberger Ausgabe von 1697) S. 169—172.

den Theilungsplan gewinnen, und Georg Ragoczy, Fürſt von Siebenbürgen, war bereits im Einverſtändniß mit Schweden*). Obgleich aber all' dieſe Pläne vereitelt wurden, weil Friedrich Wilhelm das ſchwediſche Bündniß verließ und ſich mit Polen dahin verſtändigte, daß das Herzogthum Preußen von ſeiner bisherigen Lehnsabhängigkeit befreit und für ſouverän erklärt ward, ſo blieben doch von jener Zeit an die Blicke Brandenburgs auf die Erwerbung von Polniſch-Preußen gerichtet, und König Ludwig XIV. beorderte im J. 1666 den Marquis von Pomponne nach Stockholm, um durch ein franzöſiſch-ſchwediſches Bündniß „die Theilung Polens zwiſchen dem deutſchen Kaiſer, dem Moskowiter und dem Kurfürſten von Brandenburg zu verhindern**)."

Hatte man, nach der Meinung einſichtiger Diplomaten, bei den erſten Theilungsprojekten den großen Fehler begangen, „daß man ſich nicht bemühte einen oder den andern von den großen Herren in Polen mit hinzuzuziehen und ihm ein anſehnliches Stück des Königreichs" ***) zu verſprechen, ſo wollte Czar Peter I. dieſen Fehler vermeiden, indem er zur Zeit des nordiſchen Krieges im J. 1703 dem damaligen polniſchen Wahlkönig Auguſt II. zuſichern ließ: er werde ihn, falls Rußland und Preußen eine Theilung Polens in's Werk ſetzen

---

*) Pufendorf loc. cit. Mémoires du chevalier de Terlon (Paris 1682) 1, 13 — 38. Brief des Polenkönigs Johann Caſimir an den Kurfürſten von Brandenburg vom 23. Juli 1656 und Brief des polniſchen Großkanzlers vom 3. Februar 1657 bei Theiner Mon. Hist. Poloniae 3, 511 und 517. Vergl. Stenzel Geſchichte des preußiſchen Staates (Hamburg 1837) 2, 119, 129. Förſter Friedrich Wilhelm I. König von Preußen (Potsdam 1837) 2, 114 irrt, wenn er behauptet, daß der Kurfürſt auf die Anträge Schwedens nicht eingegangen ſei.

**) Mignet Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV. (Paris 1835) 2, 306.

***) Vergl. Pufendorf 171.

würden, zum Erbkönig über einen Theil des Landes erheben*). Und unter gleichen Bedingungen erbot ſich im J. 1704 der verrätheriſche König Auguſt dem großen Gegner Peters, Karl XII., zu einer Zerſtückelung Polens**). Auch der preußiſche Hof war zu gleichem Zwecke anfangs im J. 1703 bei Auguſt II.***), ſpäter im J. 1705 bei Karl XII. thätig, und im Berliner Cabinet wurde der Gedanke an eine Theilung des Sarmatenſtaates ſo wach erhalten, daß nach dem Urtheil eines neuern preußiſchen Hiſtorikers†) „nur daraus die Politik Preußens im Norden richtig erklärt werden zu können ſcheint."

König Friedrich I. von Preußen ließ im J. 1710 durch ſeinen geheimen Rath Ilgen dem ruſſiſchen und ſächſiſchen Hof einen Theilungsplan überreichen, der wegen ſeiner ſchon detaillirten Ausführungen eine beſondere Beachtung verdient. Dieſem Plane gemäß ſollte Czar Peter I. Livland und einen Strich von Lithauen, Friedrich I. Polniſch-Preußen und Samogitien erhalten und der übrige Theil Polens dem König Auguſt II. als Erbſtaat verbleiben. Der Czar müßte, brachte der preußiſche Hof in Vorſchlag, behufs Ausführung der Theilung ſofort alle feſten Plätze Polens beſetzen und dem polniſchen Adel ankündigen, daß man „für die Ruhe und die wahren Intereſſen der Nation" als nothwendig erachte dem Staat eine andere „Form" zu geben. Die Senatoren und Großen des Reichs ſollten ſich nicht verſammeln, ſondern nur einzeln ihre Stimmen abgeben dürfen; wer ſich unter ihnen der Theilung günſtig erweiſe, ſollte belohnt werden, die Wider-

*) Vergl. Patkul's Berichte an das Zariſche Cabinet (Berlin 1792—1797) 1, 88, 181, 211, 235, 282.

**) Vergl. Stenzel 3, 147.

***) Bericht des päpſtl. Nuntius aus Warſchau vom 27. Sept. 1703 bei Theiner Monuments historiques de Russie (Rome 1859) 392.

†) Stenzel 3, 149—150.

spenstigen dagegen würde man „als Rebellen betrachte
als Leute die sich den wahren Interessen ihres Vate
landes widersetzen.“ Die katholische Religion, gab man a
würde im Vollgenuß all' ihrer Rechte verbleiben. Zur Au
rechthaltung des Vertrags müßten die drei Verbündeten ei
Heer von 60,000 Mann in Polen einrücken lassen. Um d
deutschen Kaiser zu gewinnen, wollte man ihm die Rech
Polens auf die Zipser Gespannschaft abtreten und d
Succession auf den spanischen Thron garantiren; und d
Holländer glaubte man dadurch günstig zu stimmen, daß ma
ihnen den kurz vorher (1709 Okt. 29.) errichteten Barrièr
vertrag und alle möglichen Handelsvortheile zusichere, u
Danzig und Riga als unabhängige Freistädte erkläre*). Cz
Peter, wird behauptet, habe „den ganzen Plan nicht alle
verworfen, sondern auch diejenigen, welche selbigen formi
zur Strafe ziehen wollen“**), und hiermit hängt vielleicht z
sammen, daß Friedrich I. dem Schwedenkönig Karl XII. d

*) Der Theilungsplan steht bei Förster 2, 115 — 117, wo er d
Minister Ilgen zugeschrieben wird. Stenzel 3, 163 und Ra
Neun Bücher preußischer Geschichte (Berlin 1848) 1, 356 glaub
der Plan könne in der vorliegenden Abfassung nur von Rußla
herrühren. Aber der Theilungsentwurf ist gleichlautend vorhand
im Dresdener Hauptstaatsarchiv und zwar mit der Ueberschr
„Projet pour un partage de la Pologne par M. Marschal
(Hermann Gesch. des russischen Staates 4, 259), und dieser
Marschall war ein Schwiegersohn des Ministers Ilgen (Sten
3, 150), und in spätern Jahren preußischer Gesandter in Warsch
Der österreichische Gesandte Graf Seckendorf überschickte später d
Theilungsentwurf an den Prinzen Eugen am 18. Sept. 1732 m
den Worten: „Hierbei folget derjenige fameuse Plan von 17
(soll heißen 1710, vergl. Stenzel 3. 163 Note), wovon der pr
ßische Gesandte in Polen, von Marschall, in seinen verhin Eue
hochfürstl. Durchlaucht eingeschickten Briefen so oft Erwähnu
gethan, und gemeint daß man ihn wieder hervorsuchen und z
Stand bringen sollte.“ Förster 2, 115.

**) Archivalische Notiz bei Ranke 1, 356.

Vorſchlag machte, ſich mit Preußen und König Auguſt von Polen gegen Rußland zu verbinden*). Aber ſchon bald näherte ſich Peter I. wieder dem Berliner Hof und trat am 2. März 1711 in einem förmlichen Traktat Elbing und einen Theil von Polen an Preußen ab, wogegen Friedrich I. die Verpflichtung übernahm, ſich dem Vordringen der ſchwediſchen Truppen nach Polen zu widerſetzen**).

Alle dieſe Theilungsprojekte und Zuſicherungen auf Koſten Polens ſcheiterten an dem energiſchen Widerſtande Oeſterreichs und der Seemächte, und als in ſpätern Jahren König Friedrich Wilhelm I. von neuem dem Czaren „von Zeit zu Zeit verſchiedene Partage-Traktaten proponirte", wollte Peter nichts mehr von einer Zerſtückelung Polens wiſſen, weil er ſich ſchon als Herrn über das ganze Polen und den ganzen Norden betrachtete. „Es wäre ihm, ließ der Czar, (berichtet man) nach Berlin melden, an Acquiſition mehrerer und faſt wüſten Länder, da ihm ohnedem Polen, ſo gut als wenn es ſein wäre, offen ſtünde, ſo viel nicht gelegen, daß er um deßwillen die Republik über'n Haufen werfen und ſich einen mächtigen Nachbarn auf den Hals ziehen ſollte"***). Rußland hatte „lieber eine unter ſich ſelbſt uneinige Republik als einen mächtigen ſouveränen König zum Nachbarn", während, wie es ſcheint, Preußen damals eine geordnete und innerlich gefeſtigte polniſche Erbmonarchie vorgezogen hätte, wenn es ihm nur möglich geweſen wäre, Polniſch-Preußen zu erhalten und dadurch die Verbindung Oſtpreußens und Brandenburgs

*) Vergl. Stenzel 3, 164.

**) Request aus dem Moskow. Reichsarchiv bei Wichmann Chronolog. Ueberſicht der ruſſ. Geſch. von der Geburt Peters des Großen (Leipzig 1821) I, 1, 64. Vergl. Sugenheim Rußlands Einfluß auf und Beziehungen zu Deutſchland (Frankfurt 1856) 1, 122.

***) Vergl. den merkwürdigen Bericht über die ruſſiſchen Zuſtände vom 28 Sept. 1725 bei Büſching Magazin für die neue Hiſtorie und Geographie (Halle 1777) Theil 11, 517.

herzuſtellen. Dieſe Verbindung betrachtete man in Berlin a
eine Lebensfrage des preußiſchen Staates.

Gleichwohl aber muß die Meinung, daß Preußen an
ohne auf den König Auguſt II. als Erbkönig Rückſicht
nehmen, mit dem Czaren über eine Theilung Polens ve
handle, allgemein verbreitet geweſen ſeyn, denn Friedrich Wi
helm I. hielt es für nothwendig, in einem Briefe vom 8. N
vember 1718 an Auguſt II. ſich feierlichſt dagegen zu ve
wahren, daß er in Gemeinſchaft mit Rußland eine ſol
Theilung beabſichtige*). Und aus den letzten Lebensjahr
Peters I. berichtet man, der Czar habe, weil „die Pol
nicht allein zu der Renunciation auf Livland ſich nicht ve
ſtehen, ſondern vielmehr noch dazu große verſprochene Su
ſidien und Indemnisationes wegen des ſchwediſchen Krieg
von ihm verlangen wollten", den „preußiſchen Propoſition
mehr Gehör als vor dieſem" geſchenkt, „zumalen der Kön
Augustus vor diesmal davon ausgeſchloſſen bleiben ſollte"**
Genauere Nachrichten hierüber, ſowie über die bezüglich Pole
zwiſchen Preußen und Rußland gepflogenen Verhandlung
nach dem Tode Peters bis zum J. 1732 ſind nicht vorhande
Wir hören aus dieſer Zeit nur: „Nach des Czaren To
fanden die preußiſchen Propoſitionen gleichfalls großen Z
greß, denn es wurden der Czarin (Katharina I.) dieſ
(Polens Theilung) als eine gar leichte Sache und die
einer einzigen Campagne verrichtet werden könnte, vorg
ſtellet"***).

Aus dem Jahre 1732 liegt ein neues ausführlich
Theilungsprojekt vor, welches vom polniſchen König Auguſt
ſelbſt ausging. Nachdem Auguſt, um ſeine Dynaſtie auf de
Throne zu befeſtigen und das Wahlreich in eine Erbmonarch
umzuwandeln, ſich ſchon früher dahin erklärt hatte: er wol

*) Bei Theiner Monum. hist. de Russie 505.
**) Bericht vom 28. Sept. 1725 bei Büſching loc. cit.
***) Bericht bei Büſching loc. cit.

Lithauen aber ohne Wilna an Rußland, Polnisch-Preußen an Preußen und die Zipser Landschaft an Oesterreich abtreten, falls ihn diese drei Staaten bei seinem Plane unterstützten, wurden die deßfallsigen Verhandlungen seit dem Ende des J. 1732 zwischen ihm und dem preußischen Hofe besonders lebhaft. Im November dieses Jahres erschien sein Bevollmächtigter in Berlin mit dem bestimmten Antrag: man solle der polnischen Republik ein Ende machen, dem Hause Sachsen die Erbfolge sichern und außer Preußen auch Rußland und Oesterreich einladen, den „polnischen Kuchen zu theilen." Die „vier Adler", sagte man, würden sich denselben gut schmecken lassen. An Preußen wollte August nicht bloß Polnisch-Preußen, sondern auch einen Theil Großpolens und Kurlands abtreten, Oesterreich sollte „als eine Vormauer gegen die Türken" das Zipserland erhalten; welche Theile Rußland zufallen sollten, wurde nicht bestimmt. Mit den Polen würde man, hieß es, leicht fertig werden, da sich der Adel in äußerster Zwietracht und Consternation befinde.

Auf Grund dieser Anträge schickte Friedrich Wilhelm I. im Dezember seinen Gesandten Marschall von Biberstein nach Dresden und ließ anfragen: ob man für den Theilungsentwurf nicht erst Rußland gewinnen, oder wie man dasselbe bewegen wolle, dabei unthätig zu bleiben? Was man thun wolle, wenn sich Rußland widersetze, und ob man nicht in diesem Falle mit den Türken und Tartaren Verbindungen anknüpfen solle? Was man dem deutschen Kaiser anbieten wolle, wenn er sich mit dem Zipserland nicht begnüge? Ob man schon polnische Magnaten für den Plan gewonnen habe und ob man auf die polnische Armee sich verlassen könne? Welchen Operationsplan man machen wolle und wieviel Truppen König August stellen könne und wieviel er von Preußen verlange? Woher man Geschütz nehmen und ob man nicht Thorn zum Waffenplatze machen solle? August antwortete: Alles werde leicht gehen, wenn nur die vier Mächte sich verständigten. Auf deren Verständigung und auf

Geheimhaltung beruhe der Erfolg des Werks. Als ihn Marschall von Biberstein fragte: Ob er sich auch des Sultans versichert habe, meinte August: „Den Adlern, welche in die Sonne schauen, werde vor dem Halbmond nicht bange werden*)."

Weitere Besprechungen fanden im Januar 1733 statt, wo der preußische General Grumbkow mit dem polnischen König in Crossen zusammenkam. August ließ sich eine Karte von Polen bringen und entwarf schon die Dispositionen zu einem Feldzug, wo entweder die Russen und Preußen allein agiren, oder er seine Truppen zu ihnen stoßen lassen würde. Aber man traute sich gegenseitig nicht. Die sechsstündigen Verhandlungen wurden bei einem Weingelage gepflogen. August wollte den General trunken machen nnd dann, wenn die Zunge gelöst, die wahren Absichten des Berliner Hofes erfahren, und auf gleiche Weise wollte Grumbkow, als Haupttrinker bekannt, die eigentlichen Absichten Augusts erforschen. Aber keiner der „eingeübten Politiker" vergaß sich, und König August erstaunte, als er am andern Morgen den General frisch und munter bei sich eintreten sah; er war von ihm im Trinken überholt worden, denn er selbst fühlte sich den Kopf noch wüste. Zu einem endgültigen Beschlusse kam man nicht. Grumbkow blieb der Ansicht, daß der ganze Plan scheitern werde, weil Oesterreich sich auf ein so zweifelhaftes Unternehmen nicht einlassen würde, und glaubte schließlich sogar, das von August vorgeschlagene Theilungsprojekt sei eigentlich nur eine Cabale Frankreichs, welches darauf ausgehe „die Adler zu entzweien**)." Aber auch August hatte Recht auf Preußen mißtrauisch zu seyn, denn Friedrich Wilhelm hatte, während

*) Lettre de Grumbkow à Manteuffel vom 20. Nov. 1732 und die Instruction secrète pour le marschall de Biberstein vom 12 Dez. 1732 bei Förster 2, 121, 119, nebst den Verbesserungen und Zusätzen bei Ranke 1, 359, Note und 360.

**) Bericht des General Grumbkow vom 14. Jan. 1733 bei Ranke 1, 360—362.

er durch Biberstein und Grumbkow mit ihm unterhandelte, den Löwenwoldeschen Vertrag unterzeichnen lassen (1732 Dez. 13), durch welchen das sächsische Haus vom polnischen Thron ausgeschlossen werden sollte*). Alle Entwürfe des Polenkönigs gingen mit seinem am 1. Febr. 1733 erfolgten Tode zu Grabe.

Aus dem Gesagten erhellt, wie irrig die so oft ausgesprochene Behauptung ist, daß die ersten Gedanken an eine Theilung Polens im Kopfe Friedrichs II. von Preußen entsprungen seien. Soviel aber steht fest, daß Friedrich sich schon frühzeitig mit dem Plane trug durch den Erwerb von Polnisch-Preußen seinen Staat abzurunden. Bereits als Kronprinz versicherte er im Februar 1731 in einem Briefe an seinen Freund Natzmer, daß Preußen in der Folge nothwendig diese Landstriche anneriren müsse. Er zählt in diesem sehr merkwürdigen Brief auch andere Eroberungen auf, die Preußen in Deutschland zu seiner Consolidation brauche, und fügt am Schlusse hinzu: er wünsche den Flor des Hauses Hohenzollern besonders deßhalb, damit die protestantische Religion in Europa und im deutschen Reich zur Blüte gelange**). Bezüglich Polens suchte Friedrich zwei Jahre später, im J. 1733 seinen Vater zu bestimmen: „er möge nach dem Tode August II. die Erledigung des polnischen Thrones benutzen, um sich des polnischen Preußens zu bemächtigen. Er übergab ihm sogar eine sehr umständliche Denkschrift, worin er einerseits bewies, welchen Zuwachs an Macht dieß gewähren würde, und andererseits, mit welcher Leichtigkeit man diese Eroberung machen und behaupten könne"***). Auch der französische Gesandte Chétardie schlug damals dem Könige vor, sich der genannten polnischen Provinz zu bemächtigen, indem er hoffte ihn da-

*) Vergl. Stenzel 3, 648.

**) Oeuvres de Frédéric le Grand (Berlin 1850) 16, 3.

***) Bericht des Grafen Chatelet bei Raumer Europa vom Ende des siebenjährigen Krieges 1, 569.

durch ganz für die Partei des polniſchen Kronprätendenten Stanislaus Leszynski zu gewinnen*). Aber Friedrich Wilhelm, ſchwankend geworden in ſeiner Politik, lieh dieſen Vorſchlägen kein Gehör.

Haben wir bis jetzt über das Verhältniß der auswärtigen Mächte zu Polen und über die verſchiedenen Projekte einer Zertrümmerung der Republik nur einige allgemeine Andeutungen gegeben, ſo wollen wir nunmehr die ruſſiſch-preußiſche Politik unter Catharina II. und Friedrich II. in ihren Beziehungen zu Polen in's Einzelne verfolgen und des Nähern die Mittel kennen lernen, mit denen dieſelbe die ſchon lange gehegten Wünſche einer Theilung des Landes durchführte. Zuvor aber müſſen wir noch, zur richtigen und vollſtändigen Würdigung der folgenden Ereigniſſe, unſere Blicke auf Rußland wenden, und in einigen raſchen Zügen vorführen, wie Rußland zu Deutſchland ſtand, und was die Heranbildung Rußlands zu einer europäiſchen Macht für uns zu bedeuten hatte. Denn die „polniſche Frage" war im Sinne Rußlands zugleich eine deutſche Frage. Rußland wollte Polen unterwerfen, weil es einen dominirenden Einfluß in Deutſchland ausüben wollte.

Von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an bemühten ſich die moskowitiſchen Großfürſten deutſche Culturelemente nach Rußland zu verpflanzen, und im J. 1489 ertheilte Kaiſer Friedrich III. dem Czaren Iwan III. die Erlaubniß, deutſche Bergleute, Landwirthe, Silber- und Goldſchmiede, Architekten, Künſtler, Handwerker und Artilleriſten anzuwerben. Die Vortheile, die daraus für Rußland entſprangen, zeigten ſich ſchon im J. 1491, wo zwei deutſche Bergleute an den Ufern des Zylmafluſſes, fünfhundert deutſche Meilen von Moskau, zwei große Silber- und Kupferbergwerke auffanden, deren Ertrag den Schatz des Czaren füllte. Im Jahre vorher

*) Näheres bei Stenzel 3, 654.

war ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Rußland und Oesterreich zu Stande gekommen, aber tiefblickende Staatsmänner, wie Berthold von Henneberg, sahen schon damals die Verbindung mit den Moskowitern als unheilbringend für Deutschland an. Als König Max im J. 1492 mit banger Ahnung voraussagte: das Reich werde im Westen durch die Franzosen „in ewig Zeit ohn Aufhören verderbt und ausgetilgt werden", wies Berthold gleichzeitig auf die Gefahren hin, die dem Vaterlande dereinst im Osten von den Russen bevorständen. Und nur zu bald bewahrheiteten sich diese Worte. Rußland vergalt die ihm von Deutschland erwiesenen Wohlthaten durch Zerstörung des Hanseatischen Comptoirs zu Nowgorod und machte wiederholte Versuche, Livland, diese äußerste Mark des Germanenthums im Osten, zu unterjochen. Später ging dieses Land trotz aller auf deutschen Reichstagen über „des Muskowiters erschrecklich Fürnehmen" eingebrachten Denkschriften und Noten unwiederbringlich dem deutschen Reiche verloren, und alle Vorstellungen, was es für Gesammtdeutschland zu bedeuten habe, wenn der Moskowiterstaat „Herr und Gebieter der Ostsee" würde, blieben ohne Erfolg. Auf einem Reichstage in Augsburg ermannte man sich im J. 1559 zu dem Beschluß, für die „lieben deutschen Brüder in Livland" 100,000 fl. zum Kampfe gegen Rußland zu verwenden, falls einige Hansestädte diese Summe ohne Zinsen dem heil. römischen Reiche vorstrecken wollten, und im J. 1560 beschloß man auf einem Reichstage zu Speyer sogar 200,000 fl. zu gleichem Zwecke zu opfern, wenn man sich über die Art, wie diese Gelder aufzubringen, einigen könnte*)! Herzog Alba

*) Näheres bei Eugenheim 1, 2—24. Die diplomatischen Aktenstücke Rußlands sind schon im 16 Jahrhundert mit so viel „frommen rechtgläubigen Redensarten" angefüllt, daß die amtlichen Erlasse der neuern Zeit in dieser Beziehung nur wie Copien aussehen. — Mit welchen in Europa unerhörten Grausamkeiten die russischen Horden gegen die Deutschen in Livland verfuhren, dafür vergl. die Belegstellen bei Eugenheim 1, 2, 19, 24.

zeigte einen richtigen Blick in die Zukunft, als er im Juli 1571 die in Frankfurt versammelten Reichsstände dringend aufforderte, die fernere Ausfuhr von Kanonen, Panzern, Flinten und sonstigen Kriegsbedürfnissen nach Rußland zu untersagen, weil Rußland, wenn es die militärische Bildung und die militärischen Hülfsmittel des übrigen Europa je sich aneignen sollte, sicherlich dereinst als ein furchtbarer Gegner nicht bloß des deutschen Reiches, sondern des gesammten Abendlandes erstehen würde. Und ebenso richtig sah Gustav Adolf von Schweden, der die Ausschließung der Russen von den Ostseeküsten als eine unerläßliche Bedingung für die Sicherheit des nördlichen Europas betrachtete und zum gemeinsamen Kampf gegen die Russen aufrief.

Durch die Tapferkeit der Schweden und Polen blieb Rußland unter den ersten Herrschern aus dem Hause Romanow von allem Einfluß auf das Abendland ausgeschlossen. Aber eine vollständige Wendung der Dinge vollzog sich seit Peter I., der die Umbildung Rußlands aus einem mongolischen Reich zu einem europäischen Militärstaat zum eigentlichen Ziel seiner Politik, seiner Kriege und sogenannten Reformen erhob. Während er seine Unterthanen durch Knute und Kerker, Verbannung und Schaffot europäisch civilisiren wollte und sie, nach einem Ausspruch König Friedrichs II., bearbeitete wie Scheidewasser das Eisen, vollendete er die Knechtung der Kirche und erklomm durch sein Erbfolgegesetz, wonach jeder Czar nach eigenem Ermessen seinen Nachfolger bestimmen konnte, den höchsten Grad der Autokratie. Peters Despotismus legte den Grund zu jenen in Rußland fortan so häufigen revolutionären Zuständen, welche die Russen später bei der Ermordung Pauls I. mit dem schrecklichen Wort charakterisirten: „L'assassinat c'est notre magna charta.“ Und je größere Fortschritte der Despotismus im Innern machte, desto unersättlicher wurde die Gier nach auswärtigen Eroberungen. Nicht zufrieden mit der Beherrschung der Ostsee, gedachte Peter auch das persische Reich zu stürzen und verkündete

bereits im J. 1698 den kaiserlichen Ministern zu Wien, daß Rußland alle Kräfte aufbieten würde, die Osmanen aus Europa zu vertreiben. Nachdem ihm die Ausbeutung Schwedens und Dänemarks gelungen, und die polnische Anarchie durch ihn permanent geworden war, wollte er durch einen Bund mit Frankreich eine innere Umwälzung in England bewirken, und arbeitete vor Allem dahin, im „getheilten" deutschen Reich, wie er sich ausdrückte, „festen Fuß zu fassen." Um sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu jeder Zeit einmischen zu können, verlangte er für das an Rußland annexirte, ehemals zum Reich gehörige Livland die Reichsstandschaft, Sitz und Stimme auf dem Reichstag, und als dieses Vorhaben an der Energie der deutschen Reichsstände scheiterte, beabsichtigte er, zu gleichem Zwecke Livland gegen Mecklenburg auszutauschen. Er quartierte bereits 50,000 Russen in Mecklenburg ein und brandschatzte, aller Vorstellungen des Kaisers Karl VI. zum Trotz, dieses Herzogthum und das Fürstenthum Eutin und die Reichsstadt Lübeck*). Im deutschen Reich, meinte Peter, „brauche man nur zu angeln, um reichlich zu fischen", und darum schickte er im J. 1717 nach Paris die Meldung, daß er bereit sei, auf den ersten Wink des französischen Machthabers mit einer Armee von 80,000 Mann, wann und wo es nöthig, in das Herz von Deutschland einzudringen**). Und gleichzeitig als der Czar für Preußen die wärmsten Sympathien heuchelte, schloß er im J. 1718 mit Karl XII. von Schweden, seinem frühern Todfeind, einen Vertrag ab, worin er, um Mecklenburg zu erwerben und den König Friedrich Wilhelm I. zur Rückgabe Stettins und aller sonstigen schwedischen Eroberungen zu nöthigen, ein Heer von 80,000 Mann in Brandenburg einrücken zu lassen versprach***). Nur der plötzliche Tod Karls XII. verhinderte die

*) Sugenheim 1, 24—30.

**) Vergl. die Citate bei Sugenheim 1, 148.

***) Vergl. die Citate bei Sugenheim 1, 174.

Ausführung des Traktats. Im J. 1719 kam zwar bei dem immer weitern Vordringen der ruſſiſchen Macht ein Bündniß zwiſchen dem deutſchen Kaiſer, England und Polen zu Stande, aber es blieb ebenſo wirkungslos, wie im J. 1720 der große Plan Englands zur Gründung einer europäiſchen Coalition gegen Rußland. Wenn man nicht, ſtellte England damals dem deutſchen Kaiſerhof vor, mit gemeinſamen Kräften den Czaren „in die Wälder und Sümpfe ſeines Landes“ zurücktreibe, ſo werde Rußlands furchtbare Macht für alle Zukunft den europäiſchen Frieden ſtören und Polen als eine leichte Beute ſich aneignen*).

Auf Polen richtete der Czar, nachdem ihm die Angliederung eines deutſchen Fürſtenthums mißlungen, in ſeinen letzten Regierungsjahren vornehmlich ſeine Blicke, und die Beherrſchung dieſes Landes blieb auch nach ſeinem Tode das nächſte Ziel der ruſſiſchen Politik. Sie ſollte gemäß den von Peter in ſeinem politiſchen Teſtament gegebenen Vorſchriften vor allem erreicht werden durch Aufrechthaltung der elenden

*) Vergl. das Memoire des engliſchen Geſandten in Wien vom J. 1720 bei Theiner Mon. Poloniae 4 a, 88—91. Bereits im J. 1707 nannte der päpſtliche Nuntius in Wien den Czaren Peter: „il più potente principe di tutta la Christianità“, bei Theiner 4 a, 36. Und im J. 1710 nahm Peter ſchon die Miene an, als wäre er der Herr von Europa. „Comme le dit ambassadeur de Moscovie faisoit des sollicitations avec hauteurs, bien des politiques trouvèrent, qu'il donnoit trop à connoître que le Czar son maitre vouloit trancher du maitre dans le reste de l'Europe, après qu'il avoit pris poste hors des bois et des déserts de la Russie.“ Lamberty Mémoires pour servir à l'histoire du XVIII. siècle 6, 316, zum J. 1710. Holland und England waren die Schöpfer der ruſſiſchen Seemacht (vergl. dafür die intereſſanten Belegſtellen bei Sugenheim 1, 123) und Kaiſer Karl VI. hatte nur zu ſehr Recht, wenn er den ruſſiſchen Selbſtherrſcher in einem Briefe vom 10. Juni 1717 darauf verwies, daß die deutſche Nation den Moskowitern ſo große Dienſte und Wohlthaten erzeigt habe. Klüver Beſchreibung des Herzogthums Mecklenburg 4, 240.

polnischen Verfassung, durch Anzettelung innerer Wirren und Parteiungen und durch Bestechungen und Intriguen aller Art, und die russischen Pläne wurden wider Willen gefördert durch Kaiser Karl VI. der sich, um Frankreichs Einfluß in Polen zu brechen, trotz der Abmahnungen des Prinzen Eugen von Savoyen, nach dem J. 1733 in die polnischen Thronstreitigkeiten einmischte. Der unglückliche Krieg kostete dem deutschen Reich die Provinz Lothringen, und in Polen schalteten seitdem russische Truppen nach freiem Belieben, und Curland, bisher ein polnischer Lehenstaat, wurde russischen Befehlen dienstbar. Und als dann später in Deutschland unter Maria Thereſia und Friedrich II. der schwere Kampf zwischen Oesterreich und Preußen entbrannte, arbeitete der Moskowiterstaat an der Ausführung des politischen Testaments Peters I., der seinen Nachfolgern ausdrücklich vorgeschrieben, daß Rußland sich in alle deutschen Angelegenheiten ohne Unterlaß einmischen, das Kaiserhaus gegen die deutschen Fürsten unterstützen, zugleich aber deren Eifersucht gegen das Kaiserhaus schüren und sie daran gewöhnen müsse, in Rußlands Oberhaupt ihren Protektor zu erblicken*).

*) Näheres bei Sugenheim 1, 198—232. Für die in unserm Vortrag: „Rußland und Polen vor hundert Jahren" (Frankfurt 1865 bei Hamacher) S. 8 erwähnte russische Denkschrift aus dem J. 1837, aus der hervorgeht, wie treu die russische Politik bezüglich Deutschlands die von Peter I. gegebenen Vorschriften bis auf die neueste Zeit befolgt, vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 36, 173 und den Aufsatz: „Was die Vernichtung Polens für Rußland und Deutschland bedeutet hat" in Bd. 52, 509—531. Die am Schluß unseres Vortrags citirten Stellen sind diesem Aufsatz entnommen.

XVIII.

Zur Kritik von Löſungen der ſocialen Frage.

III. Ferdinand Laſſalle.

Laſſalle ſuchte die Schäden der modernen Civiliſation nicht heuchleriſch zu verdecken oder gar als Fortſchritt anzupreiſen. Er war ein genialer Kopf, ein vielſeitiger Gelehrter und — was in unſern Tagen beſonders hoch anzuſchlagen iſt — ein Mann von Charakter, ein aufrichtiger Freund der Wahrheit, wie er ſie erkannte. Ihm war ernſtlich daran gelegen, ja er hatte es ſich zur Lebensaufgabe geſtellt, den Sklaven des modernen Heidenthums Hilfe zu verſchaffen, den allſeitig gedrückten und gefährdeten Volksclaſſen Mittel und Wege zu zeigen, um zu einem menſchenwürdigen Daſeyn zu gelangen. Lieſt man in ſeinen Schriften, wie logiſch er dachte, wie unbefangen er die rechtlichen und ſocialen Zuſtände des angeblich ſo unterdrückungsſüchtigen und volkswirthſchaftlich armſeligen Mittelalters zu würdigen verſtand, ſo kann man ſich kaum des Gedankens erwehren, wie eifriges Streben nach Wahrheit nach und nach den radicalen Juden zum gläubigen Chriſten, den revolutionären Socialpolitiker zu einem volkswirthſchaftlichen O' Connel der heutigen Geſellſchaft umgewandelt hätte. Er ſtarb eines gewaltſamen und räthſelhaften Todes — Friede ſeiner Aſche!

In ſeinem „Arbeiterprogramm“ hat Laſſalle den Plan zur Löſung der ſocialen Frage gemäß den Grundanſchauungen der radicalen Partei vollſtändig entwickelt. Die weitern Schriften im ſocialen Gebiete dienen theils zur Vertheidigung, theils zur Erläuterung des im genannten Programme aufgeſtellten Syſtems. Die Grundgedanken dieſes Syſtems aber dürften kurz folgende ſeyn:

Unſere ſocialen Zuſtände ſind nicht Ergebniſſe willkürlicher Handlungen, ſondern die Früchte eines nothwendigen Geſchichtsproceſſes. Die Mißſtände ſollen daher rühren, daß die Bourgeoiſie, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts über die privilegirten Stände der Geiſtlichkeit und des Adels geſiegt, ſeither den Capitalbeſitz zur Bedingung ihrer Herrſchaft mache und dieſe auch ferner behaupten wolle, obwohl ſeit 1848 die Herrſchaft eines neuen Principes thatſächlich eingetreten ſei. Dieſes Princip ſei das des Arbeiterſtandes, welches keine Privilegien mehr ſchaffe, da die Sache der Arbeiter Sache der ganzen Menſchheit ſei. Die Bourgeoiſie behaupte ihre Herrſchaft namentlich dadurch, daß ſie den Cenſus als Bedingung des Wahlrechtes hinſtelle. Um daher der Herrſchaft des Arbeiterprincipes öffentliche Anerkennung zu verſchaffen, ſei die Einführung des allgemeinen und direkten Wahlrechtes das allererſte und weſentlichſte Erforderniß. Mittelſt dieſes Wahlrechtes ſoll eine Kammer berufen werden mit der Aufgabe, diejenigen Zuſtände zu ſchaffen, welche dem Principe des Arbeiterſtandes wirklich entſprechen würden. Die Idee des Arbeiterſtandes vom ſittlichen Zwecke des Staates ſei aber gegenüber der „Nachtwächteridee“ des modernen Staates die, daß die ungehinderte und freie Bethätigung der individuellen Kräfte durch das Individuum nicht ausreiche, ſondern daß in einem ſittlich geordneten Gemeinweſen zu derſelben noch hinzutreten müſſe: die Solidarität der Intereſſen, die Gemeinſamkeit und Gegenſeitigkeit in der Entwicklung. Die durch das allgemeine, direkte Wahlrecht berufene Kammer ſoll alſo einen

Staat ſchaffen, in welchem das Princip der modernen Nationalökonomie keine bleibende Stätte mehr fände. Die Pflicht des Staates, die Geſammtbevölkerung ihrer höhern Beſtimmung, der Freiheit, entgegenzuführen, müßte ſich verhältnißmäßig auf die Einzelnen in der Weiſe vertheilen, daß das Individuum, indem es das Intereſſe ſeines Nachbars wie ſein eigenes befördert, zugleich ſich ſelbſt eine Wohlthat erweist.

Alſo das Ideal eines Arbeiterſtaates wie ſolches im Kopfe Laſſalles ſich ausgebildet hatte! Die Elemente aber, welche der Verwirklichung dieſes Ideales feindlich entgegenſtehen, ſind gerade diejenigen, welche die Herrſchaft der Bourgeoiſie begünſtigen. Dieſe Elemente ſind nämlich: a) das auf den Cenſus beſchränkte Wahlrecht und b) das von der Bourgeoiſie eingeimpfte Steuerſyſtem. Als Grundbedingungen der Herſtellung geſellſchaftlicher Zuſtände, welche dem Principe des Arbeiterſtandes entſprechen, werden daher erkannt: a) die Einführung des allgemeinen und direkten Wahlrechtes und b) die Abänderung des Steuerſyſtems durch Aufhebung der indirekten Steuern und Einführung einer progreſſiven Einkommenſteuer. Weil aber b von a abhängig iſt, ſo wird von Laſſalle das allgemeine und direkte Wahlrecht als ſociales Grundprincip, als die Grundbedingung aller ſocialen Hilfe erklärt. Da ferner Laſſalle ſich als Demokrat den Staat ſtets als die Summe gleichwerthiger Einzelheiten denkt, ſo kommt er ganz folgerichtig zu dem Schluſſe: Weil in Preußen die Claſſe der Nothleidenden 96½ Proc. der Bevölkerung ausmache, ſo ſei der Staat nichts anderes als die große Aſſociation der arbeitenden Claſſen, indem die Claſſe der Beſitzenden als verſchwindender Bruchtheil unbeachtet bleiben könne. Den ärmern Claſſen alſo gehöre der Staat und der eigentlichſte Zweck deſſelben ſei kein anderer als die Förderung des Wohles dieſer Claſſen. So iſt auch einleuchtend, daß die große Aſſociation der Arbeiter, der Staat, ſich lediglich ſelbſt hilft, wenn er die kleinern Aſſociationskreiſe der Arbeiter, die Productiv-Aſſociationen,

derſelben unterſtützt, und wenn letztere durch jene reellen Mittel gehoben werden, welche er aus der progreſſiven Einkommenſteuer bezieht.

Gehen wir nach dieſen Erörterungen zur Kritik des Syſtemes und ſpäter insbeſondere zur Beleuchtung der praktiſchen Vorſchläge Laſſalles über. Unſer Geſammturtheil muß leider dahin ausgeſprochen werden, der geniale Mann ſei von falſchen Grundprincipien ausgegangen und ſeine ſicher gut gemeinten Vorſchläge würden in ihrer Durchführung, anſtatt den Arbeitern zu helfen, die menſchliche Geſellſchaft zertrümmern. Läuft Schulze's Weisheit auf weniger als armſeliges Flickwerk hinaus, ſo das Syſtem Laſſalle's auf etwas Großartiges aber Furchtbares, nämlich auf die Permanenz der Revolution. Sein Hauptirrthum beſteht in dem Wahne, das Princip der modernen Nationalökonomie, welches allerdings noch kein Nationalökonom förmlich proklamirt, jeder aber mehr oder minder ſchroff adoptirt und befürwortet hat — nämlich die Selbſtſucht — könne durch äußere Einrichtungen, durch ſtaatsrechtliche Experimente und geſetzliche Formeln beſeitigt werden. Die Selbſtſucht herrſcht im Innern des Menſchen und weicht keiner andern Macht als dem durch die Gnade Gottes geſtärkten freien Willen des Menſchen. Hierüber wird vom poſitiv chriſtlichen Standpunkte aus Niemand mit uns rechten wollen. Wir ſind aber weiter der Ueberzeugung, daß einem Staate mit heidniſchen Principien die Löſung der ſocialen Frage niemals gelingen kann und gelingen wird. Laſſalle's Idee vom Staate nun iſt gar nichts anderes als ein Abfluß aus der Theorie J. J Rouſſeaus vom ſocialen Vertrage, durch welchen der Staat zu einer vertragsmäßigen Geſellſchaft gleichberechtigter Theilhaber gemacht wird. Solidarität der Intereſſen, Gemeinſamkeit und Gegenſeitigkeit in der Entwicklung wären die hauptſächlichſten Beſtimmungen dieſes Vertrages. Jedes Vertragsverhältniß beſchränkt die individuelle Freiheit der Contrahenten. Durch einen Vertrag aber, welcher den Staat zu einer Geſellſchaft ſolidariſch haftbarer und in

jeder Beziehung gleichberechtigter Mitglieder machen würde, wäre die individuelle Freiheit völlig vernichtet. Denn da der Einzelne ſtets die Verpflichtung auf ſich hätte, für das Intereſſe Aller einzutreten, ſo könnten auch alle Rechte, welche der Einzelne für ſich beanſprucht, in jedem Augenblicke durch eine Staatsverordnung im angeblichen oder wirklichen Intereſſe des Wohles Aller abſorbirt werden. Die von Laſſalle projektirten freiwilligen Arbeiter-Aſſociationen wären lediglich Glieder einer Staatsmaſchine, welche von dem Willen eines Wohlfahrts-Ausſchuſſes regiert würden. Die Männer von 1793 waren Vorläufer Laſſalles hinſichtlich der Grundgedanken deſſelben.

Endlich macht Laſſalle die Löſung der ſocialen Frage vom Siege des demokratiſchen Princips abhängig; von Arbeiter-Aſſociationen in ſeinem Sinne kann nur dann die Rede ſeyn, wenn und inſoweit der demokratiſchen Partei die Berechtigung zur Verwirklichung ihrer Ideen zugeſtanden wird. Wäre ein ſolches Zugeſtändniß ohne gewaltſame Erſchütterungen, ohne einen Kampf auf Leben und Tod, ohne die Vernichtung der ganzen jetzt herrſchenden Partei auch nur denkbar? Sonnenklare Antwort hierauf ertheilte die liberale Wuth wider den geiſtesgewaltigen Juden aus Breslau; die enorme Zärtlichkeit für die harmloſe Selbſthilfe des Berliner Fortſchrittsmannes, die Haſt, womit man die Arbeiter in ein Netz ſog. Arbeiter-Fortbildungsvereine einzufangen trachtete und die armen Teufel ſo einſtimmig als möglich beſchließen ließ, Laſſalle ſei ein falſcher Prophet, der wahre Freund der Arbeiter hieße Schulze-Delitzſch und die wahren Helfer in der Noth ſeien die großen Geſchäftsinhaber, Profeſſoren und Doctoren der Fortbildungsvereine, welche zum erſtenmale in ihrem Leben um das Treiben und die Wohlfahrt der Geſellen, Kleinhandwerker, Taglöhner aller Art ſich kümmerten.

Solch auffallendes Gebahren der jüngſten Jahre gegenüber den Agitationen Laſſalles gab eine vorläufige Antwort bezüglich der Beſorgniſſe und Angſt der beati possidentes.

Aber ſicher nur eine vorläufige. Denn einerſeits wird die erbarmungsloſe Zeit ſelbſt die bornirteſten Mitglieder der von Schulze empfohlenen Vereine darüber aufklären und zwar ad oculos vermittelſt ſehnſüchtiger Griffe in die ſtets leer bleibende Taſche, wie alle drei Vereine lediglich für Leute taugen, welche noch Etwas beſitzen, nämlich Geld oder Credit. Anderſeits iſt Laſſalle keineswegs todt; er lebt fort in ſeinen Reden, Schriften und Vermächtniſſen für die Arbeiter, von welchen er niemals einen Jahresgehalt bezog oder Präſente und Fêtirungen beanſpruchte. Es gelang ihm für ſeine Anſchauungen eine Partei zu gewinnen, denn der Arbeiter fühlte die ehrliche Meinung bei Laſſalle inſtinktmäßig heraus, er bewunderte das merkwürdige Talent und die raſtloſe Energie des Mannes, er ſah ihn Opfer bringen und — was das Gefährlichſte iſt — Laſſalles Vorſchläge ſind verführeriſch, vielverheißend, ſie erſcheinen Jedem als die einzig praktiſchen und durchgreifenden, der vom poſitiven Chriſtenthum nichts weiß oder wiſſen mag. Die Laſſallianer können ſehr leicht zu einer furchtbaren Macht heranwachſen und ſie werden es, je größer die Noth der Zeit wird und je tiefer die Aktien des impotenten Pſeudo-Liberalismus in ihr verdientes Nichts ſinken. Die Zeit iſt vielleicht näher als man vermuthet, wo ſie da und dort die gottentfremdete Bourgeoiſie vermittelſt des allgemeinen und direkten Wahlrechtes mächtig ſchlagen, wie einſt Simſon mit einem Eſelskinnbacken tauſend Philiſter erſchlug.

Von Neujahr 1865 ab erſcheint zu Berlin „der Social-Demokrat", das Organ des allgemeinen deutſchen Arbeiter-Vereines. Unter den Gründern des neuen Blattes, welchem vorausſichtlich andere im Entſtehen begriffene kleinere Blätter ſekundiren, glänzt ein Herr J. B. v. Schweitzer — ein bekanntes, nunmehr flügge gewordenes Schooßkind der neuen badiſchen Aera. Als Mitarbeiter figuriren Namen von bedeutungsvollem Klange, welche es für ihre Perſon an nichts mangeln laſſen werden, damit der bisher unglückliche

Prophet Gervinus, der für die Mitte der 60ger Jahre eine große Revolution prophezeite, doch endlich einmal zu Ehren komme. Namen wie Becker, G. Herwegh, Marx, Rüstow u. a. m. gewähren hiefür die besten Aussichten. Schon das Programm des „Socialdemokraten" ist geeignet, den zahmen Gothaismus sammt Anhang zu bewegen, sich beschämt, zitternd und reuevoll, wenn auch nimmermehr gebessert, wiederum hinter dem Ofen zu verkriechen. Als Hauptaufgabe der Gegenwart bezeichnet der „Socialdemokrat" das Streben, dem Arbeiter den vollen Ertrag seiner Arbeit zu sichern und nicht mehr wie bisher in die Tasche des Capitalisten fließen zu lassen; kurz: „dem europäischen Sklavenleben muß ein Ende gemacht werden, die Ausbeute vieler Millionen durch wenige Tausende muß aufhören." Auf dieser Grundlage soll ein durch die Arbeit regierter „freier Volksstaat" entstehen, und endlich ein neues europäisches Staatensystem in der folgerichtigen „Solidarität der Völkerinteressen" den gesellschaftlichen Neubau krönen.

Rüstig soll also Hand angelegt werden an die Durchführung der Vorschläge Lassalles im großartigsten Maßstabe. Schade, daß wir diese Vorschläge nicht acceptiren können. Besprechen wir dieselben näher und das Warum dürfte Jedem klar werden. Was will Lassalle?

Er will I. vor Allem das allgemeine und direkte Wahlrecht. Um dieses — auf friedlichem Wege, wie er stets behauptete und wohl selbst glaubte — zu erkämpfen, sollen Kassen gestiftet, aus diesen öffentliche Blätter gegründet, Flugschriften verbreitet und Agenten besoldet werden. Taub sollen die Arbeiter seyn und werden für Alles, was nicht allgemeines und direktes Wahlrecht heißt, mit diesem im Zusammenhange steht oder dazu führt.

Er will II. mittelst des errungenen allgemeinen und direkten Wahlrechtes eine Kammer berufen mit der Aufgabe, die Ideen des Arbeiterstandes zu verwirklichen, das heißt den modernen Staat in ein sittlich geordnetes Gemeinwesen um-

zugeſtalten, in welchem Solidarität der Intereſſen, Gemeinſamkeit und Gegenſeitigkeit in der Entwicklung die Hauptmomente ausmachen. Auf ſolche Weiſe ſoll ein empfänglicher und fruchtbarer Boden für die ideellen Aſſociationen Laſſalles geſchaffen werden.

Auch wir ſind für direkte Wahlen; auch uns ekelt vor einer ſogenannten Verfaſſung, welche, wie dieß z. B. bei der badiſchen der Fall iſt, nicht nur nicht fordert, daß der Deputirte den Geſinnungen und Bedürfniſſen ſeines Wahlbezirkes entſprechend rede oder doch ſtimme, ſondern ihm ausdrücklich verbietet, einen Auftrag ſeiner Wähler anzunehmen. Auch wir ſind jener Kammerkomödien herzlich müde, wo die Vertreter eines Bruchtheils der Bevölkerung, in der Regel die Stimmführer des herrſchenden Capitaliſten-, Beamten- und Profeſſorenthums, im Namen des Volkes das Volk in ſeinen wichtigſten und heiligſten Intereſſen mit Füßen treten. Allein wir ſtimmen gegen das allgemeine Wahlrecht, weil wir uns das Volk nicht als eine Summe gleichwerthiger Einzelheiten zu denken vermögen. Wir ſind gegen äußerliche Agitationen, weil aus dieſen die gewaltſame, äußere Revolution geboren wird, wofür die Geſchichte und ebenſo die Natur der menſchlichen Leidenſchaften ſpricht. Doppelt aber ſind wir wider eine Revolution eingenommen, welche die Calamität der liberalen Kammermehrheiten zwar beſeitigen, zugleich aber an die Stelle derſelben die mindeſtens nicht kleinere einer radikalen Kammermehrheit ſetzen würde.

Anſtatt einer geſunden und lebensfähigen Verfaſſung, welche die Freiheit Aller ſo weit garantirt, als dieß durch äußere Hilfsmittel zu geſchehen vermag, käme der Abſolutismus des vierten Standes; anſtatt einer Volksvertretung im wahren Sinne des Wortes eine ärgere Majoritätenwirthſchaft als je, welche erſtens die Beraubung des rechtmäßigen Beſitzes proklamiren müßte, zweitens ihrer Aufgabe keineswegs genügen könnte, und drittens endlich zu ſtets neuen Revolutionen führen würde. An die Stelle des liberalen Deſpotis-

mus den noch gewaltthätigeren radicalen ſetzen, heißt aus dem Regen unter die Traufe gerathen.

Erklären wir uns näher. Durch den Majoritätsbeſchluß einer radicalen Kammer ſollen den Arbeitern die nöthigen Mittel zur Bildung von Produktiv-Aſſociationen dekretirt werden. Um ſolch eine Kammer zu ermöglichen, müßte vorher die Macht des induſtriellen und merkantilen Feudalismus gebrochen, müßten die ſeitherigen Sklaven deſſelben zu Herren des Landes erhoben werden. Eine Revolution müßte der Kammerbildung vorangehen. Die Geſchichte lehrt aber, daß bei jeder Revolution ſich die Capitalien zurückziehen, außer Land flüchten, kurz verſchwinden, als ob ſie nie dageweſen wären. In einem revolutionirten Lande hat ferner der Credit keine Stätte. Ein Kammerbeſchluß vermag nimmermehr die verſchwundenen Capitalien zurückzurufen und den Credit wieder herzuſtellen, am wenigſten wenn durch ſolch einen Beſchluß diejenigen, welche die Mittel zur Herſtellung des Credites beſitzen, beraubt werden ſollen. Woher nun die Mittel zur Bildung der projektirten Arbeiter-Aſſociationen nehmen? Kein anderer Ausweg bliebe übrig als — der gewaltſame Eingriff in das Eigenthum der beſitzenden Claſſe, die Legitimation des Raubes. Welches Recht hätten aber alsdann die Produktiv-Aſſociationen auf den Erwerb, den ſie aus geraubtem Gute gezogen? Könnten ſie ſich beklagen, falls ſie bei einem neuen Umſchwunge der Dinge von der Majorität einer andern Kammer gleich Räubern behandelt würden? Und, um auch unſern chriſtlichen Standpunkt geltend zu machen, welcher Segen könnte jene Unternehmungen begleiten, auf denen der Fluch der Beraubten laſten würde? Wäre nach ungeheuern Anſtrengungen und Opfern das allgemeine und direkte Wahlrecht errungen, ſäße die Kammer fix und fertig beiſammen, welche den modernen Staat in einen Arbeiterſtaat umzugießen gedächte, *dann* würde ſich erſt recht zeigen, daß die Verwirklichung des Laſſalle'ſchen Ideals eine Reihe von Unmöglichkeiten in ſich ſchließt.

Er will III. freiwillige Aſſociationen. Seine Aſſociationen laſſen ſich vom Standpunkte des modernen Staates aus keineswegs richtig beurtheilen, weil dieſem der Boden und das Princip fehlt, auf welchem und aus welchem ſie beurtheilt werden müſſen. Wo jeder ausſchließlich nur ſein eigenes Intereſſe verfolgt und dem ſeines Nachbars feindſelig entgegentritt, wo das Intereſſe von Tauſenden, ja von Millionen tödtlich verletzt werden kann, ohne daß es dem bevorzugten Ueberſchuſſe der Bevölkerung auch nur fühlbar wird, da kann von Aſſociationen im Sinne Laſſalles gar keine Rede ſeyn. Wir haben oben den Grundgedanken derſelben angegeben, es erübrigt, die Unausführbarkeit näher auseinander zu ſetzen. Wir ſind keine abſoluten Gegner der Staatshilfe; wir ſehen keineswegs ein, weßhalb die Bourgeoiſie bei Eiſenbahnunternehmungen, Landesfabriken u. dgl. m. die Hilfe des Staates und damit die Mithilfe der Aermſten in Anſpruch nehmen ſoll und darf, der Arbeiterſtand in ſeiner finanziellen Ohnmacht dagegen dem aide-toi et le ciel t'aidera ausſchließlich huldigen ſoll. Wir wiſſen, daß unter gegebenen oder vielmehr erſt zu ſchaffenden Verhältniſſen im Staatshaushalte ſogar mittelmäßig großer Länder enorme Summen erſpart, beziehungsweiſe dem Wohle der arbeitenden Claſſen gewidmet werden könnten. Uns leuchtet der von dem erleuchteten Biſchof Ketteler von Mainz ausgeſprochene Gedanke ein, die einſt vom Staate ſäkulariſirten Kirchengüter, inſoweit dieſelben noch vorhanden ſind, für die Armen zu verwenden, welche ein ſubſidiäres Recht darauf haben, und wir glauben, der Zweck wäre vollkommen auch dann erreicht, wenn man dieſelben zur Förderung von Produktiv-Aſſociationen verwenden würde. Allein was nützen Tropfen in's Meer? Allerdings beſteht auch das Meer aus Tropfen, allein da, wo es ſich um Förderung einer gewaltſamen Revolution behufs der Herſtellung eines Utopien handelt, kann nicht auf den Erfolg und Ausgang der Revolution ruhig gehofft und derſelben gleichſam ein Vorſchuß geleiſtet werden. Laſſalle

kennt und bezeichnet den Sitz des ſocialen Leidens genau und ſcharf, allein anſtatt einzuſehen, daß einem innern Leiden nicht bloß mit äußern Mitteln entgegengewirkt, ſondern hauptſächlich innere Heilmittel angewendet werden müſſen, ſtellt er dem Egoismus der Bourgeoiſie den Egoismus des vierten Standes entgegen. Hat die Bourgeoiſie bisher Millionen gleichberechtigter Menſchen ausgeſogen und unterdrückt, ſo ſoll ſie nunmehr ihrer Güter und Macht beraubt werden, welches Unrecht um ſo geringfügiger erſcheint, weil ſie nur einen geringfügigen Bruchtheil der Bevölkerung ausmacht — hodie mihi, cras tibi!

Alſo die Moral der Laſſalle'ſchen Rettungstheorie, und ihr Erfolg? Seine radikale Kammermehrheit würde die Produktiv-Aſſociationen entweder zu gleicher Zeit und überall oder allmählig einzuführen ſuchen. Die plötzliche Einführung wäre nur möglich, wie wir bereits gezeigt, durch einen vom Staat legitimirten Raubanfall auf den berechtigten Beſitz, wodurch der Staat ſelbſt ſeine Grundlage unrettbar verlieren und in den Abgrund ſtürzen müßte. Allein auch die ganz allmählige Einführung der Produktiv-Aſſociationen mit Hilfe des Staates iſt unthunlich. Es läßt ſich nämlich *erſtens* kein gerechtes Steuerſyſtem denken, durch welches ſolche ganz allmählige Einführung ermöglicht würde. Denn abgeſehen davon, daß der Beſitz und das Einkommen über Gebühr beſteuert werden müßten, ſo würde offenbar die höhere Steuerlaſt auf ſämmtliche Conſumenten drücken, ſomit diejenigen Arbeiter um ſo härter treffen, welche ſich in der ungünſtigen Lage befänden, erſt viel ſpäter vom Staate berückſichtigt werden zu können. Es läge daher *zweitens* in der Natur der menſchlichen Leidenſchaften, daß die zurückgeſetzten Arbeiter ſich mit Gewalt Gerechtigkeit verſchaffen und die ihnen noch vorenthaltenen Mittel nehmen würden, wo ſie ſolche fänden, gleichviel wenn darüber auch die eben erſt entſtandenen Aſſociationen ihrer Collegen wiederum zu Grunde gehen würden. Der Menſch erträgt namenloſes Elend mit Geduld, wenn er

viele Genoſſen hat, die es mit ihm theilen. Sieht er aber, daß der Staat, der Alle gleichmäßig beſchützen ſoll, einige ſeiner Genoſſen, wenn auch nur der Zeit nach, beſonders begünſtigt, ſo kennt ſeine Wuth ob der verletzten Gerechtigkeit keine Grenzen mehr.

Nehmen wir endlich an, es gelänge wirklich, die Laſſalle'ſchen Aſſociationen überall einzuführen, gleichviel ob durch Legitimation des Raubes, den man etwa mit Nothwehr entſchuldiget, oder in raſcher Reihenfolge durch geniale Maßregeln der Vertreter des neuen Arbeiterſtaates — welches würde die Entwicklungsgeſchichte dieſer Aſſociationen ſeyn? Antwort: dieſelben würden blühen und fortdauern, wenn mit der Einführung der Produktiv-Aſſociationen wie auf einen Zauberſchlag aller Hochmuth, alle Eitelkeit, aller Ehrgeiz höherer Intelligenz, alle Selbſtſucht und Habſucht ein Ende nähmen. All dieſe Schwächen und Laſter graſſiren unter den arbeitenden Claſſen gerade ſo wie unter der Bourgeoiſie, ſie äußern ſich nur auf mehr oder minder verſchiedene Weiſe. Offenbar muß der unbedingteſte Anhänger Laſſalles zugeben, es ſtehe keineswegs zu erwarten, daß mit der Einführung der Aſſociationen die Menſchen plötzlich anders und beſſer würden als ſie bisher geweſen. Was aber dann? Ueber der ganzen Bevölkerung ſtünde eine radikale Kammermajorität, welcher gegenüber von einem beſondern Rechte des Einzelnen gar keine Rede ſeyn könnte und dürfte. Die Credit- und Aſſekuranz-Verbände aber bekämen ſofort die Aufgabe, ſämmtliche Aſſociationen auf Koſten derjenigen unter ihnen aufrecht zu halten, welche ſich durch Erwerbfleiß und Geſchicklichkeit hervorthun würden. Während auf dieſe Weiſe jede individuelle Freiheit, damit aber auch jede Tugend verſchwände, müßten in den Gemüthern Aller, welche durch Fähigkeit und Fleiß oder Klugheit und Gewandtheit über den großen Haufen emporragen, alle Leidenſchaften der Selbſtſucht und Herrſchſucht wachgerufen und thätig werden. Keine menſchliche Gewalt wäre im Stande, zu verhindern, daß ſich nicht binnen kurzer

Zeit Einige der Arbeiter an die Spitze der Associationen schwingen und die Andern allmählig zu Sklaven machen würden. Es träten dieselben Erscheinungen ein, wie in der Geschichte der französischen Revolution von 1790 — 1794, nur in bestimmteren und gräßlicheren Formen.

Die liberale Partei (Schulze-Delitzsch) erkennt weder Sitz, Natur noch Heilmittel der socialen Krankheit, erfindet, ihrer subjektiven Vernunft folgend, eine Wahrheit welche außer ihr Niemand anerkennt, gibt die individuelle Freiheit dem Hungertode preis, predigt den Molochsdienst und vindicirt dem Capital eine Macht, welche die ungeheuere Mehrheit der Menschen zu Sklaven einer privilegirten, im Laufe der Zeit selbst immer weniger zahlreich werdenden Minderheit erniedrigt. Die radikale Partei dagegen (Lassalle) erkennt zwar die Ursachen der socialen Krankheit, wählt aber zu deren Heilung Mittel, welche alle individuelle Freiheit vernichten und dem Militär-Despotismus Bahn brechen müßten. Wie soll nun die Noth der arbeitenden Classen umfassend und dauernd gehoben werden?

IV. Grundzüge einer andern Lösung der socialen Frage.

Der Grund des socialen Leidens liegt nicht im Gegensatze von Capital und Arbeit, denn das Capital ist an und für sich eine todte Sache; es dient dem Guten ebenso wie dem Bösen, Alles kommt darauf an, wie und wozu der Mensch es verwendet. Ebensowenig finden wir den Sitz des socialen Leidens an und für sich nothwendig in der Herrschaft der Bourgeoisie, denn es läßt sich eine Bourgeoisie denken — und sie war in vielen Städten des Mittelalters vorhanden — welche auf vollkommen rechtmäßige und ehrliche Weise zu Reichthümern gelangte und sich der Sünde gefürchtet hätte, durch jedes Mittel neue Reichthümer aufzuhäufen und ihre ärmeren Mitmenschen zur Waare zu machen. Die furchtbare Thatsache, daß heutzutage der Geschäftsmann

übervortheilen und betrügen muß, um seinen Concurrenten gegenüber bestehen zu können, daß er sich gar kein Gewissen mehr daraus macht, seinen Mitmenschen egoistisch nach Kräften auszunutzen und dem Ausgenutzten die Thüre zu weisen, ist eine Blüthe des hochgepriesenen Fortschrittes der modernen Welt, von der man fast sagen kann, was einst Livius von seiner in allen Fugen krachenden Roma: „Unsere Uebel sind so groß, daß wir weder sie noch die Heilmittel dagegen mehr zu ertragen vermögen!"

Der wahre Sitz des socialen Leidens liegt in der Entchristlichung der Gesellschaft, in der Oberherrschaft der maßlosesten Selbstsucht, im Mangel an christlicher Nächstenliebe, welcher keineswegs bloß die Bourgeoisie, sondern alle Schichten der Bevölkerung gleichmäßig ergriffen und durchdrungen hat. Betrügt und übervortheilt doch der Kleinhandwerker, der Bauernknecht, der Taglöhner, der Fabrikarbeiter oft weit ärger als der Arbeitgeber, der reiche Fabrikherr, allerdings in seiner Weise und seiner beschränkten Kraft entsprechend. Alle befolgen damit offenbar nicht die Lehren Christi, wohl aber die Lehren der modernen Nationalökonomie. Diese hat zwar seit Adam Smiths Zeiten noch niemals geboten: Du sollst eigennützig und selbstsüchtig seyn! Doch stets hat sie behauptet: es sei eine allgemein angenommene Thatsache, daß der Mensch in wirthschaftlichen Angelegenheiten „sein eigenes Interesse ausschließlich verfolgt." Und aus dieser Thatsache oder aus diesem von ihr angenommenen Verhältnisse des Menschen zu den Sachgütern hat sie seit Adam Smith ihre Sätze deducirt. Damit vindicirt dieselbe aber einem Naturtriebe, der des Zügels bedarf, eine unbeschränkte Berechtigung, indem sie die Wirksamkeit desselben zum ersten Grundsatze ihres Systems erhebt. So berechtigt der Mensch seyn mag, die Mittel zur Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse zu erwerben, so sehr ist der Grundsatz, bei diesem Erwerbe lediglich den eigenen Vortheil rücksichtlos zu verfolgen, geeignet den Trieb des Menschen zum Erwerbe von Gütergenuß zu privilegiren, in

ſeiner Wirkſamkeit aufzumuntern und zu einem Grade der Selbſtſucht zu ſteigern, welche alle edleren Gefühle erſtickt, alle Tugend zerſtört und den Menſchen in wirthſchaftlicher Hinſicht dem auf Beute ausgehenden Raubthiere gleichſtellt. Obiger Grundſatz hat die Staatsmänner irre geführt, ſo daß ſie nach Anleitung der modernen Nationalökonomie Alles förderten und unterſtützten, mochte es auch noch ſo arg wider die Geſetze der chriſtlichen Sittenlehre verſtoßen. Hand in Hand mit der entchriſtlichten Nationalökonomie gingen Schritt für Schritt die Entwicklung der modernen Induſtrie und des modernen Staates. Auf dieſe Weiſe kam die moderne Geſellſchaft dahin wo wir jetzt ſtehen — vor einem ſich Tag für Tag heftiger bewegenden Berg von Mißſtänden und Leiden, von Gefahren und Fragen, von ſocialen Leidenſchaften und politiſchen Lügen, der auf uns herabzuſtürzen und uns unter ſeinen Trümmern zu begraben droht.

Die arbeitenden Claſſen wiſſen ganz genau, wo ſie der Schuh drückt. Weil ſie es wiſſen, ſo werden ſie zuſehends gleichgültiger gegen alle politiſchen Fragen und in Folge davon unbrauchbarer für reinpolitiſche Agitationen und Revolutionen. Dagegen träumen ſie von einer Abhilfe für ihre Leiden, welche ſie maſſenweiſe in das Lager der Socialdemokraten treiben und zu furchtbaren Werkzeugen einer ſocialen Revolution machen muß. Zum Glücke hat die von der machttrunkenen, übermüthigen Bourgeoiſie befürwortete Entchriſtlichung der Maſſen ſeit den letzten 15 Jahren keinen erheblichen Fortſchritt, eher einen entſchiedenen Rückſchritt gemacht, namentlich in katholiſchen Gegenden und Ländern. Tauſende und aber Tauſende kennen den wahren Quell der ſocialen Uebel ſowie den Quell der Heilung — bekanntlich lehrt die Noth nicht nur arbeiten, ſondern auch beten! — allein wenn die beſtgeſinnten Gelehrten bezüglich des Wie der Hilfe mehr oder minder im Dunkeln herumtappen, ſo iſt leicht begreiflich, daß der chriſtliche Arbeiter ſich das Wie noch weit weniger zurecht zu legen vermag. Die richtige Erkenntniß

des Uebels führt indeß zur Erkenntniß der wahren Heilmittel, die Anfänge hiezu mehren sich in erfreulicher Weise.

Einen solchen Anfang begrüßen wir unter anderm in der jüngst vom preußischen Volksvereine ausgegangenen Arbeiterpetition an die Staatsregierung um Besserung der Lage der Arbeiter und Erhaltung des Mittelstandes. Zur Erreichung des Zweckes befürwortet die Petition bei der Staats-Regierung Folgendes: a) Wahrung der Heiligkeit und Festigkeit der Ehe, strenge Beaufsichtigung der Beschäftigung der Hausfrauen sowie der heranwachsenden Kinder in den Fabriken; b) ein menschenwürdiges Familienleben durch gesetzliche Feststellung der Arbeitszeit, Heilighaltung des Sonntags, religiöse und sittliche Kindererziehung, ernstliche Fürsorge für die Waisen und Invaliden der Industrie, überhaupt eine entsprechende Regelung des Armenwesens; c) die Initiative in der Frage des Coalitionsrechtes als Durchgangspunkt zum Corporationsrechte; endlich d) die Emancipation der Arbeiterbevölkerung durch längere Dauer der Arbeitscontrakte, Sicherung und Feststellung des Ertrags der Arbeit vor der Uebermacht des Capitals, dazu Fabrik-Inspektoren sowie die Errichtung von Musterfabriken. Sicher dürfte indeß seyn, daß die preußische Regierung beim besten Willen, mindestens den wichtigern Forderungen dieser Petition gerecht zu werden, unter den sog. Fortschrittsmännern der Kammer einen Sturm gegen sich hervorrufen würde, wie sie noch keinen erlebt. Und eine durchgreifende Hilfe brächte auch die Erfüllung sämmtlicher Forderungen nimmermehr.

Um gründlich zu helfen sind riesige, jedoch keineswegs unmögliche, jedenfalls sehr nothwendige Arbeiten erforderlich. Es muß nämlich der modernen Volkswirthschaft gegenüber eine christliche Volkswirthschaft construirt, der modernen Industrie gegenüber eine christliche Industrie organisirt und hierauf der moderne Staat in einen christlichen Staat umgewandelt werden.

Also zuallernächst eine christliche Nationalökonomie, welche

im Einzelnen zeigt und durch Zahlen beweist, wo und auf welche Weise angefangen werden muß, um auf friedlichem und sicherm Wege die verwickeltste, gefährlichste und brennendste aller Fragen zu lösen. Allein wo ist der Gründer der christlichen Volkswirthschafts-Lehre, der Anti-Smith der unserer Zeit Noth thut? Auch dieser Mann wird sich finden; und es dürften nicht gar viele Monate vergehen, bis ein Autor, dessen Ideen den rothen Faden des vorliegenden Aufsatzes bilden, mit wohl durchdachten „Grundzügen einer christlichen Volkswirthschaftslehre" nach vieljährigem Denken und Arbeiten auftritt. Hört man ihn, so ist die Sache ganz einfach, wie Herr von Vincke sagen würde — aber einfach wie das Ei des Columbus. Deuten wir zum Schlusse die positiven Grundgedanken der zu erwartenden Schrift an.

Hat die moderne Nationalökonomie bisher ihre Sätze aus unchristlichen Thatsachen abgeleitet, welche beweisen sollen, daß der Mensch in wirthschaftlicher Beziehung nur seinen eigenen Vortheil ausschließlich verfolgt, so muß ihr eine Volkswirthschaftslehre gegenüber gestellt werden, welche ihre Sätze aus christlichen Thatsachen ableitet. Solche Thatsachen aber sind namentlich innerhalb der katholischen Kirche in Hülle und Fülle vorhanden. Dieselben gingen hervor aus folgenden drei Sätzen: I. Du sollst Gott über Alles lieben und deinen Nächsten lieben wie dich selbst. II. Verkaufet euere Habe und gebet Almosen. Machet euch Beutel die nicht veralten, sammelt euch Schätze denen kein Dieb sich naht und die keine Motte verzehrt. III. Was nützt es dem Menschen, wenn er auch die ganze Welt gewänne, sich selbst aber darüber verlieren oder zu Grunde gehen sollte? Ehe ein Theil der Menschen aus Liebe zu Gott, aus freier Entschließung, mit opferwilliger Hingabe die Frevel sühnt, welche die moderne Nationalökonomie und die durch sie großgezogene Industrie an der christlichen Liebe verübt hat, ist eine Besserung unserer socialen Zustände nicht zu hoffen. Kleinliche Mittel helfen nicht, nur eine Radikalkur in möglichst

großartigem Maßstabe kann und wird anschlagen. Dem Hauptfeinde der menschlichen Gesellschaft, dem Principe der modernen Nationalökonomie, dem Egoismus muß entgegengewirkt werden durch katholische Institute, in welchen die Entsagung, die Selbstverläugnung, die opferwillige Hingabe praktisch geübt, in lebendigen Beispielen dargestellt werden. Daher Mäßigkeitsvereine, klösterliche Institute sowie geistliche Missionen für Rettung der Arbeiterkinder — alle drei als ein wohlgeordnetes Ganzes gegliedert.

A. Durch die Mäßigkeitsvereine soll die Zahl der Bedürfnisse auf ein weises Maß beschränkt, der Genußsucht Einhalt gethan, der Werth der Sachgüter richtig gewürdiget werden. Die Mitglieder verpflichten sich deßhalb, kein Fabrikat zu kaufen, welches nicht zur Befriedigung eines wirklichen Bedürfnisses dient, kein Hausgeräth, kein Kleidungsstück anzuschaffen, welches zur bloßen Zierde gereicht. Sie verpflichten sich ferner, alle Produkte, welche die Handwerker zu fertigen vermögen, nur bei diesen zu bestellen, nicht in großen Etablissements oder in Kaufläden einzukaufen, endlich mit den dadurch erzielten Ersparnissen die Missionen für die Arbeiterkinder zu unterstützen. Nur diejenigen Produkte, welche einem wirklichen Bedürfnisse abhelfen, haben für diese Vereine einen concreten Werth. Das wirkliche Bedürfniß aber ist das der einfachst lebenden Familie. Alle andern Produkte sind werthlos.

B. Durch klösterliche Institute allein, nicht durch andere Maßregeln, z. B. Organisation der Auswanderung, wird das richtige Verhältniß zwischen Bevölkerungszunahme und Capitalbildung hergestellt. Es geschieht durch Beförderung und Beschützung der Ehelosigkeit, durch freiwillige Verzichtleistung auf die Welt und deren Genüsse. Diese Institute haben Grundstücke zu erwerben, die Mitglieder beschäftigen sich mit Acker- und Gartenbau. Arbeiterkinder werden unentgeltlich darin aufgenommen, erzogen, im Acker- und Gartenbau unterrichtet.

C. Die klösterlichen Institute erhalten Unterstützung von

den innern geistlichen Missionen, welche ihrerseits von den Mäßigkeitsvereinen und Kindervereinen die nöthigen Mittel empfangen. Die geistlichen Missionen führen die Arbeiterkinder einem ihren Anlagen entsprechenden Berufe entgegen. Die Einen werden den klösterlichen Instituten zugesendet, Andere bei christlichen Handwerker-Familien untergebracht u. s. w. Durch das Zusammenwirken der Mäßigkeitsvereine, der klösterlichen Institute und der geistlichen Missionen wird eine Menge von Capital und Arbeit frei gemacht und der Großbetrieb allmählig auf den handwerksmäßigen zurückgebracht. Das Handwerk steht sittlich viel höher als die Fabrikindustrie, welche den Menschen zum Bedienten einer Maschine herabwürdigt. Daher müssen keineswegs die Handwerker zu Unternehmern erniedrigt, sondern vielmehr die Unternehmer zu Handwerkern erhoben werden. Das ersparte Capital und die frei gewordene Arbeit sind ganz besonders zur Hebung der Landwirthschaft zu verwenden. In den zu errichtenden klösterlichen Instituten sind Musterschulen hiefür zu errichten. — Der Fabrikdienst entwürdigt den Menschen. Die katholische Kirche hat daher die Aufgabe, vor solchem Dienste mit vollem Ernste zu warnen und die jungen Leute mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln davon abzuhalten. Ueber die Anwendbarkeit der Maschine entscheidet weder der materielle Gewinn der Unternehmer, noch die hiedurch zu erzielende Wohlfeilheit der Waaren, sondern lediglich die Unzulänglichkeit menschlicher Kräfte. Ueberall wo die Maschine der Würde des Menschen und dem christlichen Berufe desselben Eintrag thut, muß sie dem höhern Zwecke weichen. Die Arbeitstheilung muß auf ein der menschlichen Würde entsprechendes Maß zurückgebracht werden.

Erst dann, wenn die Bemühungen der genannten Vereine und Institute mit Erfolg gekrönt sind, können christliche Handwerker-Corporationen gebildet werden. Alsdann ist aber auch mittelst des möglichst allgemeinen und direkten Wahlrechtes eine Volksvertretung zu berufen, welche die Auf-

gabe hat, an die Stelle der Parteiregierung die wahre Staatsregierung, an die Stelle der Parteiintereſſen und Coterie-Tendenzen den wahren Staatszweck wiederum in ſeine Rechte einzuſetzen. Der Zweck des chriſtlichen Staates kann aber kein anderer ſeyn als die Vervollkommnung des Menſchen gemäß den Lehren des Chriſtenthums, die Entwicklung des intellektuellen, ſittlichen und religiöſen Lebens der Geſammtheit zu befördern. Deßhalb erſcheint als die weſentlichſte Aufgabe des chriſtlichen Staates: Einrichtungen zu treffen und ſolche Zuſtände zu ſchaffen, daß die vom heil. Geiſt geleitete Kirche ihre innere Macht nach allen Seiten hin ungehindert zu entfalten vermag. Nur das Princip des chriſtlichen Standes-Berufes beſitzt die Fähigkeit, die in Atome aufgelöste Geſellſchaft neu zu organiſiren.

Im modernen Staate iſt Alles atomiſirt, nirgends ein feſter Punkt, an welchen ſich die Neubildungen anzuſchließen vermöchten. Nur in der katholiſchen Kirche, weil in ihr die Wahrheit iſt, wird grundſätzliche ewige Stabilität neben der lebensvollſten Aktivität gefunden und gerade dieſe Elemente ſind die weſentlichſten Erforderniſſe zur Begründung einer neuen Organiſation der Geſellſchaft. Nur die katholiſche Kirche vermag deßhalb die ſociale Frage zu löſen.

Alſo unſer Nationalökonom, der Anti-Smith der nächſten Zukunft. Zum Abſchiede nur noch die Verſicherung, daß er keineswegs in Utopien, ſondern in Schwaben zu Hauſe iſt, wo gelehrte und zugleich praktiſche Köpfe bekanntlich häufiger als ſonſt irgendwo im großen deutſchen Vaterlande vorkommen.

XIX.

Ambroſius Blarer, Reformator der Reichsſtadt Eßlingen.

I.

Es mag die häufige Manier, die Reformatoren mit einem Glorienſchein zu ſchmücken*), bei einem gewiſſen Publikum von draſtiſcher Wirkung ſeyn; aber gerechtfertigt iſt dieſe Manier vielfach nicht, es ſei denn, daß man es für gerecht finde, Liſt und Gewalt als Tugenden zu krönen. Liſt und Gewalt waren aber insbeſondere die beiden Hebel, welche der ebenſo glatte als zähe Ambroſius Blarer**) bei ſeinen Reformbeſtrebungen in Schwaben anſetzte, wofür uns ſchon ſeine Thätigkeit in der ſchwäbiſchen Stadt Geislingen genügende Beweiſe lieferte***), welche aber durch die Darlegung ſeiner Reformirung der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Eßlingen in hohem Grade verſtärkt werden.

---

*) Dr. Th. Keim, Reformationsblätter der Reichsſtadt Eßlingen. 1860. Vorrede S. V. Dr. Th. Preſſel, Ambroſius Blaurer's des ſchwäb. Reformators Leben und Schriften. Stuttgart 1861. S. 529 ff.

**) Die Schreibweiſe Blaurer beruht auf provinzieller Ausſprache.

***) Hiſtor.-polit. Blätter 51. Bd. S. 259 f.

Ueber den Gebeinen des heiligen Märtyrers Vitalis erhob ſich im 8. Jahrhunderte eine Kapelle und um dieſelbe ſiedelte ſich eine Colonie Chriſten an, welche Niederlaſſung ihren Namen Hetſilinga wahrſcheinlich von einem der erſten und angeſehenſten Anſiedler erhielt. Aus dieſen unſcheinbaren Anfängen wuchs im Laufe der Jahrhunderte die berühmte Reichsſtadt Eßlingen hervor, deren Stadtrecht eines der älteſten in Schwaben iſt und deren ſchönſte Blüthe in das 13. Jahrhundert fällt*).

Beſonders aber zeichnete ſich Eßlingen durch ein friſches religiöſes Leben aus, wofür ſchon ſein Reichthum an Gebäuden für gottesdienſtliche Zwecke und an Klöſtern lautkundiges Zeugniß gab**), weßhalb die Stadt in ſpäterer glaubensloſer Zeit den Vorwurf „eines religiöſen Luxus“ hinnehmen mußte***). Die Eßlinger Gemeinde rühmt in einer Urkunde aus dem J. 1291 von ſich ſelbſt: „Wir alle wollen uns freuen, denn wir ſind Söhne des Lichts; ſiehe, der hochheilige Gottesdienſt verſchiedener geiſtlicher Orden und die ehrwürdigſte Verſammlung von Weltgeiſtlichen beleuchtet unſere Stadt mit den Strahlen vieler Tugend, ſehr vieler Güte und überſchwänglicher Glückſeligkeit wie ein Geſtirn, das nie untergeht noch verfinſtert wird, hauptſächlich zwei Lichter, nämlich die ſehr vortrefflichen Orden der Prediger- und Franziskaner-Mönche, welche Tag und Nacht nicht aufhören, durch glänzende Gelehrſamkeit, leuchtende Beredtſamkeit, reine Werkthätigkeit und herrliches Beiſpiel uns voranzuſtrahlen, heller als Sonne und Mond“ †).

Der kundige Geſchichtsſchreiber wird es nicht auffallend finden, wenn im Laufe der Zeiten dieſer gerühmte Glanz ſich

*) Beſchreibung des Oberamts Eßlingen, herausg. vom k. ſtatiſtiſch-topogr. Bureau S. 140.

**) Eßlingen zählte 5 Hauptkirchen, 11 öffentliche Kapellen und 7 Klöſter. J. J. Keller, Eßlingen Stadt und Gebiet S. 40 ff. 71 ff. Pfaff, Geſch. der Reichsſtadt Eßlingen. S. 55 ff. Beſchreibung ꝛc., S. 99 ff. S. 126 ff. S. 262 ff.

***) Hauslentner, Schwäb. Arch. I. S. 261.

†) Pfaff ꝛc. S. 61 Anm.

einigermaßen verdunkelte, dagegen es als einen Beweis von gesunder Kraft im kirchlichen Körper anerkennen, daß auch sämmtliche Klöster in Eßlingen gegen das Ende des 15. Jahrhunderts einer durchgreifenden Reform Seitens der berechtigten kirchlichen Obern unterworfen wurden. Hingegen muß es als höchst sonderbar erscheinen, wenn die antikirchliche Geschichtsschreibung in dem Bedürfnisse der besagten Reformirung eine Berechtigung zur Reformation in *ihrem* Sinne erblicken will.

So war Eßlingen mit den Fehlern und den Tugenden der damaligen Zeit in das 16. Jahrhundert eingetreten, in welchem es wie so viele andere Städte ein Opfer der gegenkirchlichen Reformation werden sollte.

II.

Eßlingen hatte seinen Altbürgermeister Hans Holdermann als Gesandten zum Reichstag nach Worms (1521) geschickt, von wo er voll Verwunderung über das kecke Auftreten Luthers in die Heimath zurückkehrte und davon Kunde gab*). Diese Nachricht nahm man in Eßlingen um so wohlgefälliger auf, als auch Eßlingen gleich andern Reichsstädten gar manchmal gerne Gelegenheit genommen hätte, mit dem Kaiser wegen wirklicher oder vermeintlicher Beeinträchtigungen abzurechnen, und somit es nicht ungerne sah, wenn ein Anderer sich in Opposition gegen den Kaiser setzte, in welcher Oppositionslust freilich keine Ahnung von dem spätern Ausschreiten Luthers lag.

Holdermanns Nachrichten erregten aber das besondere Wohlgefallen des Eßlinger Augustinermönches Stiefel**), dem bei seiner geringen theologischen Bildung***) die Apokalypse den Kopf verdreht hatte. In Folge seiner ersten Schrift: „Bruder

---

*) Schmid und Pfister, Denkwürdigkeiten der württemb. u. schwäb. Reformationsgeschichte. I, 130. Keim, S. 6.

**) Michael Stiefels Leben und Schriften s. Strobel, Neue Beiträge zur Literatur ꝛc. 1790. I, S. 1 ff.

***) Keim, S. 7.

Michael Styfel Auguſtiner von Eſſzlingen. Von der Chriſtförmigen, rechtgegründeten leer Doktoris Martini Luthers, ein überuß ſchön kunſtlich Lyed, ſamt ſeiner neben ußlegung. In bruder Veiten thon" *), fand er an dem Straßburger Dr. Thomas Murner, welcher mit ihm mehrere Streitſchriften wechſelte, einen überlegenen Gegner. Da Stiefel die Verantwortung vor ſeinem Diöceſanbiſchof zu Konſtanz fürchtete, ſo floh er aus dem Kloſter, wahrſcheinlich im Sommer 1522, begab ſich zu Hartmuth von Kronberg in der Pfalz, dem Schwiegervater Sickingens und von da 1523 nach Wittenberg zu Luther, welcher ihn als Hofprediger in Mansfeld, und im Frühjahr 1525 als Prediger zu Tollet in Oberöſterreich empfahl. Aber auch dieſe Stelle verließ er wieder und wurde auf abermalige Verwendung Luthers Pfarrer in Lochau bei Wittenberg, wo ihm dem Apokalyptiker das Unglück begegnete, durch Prophezeiung des Untergangs der Welt in gänzlichen Mißkredit zu kommen. Stiefel meinte aus Daniel und der Apokalypſe nicht bloß die genaue Zahl der Wiederkunft Chriſti gefunden, ſondern ſelbſt auch die Beſtimmung zu haben, als letzter Engel die ſiebente Poſaune zu blaſen. Durch eine Ausrechnung von Quadratzahlen und durch 21 andere Gründe hatte er entdeckt, daß das Ende der Welt Montag den 18. Oktober 1533 Morgens um 8 Uhr kommen würde. Die Bauern ſeiner Gemeinde nahmen ſeine Träumereien für baare Münze und ließen ihre Arbeit liegen. Sie verſchenkten und verkauften ihre Güter und Häuſer und thaten ſich vor dem Ende der Welt noch recht was zu gute. Er ſelbſt verſchenkte ſein Hausgeräthe und Bücher, weil er ſie in jener Welt nicht nöthig haben würde, ohne zu bedenken, daß dieſe Geſchenke, wenn ſeine Prophezeiung eintraf, keinen Nutzen haben konnten.

Die letzten Tage hatte Stiefel nichts zu thun als Beicht

*) d. h. Knittelverſe in ſchwäbiſch-bäuriſcher Mundart. Keller, Geſch. v. Eßl. S. 172. Anm.

zu ſitzen. Die Leute kamen nicht allein aus allen benachbarten Gegenden zuſammen, ſondern ſie kamen auch aus der Mark, Schleſien und noch fernern Provinzen herbeigeeilt, die mit ihm das Ende der Welt abwarten wollten. Nachdem der beſtimmte Tag erſchienen war, berief Stiefel ſeine Bauern in die Kirche, ſtieg auf die Kanzel, und ermahnte ſeine Zuhörer ſich bereit zu halten, weil die Stunde verhanden ſei, wo ſie mit ihm gerade in den Himmel fahren ſollten. Er gab ihnen nach der Predigt das Abendmahl und ging voller Erwartung wieder auf die Kanzel, um ſie zur ewigen Freude zu erwecken und bereit zu halten.

Die Stunde ging vorbei, ohne daß ſeine Prophezeiung eintraf und Stiefel ſelbſt fing an unruhig zu werden. Unerwartet entſtand ein Gewitter, das er ſogleich als den Vorboten des jüngſten Gerichtes erklärte. Es hörte bald auf, ſie warteten, endlich wurde ihnen die Zeit lang und der Magen leer. Die Stunde war ſchon längſt verfloſſen, wo die Bauern dem Verſprechen nach mit Abraham, Iſaak und Jakob am Tiſche ſitzen ſollten. Einige wagten es und ſahen aus der Kirchenthür hinaus, und ſie fanden den Himmel ſchön und heiter. Der Hunger nahm zu, der Vorrath im Brodſchrank war aufgezehrt. Sie merkten endlich, daß ſie zu leichtgläubig geweſen. Nun änderte ſich die Scene: die frommen, andächtigen, jetzt aber hungrigen Bauern, deren Magen keine Ohren hatte, ſchmäheten auf ihren Seelſorger, riſſen ihn von der Kanzel, banden ihn mit Stricken und ſchleppten ihn nach Wittenberg vor Gericht und verlangten eine Schadloshaltung, weil ſie durch ihn verführt das Ihrige verſtoßen und nun an den Bettelſtab gekommen wären*).

Luther fand Mittel und Wege, die Betrogenen zu beruhigen und brachte Stiefel als Pfarrer nach Holzdorf, von wo aus der Ruheloſe noch an mehreren Stellen umherwanderte, bis er

*) Strobel, S. 46.

endlich in Jena am 19. April 1567 ſtarb. Und dieſen fanatiſchen Schwärmer preist man als den ruhmwürdigen Vorläufer des Apoſtels vom Schwabenlande, wie der ſchmeichelnde Bucer ſeinen Freund Blarer zu nennen beliebte*).

Stiefel hatte ſich durch ſeine polemiſchen Schriften manchen Freund und Geſinnungsgenoſſen in Eßlingen erworben, die ihm auch hold blieben, nachdem er aus Eßlingen geflohen war, und die ihn immer wieder von den Vorgängen in Eßlingen unterrichteten. So waren Stiefels Freunde es, die ſich beeilten, den Faſtenbrief vom J. 1523, welchen der katholiſche Stadt-Pfarrer in Eßlingen, Dr. Balthaſar Sattler, wegen der um ſich greifenden Irrlehre in ſeiner Pfarrei abzufaſſen und zu verbreiten für nöthig fand, an Stiefel zu ſchicken. Stiefel ſandte den Brief an Luther, der dieſen Anlaß gerne ergriff, an eine chriſtliche Gemein der Stadt Eßlingen unterm 11. Oktober 1523 einen längeren Brief zu ſchreiben, in welchem er nach ſeiner bekannten Manier über den Verfaſſer des Faſtenbriefes und die in demſelben ausgeſprochene Lehre herfiel, wodurch den rumorenden Eßlingern gar ſehr geſchmeichelt war**).

Zu den Reformfreunden in Eßlingen zählte beſonders der Licentiat Ludwig Hierter von Reutlingen, Reichskammer-Gerichtsrath in Speyer***). Da ihm die Eßlinger in ihrer Mehrzahl allzu furchtſam und träge in Ergreifung des lautern Wortes erſchienen, ſo glaubte er der guten Sache einen löblichen Dienſt zu erweiſen, wenn er ſeinen Freund Johannes Brenz, den Reformator der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Hall, um ein gewichtiges Wort an die Eßlinger bitte, welchem Geſuche

*) Buc. Bl. 5. Sept. Simmler'ſche Sammlung. Bucer ſchreibt: Cogita, quam late pateat Dioecesis Constantiensis, Sueviam tuo Deus apostolatui addixit. Vergl. Preſſel a. a. O. S. 202.

**) Schnurrer, Erläuterungen der württemb. Kirchen-, Reformations- und Gelehrtengeſchichte. Tübingen 1798. S. 42, 46 (Anm. 4). Keller, Geſch. v. Eßl. S. 173. Pfaff S. 396 f. Keim S. 14 f.

***) Preſſel, S. 203.

derſelbe am 15. Mai 1526 in einem ausführlichen Schreiben an den Rath und die ſtreitende Gemeinde entſprach und in demſelben die Entzweiten durch Annahme der Neuerung zu verſöhnen ſuchte*).

Aber auch noch von einer dritten Seite her ſollten die Eßlinger bearbeitet werden. Schon im J. 1525 ſind einzelne Eßlinger mit den Straßburger Reformatoren in Verbindung getreten, und unter ihnen beſonders der Stadtſchreiber Licentiat Machtolf, der wenigſtens ſpäter die Richtung jener Reformer begünſtigt hat. Als nun nach der Diſputation in Baden im Aargau, welcher auch der Eßlinger Pfarrer Dr. Balthaſar Sattler beigewohnt hatte, dieſer Veranlaſſung nahm, ſeiner Gemeinde in öffentlichen Predigten von den dießfallſigen Verhandlungen Kunde und dagegen der katholiſchen Lehre nachdruckſames Zeugniß zu geben, ſo wandten ſich die reformfreundlichen Eßlinger unter Mittheilung ihrer Noth und Anfechtung an den Zürcher Reformator Zwingli, dem ſie einzelne Auszüge aus den Predigten Sattlers überſandten, wodurch ſich Zwingli recht gerne veranlaßt fand, zwei Briefe (20. Juli und 16. Oktober 1526) an die Eßlinger zu ſchicken, den doppelten Zweck anſtrebend, einmal beim herrſchenden Abendmahlſtreit ſich der Eßlinger ganz zu verſichern, ſodann die Gemeinde endlich zu energiſchen Reformationen vorwärts zu treiben**).

So ebneten ſich allmählig die Wege, auf denen der Hauptreformator in Eßlingen ſeinen Einzug nehmen ſollte. Gleichwohl lag noch manches Hinderniß dazwiſchen, indem einerſeits der größte Theil des Eßlinger Klerus ſich gegen die unberechtigte Neuerung tapfer zur Wehr ſetzte, und andererſeits der Bürgermeiſter Holdermann, welcher in ſeiner Bewunderung Luthers längſt abgekühlt war, mit einem

*) Schmid und Pfiſter I, 133 f. Pfaff S. 398 f. Keim S. 18.

**) Schnurrer S. 42 f. 46 (Anm. 5, 6). Keller S. 179. Pfaff S. 400. Keim S. 20 f.

Theile des Raths und der Bürgerschaft dem Drängen der Neuerer in den Weg trat, so daß heute noch die damalige Eßlinger Bürgerschaft um ihres Mangels an Begeisterung für die Neulehre hart angelassen und es ihr als eine besondere Makel aufgerechnet wird, den reaktionären Holdermann vollends als Deputirten zum Reichstag von Augsburg auserkoren zu haben*).

„Wie eilte aber der Verwandlungstag, der Rachetag!" sagt Keim (S. 35). Dem Reichstagabschied wurde der schmalkaldische Bund im März 1531, welcher alle widerstrebenden Fürsten und Städte vereinigte, entgegengesetzt. Statt nach dem besagten Abschied sich in den gebotenen Schranken zu halten, drängten besonders die Reichsstädte in den Neuerungen ungestüm vorwärts: Augsburg rief noch im Dezember 1530 zwinglische Prediger, Reutlingen organisirte im Februar 1531 den Bilderſturm, Ulm lud im April desselben Jahres die Reformatoren Bucer, Oekolampad und Blarer zum Reformiren, Biberach verbot die Messe und stürmte im Juni und Juli 1531 neben Memmingen die Bilder.

Nun vermeinten die Eßlinger hinter den Schwester-Städten nicht zurückbleiben zu können. Die Streitigkeiten, in welche der Rath mit den Patronen der Eßlinger Stadt-Pfarrstelle, dem Speyrer Domkapitel**), deßhalb verwickelt war, weil er den Stadtpfarrer Sattler nicht gegen die vielen Unbilden schützte, die den letztern zum Abzug von Eßlingen bewogen hatten, boten dem Rathe, da Speyer den abgegangenen Pfarrer zurückrufen wollte, eine günstige Veranlassung dar, den Beschluß zu fassen, das Wort Gottes hinfür frei predigen zu lassen und dabei zu verharren, auch sofort einen evangelischen Prediger zu berufen. Die Wahl fiel auf Leonhard

*) Keim S. 32 f. Schmid und Pfister I, 136. Keller S. 186. Pfaff S. 404.

**) Pfaff S. 257 (Anm. 1).

Wernher, Licentiaten der Theologie, langjährigen Pfarrer von Waiblingen*).

Gleichzeitig aber dachten die Leiter der Reformation, Machtolf voran, auch an die zeitweiſe Berufung eines bedeutenden Reformators und zwar in erſter Linie an Ambroſius Blarer. Machtolf ruhte nun nicht mehr, bis ſein Antrag durchgedrungen war. Sowohl er als der Rath ſchrieben bald an Blarer, der ſich damals in Geislingen befand, bald an den Ulmer Rath, in deſſen Dienſten Blarer ſtand, ebenſo an den Rath in Konſtanz, welcher die baldige Rückkehr Blarers wünſchte, bis es ihnen endlich gelungen war, die Zuſage Blarers, ſowie des Raths in Ulm und Konſtanz zu erhalten**).

III.

Blarer hatte am 13. September 1531 verſprochen, baldmöglich nach Eßlingen zu kommen. Er eilte um ſo mehr, weil ſeine Thätigkeit in Geislingen ihm ganz entleidet war, indem er trotz Liſt und Gewalt, die er reichlich aufbot, nicht im Stande war, die dortige Bevölkerung für ſeine Plane zu gewinnen; nur Wenige waren ihm zugefallen. So verließ er denn Mitte Septembers nach ſechswöchiger Thätigkeit Geislingen und hielt „mit großem Geſchelle“ ſeinen feierlichen Einzug in Eßlingen, wo er bei Machtolf ſein Quartier nahm und ſofort auch zu predigen begann***).

Schon der Eintritt Blarers in ſein neues Predigtamt geſchah mit Anwendung von Gewalt. An die Stelle des Pfarrers Sattler war auf Berufung des Speyer'ſchen Dom-Kapitels der Dominikaner Dr. Johannes Burkhardi ge-

*) Schmid und Pfiſter I, 139. Pfaff S. 402, 405. Keim S. 36. Blarer nennt Wernher ein „mittelmäßig frommes und gelehrtes Männlein, der aber wenig Urtheilskraft beſitzt.“ Preſſel S. 205.

**) Schmid und Pfiſter I, 140 ff. Preſſel S. 197 ff.

***) Schnurrer S. 95. Keller S. 187. Pfaff S. 408. Keim S. 43. Beſchreibung S. 154. Preſſel S. 203.

wollen, deſſen Feinde nicht müde wurden, ihn mit ehrenrührigen Bezüchten zu verfolgen, um welch letzterer willen der Rath glaubte, ſeiner Einſprache gegen die Neuerer keine ernſtliche Rechnung tragen zu müſſen. Als nun Blarer kam, wies ihm der Rath aus eigener Machtvollkommenheit die Kanzel in der Pfarrkirche an, und zwar mußte Blarer gerade zu der Stunde predigen, in welcher ſonſt der Pfarrer predigte; ſo mußte Burkhardi ſich eine andere Stunde auswählen. Daß ſolch gröbliche Verletzung den mißhandelten Stadtpfarrer zu bitteren Aeußerungen, vielleicht ſelbſt auf der Kanzel trieb, wen möchte das wundern? Schon aber fühlte ſich der Rath in ſeiner angemaßten Gewalt berechtigt, den Pfarrer mit ſeinen Nebengeiſtlichen in die Rathsſtube zu laden, wo Stadtſchreiber Machtolf in Gegenwart Blarers ihnen eröffnete: Der Rath in Eßlingen habe erkannt und wolle, daß fürohin Jeder, der zu Eßlingen predige, ſeiner Lehr' und ſeines Glaubens vor Rath und Gemeinde Antwort gebe. Der Pfarrer wies dieſe unberechtigte Zumuthung zurück und berief ſich auf das Recht und die Pflicht, in derlei Dingen nur ſeinen kirchlichen Obern Gehorſam zu leiſten. Der Rath achtete aber dieſe Berufung nicht, war vielmehr ſchon entſchloſſen, den Pfarrer, im Falle er ſeinen Widerſtand thatſächlich ausführe, mit Gewalt aus der Stadt zu ſchaffen*). Als Burkhardi in ſeiner Weiſe fortfuhr, ſchämte ſich der Rath nicht, das Schloß zur Sakriſtei der Pfarrkirche abändern zu laſſen, um dadurch den Schlüſſel in den Händen des Pfarrers unbrauchbar zu machen und ſo letzteren von der Kirche auszuſchließen. Unter ſolchen Umſtänden begab ſich Burkhardi von Eßlingen nach Speyer, von wo er unterm 21. Oktober eine gedruckte Proteſtation an den Eßlinger Rath erließ. Er beſchrieb hier die Gewaltthätigkeiten, wies es ab ſich ſo behandeln zu laſſen, wie jüngſt der Pfarrer in

*) Blarer in einem Briefe an Bucer. Preſſel S. 205.

Geislingen behandelt worden, drohte dem hochparteiischen verdächtigen und ungestümen Verfahren der Eßlinger m Berufung an kaiserliche und päpstliche Macht, damit den eh baren Christen, deren noch eine große Anzahl in Eßlinge Hilfe geschehe, und stellte schließlich eine Widerlegung d sog. 18 Blarer'schen Artikel in Aussicht*).

Nun begann Blarer mit seinen Reformpredigten. D Hauptaufgabe seines Predigtamtes setzte Blarer in die P lemik, bei welcher Kraftsprüche die Beweise ersetzen mußte Seine Schmähungen trafen besonders die „großen Mißbränd der gotteslästerlichen Messe, des götzendienerischen Heilige und Bilderdienstes", den er „Kälberdienst" nannte**). Er nachdem Blarer die katholische Kirche sattsam verhöhnt un verspottet hatte, glaubte er seine Lehre in den Herzen sein Zuhörer aufbauen zu sollen, wobei er die bekannten 18 A tikel des Ulmer Glaubensbekenntnisses***) grundgelegt haben scheint.

Blarer hatte in Eßlingen einen günstigen Boden g funden. Wenigstens preist und rühmt er in Briefen a seine Freunde den Eifer und die Anhänglichkeit der Eßling und vergleicht Eßlingen und Geislingen, wenn er an Buc den 8. Oktober schreibt†): „Ich muß mir im höchsten Gra Glück wünschen zu dieser Berufung des Herrn, welcher E selbst soviel Segen gibt, daß ich hier reichlich ersetzt sehe, wa ich an den Geislingern vermissen durfte. Dort lernte ich recht, wie gar nichts ist, wer pflanzt und begießt, hier abe wie reich der ist, der das Wachsthum gibt und Alles i Allem wirkt, der auch mir eine große Thür aufgethan un doch nicht so gar viel Feinde in den Weg gestellt hat", ode

*) Schnurrer S. 95, 326. Keller S. 187. Keim S. 44 f. Pres S. 206.

**) Pfaff S. 408. Keim S. 45.

***) Histor.-polit. Blätter 51. Bd. S. 84 ff.

†) Simmler'sche Sammlung. Pressel S. 203.

hätte Blarer beifügen können, welche meine Eßlinger Freunde aus dem Wege zu räumen wissen und geschehe es auch durch brutale Gewalt.

Zur völligen Befestigung des Reformationswerkes hielt Blarer es für nothwendig, sich sofort des Rückhaltes an der Bürgerschaft zu versichern, weßhalb er den Rath veranlaßte, die Bürgerschaft nach den einzelnen Zünften über die Annahme der Reform abstimmen zu lassen, und erst darnach den Säkular- und Regularklerus über seine Gesinnung zu vernehmen, dessen etwaiger Widerspruch nicht mehr viel zu bedeuten haben würde, wenn er von der Masse der Bürgerschaft im Voraus überstimmt war.

Damit aber die abstimmenden Bürger ihr Gewissen leichter formiren könnten, so sollten Verordnete des Raths vor den einzelnen Zünften und Versammlungen eine vom Rath abgefaßte Ansprache verkündigen. In dieser redet er mit vieler Salbung von seinem gottgefälligen Streben, das nur das Seelenheil der Bürger bezwecke, welches nicht in der Anhänglichkeit an die päpstliche Messe, die Bildnisse der Heiligen ꝛc., sondern nur im hellen göttlichen Worte und im wahren evangelischen und christlichen Gottesdienste, wie der zur Zeit der heil. Apostel und ihrer Nachkommen gehalten, gepflanzt und aufgerichtet worden, zu finden sei, wodurch sonder Zweifel der allmächtige Gott gepreist, sein Name und göttlich Wort gefördert und Aller Leben gebessert werde, das zu fördern der Rath ganz begierig sei*).

Die Abstimmung wurde im November 1531 in Scene gesetzt. Dem klugen Blarer und seinem umsichtigen Freunde Machtolf ist es wohl zuzuschreiben, daß zuerst der Theil der Bürgerschaft zur Abstimmung vorgeladen wurde, von dessen Bereitwilligkeit, die Reformen anzunehmen, man zum Voraus versichert war. Da dieser Theil, die Weingärtnerzunft,

*) Keim S. 51. Pressel S. 207.

zugleich der größte war, so mußte ihre Abstimmung eine heilsame Pression auf die andern Bürger hervorbringen. Besagte Zunft stimmte am 6. November ab, und gegen 300 Mann bekannten, Inhalts der Aufforderung des Raths, Leib und Ehr und Gut bei einem Rath zu lassen. Nur sieben Stimmen widersetzten sich; Hans und Joß Burkhard meinten, der Rath werde es nicht hinausbringen. In der Kärcherzunft erschien ein Zunftmeister nicht, und Laur Schweinlin erklärte, er wolle nicht wider kaiserliche und königliche Majestät thun, auch nach Maßgabe seiner Verschreibung, und auf dem alten Glauben seiner Eltern bleiben. Am Dienstag, den 8. November stimmten die Gerber; nur Einer, Namens Rauschnabel, wollte Gott mehr als den Menschen, übrigens doch auch den Menschen gehorsam seyn. An demselben Tage erschienen die Weinschenken, die Küfer — die natürlichen Bundesgenossen der Weingärtner; kein Widerspruch wurde angezeigt. Am 9. die Schmiede, Schuhmacher, Bäcker, Krämer. Ein Bäcker fand das Fürnehmen bedenklich, das wider Kaiser, König und Land Württemberg seyn solle; sonst wolle er dem Rath gehorsam seyn. Am 10. Schneider, Kürschner, Tucher, ohne Widerspruch. Am 11. Abends die Burgerschaft. Hier äußerte sich bei sechs Mitgliedern (Holdermann, Fleiner, Kreidweiß, Cyriacus von Rinkenberg u. A.) einiger Widerspruch: sie erkennen den Kaiser als ihren einigen Herrn, sie wollen bei den alten Gebräuchen bleiben; doch, was sie einem E. Rath gelobt, dem wollen sie geleben, so lange sie Bürger seien. Am 13., am Sonntag nach Martini, entschied sich endlich die Metzgerzunft, gegen welche einiges Mißtrauen sich regen mochte; aber nur vier Personen, darunter ein Wiedertäufer, widersetzten sich *).

Es mag diese kleine Zahl Widersprechender auffallend und als ein Beweis, wie starken Eingang die Anhänglichkeit

*) Keller S. 187. Pfaff S. 408. Keim S. 53.

an die reformatoriſchen Beſtrebungen jetzt ſchon gefunden hatte, erſcheinen; allein wenn erwogen wird, daß die Wenigſten der Stimmgeber die letzten Conſequenzen ihres Votums vorausgeſehen haben, daß ihnen vielmehr nur eine Verbeſſerung und keine totale Ausrottung des alten Glaubens vorgeſpiegelt wurde, wenn endlich dabei noch die armſeligen und feigen Rückſichtsnahmen in die Wagſchale gelegt werden: ſo dürfte das Reſultat der Abſtimmung kaum befremden.

Um aber den Schein der Unparteilichkeit zu retten, ſollte jetzt auch die Prieſterſchaft vorgeladen und gehört werden, was am 13. November geſchah. Mit dem Säkularklerus fanden ſich zugleich die vier Mönchsorden: Dominikaner, Franziskaner, Karmeliter und Auguſtiner, auf der Rathsſtube und vor Rath ein, in welchem auch Blarer gegenwärtig war. Es wurde ihnen eröffnet: nachdem die fürſichtigen, ehrſamen, weiſen Herren Bürgermeiſter und Rath dieſer Stadt Eßlingen aus Anſchickung Gottes des Allmächtigen mit heil. Schrift dahin gewieſen, daß unter der päpſtlichen Meſſe unſers einigen Erlöſers und Seligmachers Jeſu Chriſti Nachtmahl verunehrt wird und dieſelbe alſo ein großer Gräuel vor Gott dem Allmächtigen iſt, weßhalb denn die päpſtliche Meß eine Zeit lang her nicht mehr zu halten beſchloſſen worden; ſo hat ein E. Rath, ſofern von Jemand möchte geſagt werden, daß ein E. Rath ſolche Handlung mit der päpſtlichen Meſſe und Bildern der Heiligen, welche ärgerlicher Weiſe bis hieher in unſern Kirchen geduldet worden, für ſich ſelber vorgenommen, euch Alle laſſen beſchicken, und ſofern Ihr mit heil. bibliſcher Schrift einem E. Rath könntet anzeigen, daß die päpſtliche Meß in heil. Schrift gegründet und die Bilder der Heiligen als unärgerlich könnten und möchten geduldet und wir alſo in unſern Gewiſſen ruhig gemacht werden, will ein E. Rath Solches von euch gern vernehmen, und ſich nachmals aller Billigkeit befleißen und halten. — Nachdem ſodann Blarer drei Schlußreden gegen Meſſe, Bilder, Ceremonien verleſen, wurden ſie aufgefordert, ſich demgemäß zu erzeigen, des ver-

meinten Gottesdienſtes mit Singen, Meßleſen und Andrem ſtillzuſtehen, oder ob ihrer einer oder mehr das Widerſpiel mit der Schrift zu erhalten verhofften, es einzeln anzuzeigen*).

Mit wenigen Ausnahmen erklärte ſich der geſammte Klerus dahin, daß ſie bei der heil. Kirche, beim alten Glauben, beim Augsburger Abſchied bleiben wollen und daß man ſie hiebei bis zu dem erwarteten Concil belaſſen ſolle. Ueberdieß bot aber noch Kaplan Joß Kohler im Namen des Säkularklerus der Stadt an, daß, da der Rath doch einmal das Heil vom Diſputiren über Glaubensſachen abhängig machen wolle, der Klerus auf ſeine Koſten gelehrte Leute zur Diſputation in die Stadt laden wolle, ſofern der Rath ein ſicheres Geleit denſelben verſpreche. Die Ordensprieſter widerſetzten ſich in gleicher Weiſe dem Andringen des Rathes, mit Berufung auf die weltlichen und geiſtlichen Verbote einer Diſputation mit Laien über Glaubensartikel, ſuchten jedoch um eine vierwöchige Bedachtzeit nach, inner welcher ſie ſich mit ihren Obern ins Benehmen zu ſetzen gedachten.

Dieſen Einreden gegenüber ſuchte Blarer die Rathsbeſchlüſſe zu vertheidigen, was ihm nicht ſchwer fallen konnte, indem er einerſeits die Berufung auf ein Concil ohne weitere Begründung einfach abwies, und andererſeits im Namen des Rathes das Verlangen der Einladung von Gelehrten als Anwälten des treugläubigen Klerus zurückzuweiſen beauftragt war**), da die Einwilligung in ſolches Verlangen ſchon um deßwillen überflüſſig ſei, als der Rath den Blarer im Worte Gottes und in bewährter bibliſcher Schrift für derart bewandert hielt, daß die begehrten Gelehrten kaum etwas Mehreres wiſſen dürften. Da aber Blarer beſagter Berufung von Gelehrten für ſeine Perſon nicht ganz zuwider war, ſo wurde dem Klerus eine Friſt von einem Monate zu ſolcher

*) Keller S. 187. Schnurrer S. 326. Pfaff S. 409. Keim S. 54 f. Preſſel S. 207.

**) Schnurrer S. 95.

Berufung anberaumt, und der Rath verſprach, die Berufenen nach Nothdurft zu geleiten.

Dieſer Anſpruch auf Friſtertheilung gab nun aber den ſtürmiſchen Reformern eine willkommene Veranlaſſung, den Klerus beim Volke dahin zu verdächtigen, daß er allein dem Eintritt in das volle Glück der Reformen entgegenſtehe. Dadurch entſtand in der Stadt eine große Aufregung, welche ſich in wüthenden Beſchimpfungen, in Fenſtereinwerfen und dergleichen Demonſtrationen Luft machte. Trotz deſſen unterließ der Klerus nicht, Vertheidigungsmittel von außen an ſich zu ziehen. Sie wandten ſich an den Biſchof von Konſtanz, an das Domkapitel Speyer, an die theologiſche Fakultät Tübingen; die Mönche an ihre Provinziale. Speyer und Konſtanz verbot unterm 9. Dezember ganz nachdrücklich nach den kirchlichen Geſetzen das Diſputiren über Glaubensſachen, was der Biſchof von Konſtanz deſſelben Tages mit dem Ausdrucke ſeines oberhirtlichen Bedauerns über die gethanen Schritte dem Rathe ankündigte. Die Tübinger Fakultät lehnte das Begehren in einem eigenen Schreiben an die Geiſtlichkeit in Eßlingen mit nichtsſagenden Gründen ab *). Dagegen geſtattete der Provinzial der Dominikaner, Paul Haug, ſeinem Orden die Rechenſchaft des Glaubens im Fall der Erlaubniß von Konſtanz und Speyer und in Gemeinſchaft mit den Prieſtern und den drei andern Orden; nur dürfte der Ort nicht Eßlingen, ſondern etwa Heidelberg, Ingolſtadt, Freiburg, Leipzig ſeyn.

Unter ſolchen Umſtänden begnügten ſich Prieſter und Mönche in zwei getrennten Schriften ihre Ueberzeugungen dem Rathe darzulegen. Der Weltklerus berief ſich auf ſeine früheren Auseinanderſetzungen und legte dem Rathe nahe, daß ihr Beruf in Eßlingen nicht im Diſputiren über den Glauben beſtehe, ſondern in Feſthaltung und Ausbreitung

*) Schnurrer S. 327 ff. Pfaff S. 411. Keim S. 56.

und Einpflanzung deſſen, was die Kirche von Anfang an gelehrt habe. Obwohl nun ſie ſelbſt durch das heilige Wort Gottes berichtet ſeien, daß das Amt der heil. Meſſe ein göttlich Ding und Repräſentation des Leidens Chriſti und unſerer Erlöſung, auch Gedächtniß der Einſetzung des heil. Abendmahls ſei, ſo haben ſie doch zur Erhaltung des heiligen aufrichtigen Glaubens, auch der Stadt zu Nutz und dem Rathe zu Gefallen keine Mühe, Arbeit und Koſten geſpart und in Konſtanz, Speyer, Tübingen und ſonſt Schritte gethan, freilich vergebens und unter Einlauf von Verboten, wie die beigelegten Briefabſchriften zeigen. Weil nun aber bis jetzt Niemand erſchienen, auch das biſchöfliche Mandat bei ſchwerer Strafe eine Diſputation verbiete, ſo wollen ſie nur darauf hinweiſen, daß Dr. Martin Luther und des Raths Prediger in viel trefflichen Punkten des heil. Glaubens ſelber nicht einmüthig, ſondern zwieſpältig ſeien, wie denn Luther mit der Schrift dennoch das heil. Sakrament des Leibs und Bluts, die Bilder, auch die Ohrenbeicht und andere altchriſtliche Haltungen als evangeliſch bleiben laſſe, wodurch denn der Eßlinger Rath nicht allein Römiſche Kaiſ. Majeſtät ſammt dem größten Theil gemeiner Chriſtenheit, ſondern auch Luther ſich zuwider habe. Zu was merklichem Nachtheil würde es nun dem Rath und der Stadt gereichen, wenn man dieſe Dinge auf nächſtem Reichstag nicht vertheidigen könnte, zumal wenn die Lage der Stadt und das Schickſal anderer Städte bedacht werde? Demgemäß ſtellen ſie die Bitte, der Rath wolle mit ſolcher Diſputation und aller andern Veränderung bis zur Vollendung des kommenden Reichstags ſtillſtehen, Geduld haben und ſie in Ruhe laſſen. Würde auf dieſem Reichstag nichts Außereiliges beſchloſſen, ſo habe der Rath noch nichts verſäumt, um dasjenige vorzunehmen, was er gegen Gott und Welt löblich befinde; wenn aber von Kaiſern und Ständen auf Grund der heil. Schrift das Verbleiben bei bisheriger Haltung der Meſſe, Bilder, Ceremonien beſchloſſen würde, ſo hätte der Rath ſich doch nicht vertieft,

Koſten erſpart, Unrath verhütet und für ſein weisliches Handeln Lob erworben.

Die Schrift der vier Orden, von den Dominikanern verfaßt, war noch ausführlicher und ging auf die Streitpunkte ein. Sie proteſtirten zwar und beriefen ſich von der Entſcheidung in Eßlingen an gebührliche Orte und vor gebührliche, gelehrte und der heil. Schrift verſtändige Richter zu Tübingen, Heidelberg, Ingolſtadt, und zwar dem Rath und dem gemeinen Volk ſelbſt zu gut, zu endlicher Erfahrung chriſtlicher Wahrheit. Vielleicht trage ja auch der Rath ein gut Wiſſen, daß ſie ſelbſt, die Lutheriſchen, in ſolche Zwietracht und Uneinigkeit ihrer Lehre, in dreierlei große Irrthümer jetzo zerfällig und zertrennet ſeien: die erſten zwingliſch, denen das heil. Sakrament allein ein „Beckenbrod“ iſt, jener Zwingli an der Spitze, der zuerſt ſelbſt lutheriſch geweſen, bis er als Biſchof in Zürich das Sakrament als Gotteslästerung verhöhnt; die andern lutheriſch, die dritten wiedertäuferiſch; ein Zwieſpalt, der durch alle Verſammlungen nicht beigelegt worden, ſo daß ſelbſt Luther ſchreibt: ihr werdet machen, daß die Welt und fromme Chriſten zuletzt werden ſprechen, wir wiſſen nicht, wem wir glauben ſollten! Damit aber der Rath dieſe Berufung auf ſchriftgelehrte Richter nicht für eine Ausflucht achte, ſo wollen ſie die heilige Meſſe und Anderes aus der heil. Schrift genauer ſtützen und erweiſen.

Sie betrachten hier 1) die Meſſe nach drei Seiten: das Erſte iſt die Benedeiung und Verwandlung des äußerlichen Brodes und Weines in den wahren Leib und in das Blut Chriſti. Das Andere iſt eine Fürbildung, Fürtrag, Erneuung und gegenwärtige herrliche Repräſentation oder Erzeigung des einigen allergenehmſten und gefälligſten Opfers, das Chriſtus am hl. Kreuz für uns Sünder ſeinem himmliſchen Vater aufgeopfert hat. Das Dritte iſt die Empfahung und Nießung ſeines wahren Leibes und Blutes unter Geſtalt Brods und Weins. Dazu werden noch in der heil. Meſſe vom Prieſter viel andächtige Gebete und Fürbitten anſtatt der gemeinen

chriſtlichen Kirche für die lebigen und abgeſtorbenen chriſtgläubigen Menſchen geleſen und geſprochen, für welche das einige Opfer Chriſti Gott täglich vorgetragen wird. Auch geſchehen vom Prieſter viel Lobſprechungen und Dankſagungen Gott dem Herrn, der ſeine Gnadengaben erzeigt denen welche Chriſti Leiden im Sakrament bedenken. (Dieſe Punkte ſind dann ausführlicher aus der heil. Schrift bewieſen). — 2) Der Bilderſtreit wiederum ſei ſchon in der Zeit Johannes Damascenus und Karls des Großen erledigt worden. Wir Chriſten ſollen freilich Chriſtum allweg in unſern Herzen eingebildet tragen, aber menſchliche Blödigkeit wird von Sorgen zeitlicher Gebrechen in Vergeſſenheit und Nachläſſigkeit, ſolche Schuld zu bezahlen, abgezogen; wie denn nun den Schrift-Gelehrten des Evangeliums die Weisſagung der Propheten auf Papier mit dem Buchſtaben fürgebildet iſt, ſo wird denen, die nicht leſen können noch des Verſtands der heil. Schrift erfahren ſind, durch die Bilder Chriſti und der Heiligen in Kirchen und Straßen Leben und Leiden Chriſti zu Gedächtniß und Dankbarkeit eingebildet. Die Gegner berufen ſich wohl auf die Verbote der Bilder im A. T., aber ſie verſchweigen, daß Gott nur die Anbetung der Bilder verboten, und daß ſelbſt Moſes ein Bild der Schlangen zu einem Zeichen aufgerichtet hat. Gab's nicht Cherubsbilder? Durften die Juden nicht Bilder der Könige und Kaiſer auf den Münzen tragen? Das Neue Teſtament hat vollends keine Verbote der Bilder aus der Urſach: Gott der Herr, der im A. T. unſichtbarlich war, iſt im N. T. ein ſichtbarlicher, leiblicher Menſch geworden, und hat in ſolcher menſchlicher Bildniß und Gliedmaßen um uns gewohnt. Und indem er nun wieder unter uns gebildet und abgebildet wird, wer mag nicht bei ſich ſelbſt befinden, daß die gebildeten Gliedmaßen Chriſti, ſein Kreuz und die Zeichen ſeines Leidens, die Bilder der Heiligen ihn nicht zum öftern Mal zur Andacht, zum Beten, Weinen und zu gutem Vorſatz und heiliger Betrachtung bewegt haben? Man betet ja nicht, wie die Bilderſtürmer meinen, vor dem

Holz, als wären es Heilige, und vor den Heiligen, als wären sie Gott selbst, sondern allein als vor Fürbittern vor Gott! Und warum halten sie, während sie Bilder zerschlagen, die Bilder Christi, Mariä, St. Petri, St. Johannis und anderer Heiligen, welche auf Gulden und Pfennige geschlagen werden, so gern in den Taschen? — 3) Kirchensatzungen und Ceremonien endlich, die nicht wider Gott und die Wahrheit sind, hat der Apostel Paulus selbst gelehrt (2. Thess. 2, 15)*).

Diese sämmtlichen ebenso würdigen als umsichtigen Erklärungen des Klerus wurden nicht nur keiner Beantwortung werth gehalten: man wartete nicht einmal diese Erklärungen ab, sondern gestützt auf die Volksabstimmung wurde schon am 3. Dezember die Messe abgeschafft und das Abendmahl in zwinglischer Weise eingeführt, worauf der Gottesdienst in 12 Artikeln normirt wurde. Aber auch in Eßlingen sollte die neue Lehre auf dem gewaltsamen Ruin der altkirchlichen Einrichtungen aufgebaut werden, weßhalb Blarer den Kirchen- und Bildersturm mit gewohnter Meisterschaft einleitete. Die Altäre wurden noch im Dezember abgebrochen, die Bilder im Januar 1532 entfernt. Der Bildersturm fand in der Frauenkirche am 3. Januar, in der Pfarrkirche am 7., in den übrigen Kirchen und Klöstern am 10. Januar statt. Wohl hatte der Rath befohlen, unter Aufsicht von Rathspersonen Alles mit Züchten und in Ehrbarkeit zu thun, allein die einmal losgelassene Meute achtete in ihrem Fanatismus solches Gebot nicht mehr, sondern verstümmelte und zerschlug die Bilder und andere Kirchenzier mit vandalischer Wuth und glaubte damit noch ein frommes Werk zu thun. So hatte man sie ja belehrt. Mancher Kirchenschmuck wurde auch als Raub nach Haus getragen. Selbst Gedächtnißtafeln Verstorbener in den Kirchen, selbst Grabsteine auf dem Gottesacker wurden zerstört. Auch die Bilder außerhalb der Kirche

*) Keim S. 57 ff. Pfaff S. 411.

fanden vor den Stürmern keine Gnade; insbeſondere fühlten ſich Etliche gedrungen, im Beiſeyn einiger Rathsfreunde mit der Leiter am Pfarrhof hinaufzuſteigen und die Bildniſſe des Seligmachers und anderer Heiligen zu zerbrechen. Auch das Stiftswappen am Frauenhof wurde ſchmählich verwüſtet und zerbrochen.

Dieſer Bilderſturm erregte ſelbſt das Mißfallen der Reformfreunde. Man ſage wunderbarliche Dinge, ſchrieb Hierter aus Speyer am 17. Januar an Machtolf, wie die Kirchen zu Eßlingen mit großer Unſinnigkeit beraubt worden, deßgleichen ſonſt an keinem Ort geſchehen. Die Ritterſchaft des Kantors Kocher beſchwerte ſich wegen Ausplünderung des St. Klara-Kloſters, das Domſtift Speyer begehrte am 30. Januar Beſtrafung der Uebelthäter oder Verantwortung des Rathes ſelbſt, und als der Rath ſich entſchuldigen wollte, daß er die Thäter nicht habe mögen in gewiſſe Erfahrung bringen, ſo ſprach es ſein mitleidiges Befremden aus, daß Jemand in einer kaiſerlichen Reichsſtadt bei hellem lichtem Tag an freier Straß und in kurzen Stunden im Beiſeyn ſogar von Rathsperſonen, die ihn der Strafloſigkeit verſichern mochten, ſolche Frevel habe üben dürfen. Auch Dr. Konrad von Schwapbach beſchwerte ſich von Speyer aus bei ſeinem Schwager, Bürgermeiſter Hans Sachs, für den Fall, daß man bei der Ausſchaffung der Bilder das gemalte Täfelein, das er zu ſeiner Hausfrau Grab mit des Seligmachers Bild an die Wand habe heften laſſen, zerbrochen hätte. Er glaube nicht unchriſtlich gehandelt zu haben, wenn er ſeiner Hausfrau ſolch ehrlich Begräbniß gemacht; die Väter des alten und neuen Teſtaments hätten ſolches zur Anzeigung ihres Glaubens der Auferſtehung auch gethan. Als der Rath vor dem Reichskammergericht ſich erbot, ein anderes gemaltes Täfelein aufzuſtellen, ſo zog Schwapbach es vor, ſich in die allgemeine Ordnung zu fügen und nur ein Epitaphium zu ſetzen. Nicht ſo zufrieden äußerte ſich Renhart von Neuhauſen über die Abſchaffung der Meſſe u. ſ. f., ſondern begehrte

vielmehr, daß eine Stiftung von 100 ff. welche seines Sohnes Ehefrau zu Haltung einer Jahrbegängniß gemacht, herausgegeben werden solle*).

Die Reformation der Klöster wurde höchst einfach und mühelos ins Werk gesetzt. Man stieß die alte Klosterregel um und zwang die Mönche der neuen Gottesdienstordnung sich zu fügen; man hob die vier Mannsklöster auf und trieb die Mönche, welche verbleiben wollten, in ein Kloster, zu den Barfüßern, zusammen; man zog das Klostergut ein oder stellte vielmehr dessen Verwaltung nach dem fürsichtigen Beschlusse des Rathes unter dessen Aufsicht und theilte an die Mönche Pensionen aus. Gerade so verfuhr man mit den Frauenklöstern. Um diesen Kirchenraub aber zu vollenden, wurden die kirchlichen Utensilien verkauft und der Erlös dafür sammt dem ganzen Vermögen der verschiedenen Kirchen für städtisches Eigenthum erklärt, mit dem Beifügen, aus demselben die Prediger, Schulen ꝛc. unterhalten zu wollen. Der Dank für die nützlichen Dienste bei dieser Plünderung sollte selbst für Blarer nicht ausbleiben, indem Kirche und Schule jetzt und später trotz der stärksten Mahnungen Blarers nicht überreichlich versehen wurden; die Prediger klagten noch 1547 über „Eselsarbeit" bei wenig Lohn. Keim fügt begütigend bei, es seien wohl hier und dort geistliche und weltliche Bedürfnisse und Zwecke in liebenswürdiger Einfalt zusammengeflossen**).

Wie in Ulm wurde sofort auch in Eßlingen eine Zuchtordnung eingeführt, welche mit der Ulmer Ordnung***) ganz zusammenstimmt. Bucer billigte insbesonder diesen Theil

---

*) *Pregizeri*, Suevia et Wirtenbergia Sacra. Tub. 1717. p. 126. Schnurrer S. 95. Keller S. 190. Pfaff S. 409, 414. Keim S. 60 f. Pressel S. 208.

**) Keim S. 60. Vergl. Schnurrer S. 95. Keller S. 189.

***) Hist.-pol. Blätter Bd. 51, S. 95. Schmid und Pfister I, 166 f. Pressel S. 231.

der Arbeiten Blarers, „denn wahrhaftig Zucht thut uns noth.“ Das feste und geordnete Bett des Stromes hatte man mit aller Gewalt eingerissen: und nun wunderte man sich über die verheerenden Fluthen und glaubte sie plötzlich wieder eindämmen zu können. Auch die Bannordnung, welche der Zuchtordnung beigesellt wurde, vermochte das nicht, wie denn selbst der Rath, welcher jeder geistlichen Herrschaft eifersüchtig wehrte, dieselbe nicht anerkannte und nicht aufkommen ließ, so daß der Urheber derselben, Blarer, seinen Nachfolger Otther mahnen mußte, diese Ordnung glimpflicher zu stellen. Ein Wink vom Rathe, und der „Apostel des Schwabenlandes“ änderte plötzlich seine Ueberzeugung und seine Anordnungen.

Eine weitere Fürsorge Blarers betraf die Berufung von tauglichen Predigern für die Stadt Eßlingen. Entlaufene Mönche und apostasirte Weltpriester lieferten genügendes Personal. Wenn gleich die meisten der Letztern den lutherischen Reformen anhingen, so kostete es doch nur einen Wink, und sie stellten sich auf die Seite Zwingli's, dessen Reformweise zu cultiviren gerade die Hauptangelegenheit des Eßlinger Reformators war. Der Ueberzeugungswechsel war in jenen Tagen zur Mode geworden und wurde nur dann verworfen, wenn sich derselbe der katholischen Kirche zuwenden wollte.

Jakob Otther in Aarau wurde von Blarer zum „Bischof“ von Eßlingen berufen und ihm eine Anzahl Helfer an die Seite gestellt. Galt zuerst Otther in den Augen Blarers als ein „gut geschickt fromm Männle“, so wurde Otther doch bald nachher als ein Mann von nur mäßiger Gelehrsamkeit, mäßigem Urtheile prädicirt, an dem man als einem mönchischen, mit seinem Christenthum in die Studirstube gebannten, vom Leben abgewandten Manne die zur Leitung einer größeren Kirche und so verschiedener Köpfe nothwendige Gewandtheit und Erfahrung, „die Fuhrmannskunst“ wie Blarer sagte, vermißte, welche er durch eine strenge und stolze Wahrung seiner Vorstandsrechte nicht ersetzte. Bald traten die Befürchtungen Blarers ein, daß unter den Predigern,

und zwischen den Predigern und dem Rathe und der Gemeinde Streitigkeiten ausbrechen würden, trotzdem daß Blarer noch vor der Ankunft Otthers eine „herrliche und treffliche" Vermahnung an die Prediger gerichtet hatte*).

So war das Werk der Reformation in Eßlingen im Ganzen und Großen vollbracht. Gewaltübung und List hatten den Sieg errungen. Doch sollten die Reformer ihren Triumph nicht unbeläſtigt feiern, indem in der Stadt ſelber eine dreifache Oppoſition ſich gegen ſie erhoben hatte. Die treugebliebenen Katholiken, Holdermann an der Spitze, wehrten ſich möglichſt gegen die Rückſichtsloſigkeiten, deren ſich die Reformer täglich ſchuldig machten. War auch die oben geſchilderte Abſtimmung zu Gunſten der Neulehre ausgefallen, ſo waren jetzt ob den verübten Gräueln an Allem, was bisher für ehrwürdig und heilig galt, Manchen die Augen über die wahre Geſtalt des reformatoriſchen Verlangens aufgegangen und ſtellte Viele wieder auf die Seite der treuen Gläubigen. Das erſte Pſalmenſingen in der Kirche gegenüber den langgewohnten Geſängen erregte ein „großes Murmeln"; Einzelne mochten ihre Kinder nicht zu der deutſchen evangeliſchen Taufe geben. Ein Mann, Georg Müller, der ſein Kind in Obereßlingen in alter Weiſe taufen ließ, wurde vom Rath 8 Tage in den Thurm geſperrt und mit 20 Goldgulden beſtraft**). Blarer ſelbſt mußte vom Rath mit Rückſicht auf das verdächtige, ab- und zugehende Volk beſonders bewacht und beſchützt werden. Einen Rückhalt fand dieſer Widerſtand gegen die Reformation an den Speyer'ſchen Kaplänen. Im Pfarrhofe wurde laut und unverholen über die zahlloſen Gewaltübungen der Reformer geſchmäht. Da glaubte der Rath mit Anwendung weiterer Gewalt nicht ſäumen zu dürfen. Benedikt Bauz, früher Pfarrer in Hedelfingen und neueſtens vom Domſtift

*) Keim S. 72, 85. Schmid und Pfiſter I, 156, 159. Preſſel S. 208, 236.

**) Pfaff S. 414.

als Kaplan angenommen, ſprach offen und frei gegen die Neuerer und drohte, er wolle alle württembergiſchen Unterthanen und beſonders die Hedelfinger, die zu den ketzeriſchen Predigten Blarers nach Eßlingen kommen, dem Regiment in Stuttgart verrathen. Der Magiſtrat ließ den unbequemen Eiferer durch vier Stadtknechte auf dem Zehnthof von der Mahlzeit weg abführen, in den Thurm bei Waſſer und Brod ſetzen, und nach 10 Tagen aus der Stadt Zwang und Bann, nach abgelegter Urfehde, wegſchaffen. Die Stadt wurde für dieſe Brutalität zu 350 fl. Schadenerſatz vom Reichskammergericht verurtheilt, welcher Strafanſatz im Vergleichswege mit den Erben auf 270 fl. ermäßigt wurde*).

Der Widerſtand Seitens der Lutheriſchen in der Stadt war ein geringer, nachdem die große Mehrzahl der Einwohner den Fußtapfen ihres Reformators folgend auf die Seite Zwingli's getreten war**). Einen größeren Widerſtand leiſteten die zahlreichen Wiedertäufer, welche ſich in der Stadt und in dem Gebiete von Eßlingen befanden. Blarer, welcher gegen die Katholiken immer nur die Waffen der Gewalt und Liſt anzuwenden gerathen hatte, vermochte jetzt den Rath, einen milden Weg gegen die Wiedertäufer einzuſchlagen. Blarer, der im alten Glauben lauter Götzendienſt und Gotteslästerung erblicken wollte, behandelte ſelber die Wiedertäufer milde, liebreich, erkannte ihr Gutes, den Ernſt ihrer Buße gegenüber dem herrſchenden evangeliſchen Leichtſinn an, widerlegte ſie durch Vernunft und Schriftgrund, ſo daß er am 2. Febr. ſeinem Bruder verſichern durfte: in Eßlingen gebe es kaum noch einen oder zwei Leute, welche den Täufern günſtig ſeien***).

Aber auch der Biſchof Hugo von Konſtanz ſah

---

*) Pfaff S. 419. Schnurrer S. 97. Keller S. 194. Keim S. 73. Preſſel S. 208.

**) Vergl. Keller S. 194.

***) Pfaff S. 476 f. Keim S. 74 f Preſſel S. 231.

dem reformatoriſchen Treiben nicht müßig zu. In ſeinem vom Schloſſe Meersburg 9. Dezbr. 1531 datirten Brief an den Rath zu Eßlingen nannte er deſſen Vorgehen eine ſchwere Vermeſſenheit, welche dem Bisthum nicht zu ringfügiger Befremdung und mitleidigem Bedauern gereiche; denn mit was Grund, Glimpf und Fug trenne man ſich von Einſetzung der heiligen Kirche auf eines einzigen Apoſtaten verdächtlich Einſtoßen und unrechtlich, verworfen Winkeldiſputiren, da doch derſelbe beim Religionsgeſpräch in Baden ſich gar nicht verantworten mochte! Auf des Kaiſers Gebot ſollte man mehr achten, als auf den hirnloſen abtrünnigen Mönch oder einige ſeinesgleichen ſchädliche Kapernaiten und Bilderſtürmer. Da das Vornehmen ganz und gar nicht erlaubt ſei, ſo möchte der Biſchof den Rath als ſeine geliebten geiſtlichen Unterthanen ernſtlich bitten, wenigſtens bis Ende des Reichstags ſtillzuſtehen, im Fall der Beſchwerung aber gütlich vor Kaiſer, König, Ständen, Reichstag, Kammergericht, Univerſitäten zu verhandeln. Folge man aber den verführeriſchen Nachtwölfen mehr denn dieſer väterlichen Mahnung, ſo wolle er, der Biſchof, dieſes Abfalls keine Schuld tragen*). In einem ſpätern Briefe, Datum Conſtanz, Samſtag vor dem Vffart-Tag (Himmelfahrtstag) 1532, traf eine weitere Mahnung ein. „Dieweilen wir dann vernehmen", ſchreibt der Biſchof, „daß ſich einer bei euch zu Eßlingen niedergelaſſen, auch daſelbſt enthalten hab, der Meinung, angezeigt Irrſal und Widerwärtigkeit zu pflanzen, ſo iſt unſere ſondre Warnung und freundlich Bitt an euch, ihr wollet euch ſeine Reden nicht bewegen laſſen, ſondern von euch abweiſen, denn er um ſolcher Urſach willen von andern Enden, wie er weißt, vormals auch ausgetrieben iſt**)." Allein die Eßlinger ließen es einen Brief ſeyn.

Da die mißhandelten katholiſchen Prieſter auch bei der

*) Keim S. 75 f.

**) Schmid und Pfiſter I, 150. Preſſel S. 230.

weltlichen Schutzherrschaft Oesterreich um Hilfe gegen die maßlosen Vergewaltigungen nachsuchten, so säumte die königliche Regierung in Innsbruck nicht, den Rath zu Eßlingen zu gebührendem Widerstande gegen die Neuerungen und zum Schutze der katholischen Priester, Laien, Kirchen, Klöster ꝛc. aufzufordern. Allein schon hatte der Rath die Zerstörung der Altäre ꝛc. vornehmen lassen, schon war er auf der abschüssigen Bahn des Ungehorsams gegen weltliche und geistliche Obrigkeit vorgedrungen, daß ihm nur mehr daran liegen konnte, auch königliche und kaiserliche Mandate möglichst zu hintertreiben, zu welcher Keckheit er um so mehr sich bewegen ließ, als den bezüglichen Warnungen kein thatsächliches Einschreiten folgte, weshalb auch spätere Mahnungen (20. Aug. 1532, 12. Nov. 1533) unbeachtet blieben. Man erkannte in all diesen Dekreten nur unberechtigte Plackereien und fühlte sich zum Widerstande um so mehr gekräftigt, als im J. 1534 Herzog Ulrich von Württemberg die Reformation in seinem Lande einführte, und die Eßlinger in Bundesgemeinschaft mit ihm traten*).

So war die „apostolische" Arbeit Blarers vollendet und er schickte sich nun an, Eßlingen zu verlassen. Am 30. Juni 1532 verlas er seine Abschiedspredigt, welche er sofort auf Andringen seiner Freunde in Ulm in Druck gab**). Blarer blieb mit seinen Eßlinger Freunden noch lange verbunden, ermunterte, mahnte und bestärkte sie in zahlreichen Briefen, deren viele sich besonders durch papamäßige Süßigkeiten auszeichnen. Hundertmal grüßt er in seinen Briefen das Agnesle, die zwei Berbele, das Bestle, Dieterle u. s. w. Dem Agnesle (Machtolfs Töchterlein) hatte er versprochen, ein Wägelein

*) Keim S. 76 ff. Pressel S. 229 f.

**) Christenlicher Abschied Ambrosii Blaurer, geschrieben an die Kirchen Gottes zu Eßlingen, vor derselbigen verlesen uff Sonntag nach Petri und Pauli, 1532. Schnurrer S. 169. Keller S 195. Schmid und Pfister I, 150, 152. Pfaff 415. Keim S. 81. Pressel theilt S. 236 ff. den Wortlaut dieses Abschiedes mit.

von Konſtanz zu ſchicken. „Küſſet mir die Kind; das Wägelein wird bald kommen und das Agnesle holen, doch muß das Babele nachelaufen.“ Als indeß der Winter kam, ſollte ſie auf dem Schlitten zu ſeiner Hochzeit kommen. „Dem Agneslin ſag ich wiederum großen Dank vor die guten Huben (wie ſie etwa ſagt) ich ſollt ihr hinwieder etwas ſchicken, ſo bin ich hie (Iſni) in einem ruchen Land, da nichts dann Tannzapfen erwachſen.“

XX.

Zeitläufe.

Was mit Preußen und Schleswig-Holſtein werden ſoll?

Preußen hat geſprochen, vorerſt im Princip. „Ich darf“, hat Herr von Bismark im Herrenhaus geſagt, „die ſichere Ueberzeugung ausſprechen, daß preußiſches Blut nicht umſonſt gefloſſen ſeyn wird“. In demſelben Sinne äußert ſich die Thronrede über eine „Errungenſchaft“ in den Nordmarken, die durch beſondere Einrichtungen für Preußen ſicher geſtellt werden müſſe. Die näheren Bedingungen ſind noch nicht bekannt. Es kann geſchehen entweder durch die förmliche Einverleibung, oder aber dadurch, daß die Schleswig-Holſteiner als „Preußen zweiter Claſſe“, wie die Wiener witzeln, in ein Verhältniß der Abhängigkeit treten, das bis jetzt im Bunde noch nicht da war. Vorerſt wird Preußen nur dieß letztere, nämlich den vielbeſprochenen „engern Anſchluß“ verlangen;

jedenfalls ist aber seine Absicht erklärt: die vereinigten Herzogthümer *nicht* in der Weise wie die anderen souverainen deutschen Staaten in den Bund eintreten zu lassen.

Darin erblickt nun die gesammte Partei der Mittelstaaten ein direktes Attentat auf ihre eigene Stellung. Sie ist darüber um so tiefer erschrocken, als ihr jetzt erst ein Licht aufzugehen scheint über die eigentliche Tragweite des so enorm leichtsinnig behandelten Streits mit Dänemark. Diese Partei, welche bekanntlich den Grundstock des sogenannten Großdeutschthums bildet, ist nur von ihrer negativen Seite charakterisirt, wenn man sagt, daß sie die preußische Hegemonie abweise und Oesterreich nicht aus dem Bunde verdrängt wissen wolle; ihr positiver Grundsatz besteht in dem eisernen Gesetz: daß kein Mitglied des Bundes zu einer der Großmächte auf einem andern Rechtsfuß stehen darf als alle andern, daß somit sämmtliche Bundesglieder die gleichen Hoheitsrechte haben müssen trotz aller Verschiedenheit der realen Machtverhältnisse. Diesen Grundsatz wendet sie eben so entschieden auf die schleswig-holsteinische Frage an, als Preußen ihn nun negirt hat.

Man muß gestehen, daß die Partei der Mittelstaaten vollkommen Recht hat, insoferne ihr vor dem sogenannten „engern Anschluß" graut. Derselbe würde die Anomalie einer schleswig-holsteinischen Suzerainetät in den Bund einschleppen, und in einem Institut das im Grunde doch nur auf Rechtsfiktionen beruht, hat die erste Anomalie nothwendig ein unabsehbares Gefolge. Es leuchtet Jedermann ein, daß der Bund von dem Momente an keine Vereinigung gleichberechtigter Souveraine mehr wäre, wo Preußen ein wie immer modificirtes Vasallen-Verhältniß zu Schleswig-Holstein aufrichten dürfte. Die praktischen Folgen würden dann natürlich nicht auf sich warten lassen. Ja, ich glaube, Holstein und Schleswig können nur in derselben Unabhängigkeit wie z. B. Bayern Bundesglieder seyn oder werden, wenn nicht der Bund sofort etwas ganz Anderes werden soll als er bisher war.

Insoferne hat also die Partei der Mittelstaaten vollkommen Recht, nicht weniger als sie in der Bekämpfung des preußisch-französischen Handelsvertrags vollkommen Recht hatte. Aber es kommt darauf an, ob sie auch Recht behalten wird, ob sie im Kampf gegen den „engern Anschluß" der Nordmarken glücklicher seyn wird als in dem gegen den Handelsvertrag, und diese Frage möchte ich, wie die Dinge nun einmal liegen, keineswegs bejahen. Ich fürchte sogar, man dürfte sich schließlich selber, um ein scheinbar größeres Uebel zu vermeiden, auf ein Markten um Modifikationen des Anschlusses einlassen. Denn das einzige sichere Mittel, um die drohende Gefahr des „engern Anschlusses" zu entfernen, wird man erst recht nicht wollen. Ich meine die Einverleibung sans phrase.

In allem Ernste gesprochen: wenn eine dritte Wahl nicht übrig bleibt, dann erscheint die einfache Annexion als ein wahres Rettungsmittel gegenüber den bundeswidrigen Consequenzen des „engern Anschlusses". Der letztere ist selber nur eine thatsächliche Annexion mit täuschender Maske, aber er ist noch etwas Schlimmeres, indem er durch den neuen Sauerteig der Vasallität, den er in den Bund wirft, sofort über Schleswig-Holstein hinausgreift und die ganze Masse durchsäuert. Hingegen ist die Einverleibung eine lokalisirte Maßregel und sie widerspricht dem Bundesrecht nicht. Sonst hätte der Bund auch die Einverleibung der Fürstenthümer Hohenzollern-Hechingen und -Sigmaringen nicht zulassen dürfen. Freilich gab es damals weitblickende Männer welche meinten, die Bundesidee gestatte überhaupt keine Veräußerung der Hoheitsrechte; aber der Bund hat diese Ansicht nicht getheilt, und es ist auch nicht bekannt geworden, daß Preußen im nachfolgenden Verlauf seiner deutschen Politik jemals aus der schwäbischen Einverleibung bedenkliche Consequenzen zu ziehen gewußt hätte.

Ganz anders müßte der nothwendige Verlauf eines „engern Anschlusses" ausfallen. Die schwäbische Einverleibung geschah und damit fertig. Ebenso würde es jetzt auch mit Schleswig-

...... und diplomatiſchen Hoh
marken an den preußiſchen Oberhern
fehlbar würde einerſeits der Appeti
der Hunger im Faſten wachſen, d
Deutſchland würden hüben und drüb
das Maß deutſcher Zerfahrenheit voll
ein beachtenswerther Unterſchied!

Was insbeſondere Preußen be
nach der Löſung in Schleswig-Holſtein
„engerer Anſchluß“ — auf lange hine
Politik entſcheiden. Ob es als wirklic
iſchen Aufgaben ſich zuwenden, oder als
Candidat auf die friedloſe Bahn der „mo
zurück fallen wird: Alles hängt von jer

Man traut dem Herrn von Bisma
Reihe die Einverleibung anſtrebe, nur
auf unüberſteigliche Hinderniſſe, zunä
eigenen König, ſtoße, werde er ſich m
ſchluß „begnügen“. Aber der preußiſch
wiegter Diplomat, dem die geheimen G
Stirne weg zu leſen ſind; ja man hat
daß gerade das ...

pfehlen müſſe, nicht nur als zukunftsreicher, ſondern namentlich als bequemer, ungefährlicher und wohlfeiler. Das kann Herr von Bismark zur Zeit freilich noch nicht ſo offen dem Herrenhaus vorlegen; aber eines Tages könnte man ihn dort ſagen hören: „Sehen Sie, meine Herren! es iſt uns gelungen auf einem Umweg zum Ziele zu gelangen; aus Schrecken über unſere Abſichten auf das Kalb haben ſie uns die Kuh gegeben, und ſie gratulirten ſich noch dazu, uns zur Beſcheidenheit gezwungen zu haben und ſo leichten Kaufs davon gekommen zu ſeyn!“

Eine Machtvermehrung Preußens wird aus dem durch unſere Parteien verpfuſchten Handel jedenfalls hervorgehen, aber ſie wird ſich je nachdem in weſentlich verſchiedener Richtung bethätigen. Im Fall der Einverleibung fällt ihr Schwergewicht nothwendig nach außen, im Fall des „engern Anſchluſſes“ fällt es auf den Bundestag und auf — uns zurück. Man hat geſagt, die Einverleibung ſei ſchon deshalb nicht thunlich, weil ſie dem energiſchen Widerſpruch der fremden Mächte begegnen würde, nicht nur Frankreich, von dem ſicher Anſprüche auf Compenſation zu gewärtigen wären, ſondern auch Rußlands, Englands, ja ſelbſt Nordamerikas, welche alle das Anwachſen preußiſcher Macht auf den nordiſchen Meeren zu fürchten hätten. Sehr wohl; nichts iſt gewiſſer, als daß alle dieſe Staaten auf jener wichtigen Meeresbrücke, der Kopfſtation Deutſchlands, lieber einen armſeligen, von Schulden und Parteiſucht macerirten Krüppelſtaat poſtirt ſähen als eine rührige und nachhaltige Macht; aber was geht daraus für den deutſchen Patrioten hervor? Die dringendſte Empfehlung der Annexion. Denn je mehr irgend Etwas jenen Mächten mißfällt, deſto zuträglicher iſt es für Deutſchland. Und was geht daraus für den Mittelſtaatler insbeſondere hervor? Daß er unbefangener Weiſe ſagen müßte: tauſendmal lieber die Einverleibung als den „engern Anſchluß“. Für uns alle aber? nachdem kaum unſer Jubel verſtummt iſt, daß zum erſtenmale ſeit 50 Jahren Deutſchland dem feindlichen

Ausland einen Erfolg abgetrotzt habe, sollten wir uns schämen, schon wieder mit der Ausrede daher zu kommen, diese oder jene Maßregel verbiete die — Furcht vor den fremden Mächten.

Preußen wäre mit dem bloß passiven Beistande Deutschlands und Oesterreichs im Stande, jene werthvolle Erwerbung gegen alle drei Großmächte zu vertheidigen. Krieg anzufangen würden die drei Verräther Dänemarks sich wohl hüten; die englische Fett- und die russische Wassersucht ist ohnehin geeignet, ihr diplomatisches Gepolter durch Berliner Dienstmänner auslachen zu lassen, und auch der Imperator würde mit den preußischen Zündnadel-Gewehren nicht leicht anbinden, wenn er ihren Rücken sicher wüßte. Immerhin müßte aber Preußen große Anstrengungen machen; es müßte mit allen fremden Anlehnungen brechen, namentlich mit der an den verschlagenen Barbarismus des Czarthums; es hätte ein Jahrzehent vollauf zu thun mit der Befestigung seiner neuen Stellung nach außen, und jeder kräftige Schwung in dieser Richtung wäre baarer Gewinn für Deutschland und würde sogar bessernd zurückwirken auf das Verhältniß am Bund.

Sobald Preußen nach außen in Anspruch genommen ist, bedarf es unseres wenn auch nur passiven Schutzes, und es wird andere Saiten aufziehen in Frankfurt. Vielleicht wäre Vieles von den 16jährigen Nergeleien unterblieben, wenn man nicht zu Berlin, in Ermanglung anderweitiger Beschäftigung, für den expansiven Trieb der Großmächtigkeit die Kleineren in Deutschland aussuchen mußte, um sich an ihnen zu reiben des Glanzes wegen. Die liberalen Parteien freilich werden sich auf Tod und Leben wehren, um das eigentliche Brutnest ihrer Kleingeisterei nicht zu verlieren; sie wollen nichts wissen von einer höhern Richtung der preußischen Politik, sondern sie wollen weiter nergeln am Bund. Darum ist ihnen der „engere Anschluß" so sehr ans Herz gewachsen, und versteigt sich ihr Begriffsvermögen darüber hinaus nicht.

Daß die Herzogthümer selber bei einer Einverleibung sich viel besser befinden würden als bei dem „engern An-

ſchluß", das wird indeß an ſich ſogar von unſern Liberalen kaum mehr geläugnet. Eben deshalb iſt ihnen die angebliche Unzweifelhaftigkeit des „legitimen Erbrechts" der Auguſtenburger ſo theuer und koſtbar, weil ſie damit alle weitern Erörterungen kurz abſchneiden können. Denn wenn es mit dieſer Legitimität ſeine Richtigkeit hätte, dann könnte natürlich von vornherein die Annexion gar nicht zur Sprache kommen. Im Uebrigen iſt es klar, daß der „engere Anſchluß" den zwei Ländern nur alle Nachtheile, aber keinen Vortheil der Einverleibung brächte. Sie hätten die Beſchwerden der Kleinſtaaterei nach innen und die Laſt einer Großmacht nach außen zu tragen; in ihrem Zwitterzuſtand wären ſie nie recht bei ſich zu Hauſe, und wenn je, ſo wäre es ein Haus voll Unfrieden. Sie wären die rechten Stiefkinder in Deutſchland. Als ausgeworfenes Gut gäbe ihnen der Wiener Frieden eine erdrückende Schuldenlaſt mit, und außerdem müßten ſie, wie die preußiſche Thronrede ſagt, „ihre reichen Kräfte für die Entwicklung der Land- und Seemacht wie der materiellen Intereſſen des gemeinſamen Vaterlandes wirkſam verwerthen". Unter dem gemeinſamen Vaterland aber kann natürlich nicht das vom Bundestag, ſondern nur das von Preußen repräſentirte Vaterland verſtanden ſeyn.

Allein ſind wir denn im Rechte, wie im Vorſtehenden immer nur von dem Einen Dilemma zu ſprechen, ſollte denn wirklich eine dritte Wahl nicht mehr übrig ſeyn, mit anderen Worten ſollten nicht doch noch die vereinigten Herzogthümer unter einem neuen Fürſten als gleichberechtigte unabhängige Staaten mit vollen Hoheitsrechten in den Bund eintreten können? So will es die Partei der Mittelſtaaten; unterſuchen wir ihre Ausſichten.

Vor Allem iſt es höchſt auffallend, daß in den beiden Nordmarks-Ländern ſelbſt, nach dem eigenen Geſtändniß der Kieler Schule, nur eine kleine Partei (die der ſog. „Partikulariſten", auch „großdeutſch" zubenannt) an beſagte Möglichkeit glaubt, und daß allem Anſchein nach der Prinz von

Auguſtenburg ſelber nicht zu den Gläubigen des mittelſtaatlichen Sterns gehört. Alle andern Parteien (man unterſcheidet ihrer drei) ſtehen auf dem gemeinſamen Standpunkt, daß ſie ſämmtlich ein ſpecifiſches Band zwiſchen den Herzogthümern und Preußen für unumgänglich erachten. Sie halten die ſouveraine und independente Stellung der binnenländiſchen Mittel- und Kleinſtaaten für eine ſchleswig-holſteiniſche Unmöglichkeit. Die Eine Partei verlangt geradezu die Einverleibung, namentlich für den Fall daß die nähere Präfung des Succeſſionsſtreits mehr als Einen Berechtigten ergeben, alſo eine Theilung der Länder bedingen würde. Dieſe Anſicht hat die conſervative Partei in der verſchrieenen Adreſſe niedergelegt, welche nach dem Baron Scheel-Pleſſen benannt wird. Die zweite Partei will zwar den Auguſtenburger um jeden Preis als Landesherrn, Preußen ſoll ihm aber die militäriſche, maritime und diplomatiſche Oberherrlichkeit vorweg nehmen dürfen. Die dritte Partei ſtimmt damit weſentlich überein, nur daß ſie das Ausmaß des „engern Anſchluſſes“ von der verfaſſungsmäßigen Genehmigung des künftigen Fürſten und der Landesvertretung abhängig macht. Dieſe Clauſel iſt nicht nach dem Geſchmacke Preußens, welches lieber ſicher gehen will; im Uebrigen aber ſind alle Parteien, mit einziger Ausnahme der kleinen Fraktion von demokratiſchen „Partikulariſten“, bereit mit Preußen Hand in Hand zu gehen und im eigenen Landesintereſſe Verbindlichkeiten zu übernehmen, die im bisherigen Bundesrecht keine Analogie haben.

Wenn man die tauſendjährige Geſchichte dieſer Länder erwägt, die ſtets Lehen waren und nie eine Vollſouverainetät beſaßen, ſo wird man begreifen, daß ſelbſt in Holſtein nur eine kleine Minorität für den Auguſtenburger mehr verlangt als die innere Landeshoheit. In Schleswig iſt vollends die Einverleibungs-Partei die herrſchende. Denn dort macht ſich noch mehr das Gefühl der Hülfloſigkeit geltend. Der entzündete Racenhaß dießſeits und jenſeits der willkürlich abgeriſſenen Grenze ruft nach dem Schutz einer ſtarken Macht.

Man weiß, was unter Umständen von Dänemark zu erwarten ist. Aber auch die Lüge der Agitation, „ganz Schleswig sei deutsch", ist nun an den Tag gekommen. Die Deutschen südlich der Schlei, die Dänen und dänisch Gesinnten nördlich von Flensburg bis Hadersleben fürchten sich gegenseitig, und sie wollen beide lieber preußisch werden, als den Friedensschutz des Landes der fanatischen Clique des Augustenburgers anvertrauen. Darum hat der Vertreter von Flensburg den Männern des Nationalvereins zu Eisenach in's Gesicht gesagt: in Schleswig sei Alles für Preußen!

Ein zweiter bedenklicher Umstand ist die Volksstimmung in Preußen selbst. Man kann dieselbe im Allgemeinen als entschieden annexionistisch bezeichnen. Der „engere Anschluß" ist das Minimum, das alle Parteien ohne Ausnahme verlangen: darüber machen sich auch unsere Liberalen keine Illusion mehr. Auch kein Einzelner hat bis jetzt zu behaupten gewagt, daß Preußen den Besitz der Herzogthümer mit leeren Händen wieder aufgeben, und Schleswig-Holstein für die dritte Gruppe der künftigen Trias sich qualificiren lassen müsse. Das ist natürlich der Hintergedanke der mittelstaatlichen Partei, und dafür dürfte sie wohl Lauenburg an Preußen zu überlassen geneigt seyn. Aber der Gedanke ist so unpreußisch, daß schwerlich eine preußische Regierung ihm nachgeben dürfte, ohne sich für immer zu ruiniren. Man bedenke nur den Eindruck, wenn diese Nordmarken, mit preußischem Blut erobert, alsbald mit an der Spitze der gegnerischen Triaspartei paradiren würden! Zuverlässig könnte Hr. von Bismark einer solchen Möglichkeit, wenn er auch wollte, sich unbedingt nicht aussetzen. Daß es ihm aber auch im Traume nicht einfällt, ist in seiner Herrenhausrede vom 24. Januar (für uns ein ominöses Datum!) nur allzu bestimmt ausgesprochen.

Der Minister widerlegt da den Einwand der liberalen Partei: Preußen habe sich die zukünftige Gestaltung der Herzogthümer dadurch erschwert, daß es auf ein Bündniß

mit Oesterreich eingegangen sei. Ganz im Gegentheile, sagt er; wären wir nicht eben diesen Weg gegangen, so wäre uns im regelmäßigen Weg nichts Anderes übrig geblieben als der Bundeskrieg. „Nun liegt es aber auf der Hand, daß bei der Bundespflicht Oesterreich nicht bloß als einfacher Bundesgenosse, sondern als Präsidialmacht mitgewirkt haben würde, und daß neben Oesterreich, und viel entscheidender, die Majorität des Bundestags nicht bloß auf die Kriegführung, sondern auch auf die schließliche Gestaltung der Herzogthümer eingewirkt haben würde. Daß wir von dieser Majorität eine wohlwollendere Berücksichtigung der preußischen Interessen zu erwarten gehabt hätten als von dem befreundeten und verbündeten Oesterreich, das, glaube ich, werden selbst die Herren, die uns diesen Vorwurf machen, nicht erwarten."

Unzweifelhaft enthalten diese Worte in leichter Verhüllung ein rückwärts und vorwärts schauendes Programm. Uns überrascht dasselbe nicht; wir sagten von Anfang an voraus, wenn die Nordmarken von Dänemark ganz losgerissen werden sollten, dann würden dieselben in irgend einer Form preußisch werden. Aber auch unsern Liberalen könnten nun endlich die Augen darüber aufgehen, was sie gethan haben. Beachten wir nur die merkwürdigen Geständnisse etwas näher, welche die Bismarckische Rede enthält.

Bekanntlich hat Preußen von Anbeginn erklärt, daß es nicht wegen irgend eines Erbrechts in den Krieg gegen Dänemark ziehe. Und das ist heute noch wahr. Heute noch geht die officielle Argumentation dahin aus, daß nach dem neuern Staatsrechte und auf Grund des Thronfolgegesetzes von 1853 Christian IX. rechtberechtigter Besitzer Schleswigs und Holsteins gewesen. Daher seien auch jetzt die zwei Großmächte dazu rechtberechtigte Nachfolger. Preußen hat zudem noch weiter erklärt, es suche nicht das Londoner Protokoll zu ändern, sondern nur in seinen Bestimmungen zu sichern: auch in der Rede vom 9. August v. Js. zu Graf Rantzau heißt der Mi-

niſter die Abſicht, „die alte und ehrwürdige däniſche Monarchie zu zerſtückeln“, in Abrede. Das iſt aber nur ſo lange wahr geweſen, bis Oeſterreich auf dieſer Baſis an die preußiſche Allianz gefeſſelt und die Concurrenz der Andern abgehalten war. Der Miniſter geſteht in ſeiner Rede vom 24. Januar deutlich genug den urſprünglichen Plan ein, den Herzogthümern eine ganz andere Geſtaltung zu geben. Zum Behuf einer plötzlichen Schwenkung nun, bei der auch Oeſterreich nicht mehr zurück konnte, brauchte nur die herrſchende Kopenhagener Partei zu äußerſter Unnachgiebigkeit verführt zu werden. Wie dieß geſchah, iſt immer noch Geheimniß; aber es geſchah, und in der Londoner Conferenz vom 28. Mai fand die Schwenkung ſtatt. Natürlich konnte Preußen nicht erklären, es wolle nun die Nordmarken für ſich ſelber erwerben; es berief ſich vielmehr für die Losreißung dieſer Länder auf die vielfache Zuſtimmung, welche die Anſprüche des Auguſtenburgers im Bunde fänden. Damit war das Vertragsrecht gekündet und doch die preußiſche Politik für die Zukunft in keiner Weiſe gebunden. Hr. von Bismark hatte ſich freie Gaſſe gemacht.

Aber ſiehe da! ſchon das ſächſiſche Chamäleon, welches mit ſchillerndem Prunk den Bund in London vertrat, mißverſtand das Votum vom 28. Mai ſo arg, daß ihm das kluge Manöver der preußiſchen Sonderpolitik in allem Ernſt als eine Bekehrung Preußens zur mittelſtaatlichen Partei erſchien. Der Jubel war allgemein gerade in dem Moment, wo Preußen ſeine wahre Farbe zeigte. Und heute noch beruft man ſich auf jene Erklärung vom 28. Mai, die nichts Anderes beſagte, als daß Preußen ſelbſt in den Nordmarken die Hauptrolle ſpielen wolle, wie auf ein Unterpfand und einen Rechtstitel für das ſouveraine Recht des Auguſtenburgers, das ja von den zwei Großmächten bereits anerkannt ſei.

Nachdem freilich der Urfehler von der mittelſtaatlichen oder beſſer geſagt von der Trias-Partei einmal begangen war, mußte nothwendig eine ganze Familie von Fehlern und

Mißverständnissen nachfolgen. Was war der Urfehler? Herr von Bismark hat es mit epigrammatischer Schärfe ausgesprochen: er wollte um jeden Preis den „Bundeskrieg" vermeiden, also hätten wir ihm um keinen Preis einen andern Weg offen lassen sollen als den des Bundeskriegs. Ohne die Verblendung selbstsüchtiger Rivalität bei den Parteien und bei Kabinetten wäre nichts leichter gewesen als das. Man konnte damals den einfachen Bauersmann auf der Straße verwundert fragen hören: „Ja, aber warum halten wir denn nicht zum Kaiser?" Hätte an dem verhängnißvollen 17. Dez. ein gewisser Minister kategorisch erklärt: „Majestät, erst müssen wir fragen, was Oesterreich thut!" — Alles stünde jetzt anders. Allerdings hätte der Bundeskrieg vielleicht nicht so geendet, daß ein kleines stammverwandtes Königreich mit fünfzigfacher Uebermacht zerschlagen worden wäre. Aber der Erfolg wäre ein reiner gewesen ohne Vorwurf und Reue, namentlich ohne jegliche Gefahr einseitiger Ausbeutung durch Preußen. Anstatt dessen haben wir — Hr. von Bismark hat es sehr verständlich ausgesprochen — Schritt für Schritt nur seinen klugen Combinationen in die Hände gearbeitet, so daß kaum mehr abzusehen ist, weshalb ihm nicht auch schließlich das Heft in den Händen bleiben soll.

Seitdem wir nun aber so weit gekommen sind, wäre Oesterreich wieder gut genug. Wir haben die kaiserliche Präsidialmacht in den Jahren 1854, 1859, 1863 durch that- und rathloses Nichtsthun im Stich gelassen, wir haben sie 1864 in der verächtlichsten Weise bei Seite gestoßen, und nun, wo die natürlichen Folgen unserer gehäuften Fehler in der unnennbaren Situation von heute sich angesammelt haben — nun soll Oesterreich die an ihm selbst begangenen Sünden wieder gut machen und deren Strafe auslöschen. Wir haben es Oesterreich zum Verbrechen gemacht, daß es des demagogischen Geschreies nicht achtete und auch in dem Streit mit Dänemark seiner alten Reichs- und Rechtspolitik treu bleiben wollte; durch unsere Schuld wurde dieser Politik am 28. Mai

die Basis unter den Füßen weggezogen, und jetzt rufen wir selber wieder die dem Fatum verfallene Reichs- und Rechtspolitik Oesterreichs zu Hülfe. Sie soll dafür sorgen, daß den Herzogthümern von Preußen nichts angethan wird, was sie außer Stand setzen müßte, ein ebenbürtiges Glied der dritten Gruppe zu werden!

Käme es auf den bloßen Willen Oesterreichs an, er würde wahrlich nicht fehlen. Die alte Tradition verbietet jede einseitige Machtausdehnung Preußens und an eine neue großartigere Anschauung der Wiener Staatskanzlei zu glauben, hat selbst die Gespensterfurcht bis jetzt keinen ernstlichen Grund. Aber es bedarf nur eines Blickes auf die europäische Lage und auf die häusliche Noth in Wien, um zu ahnen, was die preußische Allianz für Oesterreich werth ist. Vieles ist anders geworden seit den Jahren 1854 und 1859, seit jenem letzten Versuch vom Aug. 1863 nahezu Alles. Ohne die unerbittlichste Nöthigung hätte die neue Allianz schon die Verwirklichung des preußisch-französischen Handelsvertrags und seiner feindlichen Consequenzen gegen die dringendsten Interessen Oesterreichs nicht überstehen können. Der Handelsvertrag ist vielleicht noch eine schwerere Probe derselben, als die Frage der Nordmarken. Aber so lange Oesterreich und Preußen zusammenstehen, ist der Dämon der französisch-italienischen Revolution gefesselt, sobald sie auseinandergehen, bricht er los. Damit ist Alles gesagt!

Seinen guten Willen hat Oesterreich bereits bewiesen. Es hat der preußischen Andeutung bezüglich einer Annexion die unerfüllbare Bedingung, sich dann gleichfalls mit deutschem Gebiet vergrößern zu müssen, entgegengesetzt, und es hat die provisorische Einsetzung des Augustenburgers ohne Präjudiz der Erbrechts-Frage, welche dann von einem Austrägalgerichte entschieden würde, dringend verlangt. Aber Hr. von Bismark hat seinen Stahlpanzer angezogen und den Grundsatz aufgestellt: es handle sich vorerst gar nicht darum, wer Fürst in den Herzogthümern seyn soll, sondern um die Frage, welche

... als freundlicher Alliirter d
führen müſſen, während Preußen
Rechtswohlthat des beatus possid
einrichtet und den günſtigen Mo
kommen läßt.

An paſſender Ausfüllung de
ſchuldigung mittlerweile nicht fehlen.
wird mit dem „Bundesrecht“ geg
zögerungs-Politik auftreten, und
ſtets „innerhalb des Bundesrechts“
Bundesrecht? Aus den Noten, die z
Mittelſtaaten jüngſt gewechſelt wurde
daß noch nicht einmal die Frage a
Bund iſt, wie denn wirklich die letzte
eines reformirten Bundes vorauszu
noch gar nicht haben. Was hat ſol
Recht über Schleswig zu beſtimmen,
das Erbrecht in Holſtein erkennen?
mittelſtaatliche Partei ſchon ernüchter
Bund habe allerdings hiezu kein T
ihm auch das Recht abſtreiten, durch
nicht ſchon nun

ein Alter Methuſalems reichlich auszufüllen, geſchweige denn die Friſt einiger Jahre.

Inzwiſchen wird im Warten die Stellung Preußens ſich naturgemäß befeſtigen, die der Anderen ſich abſchwächen. Oeſterreich wird nicht etwa immer hitziger ſondern immer kühler werden im Verlauf, und auch die Anderen werden ſich der Ernüchterung ſchwer erwehren. In Wien wird man unmerklich mehr und mehr vom Standpunkt einer Partei ab- und auf den eines unparteiiſchen, nach allen Seiten wohlwollenden Vermittlers hinübergleiten. Niemand wird ſich endlich mehr verhehlen können, daß ſeit den Frankfurter Auguſttagen alle Stellungen umgekehrt worden ſind, und Preußen wird durch ein bloßes Geduldſpiel zum Ziele gelangen, wenn nicht unerwartete Ereigniſſe in dieſer oder anderer Richtung beſchleunigend eintreten.

Allerdings gibt es ein Mittel den Plan Bismarks weniger glatt ablaufen zu machen, und der Mann jenſeits des Rheins harrt ſehnſüchtig darauf, zur Einmiſchung angerufen zu werden. Er empfindet ſchwer den Bann der Unthätigkeit, wozu die öſterreichiſch-preußiſche Allianz ihn verdammt, und in Rückſicht auf Italien ſteht ſogar Gefahr auf Verzug. Gewiß ſind auch ſchon einladende Winke von ihm ausgegangen, ſich ſeiner „moraliſchen Unterſtützung“ zu bedienen, damit die Frage der Nordmarken „nicht ohne die Mitwirkung des deutſchen Bundes gelöst werde“. Hätte er nur einmal den Finger in unſerer Paſtete, das Uebrige würde ſich finden. Aber unter welchem Rechtstitel ſollte man ſeine Einmiſchung acceptiren, etwa unter dem des „deutſchen Intereſſe?“ Das deutſche Intereſſe gebietet ganz unzweifelhaft, daß lieber zehn Schleswig-Holſtein preußiſch werden, als daß der franzöſiſche Erbfeind noch einmal eine Partei in Deutſchland bildet.

Sollte es trotzdem wirklich Staatsmänner in Deutſchland geben, welche über alle anderen Bedenken gegen das ne-

fandum hinwegzukommen wüßten, so werden sie doch sich nicht über die Frage hinwegkommen: was würde dann Preußen thun? Preußen wird schwerlich selber die Bah der Transaktionen eröffnen, es bedarf derselben nicht meh würde sie aber von Andern eröffnet, so möchte das leicht a wenigsten der Schaden Preußens seyn! Nur Deutschlan wäre dann verloren.

Rußland dürfte gleichfalls bereit seyn, seine Hand z bieten, um durch eine allgemeine deutsche Verwirrung d preußischen Plane zu stören. Auch in der jüngsten Krisi hat diese Macht wieder eine räthselhafte, immerhin aber g wohnheitsmäßig perfide Rolle gespielt. Bald nachdem Dä nemark die Waffen gestreckt hatte, deuteten russische Stimme in der deutschen Presse darauf hin, daß Rußland die Kata strophe der Londoner Conferenz entschieden habe durch seine plötzlichen „Abfall" von der dänischen Sache. Zu gleich Zeit trat das Czarthum seine gottorpischen Ansprüche an O denburg ab, und man mußte annehmen, daß die russisch Frontänderung entweder im Interesse dieser Candidatur od aus dankbarer Rücksicht auf Preußen geschehen sei. Ab schon liegt wieder eine neue Schwenkung Rußlands vo Es hat den Oldenburger fallen lassen und kehrt sich gegn die preußischen Projekte. Angeblich wegen der Gefahr ein scandinavischen Union, noch mehr aber aus Furcht vor ein künftigen preußischen Seemacht, will man in Petersburg u jeden Preis wenigstens einen Theil von Schleswig wied an Dänemark bringen, um die Zukunft König Christians sich zu stellen. Ohne Zweifel würde also auch Rußland eine frem Einmischung gerne sehen und selber theilnehmen. Indeß wi derholt sich auch hier die Frage: was würde dann Preuß thun? Das dänische Nordschleswig an König Christian wied abtreten, um das Uebrige zu behalten, das könnte man ja Berlin selber, und es hat sogar schon verlautet, daß He von Bismark eventuell hiezu nicht abgeneigt wäre.

Wir kommen zu unserer Schlußfolgerung. Wenn nicht durch die undeutsche Herbeirufung fremder Mächte ein viel größeres Unglück über uns kommen soll, dann werden die zwei wichtigen Länder Schleswig und Holstein nicht zu vollen Hoheitsrechten gelangen und als gleichberechtigtes Mitglied in den Bundesverband eintreten, sondern sie werden durch Einverleibung oder, was ungleich bedenklicher wäre, durch den neu aufgebrachten „engern Anschluß" die Macht Preußens verstärken. Das wäre ein schweres Geschick für die Partei der Mittelstaaten, aber es wäre ihre Schuld. Für politische Fehler und Sünden gibt es keine Absolution und keinen Ablaß, am wenigsten für so arge und hartnäckig fortgesetzte wie im vorliegenden Fall, sondern sie müssen nach der Natur der Dinge gebüßt werden früher oder später. Die Partikular-Interessen haben zu jenen Fehlern und Sünden verleitet, und ihre Träger trifft jetzt die Strafe. Es wäre eine noch viel strafwürdigere Auflehnung gegen die Gerechtigkeit der göttlichen Weltordnung, wenn sie die Schuld ihrer Sünden auf das noch nicht einmal geborene deutsche Vaterland abwälzen wollten. Hingegen kann aus einem wahren Bußgeist der Schuldigen noch ein verhältnißmäßiges Heil hervorgehen. Wenn sie das gutwillig hinnehmen aller Welt zum Trotz, was sie zuletzt gezwungen doch als das kleinere Uebel zulassen müßten, dann könnten sie Bedingungen stellen: do ut des!

Man hat oft gesagt, aus der schleswig-holsteinischen Frage müsse nothwendig eine Bundesreform hervorgehen, und es ist wahr. Der Bund wird von den neuen Nordmarken aus mit oder ohne unser Zuthun ein anderer werden. Es dürfte aber viel darauf ankommen, daß die Umgestaltung nicht ohne unser spontanes Mitwirken geschehe, und dazu scheinen die fraglichen Bedingungen die letzte Gelegenheit zu bieten. Wir werden dieselbe verlieren, wenn wir engherzig, hartnäckig und eigensinnig darauf verharren, der langen Kette unserer Niederlagen nur noch einen neuen Ring beizufügen. Ich

wenigſtens weiß keine andere patriotiſche Politik mehr, die den Namen verdient und zugleich möglich iſt*).

Anhang.

Seit Monaten hetzen ſich alle Zeitungen ab um Combinationen zu erſinnen und aufzuſtellen, was aus den drei nordiſchen Herzogthümern werden ſoll. Mehr als ein halb Dutzend Erbanſprüche werden erhoben, jeder findet eine Partei, und des Geſchrei's über die Legitimität derſelben iſt kein Ende, weil immer einer den andern angreift und die Blößen in deſſen Rechtsanſprüchen aufdeckt. So ſind nach und nach die beſonnenen, nüchternen, keiner Partei angehörenden und urtheilsfähigen Männer ſo ziemlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß kein einziger der Prätendenten ausſchließliche und das Ganze umfaſſende Anſprüche beſitzt. Die Anſprüche die auf Lauenburg gemacht werden, ſind mehr als ſchwach. Lauenburg gehörte unſtreitig der däniſchen Krone an, es ward als Aequivalent für Norwegen durch die großen europäiſchen Friedensſchlüſſe der däniſchen Krone gegeben, und iſt durch den jetzigen Frieden als rechtmäßiges Eigenthum in den Beſitz von Preußen und Oeſterreich gekommen. Schleswig iſt ein uraltes däniſches Land, hieß ſogar eigentlich Süder-Jütland. Noch jetzt ſind zwei Drittel der Einwohner Dänen. Das deutſche Reich hatte gar kein Recht auf dieſes Land; nur das Land Holſtein oder vielmehr deſſen Stände hatten ein Recht auf eine Einheit mit den Schleswig'ſchen Landesſtänden, auf einen gemeinſamen Landtag und gemeinſame ſtändiſche Verwaltung. Deßhalb brauchten ſie aber noch gar nicht einem und demſelben Landesherrn anzugehören. Haben doch auch Mecklenburg-Schwerin und Strelitz dieſelbe ſtändiſche Verfaſſung und den gemeinſamen Landtag. Die Rechte der Prätendenten beſchränken ſich alſo eigentlich nur auf Holſtein. Der Augnſtenburger hat offenbar kein Anrecht auf ganz Holſtein, ſondern nur auf einen kleinen Theil. Der Oldenburger auf einen größern Antheil, allein doch auch nur auf einen Theil Holſteins. Aber welcher Natur

*) Einen ähnlichen Gedanken ſpricht die Einſendung eines Mannes aus, deſſen viel bekanntem Namen wir das Wort nicht verweigern dürfen, obwohl wir uns ſeinen poſitiven Vorſchlägen nicht anſchließen können. Die Einſendung welche wir im Anhang folgen laſſen, ſtammt, wie ſchon die inhärirende Kaiſeridee andeutet, aus dem Land der rothen Erde.

ſind dieſe Rechte? Beſtände das deutſche Reich noch, ſo hätten ſie ein Recht auf die Landeshoheit aber nicht auf die Souveränetät des Landes; denn die Souveränetät gebührte in allen deutſchen Ländern nur dem Kaiſer. Als 1806 der Kaiſer Franz die Kaiſer-Krone niederlegte und die deutſchen Fürſten keinen neuen Kaiſer wählten, ging vorläufig die Souveränetät auf die Fürſten über; da erwarb alſo auch der König von Dänemark die kaiſerliche Souveränetät über Holſtein. Das iſt durch die großen Friedensſchlüſſe von 1815 von allen Fürſten Deutſchlands und Europas anerkannt.

Wir wollen mal annehmen die Häuſer Oldenburg und Auguſtenburg hätten ein ausſchließliches oder unter ihnen getheiltes Anrecht an Holſtein, und Dänemark hätte dieß vor dem Kriege anerkannt, ſo hätten ſie doch nur ein Anrecht auf die alte deutſche Landeshoheit, nicht auf die kaiſerliche Souveränetät, die vielmehr dem Könige von Dänemark verblieben wäre. Wir haben ein prägnantes Beiſpiel vor Augen. Der Graf von Bentink beſaß die alte Reichsherrſchaft Knipháuſen, er erkannte Niemand über ſich als Kaiſer und Reich; nach 1807 wurde ihm ſein Ländchen von den Franzoſen genommen, allein er ſetzte ſich 1813 ganz ruhig und unbeachtet wieder in deſſen Beſitz. Sein Daſeyn war auf dem Wiener Congreſſe gänzlich vergeſſen und unbeachtet geblieben, und da hatte der deutſche Bund ſpäter entſchieden, der Graf von Bentink beſitze rechtmäßig die Landeshoheit über ſein Ländchen aber nicht die kaiſerliche Souveränetät. Dieſe ward auf den Großherzog von Oldenburg übertragen, und wie früher die Grafen Bentink ihre Erbrechte vor dem Reichskammergerichte in Wetzlar hätten geltend machen müſſen, ſo jetzt vor dem Oberappellationshofe in Oldenburg. Will man jetzt den Prätendenten Olden- und Auguſtenburg ihre Erbrechte auf juriſtiſche Weiſe anerkennen, ſo wird man ihnen die Landeshoheit auf einzelne Theile Holſteins zuſprechen müſſen, eine Patrimonialobrigkeit! Die kaiſerliche Souveränetät urſprünglich dem Könige von Dänemark angehörig iſt durch den Frieden auf Oeſterreich und Preußen übergegangen. Aber wem von Beiden ſollte dieſe Souveränetät zufallen. Preußen? es wäre das Natürlichſte und für ganz Deutſchland Erſprießlichſte. Preußen würde dann eine reſpektable Seemacht bilden. Aber wir fürchten ganz Europa gibt es nicht zu, und Preußen wird den Schimpf ſich nicht aufladen mit Einwilligung oder gar erkaufter Hülfe des ſchweigſamen Mannes an der Seine ſein Ziel erreichen zu wollen. Wir ſchlagen eine andere Löſung vor, die unſtreitig die Billigung des geſammten deutſchen Volkes finden würde.

Durch das geſammte deutſche Volk geht eine tiefe Sehnſucht nach der Wiederherſtellung des Kaiſerthums, und iſt ſie nicht vollſtändig begründet? Die deutſche Nation hat ein Recht auf das Kaiſerthum; war nicht ſein Titel: „Römiſches Kaiſerthum deutſcher

Nation!“ Die deutſchen Fürſten hatten gar nicht das Recht das Kaiſerthum aufzulöſen. Der unglückliche König Guſtav Adolf von Schweden als Herzog von Pommern hat 1806, auf dem letzten Reichstage in Regensburg, ihnen dieß bitter und ernſt, ſie an ihre geſchwornen Eide mahnend, in's Geſicht geſagt. Jetzt wäre die Zeit und Gelegenheit gekommen das alte Unrecht wieder gut zu machen. Man ſchaffe aus dieſem Kopfe Deutſchlands, aus drei Herzogthümern, eine Hausmacht für den künftigen Kaiſer, ein unantaſtbares patrimonium imperatoris. Dann wähle man aus den ſämmtlichen deutſchen Prinzen, mit Ausſchluß aller regierenden Fürſten, den neuen Kaiſer; aber er muß ſich als tüchtiger Soldat, etwa als Feldherr durch eine gewonnene Schlacht, eroberte Feſtung ꝛc. ausgezeichnet haben. Wir werfen den Gedanken in die Preſſe, zuweilen zündet ein Funke.

XXI.

Die drei Grafen von Schmiſing und das Duell.

Unſere Zeit rühmt ſich einer Civiliſation und Humanität, die das Chriſtenthum als überwundenen Standpunkt weit hinter ſich laſſe; ſie gibt zu verſtehen, daß die ſociale Kraft des chriſtlichen Geiſtes ſchon auf dem niedrigen Stadium des Mittelalters ſich gänzlich erſchöpft habe, und ſie verfolgt mit Haß und Hohn alles Das als bildungswidrig, was an mittelalterliche Anſchauungen erinnert oder zu erinnern ſcheint. Aber in Wahrheit iſt nur noch Ein ächter Reſt von der barbariſchen Seite des Mittelalters bis auf uns gekommen, und eben dieſen Reſt hegt unſere humane Zeit als eine Nothwendigkeit des höchſten Geſetzes der Ehre in ihrem Schooße. Es iſt eine eigenthümliche Ironie! Die Kirche hat ſeit tauſend Jahren gegen das Duell als ein Ueberbleibſel barbariſcher Verkommenheit angekämpft, und eben dieſe unläugbare Barbarei vertheidigt unſer hochgebildeter Zeitgeiſt als das Heiligthum ritterlichen Weſens.

Ohne Zweifel iſt das Duell eine ausſchließliche Unſitte aus der germaniſchen Urzeit. Die antike Welt kannte daſſelbe nicht. „Dachten wohl, ſagt J. J. Rouſſeau, die tapferſten Männer des Alterthums daran, ihre perſönlichen Ehrenkränkungen im Zweikampfe zu rächen? Sandte Cäſar dem Cato, oder Pompejus dem Cäſar ein Cartel für ſo viele gegenſeitige perſönliche Beſchimpfungen“ *)? Auch mit den gerichtlichen Zweikämpfen oder Ordalien des Mittelalters hat das Duell keinen Zuſammenhang, denn es fehlt demſelben gerade deren weſentlichſtes Merkmal, die richterliche Ordination und Weihe, die auch ihrerſeits nur ſolange möglich war, als die juſtizielle Autorität in der allgemeinen Anerkennung mangelte. Das Duell iſt vielmehr als Sache des reinſten Eigenwillens der direkte Nachkömmling heidniſcher Blutrache und der ſchlimmſten Ausartung des mittelalterlichen Feudalismus im Fauſtrecht.

Die Kirche hat ſich ſtets verwahrt und iſt bei jedem einzelnen Falle mit ihren geiſtlichen Strafen eingeſchritten. Ihre ausdrücklichen Cenſuren gehen vom neunten bis ins vorige Jahrhundert. Um aber die Principien-Frage vor dem politiſchen Forum förmlich anhängig zu machen, hat der ſachliche Anlaß gefehlt. Die Geſetzgebungen aller Länder verpönten gleichfalls das Duell, und es iſt bis auf die jüngſten Tage nicht erhört worden, daß das Duell trotzdem irgendwo officiell in Schutz genommen, ja als militäriſche Standespflicht erheiſcht worden wäre. Erſt jetzt iſt das in Preußen vorgekommen, und da die näheren Umſtände des Falles im Princip zugleich die geſetzliche Religionsfreiheit der preußiſchen Katholiken engſtens berühren, ſo iſt zuverſichtlich zu hoffen, daß die Duellfrage nicht mehr ungelöst von der politiſchen Tagesordnung verſchwinden werde. Das Duell iſt fortan eine preußiſche Paritätsfrage.

Das Verdienſt dieſen glücklichen Anſtoß gegeben zu haben, gebührt bekanntlich der ebenſo mannhaften als zarten Geſinnungstreue der drei jungen Grafen Xaver, Clemens und Adolf aus dem altkatholiſchen Hauſe Schmiſing-Kerſſenbrock, welche als Officiere des erſten Infanterie-Garderegiments in Potsdam lieber

*) S. das im beſten Sinne populär gehaltene Schriftchen: „Das Duell in ſeinem Urſprunge und Weſen ꝛc. Nebſt Beilagen aus den Jahren 1752, 1859 und 1864. Paderborn, Schöningh 1864.

wenigſtens weiß keine andere patriotiſche Politik mehr, die den Namen verdient und zugleich möglich iſt*).

Anhang.

Seit Monaten hetzen ſich alle Zeitungen ab um Combinationen zu erſinnen und aufzuſtellen, was aus den drei nordiſchen Herzogthümern werden ſoll. Mehr als ein halb Dutzend Erbanſprüche werden erhoben, jeder findet eine Partei, und des Geſchrei's über die Legitimität derſelben iſt kein Ende, weil immer einer den andern angreift und die Blößen in deſſen Rechtsanſprüchen aufdeckt. So ſind nach und nach die beſonnenen, nüchternen, keiner Partei angehörenden und urtheilsfähigen Männer ſo ziemlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß kein einziger der Prätendenten ausſchließliche und das Ganze umfaſſende Anſprüche beſitzt. Die Anſprüche die auf Lauenburg gemacht werden, ſind mehr als ſchwach. Lauenburg gehörte unſtreitig der däniſchen Krone an, es ward als Aequivalent für Norwegen durch die großen europäiſchen Friedensſchlüſſe der däniſchen Krone gegeben, und iſt durch den jetzigen Frieden als rechtmäßiges Eigenthum in den Beſitz von Preußen und Oeſterreich gekommen. Schleswig iſt ein uraltes däniſches Land, hieß ſogar eigentlich Süder-Jütland. Noch jetzt ſind zwei Drittel der Einwohner Dänen. Das deutſche Reich hatte gar kein Recht auf dieſes Land; nur das Land Holſtein oder vielmehr deſſen Stände hatten ein Recht auf eine Einheit mit den Schleswig'ſchen Landesſtänden, auf einen gemeinſamen Landtag und gemeinſame ſtändiſche Verwaltung. Deßhalb brauchten ſie aber noch gar nicht einem und demſelben Landesherrn anzugehören. Haben doch auch Mecklenburg-Schwerin und Strelitz dieſelbe ſtändiſche Verfaſſung und den gemeinſamen Landtag. Die Rechte der Prätendenten beſchränken ſich alſo eigentlich nur auf Holſtein. Der Auguſtenburger hat offenbar kein Anrecht auf ganz Holſtein, ſondern nur auf einen kleinen Theil. Der Oldenburger auf einen größern Antheil, allein doch auch nur auf einen Theil Holſteins. Aber welcher Natur

*) Einen ähnlichen Gedanken ſpricht die Einſendung eines Mannes aus, deſſen viel bekanntem Namen wir das Wort nicht verweigern dürfen, obwohl wir uns ſeinen poſitiven Vorſchlägen nicht anſchließen können. Die Einſendung welche wir im Anhang folgen laſſen, ſtammt, wie ſchon die inhärirende Kaiſeridee andeutet, aus dem Land der rothen Erde.

sind diese Rechte? Bestände das deutsche Reich noch, so hätten sie ein Recht auf die Landeshoheit aber nicht auf die Souveränetät des Landes; denn die Souveränetät gebührte in allen deutschen Ländern nur dem Kaiser. Als 1806 der Kaiser Franz die Kaiser-Krone niederlegte und die deutschen Fürsten keinen neuen Kaiser wählten, ging vorläufig die Souveränetät auf die Fürsten über; da erwarb also auch der König von Dänemark die kaiserliche Souveränetät über Holstein. Das ist durch die großen Friedensschlüsse von 1815 von allen Fürsten Deutschlands und Europas anerkannt.

Wir wollen mal annehmen die Häuser Oldenburg und Augustenburg hätten ein ausschließliches oder unter ihnen getheiltes Anrecht an Holstein, und Dänemark hätte dieß vor dem Kriege anerkannt, so hätten sie doch nur ein Anrecht auf die alte deutsche Landeshoheit, nicht auf die kaiserliche Souveränetät, die vielmehr dem Könige von Dänemark verblieben wäre. Wir haben ein prägnantes Beispiel vor Augen. Der Graf von Bentink besaß die alte Reichsherrschaft Kniphausen, er erkannte Niemand über sich als Kaiser und Reich; nach 1807 wurde ihm sein Ländchen von den Franzosen genommen, allein er setzte sich 1813 ganz ruhig und unbeachtet wieder in dessen Besitz. Sein Daseyn war auf dem Wiener Congresse gänzlich vergessen und unbeachtet geblieben, und da hatte der deutsche Bund später entschieden, der Graf von Bentink besitze rechtmäßig die Landeshoheit über sein Ländchen aber nicht die kaiserliche Souveränetät. Diese ward auf den Großherzog von Oldenburg übertragen, und wie früher die Grafen Bentink ihre Erbrechte vor dem Reichskammergerichte in Wetzlar hätten geltend machen müssen, so jetzt vor dem Oberappellationshofe in Oldenburg. Will man jetzt den Prätendenten Olden- und Augustenburg ihre Erbrechte auf juristische Weise anerkennen, so wird man ihnen die Landeshoheit auf einzelne Theile Holsteins zusprechen müssen, eine Patrimonialobrigkeit! Die kaiserliche Souveränetät ursprünglich dem Könige von Dänemark angehörig ist durch den Frieden auf Oesterreich und Preußen übergegangen. Aber wem von Beiden sollte diese Souveränetät zufallen. Preußen? es wäre das Natürlichste und für ganz Deutschland Ersprießlichste. Preußen würde dann eine respektable Seemacht bilden. Aber wir fürchten ganz Europa gibt es nicht zu, und Preußen wird den Schimpf sich nicht aufladen mit Einwilligung oder gar erkaufter Hülfe des schweigsamen Mannes an der Seine sein Ziel erreichen zu wollen. Wir schlagen eine andere Lösung vor, die unstreitig die Billigung des gesammten deutschen Volkes finden würde.

Durch das gesammte deutsche Volk geht eine tiefe Sehnsucht nach der Wiederherstellung des Kaiserthums, und ist sie nicht vollständig begründet? Die deutsche Nation hat ein Recht auf das Kaiserthum; war nicht sein Titel: „Römisches Kaiserthum deutscher

Nation!“ Die deutſchen Fürſten hatten gar nicht das Recht das Kaiſerthum aufzulöſen. Der unglückliche König Guſtav Adolf von Schweden als Herzog von Pommern hat 1806, auf dem letzten Reichstage in Regensburg, ihnen dieß bitter und ernſt, ſie an ihre geſchwornen Eide mahnend, in's Geſicht geſagt. Jetzt wäre die Zeit und Gelegenheit gekommen das alte Unrecht wieder gut zu machen. Man ſchaffe aus dieſem Kopfe Deutſchlands, aus drei Herzogthümern, eine Hausmacht für den künftigen Kaiſer, ein unantaſtbares patrimonium imperatoris. Dann wähle man aus den ſämmtlichen deutſchen Prinzen, mit Ausſchluß aller regierenden Fürſten, den neuen Kaiſer; aber er muß ſich als tüchtiger Soldat, etwa als Feldherr durch eine gewonnene Schlacht, eroberte Feſtung ꝛc. ausgezeichnet haben. Wir werfen den Gedanken in die Preſſe, zuweilen zündet ein Funke.

XXI.

Die drei Grafen von Schmiſing und das Duell.

Unſere Zeit rühmt ſich einer Civiliſation und Humanität, die das Chriſtenthum als überwundenen Standpunkt weit hinter ſich laſſe; ſie gibt zu verſtehen, daß die ſociale Kraft des chriſtlichen Geiſtes ſchon auf dem niedrigen Stadium des Mittelalters ſich gänzlich erſchöpft habe, und ſie verfolgt mit Haß und Hohn alles Das als bildungswidrig, was an mittelalterliche Anſchauungen erinnert oder zu erinnern ſcheint. Aber in Wahrheit iſt nur noch Ein ächter Reſt von der barbariſchen Seite des Mittelalters bis auf uns gekommen, und eben dieſen Reſt hegt unſere humane Zeit als eine Nothwendigkeit des höchſten Geſetzes der Ehre in ihrem Schooße. Es iſt eine eigenthümliche Ironie! Die Kirche hat ſeit tauſend Jahren gegen das Duell als ein Ueberbleibſel barbariſcher Verkommenheit angekämpft, und eben dieſe unläugbare Barbarei vertheidigt unſer hochgebildeter Zeitgeiſt als das Heiligthum ritterlichen Weſens.

Ohne Zweifel iſt das Duell eine ausſchließliche Unſitte aus der germaniſchen Urzeit. Die antike Welt kannte daſſelbe nicht. „Dachten wohl, ſagt J. J. Rouſſeau, die tapferſten Männer des Alterthums daran, ihre perſönlichen Ehrenkränkungen im Zweikampfe zu rächen? Sandte Cäſar dem Cato, oder Pompejus dem Cäſar ein Cartel für ſo viele gegenſeitige perſönliche Beſchimpfungen“ *)? Auch mit den gerichtlichen Zweikämpfen oder Ordalien des Mittelalters hat das Duell keinen Zuſammenhang, denn es fehlt demſelben gerade deren weſentlichſtes Merkmal, die richterliche Ordination und Weihe, die auch ihrerſeits nur ſolange möglich war, als die juſtizielle Autorität in der allgemeinen Anerkennung mangelte. Das Duell iſt vielmehr als Sache des reinſten Eigenwillens der direkte Nachkömmling heidniſcher Blutrache und der ſchlimmſten Ausartung des mittelalterlichen Feudalismus im Fauſtrecht.

Die Kirche hat ſich ſtets verwahrt und iſt bei jedem einzelnen Falle mit ihren geiſtlichen Strafen eingeſchritten. Ihre ausdrücklichen Cenſuren gehen vom neunten bis ins vorige Jahrhundert. Um aber die Principien-Frage vor dem politiſchen Forum förmlich anhängig zu machen, hat der ſachliche Anlaß gefehlt. Die Geſetzgebungen aller Länder verpönten gleichfalls das Duell, und es iſt bis auf die jüngſten Tage nicht erhört worden, daß das Duell trotzdem irgendwo officiell in Schutz genommen, ja als militäriſche Standespflicht erheiſcht worden wäre. Erſt jetzt iſt das in Preußen vorgekommen, und da die näheren Umſtände des Falles im Princip zugleich die geſetzliche Religionsfreiheit der preußiſchen Katholiken engſtens berühren, ſo iſt zuverſichtlich zu hoffen, daß die Duellfrage nicht mehr ungelöst von der politiſchen Tagesordnung verſchwinden werde. Das Duell iſt fortan eine preußiſche Paritätsfrage.

Das Verdienſt dieſen glücklichen Anſtoß gegeben zu haben, gebührt bekanntlich der ebenſo mannhaften als zarten Geſinnungstreue der drei jungen Grafen Xaver, Clemens und Adolf aus dem altkatholiſchen Hauſe Schmiſing-Kerſſenbrock, welche als Officiere des erſten Infanterie-Garderegiments in Potsdam lieber

*) S. das im beſten Sinne populär gehaltene Schriftchen: „Das Duell in ſeinem Urſprunge und Weſen ꝛc. Nebſt Beilagen aus den Jahren 1752, 1859 und 1864. Paderborn, Schöningh 1864.

ihre ehrenvolle und liebgewordene Stellung im Corps daransetzen, als auch nur für die Zukunft eine Verträglichkeit des Duells mit ihrem katholischen Glauben anerkennen wollten. Ein Landsmann der drei Grafen, der Jesuit Spee, hat sich in einer andern Zeit als erster Ankämpfer gegen den schrecklichen Aberglauben der Hexenprocesse unvergänglichen Ruhm erworben; wenn die Nachwelt dereinst auf die Geschichte des Duells als einer hartnäckigen Geistesepidemie der Vergangenheit zurückschaut, dann wird sie nicht weniger mit ehrender Anerkennung den Namen „Schmising" nennen.

Alle Zeitungen haben seit dem vorigen Sommer den merkwürdigen Hergang mehr oder minder richtig besprochen. Neuestens aber hat der Vater der drei Grafen, einer der edelsten Herren im katholischen Deutschland, unter dem bedeutsamen Titel Suum cuique die authentischen Dokumente veröffentlicht*). Aus denselben geht zunächst evident hervor, daß die betreffenden Militärbehörden in Potsdam und Berlin nicht ohne Unbesonnenheit und Uebereilung einen schweren Conflikt herbeigeführt und sich Verlegenheiten bereitet haben, worin sie sich nun nicht anders zu helfen wissen, als indem sie auf die berechtigtsten Fragen die Antwort verweigern.

Ursprünglich lag nämlich nicht einmal ein concreter Fall vor, so daß etwa einer der drei Grafen vor der Wahl gestanden wäre eine Satisfaktion zu geben oder nicht. Sondern es handelte sich nur um eine ungeziemende Aeußerung eines Kameraden, welche dieser loyal zurücknahm, während Graf Xaver vor dem Vermittler privatim äußerte: schlagen würde er sich nie, weil die katholische Kirche das Duell verbiete. Darauf hin inquirirte nun der Oberst des Regiments im höhern Auftrag auch die zwei andern Brüder über ihre Ansicht vom Duell. Dieselben verwahrten sich natürlich, daß ein concreter Fall gar nicht vorliege und sie sich zu benehmen wissen würden. Als aber der Oberst es ihnen zur Ehrenpflicht machte zu erklären, wie sie in künftigen Fällen bezüglich des Duells sich halten würden, und als die zwei Grafen nun dem

*) Suum cuique. Bericht des Grafen Clemens August von Schmising-Kerssenbrock über die Thatsachen und Verhandlungen, welche der Entlassung seiner Söhne Xaver, Clemens und Adolf aus dem k. preuß. Militärdienste vorangegangen und bisher gefolgt sind, unter Beifügung der bezüglichen Schriftstücke. Osnabrück, Richard 1864. Stn. 93.

Bekenntniß ihres ältern Bruders sich anschloßen: da erfolgte nach wenigen Tagen mittelst königlicher Kabinetsordre die gänzliche Entlassung der drei Brüder aus der Armee. Unmöglich kann Jemand einen andern Schluß daraus ziehen als: wer das Duell nicht vereinbar findet mit seinen religiösen Ueberzeugungen, der kann nicht preußischer Officier seyn, und somit ist insbesondere jeder treue Sohn der katholischen Kirche ausgeschlossen von den preußischen Epauletten.

Bis jetzt war noch in keiner Armee der Welt dem Duell eine solche Stellung von oben eingeräumt worden, und deren confessionelle Tragweite und Consequenz wollten auch jetzt die preußischen Militärbehörden nicht einräumen. Sie zu verläugnen war indeß eine logische Danaiden-Arbeit. Das Entlassungszeugniß des Obersten sagt wörtlich: „daß eine solche Erklärung, unbeachtet aus welchen Motiven sie entspringt, dem Zusammenhange der Kameradschaft, der auf gegenseitige Hülfe und Unterstützung zu jeder Zeit sich gründet, vollständig entgegen ist und daß sein Verbleiben im Dienst als Officier unter diesen Verhältnissen eine Unmöglichkeit sei.“ Eine ähnliche Antwort erhielt der katholische Feldpropst Pelldram auf erhobenen Angstruf vom König selbst. Als aber nun die Mitglieder des rheinisch-westfälischen Adels die Sache zu der ihrigen machten, weil demnach allen ihren Söhnen nur die Wahl bliebe entweder auf den Gehorsam der katholischen Kirche oder auf den preußischen Officiersrang zu verzichten: da versicherte der Fürst von Sigmaringen im Auftrag, „auf Grund genauester Kenntniß und unmittelbarer Einweihung über den Verlauf zur Ansicht gelangt zu seyn, daß weder inquisitorische Vernehmungen über Eventualitäten noch confessionelle Rücksichten hier irgendwie maßgebend gewesen seien. Die Entlassung sei lediglich ein Gebot militärischer Nothwendigkeit gewesen, und zwar eine solche, über welche Se. Maj. einzig und allein zu entscheiden habe.“ Bei diesen Räthselworten konnte sich natürlich Niemand beruhigen; aber auf neue Anfrage wiederholte der Kriegsminister nur in gröberm Ton: der König werde fernere Eingaben weder annehmen noch beantworten, da es nicht statthaft sei über die Gründe zu fragen, „nach welchen Se. Maj. bei Anstellung und Entlassung der Officiere Seiner Armee zu verfahren für gut findet.“ So ward also von dieser Seite die Debatte kurz abgeschnitten.

Allerdings hätte man meinen sollen, das erstaunliche Geschick der drei Grafen könnte gar nicht als confessionelle, sondern nur als allgemein christliche Angelegenheit aufgefaßt werden, und namentlich die conservativ protestantische Presse müßte hierin mit der katholischen gemeinsame Sache machen. Aber weit gefehlt. Die sonst so fromme und salbungsvolle „Kreuzzeitung" machte es auch jetzt wieder wie seinerzeit im Kampfe gegen die Freimaurerei; sie hütete sich sorglich über das Duell abzusprechen, und als sie den Fall nicht mehr ignoriren konnte, da zerrte sie denselben verdächtigend auf ein anderes Gebiet, indem sie sich nach dem Beispiel des Fürsten von Sigmaringen hinter das militärische Amtsgeheimniß verschanzte. Die ministerielle Zeitung hingegen trat wenigstens offener auf, indem sie rund heraus erklärte: die drei Grafen hätten es voraus wissen und nicht unter allen Berufsständen gerade den einzigen wählen sollen, „in welchem das Duell zwar nicht erlaubt, aber doch unter gewissen Voraussetzungen als eine Standespflicht gesetzlich geregelt ist."

Nun ist das Duell in Preußen nicht nur civil-strafrechtlich verboten, es ist dem Militär auch noch eigens durch neuere Kabinets-Ordres strengstens untersagt, und seit 1844 ist für vorkommende Ehrenhändel die Institution des Ehrenraths und Ehrengerichts gesetzlich eingeführt. Dennoch durfte der Oberst der drei Grafen von Anbeginn erklären, „die Zuziehung des Ehrenraths sei im Regiment nicht üblich"; das ministerielle Blatt durfte ungescheut behaupten, daß es in Preußen einen Stand gebe, in welchem eine staatsgesetzlich verpönte Handlung unter Umständen gesetzlich geregelt sei; und die oberste Militärbehörde durfte solche Grundsätze faktisch geltend machen!

Ist es möglich, daß das öffentliche Rechtsbewußtseyn über eine so schreiende Abnormität auf die Länge schweigend hinwegehe? Ich glaube nicht. Mag man es auch in Preußen noch so sehr in das Belieben des obersten Kriegsherrn stellen, welche Officiere er in seiner Armee anstellen oder entlassen will, so ist doch das Duell nie und nimmermehr ein Motiv, das den Officier ausmachen kann und darf. An der allgemein christlichen und natürlichen Moral hat auch das persönliche Ermessen eines obersten Kriegsherrn seine Grenze.

XXII.

Zur Geneſis der erſten Theilung Polens.

(Fortſetzung.)

Die Czarin Eliſabeth trat im ſiebenjährigen Kriege aus Furcht vor Friedrichs II. Eroberungsplänen auf Curland, Polniſch-Preußen und Danzig auf Seiten Oeſterreichs, und der im J. 1753 in Moskau zuſammenberufene Reichsrath ſprach die Staatsmaxime aus, Rußland müſſe ſich nicht nur jeder weitern Ausdehnung der preußiſchen Monarchie widerſetzen, ſondern dieſelbe auf ihre frühern engen Grenzen zurückführen. Aus allen Kräften ſuchte Rußland im ſiebenjährigen deutſchen Bruderkrieg den Kampf zu verlängern, damit die deutſchen Mächte deſto mehr ſich abſchwächten und die ruſſiſche Suprematie über Polen nicht behinderten. In Polen lag das eigentliche Motiv der Theilnahme Rußlands am Kriege und Rückſichten auf Polen beſtimmten die räthſelhafte Haltung der moskowitiſchen Heerführer während deſſen ganzen Verlaufs. Jammervoll waren die Zuſtände des unglücklichen Polens während der Kriegsjahre. Nicht bloß ruſſiſche, ſondern auch preußiſche Truppen durchzogen und brandſchatzten das Land und zwangen mit Gewalt polniſche Rekruten zum Kriegs-

Seite bei der Wiedergeburt ihres L
würden, da sie als Vorkämpfer geg
so oft und so lange dem deutschen
geleistet, und unter Sobiesky die
Unterjochung befreit hätten. Und wa
tenstaat ehedem für das ganze Abe
für Deutschland gegen Mongolen u
würde ein neuerstarktes Polen für
weiter vordringende halborientalisch
worden seyn. Polens Wiedergeburt h
lande und insbesondere Deutschlan
gebracht.

Sehr begreiflich deßhalb, daß R
Polens zu verhindern suchte*) und s
dort die Reformideen laut zu werden b
nach Warschau schickte: es werde sich
der polnischen Verfassung, d. i. jeglichen
ein Ende zu machen, mit allen Mitte
gewalt, widersetzen. Ein solches Vorge
schen Interesse. Aber wenig begreiflich
daß Preußen, welches doch am meis

von Polniſch-Preußen den Staat zu arrondiren, den Schlüſſel für dieſe Politik darböte. Während aber Preußen ſeine Arrondirung auf Koſten Polens unter König Friedrich I. und bis in die letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's I. durch Unterſtützung des Wettiner Hauſes bei Errichtung einer polniſchen Erbmonarchie zu erreichen gehofft hatte, glaubte Friedrich II. daſſelbe Ziel dann am leichteſten zu erreichen, wenn das ihm feindliche Haus Sachſen für immer vom polniſchen Thron entfernt und die polniſche Wahlmonarchie mit allen Mängeln der Verfaſſung und Verwaltung aufrecht erhalten würde.

So verfolgten alſo Rußland und Preußen in ihrer Politik gegen Polen denſelben Weg, und es kam dann, als nach dem Tode der Czarin Eliſabeth und der Thronbeſteigung Peter's III. in Petersburg der Umſchwung zu Gunſten Preußens ſtattgefunden, am 8. Juni 1762 zwiſchen beiden Mächten zum Abſchluß einer Offenſiv- und Defenſivallianz, in der in geheimen Artikeln bezüglich Polen feſtgeſetzt ward: jeder Verſuch, das polniſche Königthum erblich zu machen, müſſe von beiden Contrahenten mit allen Mitteln und nöthigenfalls mit Waffengewalt vereitelt werden; Niemand dürfe ſich in Polen zum Souverän erheben, weil das für die benachbarten Staaten gefährlich ſei, und nach dem Tode des Königs Auguſt III. dürfe nicht mehr ein auswärtiger Fürſt, ſondern nur ein polniſcher Adeliger, ein Piaſt, den Thron beſteigen, und Rußland und Preußen würden ſich über den paſſendſten Throncandidaten vereinbaren. Alle dieſe Stipulationen, hieß es, lägen im Intereſſe der Vertragsmächte, die ſich zugleich auch gegenſeitig zuſicherten, den polniſchen Diſſidenten (Schismatiſchen Griechen, Reformirten, Lutheranern u. ſ. w.) in religiöſer und politiſcher Beziehung alle ehemaligen Privilegien und Prärogativen wieder zu verſchaffen*). Die Durchführung dieſer letztern Stipulation wirkte in der

*) Der Vertrag iſt zum erſtenmal vollſtändig abgedruckt bei Smitt I., 158—165. Vergl. Theiner Mon. Poloniae 4b, 1—2.

...gen, Brandstiftungen, meuchelmö
ihr Leben und Bauernrevolten ang
heimlichen und verdeckte ihm zugle
ihre Diktatur, die an Kraft und
wig XIV. weit überragte, alle europ

Das Meisterstück ihrer Politik
der sie die ganze öffentliche Meinung
und ihre Pläne irre zu leiten wußte.
den französischen „Philosophen" über
rechte unterhielt und politische Denkschr
sinnige Principien so gefahrbringend
weil unvereinbar mit einer monarchische
reich verbot: erreichte ihre Autokratie
Stufe und beließ den Unterthanen n
außer den kirchlichen Feiertagen jährlich
zu Ehren der Kaiserin zu begehen, un
Tag, an welchem Ihre kaiserliche Maj
Während sie von den französischen Pł
Lobsprüche erhielt, weil sie öffentlich die
die Bauern ihres Reiches von der Leibeig
bedrohte sie durch einen Ukas jeden Leibei
stehe auch nun ...

Staatengeschichte, in der Baukunst und Mechanik empfangen sollte, schrieb sie an den Statthalter von Moskau: er solle sich um die Ausführung dieser Ukasen, die bloß auf das Ausland berechnet seien, damit dieses eine gute Meinung von Rußland behalte, nicht kümmern; denn wenn die Russen anfingen unterrichtet zu werden, so würde sie weder Kaiserin bleiben, noch er Statthalter von Moskau.

Die Worte der Czarin standen stets mit ihren Handlungen in Widerspruch, aber die damaligen Fortschrittsmänner und Stimmführer der öffentlichen Meinung, nämlich Voltaire, Diderot und andere Encyclopädisten, welche Katharina mit reichen Jahrgehältern und Geschenken bedachte, priesen nur „die weisheitsvollen Aussprüche und menschenfreundlichen Grundsätze" der nordischen Semiramis, die ihnen als eine „Philosophin auf dem Throne" galt.

Man kann nicht leugnen, daß Katharina mit wahrer Meisterschaft alle damaligen sog. „philosophischen Grundsätze" d. h. alle destructiven Ideen der Zeit für ihre Zwecke auszubeuten verstand. Sie war die erste gekrönte Jakobinerin in Europa und die französische Revolution hat zwanzig Jahre später keine neuen Principien, sondern nur dieselben Principien proklamirt, die Katharina ein Menschenalter hindurch beständig im Munde geführt und durch die sie alle Rechtsverletzungen, Vertragsbrüche und Eroberungen zu legitimiren gesucht hatte. Als die französischen Revolutionsmänner die Kirchengüter einzogen, folgten sie nur dem Beispiele der russischen Autokratin, die durch den Raub von Kirchen- und Klostergut sich ein jährliches Mehreinkommen von zwanzig Millionen Franken verschaffte, und zwar, wie sie dem höhern russischen Clerus erklärte, lediglich aus Vorsorge für die Kirche, die sie von den „widerrechtlichen Anmaßungen des Reichseigenthums" befreien und zur primitiven Einfachheit zurückführen müsse. Als die Revolutionsmänner Assignaten ausgaben, entnahmen sie nicht bloß die Sache, sondern sogar den Namen für dieselbe von ihrem Vorbilde Katharina, die Rußland mit Assig-

naten überschwemmt und den Credit ruinirt hatte, lediglich in der bürgerfreundlichen Absicht, „um", wie sie sich ausdrückte, „die Capitalien eines jeden Particuliers ohne den geringsten Verzug mit eines Jeden Nutzen roullirend zu machen." Und als die Revolutionsmänner im Namen der „Freiheit und Gleichheit" die umwohnenden Völker mit der ärgsten Tyrannei heimsuchten, konnten sie sich ebenfalls auf Katharina berufen, die, wie wir noch hören werden, unter derselben Aegide in Polen ein wehrloses Volk würgte*).

Katharina übernahm die Erbschaft Peters I. und wollte durch die Unterwerfung Polens Rußland zu einer europäischen Großmacht erheben. Denn Rußland wurde damals noch, trotz aller Versuche seit Peter I., so wenig als europäische Macht betrachtet, daß Friedrich II. im J. 1770 seinem Bruder Heinrich, der sich auf einem Besuche bei der Czarin Katharina in Petersburg befand, Nachrichten aus Europa schickte**), und daß die Polen auf eine Intervention der westlichen Staaten zu ihren Gunsten gegen die Moskowiter vorzüglich deßhalb hofften, weil es ihnen unerklärlich schien, daß diese Staaten „die Erhebung Rußlands zu einer europäische Macht" zulassen sollten***). Aber eben diese Erhebung, d

*) Vergl. für das Gesagte die Citate bei Sugenheim 2, 4 — 1 Lescoeur L'église catholique en Pologne sous le gouvernement Russe (Paris 1860) pag. 3 flg. Theiner L'Eglise schismatique Russe (Paris 1846) pag. 269 flg. Vergl. Bruno Bau Rußland und das Germanenthum (Charlottenb. 1853). S. 1— Adolf Boch Rußlands Entwicklung (Leipzig 1856) S. 26 flg. - Auch in Deutschland suchte Rußland schon frühzeitig die Presse corrumpiren. In unserm oben erwähnten Vortrag „Rußla und Polen ꝛc." haben wir S. 16 dafür einige Belege schon a der Zeit Peters I. angeführt nach den Citaten bei Sugenheim 60—61 und 184—186.

**) Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 330 flg.

***) Vergl. Rulhière 3, 291 flg.

nur durch die Beherrschung Polens erreicht werden konnte, sah Katharina als ihre Lebensaufgabe an. Durch Polen bezweckte sie, wie sie in einer geheimen Instruktion an ihre Gesandten in Warschau deutlich ausspricht, die ganze europäische Politik zu beeinflußen*), und scharfblickende Beobachter erkannten, daß sie Polen nicht bloß seiner selbst wegen sich dienstbar machen wollte, sondern um es als Stützpunkt für die Hebel zu gebrauchen, mit denen sie Deutschland zu erschüttern hoffte**). War aber die altrussische Staatsmaxime „durch Polen nach Deutschland" erreicht, so war die russische Diktatur über Europa gesichert. Rußlands neuere Geschichte, sagte der in alle Staatsgeheimnisse tief eingeweihte russische Minister Pozzo di Borgo am 20. Okt. 1814 in einer geheimen Denkschrift an Kaiser Alexander, habe fast ausschließlich die Zerstörung Polens zum Gegenstande; diese sei in der Absicht unternommen, Rußland in unmittelbaren Verkehr mit den übrigen Völkern Europa's zu setzen und ihm einen weiten Schauplatz für die Anwendung seiner Macht und seiner Talente, für die Befriedigung seines Stolzes, seiner Leidenschaften und Interessen zu eröffnen; die Folgen dieses

*) Bei D'Angeberg 3—11.

**) Ein sehr wichtiger Bericht des sächsischen Residenten v. Essen aus Warschau vom 3. Oktober 1767 bei Hermann 5, 425. Katharina, schreibt v. Essen „sieht es sicherlich auch auf die Vermehrung ihres Ansehens und Einflusses in Deutschland ab, so daß Alles was ich in Polen sich begeben sehe, mir nur als eine Vorbereitung zu den Mitteln erscheint, durch welche man ein entfernteres Ziel zu erreichen hofft." Dann fügt er noch hinzu: „La Russie nous cajolera à mesure que ces projets reussisent. Un état tel que la Saxe est justement ce qu'il lui faut en Allemagne, assez puissant par soi-même, par ses Alliances et connexions, pour être utile à la Russie, sans être assez fort pour la contrecarrer." Essen sah nur nicht, daß Rußland dazu Sachsens nicht bedurfte, sondern für seine Pläne in Deutschland Preußen, selbst unter einem Herrscher wie Friedrich II., benutzen wollte.

gelungenen Planes zerstören, heiße die Einheit der Regierur antasten*).

Katharina hatte kaum den usurpirten russischen Thro eingenommen, als sie am 2. Aug. 1762 ihrem frühern Be schläfer Stanislaus Poniatowski schrieb: „Ich schicke sofo den Grafen Kayserlingk nach Polen, um Sie dort nach de Tode August's III. zum König zu machen**)." So lange ab August noch lebte, hatte Kayserlingk noch andere Aufträg zu besorgen, wozu vor allem gehörte, daß der polnische Lehens staat Curland unter russische Botmäßigkeit gebracht würd Die Czarin verlangte aus besonderer Vorliebe für die „In teressen Polens" und kraft „des Rechtes der Nachbar schaft", daß Karl, der Sohn König August's und bisherig Herzog von Curland, von dort entfernt und der elende Biro den sie als russischen Statthalter nach Curland senden wollt an dessen Stelle eingesetzt werde. Friedrich II. sprach dur seinen Gesandten am 22. Februar 1763 sein Einverständn mit dieser neuen Interpretation des Völkerrechtes aus, ur ein Heer von 15,000 Russen sorgte in Curland für d Durchführung derselben. Während Katharina die herzogliche Güter sequestrirte und den Pächtern den Befehl ertheilte, d Pachtgelder in die russische Staatskasse abzuliefern, überze sie gleichzeitig auch Lithauen mit ihren Truppen und gin bei den unerwartet raschen Erfolgen ihrer Politik schon weit, daß sie an den polnischen König das Ansinnen stellt er solle ihr über die bisherige Verwaltung seines Königreiches Rechenschaft ablegen***). Das Alles geschehe, sag

*) Vergl. v. Sybel Geschichte der Revolutionszeit von 1789—179 (Düsseldorf 1854) Bd. 2, 156.

**) Komarzewski Coup d'oeil rapide sur les causes réelles de décadence de la Pologne (Paris 1807) pag. 118.

***) Näheres bei Hermann 5, 347—354. Sugenheim 1, 353 flg. F die Verhältnisse in Curland wichtige Aktenstücke bei Theine Mon. Poloniae 4 b, 4—18. Bericht des päpstlichen Nuntius Vi conti vom 12. Januar 1763 bei Theiner 4 b, 23. Das polnisc

Katharina, aus Vorsorge für den „allgemeinen Frieden“ der Welt, und sie freue sich, daß ihre edlen Bemühungen von der göttlichen Vorsehung gesegnet würden, und daß bereits „das Menschengeschlecht anfange, die Süßigkeiten des Friedens zu genießen*).“

Wie Rußland, so betrachtete auch Friedrich II. Polen bereits als ein abhängiges Land; er ließ, berichtet der englische Gesandte in Warschau am 9. April 1763, „ganze Familien aufheben und mit Gewalt nach Preußen und Brandenburg bringen, um diese halb zu Grunde gerichteten Landschaften zu bevölkern**)“, und trieb nach einer Berechnung des polnischen Kronsekretairs Skierski in den beiden Palatinaten Posen und Kalisch eine Summe von zwei Millionen

---

Ministerium sagte in einer Denkschrift an die europäischen Mächte über das Vorgehen Rußlands in Curland: „Si jamais on a violé ouvertement les droits de la souveraineté et foulé aux pieds la dignité d'un état independant, c'est assurément dans cette occasion.“ Theiner 4b, 14 Katharina dagegen höhnte die Polen in einer Denkschrift vom 20. Januar 1763 (bei Theiner 4b, 15—16), daß sie nur aus „Gerechtigkeit“ gehandelt habe und in Zukunft der polnischen Republik gegenüber mit ebenso viel Freude als Energie die Macht gebrauchen wolle, die ihr Gott (durch die von ihr veranlaßte Ermordung ihres Gemahls?) übertragen habe! In einer Erklärung vom 13. Juli 1763 (bei Theiner 4b, 18) nannte sie sich bereits Garantin der polnischen Constitution und machte ihren Willen kund, daß sie niemals irgend eine Veränderung derselben gestatten werde. Katharina thut sich in ihren Denkschriften besonders viel darauf zu gut, daß sie für die Entschädigung des aus Curland vertriebenen rechtmäßigen Herzogs Karl wirke, und wir erfahren nun aus einem Bericht des Nuntius Visconti vom 29. September 1762 (bei Theiner 4b, 23), daß diese Entschädigung in der Säkularisation der Bisthümer Hildesheim und Paderborn bestehen sollte, die Katharina hochherzig an Karl geben wollte!

*) Bei Theiner 4b, 18.

**) Bei Raumer 1, 317.

e ganze diaboliſche Politik gegen Polen enthüllt u
b zu den bemerkenswertheſten geheimen Aktenſtück
:t gehört***). Rußlands Intereſſe, heißt es darin
derm, verlange gebieteriſch, daß Polen niemals z
lichen Monarchie erhoben würde, denn die Erblich
one wäre der erſte und ſicherſte Schritt „zu allen
:formen, die den ruſſiſchen Intereſſen ſchädlich
ıs ſächſiſche Fürſtenhaus müſſe vom polniſchen Thro
ingt, die Armee des Landes dürfe nicht verſtärkt, u
em müſſe das Liberum Veto d. h. die Anarchie Pc

---

*) Bericht des engl. Geſandten vom 22. Juni 1763 bei
1, 318.

**) Bericht des engl. Geſandten vom 15. Juli 1763 bei R
311. Vergl. den Bericht des Engländers Mitchell vom 9.
1763 bei Raumer König Friedrich II. und ſeine Zeit
1836) S. 545. Nach einem Schreiben des franzöſiſchen G
Beranger aus Petersburg vom 20. Nov. 1763 erklärte der
Miniſter, daß Rußland an keine Theilung Polens denke,
König von Preußen, falls dieſer, wie wohl möglich, weniger

aufrecht erhalten werden, weil Rußland darin seinen größten Nutzen und die vorzüglichste Grundlage seines direkten Einflusses auf die europäische Politik erkenne. Nur ein Piast, der den russischen Zwecken dienstbar sei, dürfe den polnischen Thron besteigen und Stanislaus Poniatowski sei der für Rußland geeignetste Candidat. Er müsse aber vor seiner Wahl noch bestimmte Garantien geben, daß er aus Dankbarkeit gegen die Czarin alle Plane derselben zu jeder Zeit durchführen und die Interessen Rußlands stets als seine eigenen betrachten wolle. Um seine Wahl zu ermöglichen, stellt Katharina den Gesandten ungeheuere Geldsummen zur Verfügung, mit denen sie die Landboten auf den Landtagen bestechen sollten, und ebenfalls sollten sie durch Bestechung dahin wirken, daß die ganze auf dem Reichstag repräsentirte Republik allen griechischen Dissidenten eine unbeschränkte Toleranz (was Rußland unter „Toleranz" verstand, wird uns später klar werden) bewillige*), und die russische Intervention und Garantie für alle Gesetze, Privilegien und Freiheiten Polens nachsuche. Dadurch gewinne sie, sagt die Czarin, einen „plausiblen Vorwand" sich in die polnischen Angelegenheiten einzumischen und könne dann mit Bequemlichkeit alle Hebel, die sie für passend erachte, in Bewegung setzen. Katharina spricht schließlich ihren Gesandten die Hoffnung aus, daß sie ohne Krieg zum Ziele

---

Europa vom Ende des siebenjährigen Krieges 1, 316. Jetzt die „Freiheit Polens", d. h. das Liberum Veto aufrecht erhalten, schreibt der französische Gesandte Paulmy am 17. April 1764, „heißt einen offenen Ort vertheidigen, ohne Besatzung, ohne Offiziere, ohne Kriegsbedarf, ohne Lebensmittel, ohne Befestigungen" Raumer 1, 319.

*) Smitt I, 116 flg. irrt also sehr, wenn er die Sache so darstellt, als sei Katharina erst durch Friedrich II. bewogen worden, zu Gunsten der Dissidenten in Polen aufzutreten. Katharinas Instruktion ist vom 6. November 1763 und der von Smitt für seine Behauptung citirte Brief Friedrichs II. ist vom April 1764.

ihrer Wünſche komme, würde aber, fügt ſie hinzu, wider Erwarten ihr Kroncandidat nicht gewählt werden, ſo ſei ſie entſchloſſen im Einverſtändniß mit dem König von Preußen ohne alle vorausgegangene Kriegserklärung gleichzeitig alle polniſchen Provinzen mit ihren Truppen zu überſchwemmen, alle ihre Gegner als Rebellen zu betrachten und deren Güter mit Feuer und Schwert zu verheeren, und ſie werde die Waffen nicht eher niederlegen bis das ganze polniſche Livland von der Republik getrennt und dem ruſſiſchen Reiche einverleibt ſei.

So unumwunden enthüllte die Czarin ihre Pläne, und dennoch behauptet ihr neueſter Vertheidiger Friedrich von Smitt, daß ſie an gar keine Eroberungen und Annexionen auf Koſten Polens gedacht habe*)! Den Polen freilich ließ Katharina, wenige Wochen nachdem ſie obige Inſtruktion gegeben hatte, amtlich durch den Fürſten Repnin die eidliche und feierliche Verſicherung geben, es ſei ein lügenhaftes Gerücht, daß ſie polniſches Gebiet an ſich zu reißen beabſichtige; ſie denke an keine Eroberungen, ſondern wolle lediglich „durch Gerechtigkeit, Menſchlichkeit und Großmuth" die Unterthanen ihres Reiches beglücken; ſie werde weder ſelbſt jemals ſich an dem unverſehrten Beſitzſtande Polens vergreifen, noch zugeben, daß derſelbe durch irgend eine andere Macht irgendwie Schaden erleide**)! Und Friedrich II. gab ſeinerſeits am 24. Januar 1764 dieſelbe feierliche Erklärung in Warſchau ab. Der König, ſagte ſein Geſandter Benoit, ſei mit Recht darüber indignirt, daß man ihm zutraue, er beabſichtige im Einverſtändniß mit Rußland eine Theilung Polens; ſolche Plane ſeien ſeiner ganzen Denkungsart entgegen, und er wolle vielmehr Alles thun, um das polniſche Gebiet unverletzt zu erhalten***).

---

*) Smitt III, 18 flg.

**) Bei D'Angeberg 13 — 15. Vergl. die Erklärung Repnins vom November 1763 bei Theiner 4b, 20.

***) Bei D'Angeberg 15.

Rußland und Preußen sicherten, um die übrigen europäischen Mächte zu täuschen, in öffentlichen Erlassen den Polen eine völlige Wahlfreiheit zu, aber Friedrich II. sagte dem von der Republik an ihn abgesandten Gorowski rund heraus, daß die Polen sich bei der Königswahl in Allem den Forderungen Rußlands fügen müßten, sonst würden sie dazu mit den Waffen gezwungen werden *), und gleichzeitig schickte Katharina ein Heer von 10—15,000 Mann nach Polen, um, wie sie amtlich sagte, die „Freiheit der Königswahl" zu sichern. Als die Polen sich bitter über diesen Bruch des Völkerrechts beklagten, gaben die russischen Gesandten ihnen die höhnende Antwort: die so freie und große polnische Nation könne doch nicht wähnen, daß so wenige Russen irgend etwas gegen ihre Rechte zu unternehmen im Stande wären; der Einzug russischer Truppen sei der vollgültigste Beweis für die Reinheit der Absichten der Czarin. Und als die Polen fragten, warum denn die Czarin sich so sehr um die Republik bekümmere, wies Repnin sie mit dem Hohne ab: das hätten sie längst fragen sollen, jetzt sei es zu spät**). Der österreichische Minister Kaunitz sah „Polen bereits in Rußlands Händen***)."

---

*) Bericht des Nuntius Visconti vom 22. Febr. 1764 bei Theiner 4b 25. Vergl. Friedrichs II. Depesche nach Petersburg bei Smitt I, 92. Der polnische Abgesandte wird hier Gadomsky genannt. Vergl. auch die Aeußerungen des Königs in seinen Memoiren. Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 13.

**) Vergl. die offiziellen russischen Denkschriften bei Theiner 4b 37—38, und bei D'Angeberg 19—20. Friedrich II. beruhigte die Polen mit der Erklärung: die Absichten der russischen Czarin bezüglich der Ruhe und Unabhängigkeit der Republik seien ebenso rein, wie die seinigen! Vergl. seinen Brief vom 28. April 1764 bei Theiner 4b 40—41.

***) Bericht des französischen Gesandten Chatelet aus Wien vom 10. Oktober 1763 bei Raumer 1, 329.

Geſandten in Wien: „Ich ſehne mich ſo ſehr,
meiner Tage in Frieden hinzubringen, daß i
ringſten Funken erzittere, aus Furcht, daß e
entzünden werde*).“ Sie war entſchloſſen,
Geld noch mit Mannſchaft in die polniſchen
einzumiſchen, ſo lange ſie bei den benachbarten
die Abſicht gewahre „von den dortigen Unruh
ziehen und die Republik zu theilen**).“
Wien die Bitten Polens um Unterſtützung ge
an der Friedensliebe Maria Thereſia's verhall
in Frankreich kein Gehör wegen der kurzſichtig
Miniſters Choiſeul, der alle Rückſichten auf de
den Augen verloren hatte, weil er nur auf di
der engliſchen Macht ausging und die Engl
wiſſen wollte „wie Spanien die Mauren behan
ſie in dreißig Jahren unterworfen und vernichtet
Die polniſche Anarchie, meinte Choiſeul,
ſiſchen Intereſſen günſtig, weil durch ſie all
werden könne, daß irgend eine Macht „auf
ſich vergrößere†)!“ Und die Verblendung ging

ſogar ſo weit, daß man im Miniſterrath im Mai 1763 in Gegenwart des Königs auseinanderſetzte: Frankreich dürfe ſich um Polen nicht mehr bekümmern, ja es ſei ſogar ſehr zweifelhaft, ob es ſelbſt im Fall einer Theilung Polens durch die umwohnenden Mächte ein Intereſſe habe, ſich irgend wie zu widerſetzen*). Und ebenſo dachte England. Die beunruhigenden Berichte, welche der engliſche Geſandte aus Warſchau über die polniſchen Angelegenheiten nach London ſchickte, machten ſo wenig Eindruck, daß der dortige franzöſiſche Botſchafter die Ueberzeugung gewann: England werde nicht einmal dann thatkräftig einſchreiten, wenn Rußland und Preußen polniſche Provinzen an ſich reißen würden**). Für den Gewinn eines vortheilhaften Handelsvertrags mit Rußland gab England der ruſſiſchen Czarin den ganzen Norden, nicht bloß Polen, ſondern auch Schweden und Dänemark Preis, und wurde, wie uns die Berichte des engliſchen Geſandten aus Petersburg zeigen, von den ruſſiſchen Miniſtern mit einer wahren Verachtung behandelt***). Auch auf Frankreich nahm Katharina ſo wenig Rückſicht, daß ſie den franzöſiſchen Geſandten Grafen Breteuil auf deſſen Anfrage, ob ſie nicht mit dem Verſailler Hof ſich über einen polniſchen Kroncandidaten verſtändigen wolle, mit den Worten abfertigte: die Landkarte wird Ihnen zeigen, ob es einem Andern als mir zukömmt, den Polen einen König zu geben†).

---

*) Vergl. das intereſſante Memoire vom 8. Mai 1763 bei Chodzko 134 — 137.

**) Bericht des franzöſiſchen Botſchafters Guerchy aus London vom 30. März 1764 bei Raumer 1, 352. Vergl. den Bericht des engliſchen Geſandten aus Wien vom 23. November 1763 bei Raumer 1, 333.

***) Vergl. die verſchiedenen Berichte aus Petersburg bei Raumer 1, 413, 414, 417, 419 u. ſ. w.

†) Rulhière 2, 40.

So lagen die Dinge. Frankreich und England gaben den Ruſſen in Polen freies Spiel, Oeſterreich hielt ſich von thätlicher Einmiſchung fern, weil es den Krieg fürchtete, und die Türkei wurde durch die ruſſiſchen und preußiſchen Vorſpiegelungen ſo ſehr in Sicherheit eingewiegt, daß ſie den gegen den Einmarſch ruſſiſcher Truppen um Hülfe bittenden Polen antwortete: „Es ſei eine allgemein bekannte Thatſache, daß fremde Truppen auch ſchon früher zu jeder Zeit in Polen eingerückt ſeien, ohne bei der Republik Widerſtand zu finden. Man habe im Gegentheil dieſe Truppen dort gaſtfreundlich aufgenommen; zudem habe ja Rußland erklärt, es wolle ſich in keiner Weiſe einen Eingriff in die Rechte und Freiheiten der Republik erlauben, und ſei am wenigſten geſonnen die freie Wahl eines Königs zu beſchränken; die ruſſiſche Czarin habe vielmehr ihre Truppen nur in der Abſicht in Polen einrücken laſſen, um den gefährlichen Folgen der dort herrſchenden Zwietracht entgegen zu treten“*). Und in dieſen Erklärungen der Pforte fanden Oeſterreich und Frankreich einen neuen Grund für ihre Nichtinterventionspolitik. „Die Höfe von Wien und Verſailles“, berichtet der engliſche Geſandte aus Wien am 17. Mai 1764, „kamen zu dem Verſtändniß: da die hohe Pforte gegen alle Erwartung auf die Abſicht der Höfe von Berlin und Petersburg in Hinſicht der Wahl eines Königs von Polen eingegangen iſt, ſo würde eine zu tiefe Theilnahme an dieſer Angelegenheit, um jene Plane zu durchkreuzen, nur ein nutzloſer Verſuch, ja eine gefährliche Maßregel ſeyn“**).

Polen ging ſeinem traurigen Geſchick entgegen. Katharina II. und Friedrich II. ſchloſſen am 11. April 1764, nachdem ſie lange mit einander ohne Hinzuziehung ihrer Miniſter

*) Vergl. die Aktenſtücke bei Hammer Geſchichte des osmaniſchen Reiches (Peſth 1832) Bd. 8, 277, 533—537.

**) Bei Raumer 1, 352.

eine geheime Correſpondenz geführt, einen neuen Allianztraktat ab, der gleichſam das Todesurtheil Polens ausſprach. Kraft dieſes Traktates, dem das früher am 8. Juni 1762 zwiſchen Rußland und Preußen aufgerichtete Bündniß zur Grundlage diente, wurden die Polen mit Gewalt gezwungen, keinen Punkt ihrer ſchlechten Verfaſſung zu verbeſſern; ſie ſollten bei der elenden Wahlmonarchie und dem Liberum Veto d. h. der Anarchie verbleiben, und zudem ſollte der katholiſchen Kirche Polens durch Begünſtigung der Diſſidenten der Lebensnerv durchſchnitten und die Diſſidentenfrage als wirkſamſtes Mittel der Aufregung und als bequemer Vorwand zu fortwährender Einmiſchung benutzt werden. Die Ausführung dieſes Vertrags hat Polen zu Grunde gerichtet, und in der Folge wirkte der Vertrag auch unheilbringend auf die übrigen europäiſchen Völker, weil er das Muſter abgab für alle ſpätern Traktate, durch welche ſchwächere Staaten von den diplomatiſchen und militäriſchen Mitteln der ſtärkeren abhängig wurden. Lord Clarendon erzählte, daß Napoleon ſich in einer Unterredung mit Kaiſer Alexander in Erfurt ausdrücklich auf das ruſſiſch-preußiſche Bündniß vom 11. April 1764 berufen habe, um gewiſſe Maßnahmen ſeiner eigenen Politik zu rechtfertigen.

XXIII.

Prinz Demetrius Gallitzin, M Pennſylvanien.

Nach der Biographie von P. Heinrich

Pennſylvanien birgt in ſeinem weiten (beſcheidenes Städtchen, deſſen Name uns jed gegenwärtig tobende rieſenhafte Bürgerkri ſeine Fluthen auch in dieſen Staat hinüberſpü und mit beſonderm Antheil in Erinnerun Städtchen iſt Loretto; war ja ſein Gri Demetrius Auguſtin Gallitzin, der Sohn deutſchen Frau, auf die wir Urſache habe Fünfundzwanzig Jahre ſind verfloſſen, ſeit de der ein fürſtliches Leben mit der Armuth de vertauſchte, nach einer vierzigjährigen apoſtol in den Wildniſſen des Alleghany-Gebirgs ſein

hinaus verbreitet; ſtille freilich und in geräuſchloſer Unſcheinbarkeit, wie es im Weſen ihres Gründers lag. Denn wenn es auf Gallitzin allein angekommen wäre, ſo wäre ſein eigener Name faſt vergeſſen und ſeine Wirkſamkeit in jenen Urwäldern zur Sage geworden. Lebte und wirkte er doch Jahrelang unter dem einfachen Namen Schmidt. So ſehr mied er ſelber allen Schein und Titel vor der Welt.

Glücklicherweiſe fand ſich noch rechtzeitig der Mann, der wie kein Anderer die Fähigkeit und Mittel beſaß, das Gedächtniß des fürſtlichen Miſſionärs in verläſſigen Zügen glaubwürdig feſtzuhalten. P. Lemcke, der uns dieſes Leben beſchrieben hat*), kannte Gallitzin nicht nur perſönlich, ſondern er war ſein Freund und Vertrauter, ſein Beichtvater und Mitarbeiter in der Miſſion. Nach deſſen Tod aber kam er in den Beſitz der Papiere, Briefe und Notizen Gallitzins, welche über ſein inneres und äußeres Leben auch für die frühere Periode allen erforderlichen Aufſchluß boten. So befand er ſich in der That in der einzigen Lage, eine wohlbegründete Lebensbeſchreibung herzuſtellen; und das Andenken des ausgezeichneten Mannes der Vergeſſenheit zu entreißen, wurde für ihn zum Gebot. Denn wie er ſelber bemerkt, iſt Gallitzins Leben „innig verknüpft mit Umſtänden, welche kommenden Generationen ebenſo intereſſant ſeyn werden, wie uns jetzt die Begebenheiten der Zeit eines Bonifaz oder Ansgarius ſind.“ Vielleicht iſt ein Rückblick auf dieſe Anfangszeit der nordamerikaniſchen Kirche im gegenwärtigen Moment, bevor das ſocial-politiſche Erdbeben, das den nordamerikaniſchen Continent durchſchüttelt, vollends die alte Zeit begräbt, nicht ganz unangemeſſen.

Gallitzin gehört zu den Glaubensboten, welche das

*) Leben und Wirken des Prinzen Demetrius Auguſtin Gallitzin. Von P. Heinrich Lemcke, Capitular der Benediktiner-Abtei St. Vincenz in Pennſylvanien. Münſter 1861.

kirchliche Leben der Vereinigten Staaten mitbegründen halfen. Als der Prinz den amerikaniſchen Boden betrat, war ein einziger katholiſcher Biſchof in dieſem weiten Ländergebiet. Und dieſer erſte Biſchof der Vereinigten Staaten, Johann Carroll*) von Baltimore, der aus Europa ſich die biſchöfliche Weihe holen mußte, ſtand ſelber erſt ſeit zwei Jahren (ſeit 1790) auf ſeinem Poſten, in beſchränkten Verhältniſſen und von einem noch kleinen Kreiſe gleichgeſinnter Männer (vornehmlich franzöſiſche Emigranten) umgeben. Gallitzin war der zweite Prieſter der nordamerikaniſchen Kirche, der von dieſem Biſchofe die Weihe erhielt, um dann als ein wahrer „Pionier der Civiliſation" das Kreuz in die Urwälder zu tragen. Bis mehr Zuwachs kam, dauerte es noch ein Weile. So waren die Anfänge. Wie iſt das in wenig mehr als zwei Menſchenaltern ſoviel anders geworden! Statt Eines Biſchofs, der in den erſten fünf Jahren ſeiner Amtsführung nur zwei neugeweihte Prieſter auszuſenden hatte, nennt uns jetzt der katholiſche Almanach für die Vereinigten Staaten 7 Erzbisthümer, 36 Bisthümer und 4 apoſtoliſche Vikariate mit dritthalbtauſend Prieſtern, dazu Klöſter von faſt allen Orden, Seminarien, Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanſtalten ohne Zahl, bei 4 Millionen Katholiken.

Wir Deutſche dürfen es darum wohl im Gedächtniß erhalten, daß es ein deutſches Fürſtenkind war, welches mit den Grund legen half zum Aufbau der nordamerikaniſchen Kirche. Ein Deutſcher iſt Gallitzin wenigſtens von mütterlicher Seite, und er war nicht bloß der leibliche ſondern auch der geiſtige Sohn dieſer Mutter. Welch eine ſchöne Miſſion

*) Nähere Nachrichten über dieſen merkwürdigen Mann findet man in dem neuen Werk: „Die katholiſche Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, dargeſtellt von einheimiſchen Schriftſtellern, deutſch von den Benediktinern zu St. Meinrad im Indiana-Staat. Regensburg 1864. — Dagegen kommt Gallitzin ſehr kurz darin weg.

vollzog dieſe merkwürdige Frau, die Fürſtin Amalie von Gallitzin! Während ſie zu Münſter in Weſtfalen einen Kreis ausgezeichneter Geiſter um ſich ſammelte, die in jener flachen, von Unglauben, Aufklärung und frivoler Geſinnungsloſigkeit zerfreſſenen Zeit die Flamme des Glaubens und der Ueberzeugungstreue nährten für die Tage der Wiedergeburt Deutſchlands — erzog ſie der neuen Welt einen Sohn, der von Geburt in eine glänzende Laufbahn gewieſen und in den Beſitz fürſtlichen Reichthums geſetzt, es vorzog in den Wildniſſen des Weſtens über dem Ocean der Gründer und Glaubensbote einer jetzt blühenden und wohlgeſitteten Colonie zu werden.

Merkwürdiger Weiſe ſchien dieſer Sohn zu nichts weniger als zum Miſſionär Beruf zu haben. Denn er war in ſeiner Jugend überaus ſchreckhaft und ſchüchtern, faſt eine Mädchen-Natur. Was aber noch ſchlimmer war, mit der Furchtſamkeit hatte ſich eine träge, weichliche Unentſchloſſenheit verſchwiſtert, die der Mutter bei der Erziehung viel Kummer machte. Beide Eigenſchaften waren bei dem jungen Prinzen ſo feſt gewurzelt, daß die eifervollſten jahrelangen Bemühungen der Mutter nur wenig fruchteten und das Uebel unausrottbar ſchien. Noch bis zum Jahr 1790, zwei Jahre vor ſeiner Abreiſe nach Amerika, erneuern ſich in den Briefen der Mutter die alten Klagen, Mahnungen, Warnungen. Freilich war die anfängliche Erziehungsmethode der Fürſtin dabei nicht ganz frei von Schuld. Denn während der Knabenzeit des Prinzen ſchwankte die Mutter ſelber noch haltlos in philoſophiſchen Meinungen hin und her und beging, auch in der Erziehung experimentirend, manchen Mißgriff. So kam es, daß das eigentliche Grundelement fehlte und Mitri in einer Art von religiöſem Indifferentismus heranwuchs. Erſt als die Mutter, nach ihrer Niederlaſſung zu Münſter, aus dem philoſophiſchen Suchen heraus zur chriſtlichen Ueberzeugung gelangt war, und im Umgang mit Männern wie Fürſtenberg und Overberg, kam auch in die Erziehung Halt und Autorität, und es war

nicht ohne Bedeutung, daß dem jungen Dimitri bei der Fi
mung der Name Auguſtinus beigelegt wurde.

Als der einzige Sohn eines ruſſiſchen Fürſten aus a
berühmtem Geſchlecht, ſah der Prinz (der am 22. Dezemb
1770 im Haag geboren war, wo ſein Vater, ein Günſtli
der Czarin Katharina, als ruſſiſcher Geſandter weilte) ſe
natürliches Ziel im hohen ruſſiſchen Militär- oder Staat
Dienſt vorgezeichnet. Nichts wurde vernachläſſigt, was
einer ſog. guten Erziehung in der großen Welt gehörte. A
der Prinz ſo, unter den Augen ſeiner Mutter, zu eine
jungen gewandten Mann gereift war, ſollte er zur Volle
dung ſeiner Bildung auf Reiſen geſchickt werden. D
ſchwierige Frage war aber: wohin? Man ſchrieb 179
Ueber dem Rhein, im ariſtokratiſchen Mekka der Civiliſati
wüthete die Revolution, und durch den Krieg war die eur
päiſche Weltlage überhaupt eine kritiſche geworden. Da tr
es ſich, daß um dieſelbe Zeit ein junger Prieſter Broſiu
der als Hauslehrer in der Familie Droſte dem Kreiſe d
Fürſtin Gallitzin nahe gekommen war, Vorbereitungen macht
als Miſſionär nach Amerika zu gehen. Da ihn die Fürſt
als einen unterrichteten und vertrauenswürdigen Man
ſchätzen gelernt hatte, ſo kam ihr der Gedanke, ihren Soh
unter ſeiner Aufſicht und Leitung eine Reiſe nach der neu
Welt machen zu laſſen. Dieſer herzhafte Plan ſtieß une
warteter Weiſe auch bei ihrem Gemahl auf keine Schwieri
keiten; denn der alte Fürſt war ein Verehrer Waſhingtor
und beſonders des philoſophiſchen Jefferſon, und dieſe Syn
pathie bewog ihn ſeine Einwilligung zu geben, daß Dimit
zwei Jahre lang die Vereinigten Staaten bereiſen und d
neuen Einrichtungen der Union in Augenſchein nehmen ſollt
Der Vater legte dem Sohne ans Herz, ſich vornehmlich b
den genannten Staatsmännern Zugang zu verſchaffen, d
Mutter verſah ihn mit einem Empfehlungsſchreiben an de
Biſchof Carroll von Baltimore.

So nahm der 22jährige Prinz im Auguſt 1792 vo

Europa Abſchied und ſchiffte ſich zu Rotterdam nach Amerika ein, von dem er ſich ſchwerlich träumen ließ, daß es ihm zum Schauplatz ſeiner ganzen zukünftigen Lebensthätigkeit beſtimmt ſei. Oder war es doch ein Vorgefühl der großen Entſcheidung, des Abſchieds ohne Wiederkehr, was ihn im letzten Augenblicke beſchlich, als er an der Rhede zu Rotterdam, wohin die Mutter ihn begleitete, wankend wurde und die alte Natur der Unentſchloſſenheit noch einmal und zum letztenmal zum Vorſchein kam? Als er das Boot, das ihn nach dem Schiffe abholen ſollte, auf den ſchäumenden Wellen herankommen ſah, da entfiel ſeinem jungen Herzen der Muth, und er wäre lieber wieder umgekehrt. Die Mutter aber wandte ſich mit flammenden Augen nach ihm und ſagte: „Mitri, ich ſchäme mich in deiner Seele"; dann ergriff ſie ihn beim Arm, drängte ihn vorwärts, und im nächſten Augenblick, er wußte nicht wie, lag er in den Wellen, die über ihm zuſammenſchlugen. Die Matroſen hatten ihn bald wieder aufgefiſcht und ins Boot gezogen, und ruderten nun, auf den Wink der heroiſchen Mutter, mit ihm friſchweg davon. Das war der Abſchied von Europa, das er nicht mehr ſah; aber die Meer-Taufe machte einen neuen Menſchen aus ihm. Gallitzin hat das ſeinem Biographen noch in ſpäten Jahren ſelbſt geſtanden.

Eine merkwürdige Wandlung muß allerdings in dem jungen Manne vorgegangen ſeyn. Denn alle Weichheit und Unentſchloſſenheit war von da an wie abgeſpült, und Alles was man fortan von ihm ſieht, iſt Beherztheit, Kraft, Unbeugſamkeit. Davon ſetzte er die Seinigen in Europa früher, als ſie darauf gefaßt waren, in Erſtaunen. Er hatte kaum zwei Monate zu Baltimore in der Nähe des Biſchofs Carroll verbracht und den neuen Dingen um ihn zugeſchaut, als jener Entſchluß in ihm fertig ſtand, der das Loos über ſein ferneres Leben warf und den er gegen alle Bedenken unwiderruflich aufrecht hielt. Er ſchrieb nach Münſter (Ende 1792): er habe ſich „mit Leib und Seele, mit Hab und Gut

welche ein ſolcher Beruf fordert, die Wa
nicht werde verkannt werden können."

Es war dieß faſt die erſte Kunde,
dem jungen Reiſenden aus der neuen W
ſchlug auch wie ein Blitz in den Kreis der
ein. Von allen Seiten erhoben ſich jetzt
Zweifel und Vorſtellungen über das was
er daheim auf's Spiel ſetze; theilweiſe
nur aus dem Geiſt einer religiös verflach
ſind. Am vernünftigſten, ja großherzig den
die im erſten Augenblick wohl erſchreckt un
aber den richtigen Geſichtspunkt und ihre
fand. Nachdem ſie durch die Mittheilunge
Baltimore und anderer angeſehener Perſo
ſofort in Correſpondenz getreten war, ſow
ihres Sohnes ſelbſt ſich von ſeinem Ver
war ſie vollkommen beruhigt, und Rückſicht
verloren von dem Moment bei dieſer Fra
ſchrieb ihrem Sohne: wenn es damit ſein
daß ſeine Wahl nach gründlicher Selbſtpr
hafte Berufswahl ſei, dann wolle ſie ge

lichkeit nicht gering; die Briefe Overbergs geben darüber hinlänglich Kunde.

Inzwischen scheint Demetrius seine europäischen Freunde ihrem Staunen überlassen zu haben. Er ging rasch und unverwandt seinen Weg und hing seinen theologischen Studien zu Baltimore mit einem Ernst und Brenneifer nach, dem die Vorgesetzten zuweilen zur Schonung seiner Gesundheit gebieterisch Schranken setzen mußten. Nach zwei Jahren empfing er die Weihe des Subdiakonats, und am 16. März 1795 die Priesterweihe.

Arbeit wartete genug, und so ward der junge Priester — der zweite (wie schon erwähnt) der aus dem nordamerikanischen Anfangsseminar hervorging — von seinem Bischof unverzüglich an's Werk gesetzt. Gallitzin, der übrigens seinen fürstlichen Namen abgelegt hatte und als schlichter Mr. Smith missionirte, begann seine geistliche Wirksamkeit als Missionär in Port Tobacco am Potomac. Er muß sich aber dort gleich einer übermäßigen Arbeit hingegeben haben, so daß er sich Fieber zuzog und der Bischof ihn ermahnen mußte, seinen Eifer zu mäßigen. Dieser berief ihn hierauf zur Erholung nach Baltimore zurück, wo Gallitzin in der Folge für die katholischen Deutschen daselbst deutsche Predigten hielt. Eine mehrjährige Thätigkeit an verschiedenen andern Orten, in denen er seine Wanderjahre im seelsorgerlichen Berufe durchmachte, verlieh ihm eine ausgebreitete Erfahrung und das Verständniß der amerikanischen Verhältnisse, vornehmlich auch der Schwierigkeiten, die der herrschende Geist des Yankeethums einem kirchlichen Neubau entgegenstellte: und es reifte in ihm der Plan zu dem Unternehmen, welches seiner übrigen Wirksamkeit die originale Signatur aufgedrückt hat.

Er beschloß eine neue Ansiedlung und eine eigene christliche Gemeinde in der Wildniß zu gründen, auf unangebrochenem und noch nicht puritanisch verdorbenem Boden. Der demokratische Charakter des Amerikanerthums, der sich auch in das amerikanische Kirchenwesen mit einem Schweif

...ylvanien und allem andern damit verb
herfließenden Unweſen zu entfliehen, und
Weg, als etwas Neues nach andern als
Regeln anzufangen. Wo immer ein An
hatte man die Sache von vornherein ver
ſich überall nach den Proteſtanten richtet
allerdings der Weſten Pennſylvaniens wi
Verhältniſſe, denn er war noch die lautre
waldregion die noch vor kurzem von In
ſchwärmt war.

Auf ſeinen Miſſionswanderungen, die
Weſten erſtreckten, hatte Gallitzin eine
einigen Familien katholiſchen Glaubens gefu
einer Hochebene des Alleghany-Gebirges, n
Huntington, feſtgeſetzt hatten. In dieſer Be
Mitte der wenigen braven Leute gefiel es
und dort, an der Waſſerſcheide des Ohio u
beſchloß er dauernd ſich anzuſiedeln und ei
ſtändige Colonie zu gründen, die der C
Miſſionen werden ſollte. Mehrere arme Fami
waren bereit ſich ihm anzuſchließen, und
Einwilligung ſeines Biſchofs ...

und ohne Zeitverluſt begann unter den vereinten Händen die emſige Arbeit der Neugründung, ſo daß die kleine Colonie noch vor Ausgang deſſelben Jahres ſich bereits eines Kirchleins erfreuen konnte. P. Lemcke erzählt von dieſen Anfängen:

„Hier wurden nun ſogleich auf einem bereits vom Urwalde gelichteten Platze zwei unſcheinbare Gebäude aus rohen Baumſtämmen errichtet, eins als Kirche, das andere als Prieſterwohnung. In der heiligen Weihnachts-Nacht 1799 dachte kein Menſch in der kleinen Gemeinde an den Schlaf. Das Kirchlein ſtand da feſtlich geſchmückt mit Tannenzweigen, Lorbeer und anderem Immergrün und ſo vielen Kerzen, als unter den Umſtänden aufzutreiben waren, und um Mitternacht wurde der erſte feierliche Gottesdienſt darin gehalten, zur größten Erbauung mancher Katholiken die ſeit Jahren, und zur Verwunderung einiger alter verwilderter Jäger die ihr Lebtag ſo etwas nicht geſehen hatten. Und ſo ereignete es ſich, daß an einem Orte, wo ein Jahr zuvor noch der Urwald ſtand, ein Häuflein von Wanderern verſchiedener Zungen und Nationen unter der Leitung eines heimathloſen Prinzen eine Heimath gefunden, und wo vordem in der ſchauerlichen Mitternachtsſtunde nichts gehört wurde als das Heulen des Wolfes, der Lobgeſang der himmliſchen Heerſchaaren erſcholl: Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden!“ (S. 178. 179.)

Das Werk der Coloniſation, der materiellen wie der geiſtigen, nahm in der nächſten Zeit Gallitzins Kraft nach allen Seiten in Anſpruch. Ein Irländer, Capitän Macguire, einer der erſten weißen Bewohner jener Gegenden und der Stammvater einer dort weit verzweigten Nachkommenſchaft, hatte etwa 400 Morgen Landes erworben und zum Kirchengut beſtimmt. Gallitzin nahm es von ihm in Beſitz und überließ ſein eigenes Land, das er aus ſeinen Privatmitteln erkauft hatte, in kleine Parzellen zerlegt an arme Gemeindeglieder auf lange Zahlungstermine (wovon übrigens manches nie bezahlt wurde). In Bälde nahm die unwirthliche Region eine andere Phyſiognomie an. Die junge Gemeinde folgte den Impulſen des rührigen Miſſionärs, der unabläſſig be-

müht war, die Ansiedlung durch Urbarmachen, durch Errichtung von Gebäuden, vor allem einer Mühle, durch neue Länderankäufe zu verbessern und zu erweitern. So gedieh die Colonie rasch in ersichtliches Wachsthum, und auch in der weiteren Umgegend zog der apostolische Eifer des Missionärs die Blicke in solchem Grade auf sich, daß manche Familien seiner Kirche zugeführt wurden.

Bei seinen Colonisationsversuchen wurde Gallitzin aus Europa wesentlich unterstützt. Denn in diesen ersten Zeiten erhielt er fortlaufende Geldsendungen von seiner Mutter, mit der er im herzlichsten Einverständniß und Briefwechsel stand. Weniger kümmerte sich sein Vater um diese Verhältnisse, dem überhaupt der ganze Schritt seines Sohnes, seines einzigen Sohnes, ein böser Strich durch die Rechnung gewesen war; doch wünschte er sehr, ihn noch einmal in Europa zu sehen. Aber vorerst hielt den Missionär seine junge Colonie noch so vielseitig in Athem, daß er unentbehrlich und an eine Reise nicht zu denken war. Es vergingen einige Jahre. Inzwischen begann doch der Gedanke an eine Fahrt nach Europa auch ihn sehr lebhaft zu beschäftigen. Im Juni 1803 entschuldigt er sein längeres Schweigen gegen die Mutter damit, daß er ernstlich die Absicht gehabt habe, sie zu besuchen; er sei aber daran verhindert worden, weil er keinen Priester habe finden können, der seine Stelle vertreten hätte; seitdem aber seien die Arbeiten so vermehrt worden, daß er zweifle, ob es ihm in seinem Leben noch werde möglich werden, nach Münster zu kommen und seine Mutter zu umarmen. „Ich darf nicht", fährt er fort, „daran denken, das Herz erzittert mir in Liebe: es ist mir, als ob ich durchaus Dich noch einmal sehen müßte, um ruhig und im Frieden aus dieser bösen Welt zu scheiden." Die nicht weniger sehnsüchtige Mutter fand sich mit Ergebung darein, wenn es ihr auch manche Thränen kostete, wie Overbergs Briefe bezeugen. Noch einmal trat ihm der Plan der Reise näher, auf die Nachricht von dem Tode seines Vaters, wo die Erbschaftsordnung seine Anwesenheit erheischte. Aber

auch dießmal ließ er ſich durch die Sorge für ſeine ohne ihn verlaſſene Colonie zuletzt beſtimmen, der Freude der Heimkunft und des Wiederſehens zu entſagen. Er ſetzt dieß ſeiner Mutter mit triftigen Gründen auseinander, die uns nebenbei den Umfang ſeines Wirkens und ſeiner Vertrauensſtellung ahnen laſſen: die Rückſicht auf die Familien, welche auf ſein Zureden und um den beſtändigen Troſt der Religion zu haben, mit ihm in die Wildniß gezogen; die Verpflichtung gegen verſchiedene Freunde, die ihm zur Förderung des Unternehmens bedeutende Geldſummen anvertraut hätten, und die nun verzweifeln und verzagen würden, wenn er auf Jahr und Tag davon ginge; das Vertrauen ſo mancher Anderer, die, weil es ihnen an Zeit und Einſicht dazu fehlte, alle ihre zeitlichen Angelegenheiten in ſeine Hände gelegt hätten und über die nun während ſeiner Abweſenheit gewiſſenloſe Spekulanten und Advokaten herfallen würden; der Umſtand endlich, daß bei der Geſetzgebung von Pennſylvanien im Werk wäre, aus dem Landſtrich, wozu ſeine Colonie gehöre, ein eigenes County zu bilden, wobei ſeine Anweſenheit manches zum Vortheil lenken könnte — Alles dieß und Anderes ſeien Motive von ſolchem Gewicht, daß ihm das Bleiben zu einer Sache des Gewiſſens geworden.

Die Mutter fügte ſich in dieſen Entſchluß mit chriſtlichem Heldenmuth. „So weh es meinem Mutterherzen thut", ſchreibt ſie in der Antwort darauf, „der nahen Hoffnung, den geliebten Sohn zu umarmen, entſagen zu müſſen, ſo kann ich mit Wahrheit ſagen, daß Dein Brief, der mir dieſe Nachricht ankündigte, mir den größten Troſt gewährt hat, den ich auf Erden zu finden wünſche." Es iſt nicht ohne Rührung zu ſehen, wie eifrig die Mutter fortfuhr, für ihn und ſeine Miſſionsbedürfniſſe in ihrer liebenden Weiſe zu ſorgen. So enthält ein an den Biſchof von Baltimore gerichteter Brief ein Verzeichniß der mancherlei Gegenſtände, welche ſie durch dieſen ihrem Sohne zuſchickte: fürs erſte ein beträchtlicher Wechſel, dann eine Kiſte mit Büchern, auch Erbauungsbücher,

Rosenkränze ꝛc. zum Austheilen, ferner von ihr und ihren Freunden verfertigte Wäsche für seinen eigenen Gebrauch und Kleidungsstücke zum Verschenken, besonders für arme Kinder, ja sogar weiße Häubchen und Kleidchen für Neugeborne waren nicht vergessen, damit er sie armen Wöchnerinen gebe, wenn sie ihre Kindlein zur Taufe schickten; endlich ein vollständiger Meßornat, von der Fürstin, ihrer Tochter und der Gräfin Stolberg mit eigenen Händen gemacht. Letzterer war ein Prachtgeschenk, das der Missionär zeitlebens ganz besonders in Ehren hielt, und worin er zuletzt auch nach seinem Wunsche begraben wurde.

Die Gründung des deutschen Missionärs war indessen aus der Wildniß zu einem Städtchen erwachsen, das von Gallitzin den Namen Loretto erhielt. „Die Colonie", so schildert sein Nachfolger die Entstehung, „bestand aus lauter Leuten, die große Stücke Land, gewöhnlich 100 bis 400 Morgen, in Besitz nahmen und sich dann mit Urbarmachung und Ackerbau beschäftigten. Wie die Bevölkerung zunahm und manche Leute etwas aus dem Groben heraus und zu Mitteln kamen, entstand das Verlangen nach manchen Bedürfnissen eines civilisirten Lebens, welche bisher von fernher mußten herbeigeschafft werden. Dieß brachte Gallitzin auf den Gedanken, auf seinem Lande ein Städtchen anzulegen. Schnell kamen Handwerker aller oder wenigstens solcher Art, wie sie an einem solchen Platze nöthig sind und Verdienst finden können, als Schmiede, Schuster, Schneider, auch Krämer — und so entstand Loretto."

Das Städtchen war also fertig; aber mit der Vergrößerung trat auch die Zeit der Krisis ein, für Gallitzin eine Periode jahrelangen Kämpfens mit einer Reihenfolge von Widrigkeiten, die seine Standhaftigkeit in eine harte Schule nahmen und in ihrem Zusammenwirken wohl im Stande waren, die Lebensfähigkeit seiner Pflanzung in Frage zu stellen. Es war keine kleine Aufgabe, eine aus so heterogenen Bestandtheilen der europäischen Auswanderung zusammenge-

floſſene Bevölkerung friedlich unter einen Hut zu bringen und beiſammen zu halten. Gallitzins Bemühen, ſie organiſatoriſch zu meiſtern, ſtieß auf mancherlei Schwierigkeiten. Vor Allem erhob jene Sorte des amerikaniſchen Geiſtes, welche gerade den Miſſionär in die Wildniß getrieben hatte, das Gelüſten demokratiſcher Einmiſchung ins Kirchenregiment, jetzt auch hier das Haupt und lehnte ſich gegen Gallitzins Anordnungen immer anmaßlicher auf. Hier aber war Gallitzin unbeugſam und entwickelte eine durch nichts zu erſchütternde Energie. Gefährlicher wurde der Stand durch ein weiteres Moment. Ein begütertes Glied der Gemeinde, ein unruhiger Kopf von ächt amerikaniſchem Spekulationsgeiſt, verfiel plötzlich auf den Gedanken, dem jungen Loretto Concurrenz zu machen durch die Anlage eines neuen Städtchens.. Wirklich legte er mit einigen Irländern in allernächſter Nachbarſchaft eine Stadt an, die er (iriſch) Munſter nannte. Dieſes Trutz-Loretto wurde nun der Schmollwinkel der Aufgeklärten, d. h. derjenigen welche mit Gallitzins Eifer für Kirchenzucht unzufrieden waren. Es konnte nicht fehlen, daß daraus Irrungen in der Gemeinde entſtanden, und die friedliche Wohlfahrt von Loretto war in der That ſchwer gefährdet. Die kleine Partei der Seceſſion blieb hiebei nicht ſtehen; ſie griff nun den Charakter Gallitzins direkt an und fand dazu unerwartete Hilfe. Es traf ſich nämlich, daß zwei beſchäftigungslos vagirende Deutſche, ein Geiſtlicher von zweifelhaftem Ruf und ein Adeliger den falſche Wechſel aus der alten Welt getrieben, um dieſelbe Zeit des Weges kamen, und da ſie bei Gallitzin vielleicht nicht die rechte Aufnahme fanden, ihren Vortheil bald darin erkannten, daß ſie ſich auf die Seite der Unruhſtifter ſtellten. Sie wußten über ihren Landsmann falſche Gerüchte und Verdächtigungen in Umlauf zu bringen, um die Leute aufzuhetzen; ſelbſt der angenommene Name Schmidt, unter dem Gallitzin noch fortwirkte, mußte als Mittel dienen, die Köpfe zu verwirren und Mißtrauen in die Gemeinde zu werfen. So nahmen die Umtriebe eine

immer bösartigere Gestalt an, und der verworrene Zustan mußte endlich zum Bruch führen.

So unerquicklich aber der bisherige Verlauf der Ve wicklung ist, so komisch ist der Ausgang: der Knoten fan eine ächt amerikanische Lösung. John Weakland heißt d Alexander, der diesen Knoten zerhieb. John Weakland, e braver Irländer von riesiger Gestalt und Kraft, als Bären bändiger und Wolfsfänger weitum bekannt und respektir war eine ruhige friedliebende Seele, die sich nur um d eigenen Angelegenheiten kümmerte und nicht leicht aus de Gleichgewicht zu bringen war; was er aber hier sah, wurd ihm doch zu viel, und er beschloß sich ins Mittel zu lege und zwar auf die einzig imponirende Weise, nämlich mit eine guten Eichenpfahl in der Hand. Es war auf einen förmliche Ueberfall Gallitzins von Seite der Unruhstifter abgesehe um dem bedrängten Missionär Zugeständnisse nach ihre Sinn abzupressen, und Gallitzin wäre selbst Mißhandlunge preisgegeben gewesen, wenn er sich nicht in die Kapelle ge flüchtet hätte. Eben hatte die Rotte die verschlossene Kapel umstellt, um mit Gewalt zu ihrem Zweck zu kommen — d erschien der gute John Weakland mit seinem eichenen Zaun pfahl, der seiner riesigen Faust gerade handgerecht war, un erklärte kurz und gut jedem den Schädel einzuschlagen, de ferner sich mucksen oder gar an dem Priester sich zu vergreife Miene machen würde. Das wirkte wunderbar. Die Meh heit der Wohlgesinnten, die wie gewöhnlich eingeschüchtert sic einer schweigenden Passivität ergeben hatten, war nun au einmal ermuthigt durch den kräftigen Halt, den sie gefunden man schaarte sich zusammen und die Sache hätte für die Au wiegler sich in das bedrohlichste Gegentheil gekehrt, wen nun nicht Gallitzin wieder beschwichtigend dazwischen getrete wäre — kurz, ein gründlicher Umschwung der Dinge tra ein. Die völlige Beilegung wurde endlich durch das Zuthu des Bischofs erzielt, der nach sorgfältigen Erhebungen übe die Sachlage ein offenes Schreiben an die Gemeinde zu

Begütigung richtete (30. Nov. 1804), das an die Kirchthüre geheftet wurde und seine Wirkung nicht verfehlte. Es kehrte Ordnung und Friede zurück, und Gallitzin's Standhaftigkeit erlangte eine glänzende Genugthuung; auch für die Existenz Lorettos war nun jede Gefahr beseitigt.

Indeß warteten Nöthen anderer und hartnäckiger Art. Seit dem Tode seines Vaters sah Gallitzin sich plötzlich der Unterstützung von Europa aus für seine Unternehmungen beraubt. Er selber nämlich ward als katholischer Priester durch das russische Gesetz von der Erbschaft des väterlichen Vermögens völlig ausgeschlossen, und seine Mutter wurde durch kostspielige Processe, die sie um die Einkünfte der fürstlichen Güter führen mußte, in eine Lage versetzt, daß sie auch die gewohnten Geldsendungen an ihren Sohn beschränken mußte. Daraus erwuchsen dem guten Missionär, dessen Mildthätigkeit ohne Grenzen und dessen Organisationslust weitaussehend war, ja der im Vertrauen auf den Rückhalt des fürstlichen Familienbesitzthums Vieles im Interesse seiner Colonie zum vorhinein unternommen hatte, endlose Verlegenheiten und Kümmernisse. Daß er in der Folge jahrelang mit Entbehrung und Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, wäre wenig gewesen; ungleich schmerzlicher fiel es ihm, daß er „Pläne für Errichtung einer imponirenden katholischen Colonie aufgeben, begonnene Unternehmungen unvollendet lassen, Ländereien mit großem Verlust wieder veräußern und dazu von ungeduldigen Gläubigern sich als leichtsinnigen Schuldenmacher verlästern lassen mußte."

Um das Maß voll zu machen, ereilte ihn mitten unter diesen Bedrängnissen die schmerzliche Kunde von dem Tode seiner geliebten Mutter. Die hochsinnige Fürstin war am 27. April 1806 zu Münster entschlafen, der Freude des Wiedersehens mit ihrem Sohne in einer andern Welt sich getröstend. Die Schilderung von ihrem schönen Ende, welche er aus den Briefen seiner Schwester, Overbergs und des Grafen Stolberg empfing, war ihm sicher ein aufrichtender

Seelentroſt; aber ſeine zeitlichen Sorgen und Nöthen mehrten ſich ſeit dieſem Ereigniß in noch erheblicherem Grade und folgten ihm unabläſſig noch manches lange Jahr. Nur mit der äußerſten Anſtrengung und Schritt für Schritt vermochte er die auf den Unternehmungen ruhende Schuldenlaſt abzuwälzen, ſo daß er erſt gegen den Abend ſeines Lebens ſagen konnte, er könne nun ſchuldenfrei ſterben und ſeiner Kirche das ganze liegende Gut ungeſchmälert hinterlaſſen. Das blieb es auch und noch ein Beträchtliches darüber; aber man muß die Geſchichte dieſer Bedrängniſſe im Einzelnen leſen, um die Ausdauer und ſittliche Energie, die zu deren Bewältigung gehörte, würdigen zu lernen. Die mütterlich improviſirte Meertaufe hat ſich da ganz beſonders bewährt, aber auch der richtige Blick des alten Fürſten Gallitzin, der den ſchlummernden Grundzug im Weſen ſeines Sohnes ſchon frühzeitig ahnend erkannt hatte. Denn ſchon damals, als die allzu ängſtliche Mutter noch über die willenloſe Lethargie ihres 16jährigen Mitri ſich härmte, ſchrieb ihr derſelbe beruhigend: „Stille Waſſer ſind tief. Ich glaube, Du irrſt Dich in ſeinem eigentlichen Charakter: er möchte ja immer gegen den Strom ſchwimmen“ (il est toujours contre vent et marée). Gegen die Strömung der Zeit, gegen die verkehrte nämlich, war in der That ſein Weſen, ſein ganzes Leben gerichtet.

Gegen die Strömung ging auch ſeine Schriftſtellerei. Unter den aufreibenden Arbeiten und Sorgen zu Loretto hatte Gallitzin noch Zeit gefunden, auch als Schriftſteller auf ſeinem Miſſionsfelde zu wirken. Daß ein Mann von ſeinem Schlage nur durch beſondern Anlaß zur Schriftſtellerei kam, ließ ſich nicht anders annehmen; und ſo war es auch. Die Angriffe und verleumderiſchen Provokationen eines presbyterianiſchen Predigers in Huntington, der in ſeinen Predigten die katholiſche Kirche als die größte Gefahr des Landes auszumalen ſich erhitzte, waren der eigentliche Anſtoß, der ihm die Feder in die Hand drückte. Die Controverſe machte ihn zum Schriftſteller. In Amerika wie anderwärts gehört es

zum Bedürfniß des fanatiſchen Sektengeiſtes, daß er von Zeit zu Zeit allarmirende Feuerrufe gegen die Ausbreitung der katholiſchen Kirche erhebt. Eine ſolche Zeitſtimmung machte ſich nun eben damals Luft, als die Fortſchritte der Kirche, unter dem bahnbrechenden Wirken von Männern wie Gallitzin, freilich auch für ein blödes Auge nicht mehr zu überſehen waren. Der Staat mußte alſo wieder einmal in Gefahr erklärt werden. Gegen ſolche aufreizende Ausbrüche ſchrieb Gallitzin ſeine „Vertheidigung katholiſcher Lehren", die im J. 1816 zu Pittsburg gedruckt erſchien, und zwar in engliſcher Sprache, die er nachgerade beſſer ſchrieb als die deutſche. Das Buch fand eine große Verbreitung dieß- und jenſeits des Oceans. P. Lemcke, der auch eine deutſche Ueberſetzung beſorgte, fand die Defence of catholic principles in Irland in einer zweiten, zu Dublin gedruckten Auflage vor. In Amerika ſelbſt erlebte das Buch vier Auflagen und iſt „ſo populär geworden wie Cobbetts Geſchichte der Reformation, mit der es auch inſofern viel Aehnlichkeit hat, daß der Nagel überall gerade auf den Kopf getroffen wird."

Nachdem einmal die Anregung gegeben war, folgten der erſten Schrift noch mehrere andere, wie ſie gerade das praktiſche Bedürfniß, beziehungsweiſe das Auftreten einer graſſirenden Modekrankheit erheiſchte, die ja bei dem Amerikaner eine periodiſche Erſcheinung bildet; man denke nur an die Uebertreibungen der Temperenz ꝛc. Gallitzin verſtand es nun vortrefflich, auf die krankhaften Exuberanzen des amerikaniſchen Geiſtes einzugehen und ſie mit der Klugheit eines einſichtigen Arztes zu behandeln. Die Schriften, die er zur Abwehr und zur Belehrung in ſeiner geraden körnigen Art, meiſt im Ton des Volksſchriftſtellers ſchrieb, verfehlten ihre Wirkung ſelbſt in weiteren Kreiſen nicht. „Die Gallitzin'ſchen Schriften", ſagt unſer Gewährsmann, „haben zu ihrer Zeit unendlich viel Gutes gewirkt, beſonders in den niedern Kreiſen der Geſellſchaft, für welche ſie eigentlich berechnet waren. Man fand ſie und findet ſie noch manchmal in Pamphletform auf

Seelentroſt; aber ſeine zeitlichen Sorgen und Nöthen mehrten ſich ſeit dieſem Ereigniß in noch erheblicherem Grade und folgten ihm unabläſſig noch manches lange Jahr. Nur mit der äußerſten Anſtrengung und Schritt für Schritt vermochte er die auf den Unternehmungen ruhende Schuldenlaſt abzuwälzen, ſo daß er erſt gegen den Abend ſeines Lebens ſagen konnte, er könne nun ſchuldenfrei ſterben und ſeiner Kirche das ganze liegende Gut ungeſchmälert hinterlaſſen. Das blieb es auch und noch ein Beträchtliches darüber; aber man muß die Geſchichte dieſer Bedrängniſſe im Einzelnen leſen, um die Ausdauer und ſittliche Energie, die zu deren Bewältigung gehörte, würdigen zu lernen. Die mütterlich improviſirte Meertaufe hat ſich da ganz beſonders bewährt, aber auch der richtige Blick des alten Fürſten Gallitzin, der den ſchlummernden Grundzug im Weſen ſeines Sohnes ſchon frühzeitig ahnend erkannt hatte. Denn ſchon damals, als die allzu ängſtliche Mutter noch über die willenloſe Lethargie ihres 16jährigen Mitri ſich härmte, ſchrieb ihr derſelbe beruhigend: „Stille Waſſer ſind tief. Ich glaube, Du irrſt Dich in ſeinem eigentlichen Charakter: er möchte ja immer gegen den Strom ſchwimmen" (il est toujours contre vent et marée). Gegen die Strömung der Zeit, gegen die verkehrte nämlich, war in der That ſein Weſen, ſein ganzes Leben gerichtet.

Gegen die Strömung ging auch ſeine Schriftſtellerei. Unter den aufreibenden Arbeiten und Sorgen zu Loretto hatte Gallitzin noch Zeit gefunden, auch als Schriftſteller auf ſeinem Miſſionsfelde zu wirken. Daß ein Mann von ſeinem Schlage nur durch beſondern Anlaß zur Schriftſtellerei kam, ließ ſich nicht anders annehmen; und ſo war es auch. Die Angriffe und verleumderiſchen Provokationen eines presbyterianiſchen Predigers in Huntington, der in ſeinen Predigten die katholiſche Kirche als die größte Gefahr des Landes auszumalen ſich erhitzte, waren der eigentliche Anſtoß, der ihm die Feder in die Hand drückte. Die Controverſe machte ihn zum Schriftſteller. In Amerika wie anderwärts gehört es

zum Bedürfniß des fanatiſchen Sektengeiſtes, daß er von Zeit zu Zeit allarmirende Feuerrufe gegen die Ausbreitung der katholiſchen Kirche erhebt. Eine ſolche Zeitſtimmung machte ſich nun eben damals Luft, als die Fortſchritte der Kirche, unter dem bahnbrechenden Wirken von Männern wie Gallitzin, freilich auch für ein blödes Auge nicht mehr zu überſehen waren. Der Staat mußte alſo wieder einmal in Gefahr erklärt werden. Gegen ſolche aufreizende Ausbrüche ſchrieb Gallitzin ſeine „Vertheidigung katholiſcher Lehren", die im J. 1816 zu Pittsburg gedruckt erſchien, und zwar in engliſcher Sprache, die er nachgerade beſſer ſchrieb als die deutſche. Das Buch fand eine große Verbreitung dieß- und jenſeits des Oceans. P. Lemcke, der auch eine deutſche Ueberſetzung beſorgte, fand die Defence of catholic principles in Irland in einer zweiten, zu Dublin gedruckten Auflage vor. In Amerika ſelbſt erlebte das Buch vier Auflagen und iſt „ſo populär geworden wie Cobbetts Geſchichte der Reformation, mit der es auch inſofern viel Aehnlichkeit hat, daß der Nagel überall gerade auf den Kopf getroffen wird."

Nachdem einmal die Anregung gegeben war, folgten der erſten Schrift noch mehrere andere, wie ſie gerade das praktiſche Bedürfniß, beziehungsweiſe das Auftreten einer graſſirenden Modekrankheit erheiſchte, die ja bei dem Amerikaner eine periodiſche Erſcheinung bildet; man denke nur an die Uebertreibungen der Temperenz ꝛc. Gallitzin verſtand es nun vortrefflich, auf die krankhaften Exuberanzen des amerikaniſchen Geiſtes einzugehen und ſie mit der Klugheit eines einſichtigen Arztes zu behandeln. Die Schriften, die er zur Abwehr und zur Belehrung in ſeiner geraden körnigen Art, meiſt im Ton des Volksſchriftſtellers ſchrieb, verfehlten ihre Wirkung ſelbſt in weiteren Kreiſen nicht. „Die Gallitzin'ſchen Schriften", ſagt unſer Gewährsmann, „haben zu ihrer Zeit unendlich viel Gutes gewirkt, beſonders in den niedern Kreiſen der Geſellſchaft, für welche ſie eigentlich berechnet waren. Man fand ſie und findet ſie noch manchmal in Pamphletform auf

Dampfbooten und in Wirthshäusern; denn er ließ sie auf seine Kosten drucken und streute sie überall aus, wie die Bibelgesellschaften es mit ihrer Waare machen. Katholische Familien hatten sie in ihren Häusern, protestantische Nachbarn und Freunde sahen sie da, wurden neugierig, nahmen sie zur Hand und konnten sich nicht satt lesen, indem sie da Dinge fanden, von denen ihnen nie geträumt hatte. So gingen sie von Hand zu Hand und wurden begierig verschlungen; ich selbst habe Exemplare gefunden wo man sie gar nicht hätte erwarten sollen, und zwar so abgegriffen wie ein ausgedientes Abc-Buch."

Man muß hiebei erwägen, daß Gallitzin zu einer Zeit hervortrat, wo die katholische Kirche in den Yankeestaaten noch von der Tradition des englischen Mutterlandes und seiner schimpflichen Strafgesetze her fast in einem Zustand der Aechtung sich befand. Hatte ja bei Entwerfung der Verfassungsurkunden der dreizehn Staaten kaum einer derselben Clauseln einzuschieben unterlassen, welche die Katholiken ausdrücklich oder mittelbar von allen Stellen der öffentlichen Gewalt oder des bürgerlichen Vertrauens ausschließen sollten. Man muß die tausend Hemmnisse der dicksten Vorurtheile, Hetzereien und Umtriebe (namentlich von Seite der Bibel-Gesellschaften) unter der herrschenden Masse, endlich die Verschüchterung und gedrückte Lage der zerstreuten Katholiken selbst ins Auge fassen, und man wird ermessen, was es für ein Verdienst war, auch auf literarischem Gebiet einer der ersten ritterlichen Verfechter katholischer Wahrheit gewesen zu seyn.

Inzwischen hatte der Mann, der so lange in der Verborgenheit gewirkt, die Augen der amerikanischen Welt auf sich gezogen. Die Art wie seine, nicht durch Genialität, aber durch Charakterstärke imponirende Persönlichkeit nach der seelsorgerlichen wie schriftstellerischen Richtung ins sociale Leben eingriff, hatte ihn weit über die Grenzen seiner Grafschaft hinaus in Achtung gesetzt und erwarb ihm mit der Zeit ein

unbegrenztes Vertrauen, das ihm in Briefen aus nah und fern, in Privatanliegen wie in kirchlichen Angelegenheiten entgegengetragen wurde. Erst jetzt fing auch sein eigentlicher Name an in die Oeffentlichkeit zu dringen, nachdem er einzelne Schriften unter demselben hatte ausgehen lassen: als „Demetrius Augustin Gallitzin, katholischer Pfarrer zu Loretto."

So konnte es nicht fehlen, daß, als es sich um die Errichtung und Besetzung eines neuen amerikanischen Bischofssitzes handelte, alle Blicke auf den Priester von Loretto gerichtet waren. Der Versuch kam mehr als einmal an ihn, allein er wollte nichts davon wissen und that was er konnte, um jedem Gedanken an seine Erhebung entgegenzuwirken. Er wollte in seinem Eigensten, in Loretto seyn und verbleiben. Dagegen ließ er es geschehen, als man nach der Errichtung eines bischöflichen Stuhls in Philadelphia ihn zum General-Vikar erhob; denn damit ließ sich sein Verbleiben in Loretto wohl vereinigen. Seit dem Beginn seiner priesterlichen Wirksamkeit hatte das kirchliche Leben inzwischen bedeutenden Aufschwung genommen. Es begannen sich jetzt katholische Gemeinden nach allen Seiten hin zu bilden, und für Gallitzin eröffnete sich in seiner neuen Eigenschaft ein ausgebreiteter Wirkungskreis. „Man kann wohl sagen", erläutert sein Biograph, „daß er während einer Reihe von Jahren für den ganzen Distrikt, welcher jetzt die beiden Bisthümer Pittsburg und Erie in sich schließt, die Stelle des Bischofs vertrat." Was das besagen will, ermißt man, wenn man sich in die primitiven amerikanischen Zustände versetzt, wo die Kirchenhirten ohne Consistorien, ohne geregelte Diöcesanverfassung sich behelfen mußten, und mit so wunderlich gemischten und gewürfelten Elementen, wie sie eben nur Amerika bietet, auf einem räumlich so weitgestreckten Schauplatz zu thun hatten. Hier war es oft unendlich schwierig, in jedem gegebenen Falle das Rechte zu treffen, und zwiefach geschärfte Umsicht und Gewissenhaftigkeit geboten. Aus den zahlreichen amtlichen Schreiben, die Gallitzin als Generalvikar zu erlassen hatte

und wovon er regelmäßige Copien zu behalten pflegte, kann sein Freund bezeugen, „daß er seines Amtes mit Wachsamkeit und Eifer, aber auch zugleich mit Liebe und großer Barmherzigkeit wartete."

Ueberall in seinem Kreise nahm er sich mit besonderer Vorliebe der Bedrängten und Verfolgten an, da er an seinem eigenen Leben erfahren hatte, wie schutzlos man in Amerika den Ränken der Lüge, Bosheit und Rachsucht preisgegeben ist; und die Zahl der Personen geistlichen und weltlichen Standes, welche ihn noch nach seinem Tode als ihren irdischen Schutzengel verehrten und ohne ihn vielleicht zu Grunde gegangen wären, ist nicht gering. Sein Ansehen, das insbesondere auch bei seinen Amtsbrüdern immer festern Boden gewann, war darum ein verdientes; seine reiche Erfahrung kam Hoch und Nieder zu gut. Als der nachmalige Erzbischof von Baltimore im Jahre 1830 zum Weihbischof und Administrator der Diöcese Philadelphia ernannt wurde, wandte er sich vor Allem in einem herzlichen Schreiben an Gallitzin, der als „Vertheidiger des Glaubens" unter den gelehrten und eifrigen Mitarbeitern der Diöcese obenan stehe, um seinen Rath, seinen Beistand und sein Gebet sich zu erbitten, wobei er ihm nicht bloß alle bisherigen Vollmachten bestätigte, sondern ihn überhaupt bevollmächtigte, „in seinem Namen zu handeln und ohne specielle Anfrage sich aller kirchlichen Privilegien zu bedienen, welche er selbst besäße." Die beiden Männer blieben denn auch fortan in vertrautem und liebevollem Verkehr bis ans Ende.

Freimuth und Geradheit bezeichnen alle Schritte Gallitzins. Er zeigte unnachgiebigen Ernst, wo es sich um die Ehre der Kirche und die priesterliche Würde handelte; er war kurz angebunden gegen alle halbe Bildung, wo sie sich in ihrer Dreistigkeit für ganze ausgeben wollte; er ging in seiner wahrheitsliebenden Unerschrockenheit überall stramm und geradeaus: das Alles zusammen hat ihm zuweilen den Vorwurf des aristokratischen Stolzes und der Herrschsucht zugezogen. Wer ihn näher kennen lernte, fand

das gerade Gegentheil an ihm. Vornehm war er nur in der Hoheit seines Sinnes. Jedem Gepränge aber ging er geflissentlich aus dem Wege und hatte den Prinzen so völlig ausgezogen, daß er sich am liebsten zu den Armen und Einfältigen hielt, in deren Kreise er oft ganz kindlich und fröhlich seyn konnte, nachdem er alle ihre Anliegen freundlich angehört. Auf seinen Missionsreisen ging er gerne an den Häusern der Wohlhabenheit vorbei und nahm in irgend einer niedern Hütte bei frommen Leuten Herberge. „Da saß dann der Fürst, umringt von den fröhlichen Kindern, denen er schöne Bilder mitgebracht, und aß seine Milchsuppe und einige Kartoffeln." Seine Frugalität war bekannt wie seine Anspruchslosigkeit in allen andern Dingen.

In solcher Weise waltete Gallitzin zu Loretto als Seelsorger, Schriftsteller und Generalvikar, und das Friedenswerk christlicher Colonisation im westlichen Pennsylvanien zog still und stätig weitere Kreise. Jahrzehnte waren darüber hingegangen, und über seinem eigenen Leben sah er allgemach den Abend aufgehen. Da kam zu guter Stunde eine junge Kraft aus der europäischen Heimath herüber, um sich dem alternden Missionär an die Seite zu stellen. Es war der Benediktiner P. Lemcke, der dort zuerst sein Mitarbeiter, dann sein Nachfolger geworden. Gallitzin stand in einem Alter von 64 Jahren, als ihn der junge Landsmann im Alleghanygebirge aufsuchte. Man hatte diesem gesagt, er werde einen schwer zugänglichen Mann finden; und das war nicht ganz unrichtig. Eine fast vierzigjährige Einsamkeit ist ja wohl im Stande, einen Mann schweigsam und verschlossen zu machen. Zeit und Umgebung, die Arbeit einer Neugründung unter all den Schwierigkeiten, die in den Urzuständen der Natur und Bevölkerung lagen, hatten die Stahlnatur des Mannes gehärtet und zu einem scharfkantigen Charakter gewetzt; Mißbrauch und Enttäuschungen, die er von neuankommenden Einwanderern aus Europa erfuhr, kamen dazu, um ihn gegen Alles, was nicht zu seinem Berufskreise gehörte, zurückhaltend zu machen, einsilbig und

in sich abgeschlossen. Sein äußerer, mehr als schmuckloser Aufzug stand damit im Verhältniß, und so war seine ganze Erscheinung dazu angethan, dem Ankömmling einen befremdlichen Anblick zu bieten.

Herr Lemcke erzählt seine erste Begegnung mit dem alten Missionär in einer heiter anschaulichen Schilderung. Er kam von Philadelphia her, hatte nach einer langwierigen mehrtägigen Fahrt zu Munster, wo er bei einer gastfreundlichen irischen Familie die letzte Nachtherberge hatte, sich einen Führer genommen, und ritt nun, von einem barfüßigen irischen Jungen begleitet, waldeinwärts Loretto zu.

„Wie wir etwa eine Meile oder zwei im Walde zurückgelegt hatten, sah ich einen mit zwei starken Pferden bespannten Schlitten — wohlbemerkt im September beim schönsten Sommerwetter — daher kommen. Im Schlitten sah ich in halbliegender Stellung einen ehrwürdig aussehenden Mann in einem alten abgetragenen mantelartigen Oberrocke, mit einem alten Bauernhut auf dem Kopfe, den wohl Niemand von der Straße aufheben würde, mit einem Buche in der Hand. Ich dachte, es müsse sich da ein Unglück ereignet haben; der alte Mann hätte sich vielleicht irgendwo im Wald ein Bein verrenkt, daß man ihn auf eine so sonderbare Weise hinschleifte. Thomas aber, der vor mir herlief, wandte sich um und sagte: There is the priest coming (da kommt der Priester), indem er mit dem Finger auf den alten Mann deutete. Ich ritt näher hinzu und fragte: Sind Sie wirklich der Priester von Loretto? — Ja, der bin ich. — Der Fürst Gallitzin? — Aufzuwarten, in allerhöchst eigener Person. Und dazu lachte er recht herzlich. Sie wundern sich vielleicht, sagte er, nachdem ich ihm einen Brief vom Bischof zu Philadelphia übergeben hatte, über diesen sonderbaren Aufzug. Allein, was hilfts? Für Wagen haben wir hier, wie Sie sehen, noch keine Wege; man würde sich ja alle Augenblicke einmal festfahren oder umwerfen; zu Pferde steigen kann ich nicht mehr, seit ich mir durch einen Sturz einen Schaden zugezogen, und das Gehen wird mir allgemach auch zu beschwerlich, auch habe ich fast alle Erfordernisse zur heiligen Messe mitzunehmen. Ich gehe jetzt an einen Platz, wo ich seit Jahren

ſchon eine Station habe. Für den heutigen Tag iſt dort Meſſe verkündet. Gehen Sie jetzt ruhig fort nach Loretto und machen ſichs bequem, ich werde gegen Abend heimkommen, oder wenn Sie wollen, kommen Sie mit, vielleicht wird es Ihnen intereſſant ſeyn."

Der Angeredete zog das Letztere vor, und ſie kamen nach einer Reiſe von mehreren Meilen durch die Wälder zu einer ächt pennſylvaniſchen Farm, wo die zerſtreuten Katholiken aus der Nachbarſchaft bereits zahlreich verſammelt, im Hauſe ſelbſt alle feierlichen Vorkehrungen getroffen waren. Das Haus war in eine Kirche umgewandelt; die Leute ſtanden oder knieten unter dem vorſpringenden Dach, in Schuppen oder unter den Bäumen, mit Gebetbüchern in der Hand. Herr Lemcke erzählt ſodann, wie er auf Gallitzins Wink ſogleich mit Hand anlegen und beim Beichthören mitwirken mußte, worauf Gallitzin Meſſe las, predigte und taufte. Es war ein rechter Feſttag für die frommen Leute und bei dem allgemeinen Mittagsmahle, das darauf folgte, ging es ſo friedlich und gemüthlich her, daß dem deutſchen Ankömmling unwillkürlich die Liebesmahle der erſten Chriſten einfielen.

Erſt mit ſinkender Nacht kamen die beiden in Loretto an. Hier ſtellte Gallitzin den Ankömmling am Sonntag mit wenig Worten den Deutſchen ſeiner Gemeinde vor und nöthigte dann den Unvorbereiteten, um ihn gleich auf die Probe zu ſtellen, mit ſchelmiſchem Lächeln ohneweiters zum Predigen; der Ueberraſchte muß ſich indeß zu ſeiner Zufriedenheit ſeiner Aufgabe entledigt haben. Dieſer glaubte nun nicht anders als bei Gallitzin im Hauſe verbleiben zu können. Davon wollte aber der alte Herr nichts wiſſen, ſondern Tags darauf führte er ihn mit gleich wenig Umſtänden nach Ebensburg, der benachbarten Hauptſtadt des County's, redete hier mit mehreren Familien und erklärte ihm dann kurz und gut: das ſei ſeine künftige Miſſionsſtation. Und dabei hatte es ſein Verbleiben. Aber es dauerte auch nicht lange, ſo hatte der Neuangekommene des Alten ganzes Vertrauen gewonnen. Die beiden Miſſionäre, die ſo nun ihre Arbeit unter ſich

theilten, hatten immerhin noch einen respektabeln Bezirk zu versehen. Es gab Ansiedlungen bis auf 50, ja 70 Meilen Entfernung, zu denen sie die nächsten Priester waren. Auf dem großen weiten Landstrich, über den sich heute die zwei neuen Bisthümer Pittsburg und Erie erstrecken, wirkten neben ihnen nur vier oder fünf Priester.

Gallitzin hatte die Freude, von seinem lieben Loretto aus verschiedene Töchtergemeinden ausgehen zu sehen, die sich ganz nach seinen dort gepflanzten Grundsätzen bildeten. Zwölf Meilen nördlich von Loretto an den Quellen des Susquehanna, wo gutes Land noch wohlfeil zu haben war, kauften sich Glieder seiner Gemeinde für ihr nachwachsendes Geschlecht an, und gründeten eine Ansiedlung, die sich nach der von Gallitzin eingeweihten Kirche zu St. Joseph nannte, heute die Stadt Carrolltown. Unter den ersten Ansiedlern und Stammvätern noch heute blühender Geschlechter befand sich der schon genannte brave Irländer John Weakland, der wie wir gehört haben, so eindringlich mit dem Zaunpfahl zu winken verstand, mit seinen sieben robusten Söhnen. Auf ähnlichem Weg von Loretto aus entstand zu Gallitzins Lebzeiten eine Landgemeinde zu St. Augustin. Eine dritte hat später, zur Stadt geworden, den Namen Gallitzin's erhalten, freilich erst nach seinem Tode, denn seine Demuth wollte das nie zugeben; heute aber findet man sie unter diesem Namen auf den neuen Specialkarten von Pennsylvanien.

Im J. 1836 verlegte P. Lemcke seinen Wohnsitz nach St. Joseph, und zwar auf Gallitzins Betreiben; denn es war längst sein Lieblingsgedanke gewesen, gerade dort ein zweites Loretto entstehen zu sehen. Der alte Herr, der immer zutraulicher gegen den jüngern Missionär wurde, kam selber zu Zeiten auf seinem Schlitten hinaus nach St. Joseph, und freute sich dann herzlich, wenn er dort „Alles wieder in einer zweiten Auflage sah, wie er selbst es vor dreißig Jahren gehabt hatte." Er hatte sich mit der Zeit so an seinen nachbarlichen Freund gewöhnt, daß er zu sagen pflegte: es fehle ihm etwas, wenn

er nicht bei ihm sei; ja er gewann ihn unmerklich so lieb, daß er in Thränen ausbrach, als der Bischof einmal die Absicht äußerte, ihn von dort wegzunehmen.

So sah der alte Missionär an seiner Lebensneige die Bergwildniß um ihn her in triebkräftiges Culturland sich wandeln. Die zeitlichen Sorgen und so manche andern Widrigkeiten waren beseitigt, und um ihn wuchs ein fröhliches Geschlecht in christlich arbeitsamer Gemeine. „Die ersten Ansiedler, welche mit ihm des Tages Last und Hitze getragen, wohnten schon längst nicht mehr in ihren ärmlichen Blockhäusern. Die Urwälder waren gelichtet, wohlgeordnete Farmen mit stattlichen Scheunen und bequemen Wohnhäusern, umgeben von Gärten und lachenden Fluren, waren der Preis ihrer Arbeiten und Entbehrungen. Kinder und Enkel waren in der gesunden Bergluft und unter dem Schutze christlicher Zucht und Sitte zahlreich und an Leib und Seele kräftig aufgewachsen, und hatten angefangen eigene Haushaltungen zu gründen; manche zogen weiter in die Wildniß, wie die jungen Bienen, wenn der Korb zu voll wird."

Mit dem Jahre 1839 fing die Gesundheit des alten Missionärs ernstlich an zu schwanken. Die Last der Jahre und noch mehr der tausenderlei Strapazen im Missionsleben machte jetzt ihr unerbittliches Recht geltend, und seine hagere, aber bisher allzeit elastische und gerade Gestalt begann sichtlich zu verfallen; er ging gebückt und unsichern Schritts einher. Beim Predigen wollte wohl dann und wann das alte Feuer noch einmal aufflammen, allein die Stimme versagte ihm und „sein Predigen ging in ein stilles Weinen über, welches indeß eindringlicher predigte als Worte es vermocht hätten, denn tief ergriffen und voll Rührung saß die ganze Gemeinde da und weinte mit ihm." Gleichwohl war er nicht zu ermüden, wollte durchaus nichts von Schonung hören und gab auf dahin zielende Zureden in seiner körnigen Manier zur Antwort: da doch heutzutage nicht viel Gelegenheit wäre, daß ein Missionär mit blutigem Märtyrerthum Gott preisen könne, solle er doch

wenigſtens wünſchen, gleich einem abgearbeiteten Karrengaul im Geſchirre umfallen zu dürfen.

So kam es dann, wie er es gewünſcht. Am Oſtermorgen 1840 verrichtete der 70jährige Greis ſeine letzte prieſterliche Funktion. Nachdem er von der Früh an noch im Beichtſtuhl geſeſſen, reichte die erſchöpfte Kraft nur noch zu einer ſtillen Meſſe hin; zu predigen hatte er nicht mehr vermocht. Er verließ den Altar, um ſich zu Bette zu legen und nicht wieder aufzuſtehen. Auf einem ſchmerzenreichen Krankenlager friſtete ſich ſein Leben unter der Hand des ihm innig befreundeten Arztes, Doctor Rodrigue, noch mehrere Wochen fort; aber die Natur war erſchöpft, das erkannte man bald, und wie von einem Windſtoß getragen, flog die Kunde durch die Gegend, der liebe Vater Gallitzin läge im Sterben. Von nah und fern eilte Alt und Jung herbei, um den allverehrten Mann noch einmal zu ſehen und ſeinen Segen zu empfangen. Der Zudrang war ſo groß, daß die Umgebung zuletzt abwehren mußte, um dem Leidenden, der meiſt in Gebet und Betrachtungen vertieft, geduldig dalag, nicht alle Ruhe zu rauben. Das mußte aber, erzählt Herr Lemcke als Augenzeuge dieſer letzten Tage, gleichſam hinter ſeinem Rücken geſchehen; denn er ſelbſt beſchwerte ſich nicht, ſondern empfing Jeden mit freundlichem Blick und hatte für Jeden ein herzliches Wort. „Doch kamen auch ſolche, für die er es nicht hatte und denen er noch ſterbend eine Strafpredigt zu halten ſich gedrungen fühlte. So erſchien unter Andern ein Mann, für den er in frühern Zeiten viel gethan, der ihm aber mit Undank gelohnt und in ſpätern Jahren viel Kummer verurſacht, indem er ſich dem Trunk und andern Unordnungen ergeben hatte. Dieſen ſah er ſchweigend und ernſt an, hob dann wie drohend den Finger empor und ſchüttelte den Kopf. Dieſe ſtumme Predigt hat aber mehr gefruchtet, wie alle andern die er vielleicht all ſein Lebtag vernommen. Er fiel laut weinend auf die Knie, bekannte ſein Unrecht und gelobte Beſſerung.“ Er hat auch ſein Wort gehalten: fügt Gallitzins Nachfolger hinzu.

Am Abend des 6. Mai trat die Auflösung ein, und der edle Fürst und Missionär verschied unter dem Gebet seiner versammelten Gemeinde; denn das ganze Haus und die anstoßende Kapelle war voll theilnehmenden, betenden, weinenden Menschen. Es zeigte sich jetzt recht, wie theuer der Mann allen Herzen gewesen war. Zu seinem Begräbniß strömte die Bevölkerung von allen Richtungen nach Loretto; von 40 und 50 Meilen weit kamen die Leute herbei, dem guten Vater die letzte Ehre zu erweisen. Die angesehensten Männer der Gemeinde trugen, mit einander abwechselnd, die Leiche des Priesters feierlich zu Grabe; man trug sie im weiten Umgang über den Hauptschauplatz seiner Schöpfung, um Garten und Wiesen durch die Stadt nach dem Kirchlein. Hier wollte Alles noch einmal das Antlitz des Dahingeschiedenen sehen; Viele, die sich herzudrängen konnten, küßten die erstarrten Hände, und man mußte fast Gewalt brauchen, um den Sarg schließen zu können. Er wurde anfänglich im wohlverlötheten Sarg auf dem gewöhnlichen Kirchhof beigesetzt, bis die neue schöne Kirche fertig war, die erst nach seinem Tode gebaut wurde. Nun ruhen seine Ueberreste in gemauerter Gruft vor dieser Kirche, im Herzpunkt jenes Landstrichs, den er dem Urwald abgerungen und zu einer christlichen Oase inmitten des verrotteten Yankeethums umgeschaffen hat.

Die Würdigung dieser edlen Wirksamkeit kann nicht passender zusammengefaßt werden, als mit den Worten des Rückblicks, welchen der Biograph selber als Augenzeuge über das Werk des Gründers wirft.

„Wenn wir heutzutage", sagt er, „den Schauplatz überblicken, auf welchem Gallitzin am Schlusse des vorigen Jahrhunderts auf eine so unscheinbare und anspruchslose Weise sein Werk anfing, so sehen wir, was ein apostolischer Missionär in Amerika bewerkstelligen kann, wenn er die Sache sogleich beim rechten Ende angreift und, wie Gallitzin, mit Eifer und Beharrlichkeit bis ans Ende durchführt. Die kleine Grafschaft Cambria, welche 1807 organisirt wurde und wozu Gallitzins Ansiedlung den

Hauptbestandtheil der Bevölkerung lieferte, wird weit und breit das katholische County genannt. Und das mit Recht. Denn wenn der für religiöse Eindrücke empfängliche Reisende aus den östlichen, ganz unter protestantischem Einflusse angesiedelten Distrikten Pennsylvaniens in diesen kommt, so ist ihm, als käme er aus einer dürren Sandwüste in eine blühende Oase. Während man durch andere Distrikte, welche an Flächenraum, Bevölkerung und Reichthum zwei-dreimal so bedeutend sind, tagelang reisen kann, ohne auch nur ein Zeichen zu sehen, daß sich die dort wohnenden Leute zu irgend einer Religion bekennen, meint man hier in ein altchristliches Land zu kommen, denn das kleine Cambria hat zehn katholische Kirchen und drei Klöster. Alles ging von Loretto aus, zu Allem hat Gallitzin den Grund gelegt (S. 374)."

Ein solches Ergebniß war die Darangabe eines kostbaren Menschenlebens werth, das freilich ein langes Kämpferleben war. Gallitzins Geschichte ist eine einzige beharrliche That. Unmittelbar nach dem Verscheiden des braven Streiters, als die entseelte Hülle wie vom Kampf ausruhend dalag, sagte einer der Anwesenden nach langer Betrachtung: „Sieht er nicht aus, wie ein alter Kriegsheld, der gerade einen Sieg erfochten?" Das ist das Bild seines ganzen Lebens.

Dieses Leben dient aber noch einer andern Thatsache zur Beleuchtung. Als Gallitzin sein Missionswerk eröffnete, befand sich der päpstliche Stuhl in größter Bedrängniß, in einem Zustand der Verfolgung gefährlicher als in unsern Tagen. Papst Pius VI. war gefangen genommen und aus seinem Lande gewaltsam fortgeschleppt worden, und die glaubensfeindliche Welt bejubelte den Untergang des Papstthums damals nicht minder zuversichtlich als ein Jahrzehnt später bei der gleich gewaltsamen Wegführung Pius VII. Gerade in dieser Zeit aber setzte die Kirche ihre frischen Triebe in der neuen Welt der Vereinigten Staaten an, und machte dort so reißende Fortschritte, daß sie nach wenigen Decennien auch dem Kurzsichtigsten nicht mehr verborgen bleiben konnten. Die Verfolgung des Papstthums war die

Wiegenzeit der nordamerikaniſchen Kirche. Auch Gegner können dieſen Zuſammenhang der Dinge nicht umgehen. Als der Engländer Lord Barley vor etlichen Jahrzehnten in einer Bibel-Geſellſchaft zu London einen Vortrag hielt, worin er die Fortſchritte der katholiſchen Kirche in einem Lande bejammert, wo es im J. 1790 noch keinen einzigen Biſchof gab, ſagte er: „Es iſt befremdend, daß gerade während die Herrſchaft des römiſchen Stuhls in Europa geſtürzt war, während der Papſt gefangen gehalten und Rom für die zweite Stadt des franzöſiſchen Reichs erklärt wurde; es iſt befremdend, ſage ich, daß gerade dieß die Zeit war, wo ſich die päpſtliche Herrſchaft in Amerika in erſtaunlicher Weiſe ausdehnte."

Ja wohl erſtaunlich, aber nur befremdend für denjenigen, der nicht weiß, daß das Martyrium der Kirche ihr Leben, die Verfolgung ihr Triumph iſt. Das ſagt das Leben Gallitzins auch unſern Tagen.

XXIV.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienſt.

(Geſchrieben auf einer Reiſe in der Schweiz und in Oberitalien)

XVIII.

Die militäriſche Lage von Venedig.

Venedig 17. September 1863.

Erräthſt Du wo ich ſchreibe? Ich bin heute bei guter Zeit zu dem Lido gefahren, mit der Abſicht den Tag hier zuzubringen. Da man aber doch nicht immer in das Waſſer ſchauen kann, ſo habe ich mein Schreibzeug mitgenommen; denn hier in der friſchen, freien Seeluft will ich meine Mittheilungen fortſetzen.

Wäre der Lido am feſten Lande und von dieſem nicht durch eine breite Waſſerfläche getrennt, ſo würden wir ihn eine „Düne" nennen. Man hat keine Viertelſtunde nöthig, um über die ſandige Fläche zu gehen und hat man den Gang gemacht, ſo ſteht man an dem offenen Meer. Auf einer höheren Stelle des Strandes ſteht ein geräumiger Pavillon, ringsum mit großen Fenſtern; an einem ſolchen Fenſter ſitz' ich, ſchaue in die Adria hinaus und ſchreibe.

In den letzten Tagen hab' ich freilich das Meer immer gesehen, denn ich bin mit dem Dampfboot nach Chioggia gefahren, habe mich nach Pelestrina übersetzen lassen, bin auf den Morazzi heraufgegangen, über den Hafen von Malamocco und dann auf der Lagune wieder nach Venedig zurückgefahren. Auf diesem und auf meinen anderen Ausflügen hab' ich nun genug gesehen und genug von sachkundigen Männern gehört, um über die Vertheidigungsfähigkeit von Venedig eine bestimmte Meinung zu fassen.

„Was die Schwerter der Soldaten gut gemacht, das verderben die Federn der Diplomaten": so hat Blücher im J. 1814 gesagt; und was der alte Husar damals herausgepoltert, das ist leider eine allgemeine Wahrheit. Dennoch liebt es ihr Herren, von Kriegssachen zu sprechen, als ob ihr etwas davon verstündet und so hab' ich, wenn nicht ein Recht doch eine Aufforderung, Dir, mein alter Diplomat, eine Auffassung des alten Kriegsmannes vorzulegen. Laß uns zuerst die Lage von Venedig in ihren allgemeinen Verhältnissen betrachten.

Zwischen dem Isonzo und der Etsch strömt eine Menge meist kleiner Flüsse in den Theil des adriatischen Meeres, welcher der Golf von Venedig genannt wird. Diese Flüsse bringen Massen von Geschieben aus den Alpen herab; sie haben solche Geschiebe längs der Küste abgelagert, Inseln, Bänke und Barren durch die Ablagerung gebildet und große Bodenflächen der Niederung durch den Rückstau ihrer Wasser in Sümpfe verwandelt. Die Inseln und Barren haben große Wasserflächen von dem offenen Meer abgeschnitten und diese abgeschlossenen Wasserflächen sind die Lagunen. In dem natürlichen Lauf der Dinge würden die Flüsse diese Lagunen ausfüllen und in ungeheuere Sümpfe verwandeln; aber man hat sie abgeleitet, so daß sie nun, südlich oder nördlich der Lagune von Venedig, sich in das Meer ergießen. So ist die nordwestliche Küste des adriatischen Meeres von Sumpfland und von Lagunen wie von einem Gürtel umgeben.

In den Lagunen liegen wieder Inseln und Bänke in

großer Zahl, und die Zwischenräume zwischen diesen nennt man Canäle. Die Bänke reichen häufig nicht zu der Fläche der Wasser und unter der weiten, scheinbar ununterbrochenen Fläche liegen sehr bestimmte, mehr oder weniger tiefe Wasserwege zwischen den Untiefen. Die Kenntniß dieser Canäle, ich will sie Lagunencanäle nennen, ist eine Hauptsache für das Gewerbe der Schiffer in den Lagunen. Die Mündungen der Flüsse oder die Zwischenräume der Barren und Inseln bilden die Verbindung mit dem offenen Meer und sie sind darum mehr oder weniger brauchbare Hafen.

Südlich von der Mündung der Piave liegt die tiefste Einbiegung des venezianischen Golfes; in der Sehne des eingehenden Bogens, bis nahe zur Mündung der Etsch, liegt ein drei Meilen langer Abschluß, gebildet von den Inseln Lido, Malamocco und Pelestrina, und der abgeschlossene Meerestheil ist die große Lagune von Venedig. Der Umfang derselben von der Mündung der Piave bis zu der Mündung der Brenta mag 10 bis 12, der Pfeil des Bogens von dem Lido bis Malghera 1½ geogr. Meilen messen. In der Richtung dieses Pfeiles ziemlich in der Mitte der Lagune liegt eine Gruppe von Inseln. Auf diesen ist die Stadt Venedig gebaut; die Zwischenräme sind die Canäle (Rii), auf den Inseln selbst, durch zahllose Brücken verbunden, liegen die Häuser und die Straßen (Calli). Die größte dieser Inseln ist der Rialto, auf welchem der schönste Theil der Stadt, der Markusplatz und die Piazetta. So ist denn Venedig eine Inselstadt, abgeschlossen von der See und von dem festen Land und natürlich frägt man nun: welches sind denn die Verbindungen mit beiden?

Wenn ich Dir diese Verbindungen angebe, so bezeichne ich damit auch die Angriffspunkte von Venedig und deßhalb scheint es mir wohlgethan, daß ich zugleich die betreffenden Anstalten zur Vertheidigung anführe. Zuerst die Verbindungen mit der See.

Man nennt sieben Einfahrten in die Lagunen, die

meisten jedoch sind nur brauchbar für Barken und kleinere Boote; denn die Zwischenräume zwischen den Inseln und Barren sind eng und da sie mit flachen Böschungen abfallen, selbstverständlich sehr seicht. Ich will Dir nur diejenigen bezeichnen, in welche etwas größere Fahrzeuge eingehen können, nämlich die Hafen des Lido, des Malamocco und den Hafen von Chioggia.

Der Hafen des Lido ist der Raum zwischen der südlichen Spitze des Strandes abwärts der Mündung der Piave und der nördlichen Spitze des Lido. Diese Einfahrt führt gerade zu dem nahen Arsenal; sie wird durch Baggern offen gehalten, hat aber eine Tiefe von höchstens 3½ Metre. Es können demnach nur kleine Fahrzeuge, vielleicht nicht einmal ein größeres Kanonenboot oder eine leichte Corvette einfahren und selbst die Dampfboote nach Triest gehen bei niederem Wasser und bei gewissen Winden durch den Hafen von Malamocco oder gar Chioggia in die offene See. Dennoch aber ist die Einfahrt oder der Hafen durch zwei gute Forts vertheidigt.

Das Fort San Andrea auf der nördlichen Seite des Hafens liegt zwischen zwei kleinen Inseln an der Spitze eines Molo, welcher diese verbindet, den Raum zwischen beiden gegen die See abschließt und an dem südlichen Ende noch eine Batterie trägt. Das Fort San Nicolo auf der südlichen Spitze des Hafens umfaßt die nördliche Spitze des Lido mit zwei Seiten gegen den Hafen und das Meer, die dritte läuft mit zwei bastionirten Fronten quer über die ganze Insel und schließt diese gegen den Malamocco ab. Südlich von dem ersten Fort auf dem Strand liegen die Redouten und der Brückenkopf von San Erasmo.

Der Lido ist etwa 500 Met. breit, der Malamocco ist viel schmäler und beide fallen flach ab in die See. Ich habe keine Karte, auf welcher die Tiefen verzeichnet wären, aber vor mir sehe ich eine eigene Anstalt zum peilen. Ich sitze hier vielleicht 150 Schritte weit von dem Strand,

auf welchem eine schwache Brandung anläuft. Mehrere Männer, die da baden, gehen mehr als 100 Schritte weit in das Meer, ehe das Wasser ihre Hüften erreicht. Die sandige Böschung der Insel kann unmöglich plötzlich abfallen und so ist es klar, daß größere Schiffe sich sehr weit von dem Strand halten müssen. Ist doch ein Ankerplatz vor dem Malamocco wohl eine halbe Meile weit in der See. Wo jedoch eine größere Annäherung möglich ist, da liegen die Batterie alle Fontane, die Forts Malamocco, della Perse u. s. w.

Der Hafen von Malamocco, anderthalb Meilen weiter gen Süden, ist der Raum zwischen der südlichen Spitze der Insel Malamocco und der nördlichen der Insel Pelestrina. Diese Einfahrt ist nicht sehr breit, doch hat sie eine Tiefe von etwas mehr als 4 Met. und es können daher ebenfalls nur leichtere Fahrzeuge ein- und auslaufen. Kleinere Handelsfahrzeuge und auch Dampfboote gehen häufig durch diesen Hafen. Ein großer Molo ist weit hinaus in die See geführt, das äußerste Ende trägt einen Leuchtthurm und nahe am Anfang desselben liegt auf der nördlichen Spitze der Insel das Fort Alberoni, ein bastionirtes Fünfeck. An der anderen Seite des Hafens auf der nördlichen Spitze der Insel Pelestrina liegt das kleinere Fort San Pietro.

Der Hafen von Chioggia, wieder anderthalb Meilen weiter gen Süden, ist der Raum zwischen der südlichen Spitze der Insel Pelestrina und der nördlichen der Landzunge, welche bis zu der Mündung der Etsch den Strand bildet. Innerhalb dieser Landzunge, also schon in der Lagune liegt auf einer Insel die nicht unwichtige Stadt Chioggia südlich von der eigentlichen Einfahrt, mit dem nahen Brondolo durch eine Brücke verbunden. Vor dem Hafen von Chioggia liegt, wie vor den andern, allerdings eine Barre, doch hat die eigentliche Einfahrt noch immer eine Wassertiefe von mehr als 8 Met.; so daß auch etwas größere Fahrzeuge ein- und auslaufen können. Dieser, der wichtigste Hafen, ist vertheidigt durch zwei Forts (das kleinere Caroman auf der nördlichen,

das größere San Felice auf der südlichen Seite des Hafens), welche auf den Landspitzen liegend, die Einfahrt unmittelbar beherrschen. Die Forts sind unterstützt durch zwei Batterien und einen Küstenthurm; aber alle Werke zusammen sollen nur 32 Geschütze aufstellen können.

Der Hafen von Brondolo als solcher hat keine Bedeutung. Die arme Insel an der Mündung des Bachiglione ist wichtig in einer andern Beziehung, deren ich später zu erwähnen gedenke. Auf der Mitte der Insel ist das bedeutende Fort di Marina. Die Einfahrt aus der See hat nur etwa 2½ Met. Tiefe; weil aber südlich von Brondolo längs dem Strande an manchen Orten Meerestiefen liegen, welche die Annäherung von größeren Fahrzeugen oder wenigstens die Landung von Truppen gestatten, so hat man diesen Strand durch zahlreiche Batterien geschützt.

Fast alle die kleinen Hafen und Flußmündungen nördlich von Venedig sind durch Forts und Batterien vertheidiget. Die wichtigeren südlich von dem Isonzo sind: die Mündung des Tagliamento geschützt durch Batterien und die Mündungen der Livenza und der Piave vertheidiget durch die Forts S. Margherita und Cortellazzo. Bei allen diesen kleinen Hafen sind Seetelegraphen (Semafori) aufgestellt.

Sind etwas größere Fahrzeuge in die Lagunen eingelaufen, so sind sie deßhalb noch nicht in dem Canal Giudecca oder an dem Kai der Piazzetta oder an der Riva dei Schiavoni. Die Schiffe können sich auf der weiten Wasserfläche nicht frei bewegen; sie müssen sich durchwinden durch das Gewirre der sichtbaren Inseln und der unsichtbaren Bänke. Die Verbindung der bezeichneten Hafen mit Venedig ist nur durch die Lagunencanäle hergestellt und kein ordentliches Fahrzeug darf diese verlassen. Die Lagunenschiffer wissen genau, wo sie fahren müssen und für größere Schiffe sind die Hauptcanäle durch eingerammte Pfähle oder durch Boyen bezeichnet. Alle diese Canäle aber sind von kleinen Forts oder von Batterien auf den Lagunenineln beherrscht. Selbst an dem Malamocco

sind solche nach dem Innern der Lagune gerichtet und nah an der Stadt auf der Insel San Giorgio maggiore sind Batterien, welche einen großen Theil der Lagune gegen den Malamocco, welche die Giudecca, die Ausmündung des Canal Grande und die Riva bei Schiavoni beherrschen. Man sagt mir, auf dieser Insel San Giorgio soll nun ein starkes Fort gebaut werden; ein solches möchte sehr nützlich seyn; ich habe jedoch wohl eine Anzahl Kanonen, aber keine Anstalten zum Bauen auf der Insel gesehen.

Der Verbindungen der Stadt Venedig mit dem festen Lande sind wenige.

Auf der nordöstlichen Seite zieht eine solche Verbindung nah an der Küste nach Brondolo als Fortsetzung der Straße von Ravenna über Comachio. Diese Straße wird auf einer Brücke von 43 Bogen auf die Insel Chioggia geführt und von hier, wenn man den Hafen übersetzt hat, stellt der berühmte Steindamm, die Morazzi, eine Verbindung mit dem Malamocco her. Diese Straße ist wichtig, weil sie zu dem einzigen brauchbaren Hafen führt und weil sie denjenigen, welcher auf ihr vorrückt, in den Besitz der besten Einfahrt in die Lagunen bringt. In den Jahren 1848 und 1849 haben die Venetianer, ehe die strenge Blokade die Verbindung abgeschnitten hatte, auf dieser Straße ihre Bedürfnisse aus Mittelitalien gezogen. Die frühere Republik Venedig hat die Wichtigkeit dieser Verbindung sehr wohl verstanden und deßhalb hat sie im 17. Jahrhundert das schon erwähnte Fort Marina gebaut. Später wurde das Fort verstärkt, aber, wie ich höre, von den Oesterreichern vernachlässigt; von der Revolution jedoch, nach Planen die sie vorgefunden, in guten Vertheidigungsstand gesetzt. Jetzt freilich soll es sehr gut unterhalten werden. Uebrigens ist diese Verbindung nur eine mittelbare; sie führt höchstens nur auf den Malamocco, welchen die fast eine halbe Meile breite Lagune von Venedig trennt.

Die zweite, die wichtigste Verbindung von Venedig mit

dem Festlande ist die Verbindung nach Mestre, früher nur durch Barken vermittelt, jetzt bekanntlich durch eine Brücke hergestellt, welche die Eisenbahn, von Vicenza kommend, über die Lagune führt. Ein Bahnhof liegt südlich von Mestre, von diesem ab liegt die Eisenbahn auf einem hohen Damm, welcher in einem flachen Bogen südlich an Malghera vorüber in die Lagune tritt. Die Brücke ist schnurgerade, sie hat eine Länge von 3528 Met. auf 222 Bogen. Die Brücke hat in gleichen Entfernungen sechs breitere Stellen und da die eine an ihrem Anfang liegt, so ist die ganze Länge dadurch in sechs gleiche Theile getheilt. Genau in der Mitte ist der größte Platz San Antonio genannt und auf diesem war im Jahr 1849 eine Batterie aufgerichtet, welche den Oesterreichern großen Schaden verursachte. Auf dem folgenden Platz gegen Venedig war die Batterie Rossarol aufgestellt.

An dem westlichen Rand der Lagune, also 4950 Met. weit von der Stadt, liegt das Fort Malghera, jetzt Haynau genannt. Dieses Fort ist ein bastionirtes Fünfeck mit doppelter Umfassung, einem breiten Wassergraben, bedecktem Weg und Glacis. Neben demselben liegen zu beiden Seiten zwei detachirte Werke zur Unterstützung. Das Fort Malghera mit seinen Nebenwerken sperrt den Zugang zu der Eisenbahn-Brücke sowie zu dem Canal, welcher in der Lagune in den Canal San Secondo eintritt; aber dieser sowie die Brücke sind noch von andern Werken vertheidiget, welche in der Lagune aber näher der Stadt liegen. So das Fort auf der Insel San Giulano, die Batterie San Antonio, die Werke auf der Insel San Secondo und die Batterien in der Nähe des Bahnhofes von Venedig selbst.

Südlich von Venedig an den Mündungen der Piave und der Livenza möchten kleine Abtheilungen wohl Mittel und Wege finden, um sich zwischen den Lagunen durch das Sumpfland durchzuwinden; sei es daß sie von dem festen Lande her die betreffenden Forts angreifen oder, gelandet, nach Ueberwältigung dieser Forts auf das Festland vorrücken

wollten. Bewegungen von einiger Bedeutung jedoch sind hier nicht möglich. Erst sieben Meilen nordwärts von Venedig zieht von der Mündung des Tagliamento, längs dieses Flusses eine brauchbare, aber immer sehr beschwerliche Verbindung zwischen den Lagunen zu dem Festland. Am Strande gehend, könnte man den Brückenkopf auf San Erasmo oder den Hafen Lido erreichen; Dünen und Dämme böten nach Umständen brauchbare Wege, aber man müßte die Mündungen der Flüsse überschreiten und man müßte sich der Forts bemächtigen, und dann wäre erst nicht Viel gewonnen.

Die Wasserverbindungen der Stadt Venedig mit dem Festland haben allerdings die frühere Bedeutung nicht mehr; aber, noch immer für gewisse Transporte benützt, müßten sie ihre frühere Wichtigkeit wieder erlangen, sobald durch irgend ein Ereigniß die Eisenbahn unterbrochen wäre. Gondeln und kleine Barken können sich freier auf der Lagune bewegen, aber Fahrzeuge, die nur wenig tiefer gehen, müssen sich an die Canäle halten. Die wichtigeren dieser Canäle aber sind von Batterien oder von sonstigen Werken beherrscht und bestrichen; man gibt an, daß 16 solcher kleinen Forts in der Lagune liegen.

Die Oesterreicher hatten die Vertheidigungswerke von Venedig nicht besorgt, wie sie es hätten thun sollen. Ihr Genie-Corps hatte die Mängel und die Bedürfnisse sehr gut erkannt und es hatte für die Erbauung neuer, sowie für die Verstärkung bestehender Werke sehr zweckmäßige Plane bearbeitet; aber diese Plane blieben in dem Staub des Archives liegen, bis die Revolution sie hervorzog und ausführte zum Schaden der Oesterreicher, die sie gemacht. Ich habe der Forts Rizzardi, Campalto und Marina erwähnt und ich darf einen anderen Punkt nicht vergessen. Die Insel San Secondo, so wichtig für die Annäherung an Venedig, war nur mit einer krenelirten Mauer umgeben; die Venetianer haben die schwache Anlage zu einem starken Fort gemacht, sie haben es

mit Mörsern und mit schweren Kanonen bewaffnet und diese haben grausam gearbeitet.

Jetzt ist es freilich anders geworden, jetzt wird den Befestigungen eine größere Sorgfalt gewidmet. Manche Werke des Augenblickes hat man nicht unterhalten, andere aber hat man zu beständigen gemacht; und von allen werden nach Möglichkeit die erkannten Mängel verbessert. Allerdings wäre noch Manches zu thun, denn auch Malghera hat, so scheint es mir, nicht soviel bombenfreie Räume, als eine ernsthafte Vertheidigung erfordern möchte. Uebrigens muß für die Vertheidigungsanstalten von Venedig das Urtheil sich anders als für Befestigungen auf dem festen Lande gestalten. Ein einzelnes Werk mag schwach seyn nach Anlage und Construktion; aber ein jedes ist stark durch seine Lage und alle zusammen bilden ein System von seltener Stärke. Wünschen wir, daß es richtig benützt werde.

Jetzt muß ich abbrechen. Es wird allmählig dunkel; die schmale Sichel des jungen Mondes steht schon recht sichtbar über der Lagune. Ich will noch einmal an den Strand gehen, ich will noch einmal meine Hände kühlen in dem Seewasser, und Abschied nehmen von der Adria. Dann will ich wieder an das westliche Ufer der Insel gehen, meine Barke aufsuchen, zu der Piazetta fahren und auf dem Markusplatz mich dem Andenken sehr werther Bekannten empfehlen.

Wann und wo ich meine Abhandlung schließe, das weiß ich selber noch nicht. Von Herzen

Dein N. N.

XXV.

Zeitläufe.

Acht Wochen nach der Encyclika und das „rothe Gespenst“

Wir haben in der That seit wenigen Wochen einen erstaunlichen Wechsel in der politischen Scenerie erlebt. Was haben die herrschenden Parteien gewüthet und gehöhnt, weil der Papst im Namen der Kirche zu sagen wagte: im System des Liberalismus sei keineswegs das höchste Ideal der Menschheit endgültig gegeben, vielmehr das Gegentheil! Aber der Zorn über den wehrlosen Greis auf Petri Stuhl hatte noch nicht ausgetobt, so erschallte mit Donnerstimme von der andern Seite her die nämliche Sentenz, von hunderttausend kräftigen Armen beklatscht. Kurz, wie gerufen von der Encyclika des Papsts war plötzlich das „rothe Gespenst“ wieder da, und jetzt schon kann man in Folge dessen eine merkwürdige Aenderung in der Physiognomie der liberalen Titanen bemerken. Betreten und erschreckt beginnt die Partei bereits mit sich reden zu lassen.

Später werden wir den an's Wunderbare grenzenden Hergang näher erörtern, wie Das so plötzlich zur officiellen Anerkennung gelangte, was bisher von den Wenigsten ernstlich beachtet und fast von Niemand für so nahe gehalten ward. Die Arbeiter-Frage nämlich in einer Gestalt, mit der

man nothwendig parlamentiren muß, weil sie für Kanonen und Bajonette nicht zugänglich ist. Denn das rothe Gespenst hat endlich gelernt ganz manierlich aufzutreten, als politische Partei wie alle anderen Classen-Politiker von Fleisch und Bein. Der Imperator hat denn auch sofort die Bedeutung des neuen Phänomens eingesehen; er will alle die Schranken aufgehen lassen, deren Errichtung ihm vor vierzehn Jahren den Titel eines „Retters der Gesellschaft" eintrug; er hat sich wieder erinnert, daß er ein „Kaiser der Leidenden" sei, und ein guter Theil seiner neuesten Thronrede beschäftigt sich mit der Arbeiter-Frage, die man in Frankreich schon für immer verstummt geglaubt hat. Weniger willig, aber noch viel eilfertiger hat sodann die Fortschrittspartei in der preußischen Kammer die neue Macht anerkannt. Durch eine eigene Nemesis mußte gerade diese exquisiteste Vertretung der deutschen Bourgeoisie zuerst den bittern Ernst der neuen, ihr todfeindlichen, Wendung bezeugen, und den Arbeitern eine Concession machen, deren Folgen Niemand absehen kann.

Wo die sociale Frage auftaucht, da ist es mit der Herrlichkeit des Liberalismus vorbei. Nichts ist naturgemäßer. Denn dieser Liberalismus bildet viel weniger eine politische als eine antisociale Partei. Er ist die Usurpation eines einzelnen Standes oder einer Classe, die über alle andern Stände und Classen unbeschränkt herrschen will. Ungescheut predigten die Organe der Partei seit Jahren und bis auf die jüngste Wendung: der Wille des „Bürgerthums" (es ist freilich bei der bösen Sache Schade für das gute deutsche Wort, viel bezeichnender ist der französische Name „Bourgeoisie") müsse in jedem Staat allein Maß und Gesetz geben und nichts dürfe dieser höchsten Potenz widerstreben. Was widerstrebte, das hieß bis jetzt entweder „Junker" oder „Pfaffe", beides der Vergangenheit angehörende Stände, die im liberalen Staat des Bürgerthums entweder absorbirt oder vernichtet werden müßten. Die politische Dogmatik der neuen privilegirten Standesherrschaft war eben das sogenannte System

des Liberalismus. Alles aber kam bei dieſem Syſtem darauf an, ob die Arbeitermaſſen ſich definitiv ins Intereſſe der Bourgeoiſie ziehen und darin feſthalten laſſen würden oder nicht? Und dieſe entſcheidende Frage iſt nun in den wenigen Wochen ſeit dem 8. Dec. unwiderruflich verneint!

Den Fortſchritt der neuen Zeit hat die Partei ſich vorgeſtellt wie folgt: ſie ſelbſt im Kleide des Bürgerthums thronend auf dem Triumphwagen der modernen Civiliſation; hinten ſchiebend oder auf dem Trittbrett ſtehend was von „Junkern und Pfaffen" durch geſchmeidige Anbequemung ſich vor der Vernichtung gerettet haben würde; vorangeſpannt aber am lenkſamen Zügel die unabſehbare Maſſe der Arbeiter-Welt. Seitdem nun der Arbeiterſtand nicht mehr ziehen, ſondern ſelber fahren will, und ſogar gegen die erſchrockenen Lenker ausſchlägt, iſt es mit dem viel geprieſenen Siegeszug des modernen Liberalismus vorbei. Er iſt ſtecken geblieben im Koth der Anmaßung und Selbſtſucht.

Bis auf dieſe jüngſte Zeit hat die einſeitige Parteiherrſchaft einen geiſtigen Druck geübt, dem jeder ſchwächere Charakter bereits zu unterliegen begann, und ſelbſt die Auserwählten hätten irre werden mögen an der Zukunft der chriſtlichen Welt. Aber in dem Moment wo der heilige Vater den bedrängten Seelen Muth zuſprach, hat ſich auch ſofort der erſtickende Nebel verzogen. Man athmet freier, ſeitdem der neue Beweis vor Augen liegt, daß auch noch im 19. Jahrhundert die Vorſehung gegen jede parteiiſche Ueberhebung und Uſurpation der göttlichen Weltregierung ihren Rächer in Petto hat, und daß auch heute noch die Bäume nicht in den Himmel zu wachſen vermögen. Nicht die Herrſchaft Eines Standes oder Einer Claſſe iſt das Ziel der Weltgeſchichte, ſondern das Gleichgewicht aller Stände und Claſſen. Wollte der nun neu eintretende vierte Stand ſich ebenſo überheben, wie es ſeit 1789 der dritte Stand gethan hat, ſo würde er über kurz oder lang die gleiche Erfahrung machen, die der dritte Stand jetzt zu machen hat. Von dieſem Ob oder Obnicht

hängt auf lange hinein die Geschichte der Menschheit ab, und insoferne ist die Zukunft dunkel. Aber das ist gewiß: vom Liberalismus ist nicht mehr viel zu fürchten, vielmehr hat er Alles zu fürchten!

Somit ist eine ganz neue Aera der Politik eröffnet, und bald werden die Organe aller Parteien den neuen Gesichtspunkten Rechnung tragen müssen. Für uns eine besonders tröstliche Aussicht! Wie oft hat jeden ehrlichen Schwimmer gegen den Strom der Tagesmeinung das Gefühl übermannt, daß mit allen diesen Besprechungen der politischen Tagesfragen doch nichts geholfen, und Alles nur leeres Stroh gedroschen sei. Jetzt ist es anders. Der von den Parteien der jüngsten Vergangenheit unabhängige Publicist hat wieder Spielraum; der Parteigeist muß seine ausschließliche Herrschaft über die Köpfe verlieren, und es wird den Denkenden mit jedem Tage klarer werden, was der abgedankte Liberalismus durch seine Thaten verbrochen und durch seine Unterlassungen verschuldet hat. Die Vergangenheit klagt ihn an, die Gegenwart verurtheilt ihn, die Zukunft gehört ihm nicht zu.

Es ist in der That merkwürdig, in welchen Zustand die modernen Ideen in den wenigen Jahren ihrer unbestrittenen Herrschaft die Welt versetzt haben. Im Grunde war es nicht einmal der Sturmlauf des vierten Standes, was den Absolutismus des dritten zum Falle bringt; denn dieser stand schon vor dem unvermeidlichen Banquerott, ehe jener Angriff erfolgte. Was immer die Culturentwicklung der neuesten Zeit Gutes, Dauerndes, Großartiges geschaffen hat, das wäre der Welt auch ohne die Tyrannis des Liberalismus zu Gute gekommen. Was dieser aber als sein eigenstes Werk auf die Bahn gebracht hat, das lehrt ein Blick auf die Landkarte der zwei Hemisphären. Ueberall nichts als Gräuel der Verwüstung, der Rechts-, Gesetz- und Autoritätslosigkeit, und zwar ohne Aussicht auf eine rettende Dazwischenkunft, kurz die allgemeine Auflösung. Italien und Polen, der türkische und der scandinavische Ländercomplex, die nordamerikanische Union, welche für eine Ewigkeit gefestet erschien und jetzt in

und aus Anlaß deſſelben hat der Epiſcopat der
Welt -- und Allen voran der franzöſiſche --
Garben von Streiflichtern auf die Zuſtände unſerer
und auf die Ausſichten unſerer Zukunft geworfen.
hat über die Moral der modernen Ideen einen
Beitrag geliefert als der Biſchof von Orleans
Buch einmal ernſthaft geleſen hat, dem muß ſi
grauen vor dieſer „modernen Civiliſation.“ Mſgr.
ſchildert die Thaten derſelben ganz einfach an de
Neuitaliens und der Convention vom 15. Septem
ganze Geſchichte hat ſich unter den ſchönſten Schlag
Liberalismus vollzogen, als da ſind „Fortſchritt de
ion“, „moraliſche Macht der modernen Ideen“ (ſi
die die Partei in Deutſchland ſagt), „Wille der
Wünſche des Volks“, „freie Kirche im freien Sta
Biſchof aber ſtellt am Schluſſe ſeiner entſetzlichen S
e wohlberechtigte Frage: wer hat noch einen Fu
hre im Leib, und wendet ſich nicht mit Abſcheu
eſer monſtröſen Mixtur aus Lug und Trug, Ver
annibalismus?

In zwanzig Auflagen und durch ganze oder

er selbst unter dem Gewicht der furchtbaren Thatsachen leide, die da der beredte Bischof aus den Akten und aus dem Munde anerkannter Häupter des italienischen Liberalismus verzeichnet, und daß er ernstlich an Umkehr denke. „Die Proklamationen des Cialdini und der andern Chefs", sagte Baron Nicotera aus Neapel im Turiner Parlament, „sind würdig eines Tamerlan, Dschingischan und Attila." „Die Grausamkeiten", bestätigte der Abg. Averrano am 13. Juli 1863, „die nun seit zwei Jahren andauern und worauf die Regierung ihre ganze Hoffnung zu setzen scheint, entehren uns vor Europa." Aber es wäre noch gut, wenn das der Fall gewesen wäre; es ist jedoch nicht der Fall. Die moderne Civilisation des Liberalismus kennt weder Scham noch Gewissen noch Mitgefühl; an unsern Ellenbogen spielen die gräßlichen Scenen in Italien und Polen, aber was geht uns der Nachbar an? Heute lesen wir davon und morgen vergessen wir es. „La puissance d'oubli", von welcher der geistvolle Bischof spricht, gehört wesentlich mit zu dem antisocialen Charakter des herrschenden Liberalismus und seiner „vollendeten Thatsachen."

Man hat von Monseigneur Dupanloup erwartet, daß er gegen die Encyclika auftreten werde. Er ist nämlich eine Zierde der sogenannten „liberalen katholischen Partei" in Frankreich, und obwohl diese Partei den schärfsten Gegensatz bildet zu dem banalen kirchlichen Liberalismus und überhaupt zu der schweifwedelnden Ergebenheit hochbepfründeter Creaturen: so besteht man doch aus Unwissenheit oder Bosheit auf der hartnäckigen Verwechslung zweier himmelweit verschiedenen Dinge. Nur der kirchliche Liberalismus, wie ihm denn zur Apostasie nichts weiter fehlt als die Klarheit und der Muth, vermag sich mit dem antisocialen Wesen der modernen Civilisation zu vertragen, der fromme katholische Glaube niemals. Nun ist der Bischof von Orleans zwar ein sehr freisinniger und sehr gelehrter Herr, er gehört zu den vierzig Unsterblichen der französischen Akademie, aber er — betet. Somit konnte über sein Urtheil vom päpstlichen Rundschreiben von vornherein

er bürgerlichen Gesellschaft gelangen werde. Ab
Kirchenfürsten sind einstimmig darin, was der Sta
Gott, die Politik ohne Religion, die Gesellschaft ohn
ichen Geist für die Menschheit unter allen Umstänt
ringen kann und thatsächlich bereits gebracht hat.

Im Uebrigen finden wir im Gegentheil, daß der C
on Wien die herrschende Richtung des Liberalismu
was gelinder tarirt. So sagt er S. 39: „Es ist r
aß den Eingeweihten des Fortschritts die Religion
ir den Staat Gleichgültiges sei; dafür hält sie Ni
elcher über das Staatsleben zu denken im Stande ist. S
rzeit bis zu Rousseau einschlußweise galt die Relig
was dem Staate Unentbehrliches." Wir zweifeln,
ischof von Orleans diesen Satz unterschreiben würd
ohl zu unterscheiden, und für seine Unterscheidung wi
h auf thatsächliche Erfahrungen berufen, die in Fro
rade aus Anlaß der Encyclika schroff hervorgetrete
r Wahrheit scheint uns dieser Unterschied im gegenw
oment, wo sich das unnatürliche Bündniß der zr
rtschritt bisher vereinigten Parteien für immer gelö
n der höchsten Wichtigkeit zu seyn; von ihm aus

zu der socialen Bewegung der Zukunft und zu dem sich emporringenden vierten Stande. Hören wir!

Aechter vertritt kein Organ das Gesammtsystem des Liberalismus oder den sogenannten modernen Staat, als das von protestantischen Elsässern redigirte Pariser Blatt *Temps*. Die Debatte über das päpstliche Rundschreiben und insbesondere der Vorschlag eines gallikanischen National-Concils veranlaßte nun das Blatt, über das Verhältniß des Christenthums zu den liberalen Ideen sich klar auszusprechen wie folgt: „Was ist denn der Kern der Principien von 1789, als die Rechtfertigung des Menschen durch sich selbst, die Heiligkeit des Gewissens welches von jeder äußern Macht und von jedem Gesetz, das es sich nicht selbst gab, unabhängig ist? Und wie könnten ohne eine entsetzliche Heuchelei die Vertreter der Religion der Erbsünde, der Erlösung und der Gnade diesen Principien zustimmen?"

Unzweifelhaft kann diese aus offenem Herzen heraufgekommene Stelle für tausend Abhandlungen gelten. Für den Temps ist also die christliche Religion und folgerichtig jedes übernatürliche Band allerdings nicht nur etwas Gleichgültiges, sondern auch etwas Feindliches im liberalen Staat. Das Blatt hält zu der Weltanschauung des deutschen Strauß, die den Menschen, mit Ablehnung aller übernatürlichen Hülfsquellen, ausschließlich auf sich selbst und auf die natürliche Ordnung der Dinge stellt. So bleibt der Temps sich consequent und getreu dem Princip des antikirchlichen Individualismus und der antisocialen Bourgeoisie, vermöge dessen die eigentliche Fortschrittspartei den Staat ohne Gott und Religion wollen muß, wenigstens in der Theorie.

Innerhalb dieser Partei steht dem Temps die socialdemokratische *Opinion nationale* gegenüber. Als ein Organ der Massen, dessen Traditionen bis in die saintsimonistische Bewegung hineinreichen, vertritt sie das Princip der gesellschaftlichen Solidarität. Sie bildet also den geraden Gegensatz zur Bourgeoisie und zum liberalen Individualismus. Auch J. J. Rousseau, den der Herr Cardinal als Zeugen anführt,

war nicht ein liberal, ſondern ein ſocial tingirter Geiſt. Er konnte ſich daher einen Staat ohne Religion gar nicht denken; er verlangte vielmehr eine eigentliche Religion von Staatswegen; wer von dieſer Religion abfiele, der ſollte mit dem Tode beſtraft, und wer dieſelbe nicht annehmen wollte, der ſollte aus dem Staate verbannt werden, weil ein ſolcher Menſch „Geſetz und Gerechtigkeit zu lieben unfähig und darum zur Geſelligkeit nicht gemacht ſei.“ In demſelben Sinne ſprach ſich jetzt, aus Anlaß der Encyclika, die Opinion nationale über das Verhältniß der Religion zum Staat und zur Geſellſchaft aus.

Die chriſtliche Religion in ihren mittelalterlichen Formen, ſo ſagt das Blatt, ſei zur Zeit erſt noch in der Auflöſung begriffen und daher komme die Tendenz nach Trennung der Kirche vom Staat; ſie ſei der Ausdruck jener Auflöſung aller bisherigen religiöſen Bande. Hätten ſich aber einmal dergleichen Bande neu im Volke geſtaltet, ſo müßte allerdings auch der Staat dieſe neue Religion adoptiren, weil er eben der Inbegriff aller ſocialen Macht ſei. Die Negation des Religiöſen ſei nur eine vorübergehende hiſtoriſche Erſcheinung. Denn die Religion ſei nicht bloß ein Band des Menſchen mit dem Unendlichen, ſondern auch, und vor allen Dingen, ein Band des Menſchen mit der Menſchheit in ihrer Solidarität. Die Verneinung der Religion zum Princip erhoben, wäre der abſtrakte Individualismus, die Verneinung der Solidarität. So die Opinion nationale; und das Organ der Arbeiter-Bewegung in Deutſchland bemerkt dazu: „Gegen dieſe Auffaſſung kann allerdings weder vom ſocialiſtiſchen noch vom philoſophiſchen Standpunkte etwas eingewendet werden“ *).

Ich meine, der merkwürdige Gegenſatz iſt hiemit hinreichend tief und durchſichtig bezeichnet. Der Liberalismus der Bourgeoiſie bedarf für ſeinen Staat und ſeine Geſellſchaft keiner Religion. Selbſtgott nach allen Seiten hin hat dieſer „Bürger“ ſein Paradies nicht hinter ſich ſondern vor ſich,

*) Berliner Social-Demokrat vom 27. Januar 1865

und keine andere Lebensaufgabe ist ihm gesetzt, als daß nichts ober, nichts unter, nichts neben ihm sein Wohlbefinden auf Erden störe. Von dieser Geistesrichtung gilt die schöne Stelle des Bischofs von Orleans: „Reichthum und Vergnügen, Geldgier und Genußsucht sind die zwei Ränder des Abgrunds, in den ich leider einen Theil der französischen, ja der europäischen Gesellschaft seit einigen Jahren mit beiden Füßen versunken sehe. Was Wunder, wenn dieses Publikum den Herrn Jesus nicht mehr liebt, da er ja demüthig war, arm und keusch!" (p. 149.)

Die Partei des vierten Standes hingegen besteht in der menschheitlichen Solidarität und sie ahnt, daß es ohne Religion keine Gemeinschaft gibt. Sie hat als solche kein Herz für die bestehenden Formen des Christenthums, weil sie bei diesen auch kein Herz für ihre Interessen gefunden zu haben glaubt. Sie sieht insbesondere das Papstthum als die Krone einer ihr feindlichen Weltperiode an, das daher fallen müsse, wenn die Culturentwicklung eine Wendung zu Gunsten des vierten Standes nehmen solle. Aber sie spricht von der großen socialen Erscheinung der Kirche doch nicht in dem empörenden Tone ausgelassener Knaben wie der Liberalismus*). Denn sie hat das Gefühl, welches in diesem erstickt ist: daß immerhin ein „Band des Menschen mit dem Unendlichen und des Menschen mit der Menschheit" seyn müsse.

---

*) Bei Gelegenheit der Encyclika hat der Berliner „Social-Demokrat" (6. Jan. d. Js.) den „schwächlichen Mittelparteien" diese Sprache sogar streng verwiesen. Das Papstthum — sagt das Blatt, zur Zeit unfraglich das wichtigste und interessanteste Organ welches mit deutschen Lettern gedruckt wird — sei das eigentliche Fundament aller Autoritäts-Elemente Europa's. „Gerade darum kann das Papstthum, und das Papstthum allein, die ganze und volle Sprache der Autoritätssache führen, und ehrenvoll, nicht tadelnswerth ist es, wenn es diesen Muth seiner Sache hat"... „Den vollen Muth ihrer Sache haben nur die extremen Parteien, die auf großen, die ganze Weltanschauung beherrschenden Ideen fußen." Das Papstthum müsse freilich fallen, aber warum es darum verhöhnen, „daß es, was auch immer kommen möge, mit Ehren zu fallen gedenkt!"

mit allen Staatsformen; aber noch me
chriſtlich-germaniſchen Weltperioden a
äußere Färbung angenommen. Auf die
der patriarchaliſchen Zeit folgten Biſchöf
Hirtenſtab mit dem Schwerte kreuzten
Feudalbarone theilten; ſeit den prieſter
römiſchen Rechts hat dann der bürgerliche
gegriffen, und es bedarf keiner Vergröß
der modernen Abſonderung des Profeſſor
und beſonders in dem jüngſten Streit üb
ſchaft", die Einſtrömung der Bourgeoiſie
ſcheint auch das dritte Zeitalter die So
haben. Wenn aber eine neue Weltperiod
je nach dem Evangelium der Armen
nicht auch die Kirche vorherrſchende Arbeite
Es wäre von den Veränderungen, die ſi
zur Welt ſchon erlebt hat, nicht einmal d

Jedenfalls dürften über kurz oder
Kirchenfragen hinter der verſchwinden: n
zu der neuen Bewegung der Arbeiter zu
der vierte Stand als gleichberechtigt unter

XXVI.

Zur Geneſis der erſten Theilung Polens.

II. Polens Ohnmacht ſeit dem ruſſiſch-preußiſchen Bündniß von 1764 bis zur Conföderation von Bar, 1768.

Während Rußland und Preußen im Geheimen das Todesurtheil Polens unterzeichneten, rief der Reichsprimas Lubienski, Erzbiſchof von Gneſen, mit feurigem Patriotismus den polniſchen Adel bei der bevorſtehenden Königswahl zur Eintracht und mannhaften Thatkraft auf und ſchilderte „gleichſam in der letzten Stunde der Freiheit“ noch einmal alle Gefahren, die der innerlich zerrütteten Republik vom Auslande bevorſtänden. Wir Polen nennen uns, ſagte Lubienski, eine freie und unabhängige Nation, und doch ſind wir bereits dem Joch der Sklaverei verfallen und dem Schrecken der Waffen ausgeſetzt. Und wie ſehr wir auch das Elend unſerer Knechtſchaft empfinden, ſo haben wir doch nicht Kraft genug, uns ſelbſt zu rathen, und nicht Muth genug, unſer Geſchick zu verbeſſern. Ohne Feſtungen, ohne Garniſonen, ohne Armeen gleicht unſere Republik einem offenen, vom Sturm zerriſſenen Hauſe, einem Gebäude ohne Eigenthümer, welches über ſeine erſchütterten Fundamente zuſammenbricht. Bei uns iſt die

Parteigeiſt, um unſere Republik zu uſurpiren . . .
Zwietracht, die ſeit ſiebenunddreißig Jahren alle R
zerriſſen, verſchuldet unſer ganzes Unglück, und wir la
vor Gott die ſchwerſte Verantwortlichkeit auf, weil
durch unſer Reich frembem Joche überliefern*).

Und Polen war immer noch, obgleich es ſchon
Landſchaften, die es zur Zeit ſeiner größten Aus
beſeſſen, eingebüßt hatte, ein Reich von faſt 14,000 □
Meilen mit einer Bevölkerung von faſt fünfzehn M

Wie ſchwer aber auch das fremde Joch ſchon
auf Polen drückte, ſo überhörte der Adel dennoch die
des Primas und die inneren Parteien traten
neuen Königswahl ſo ſchroff und gewaltſam, wie nur
über, gegen einander auf. Bevor der ſog. Convo
Reichstag, auf welchem Zeit und Ort der Königswahl b
werden mußte, am 7. Mai 1764 eröffnet ward, g
Lubienski, berichtet der engliſche Geſandte aus Warſc
alle Mühe, ein Uebereinkommen zwiſchen den Part
Stande zu bringen, „auf daß dieſe große Verſar
wenigſtens ohne Unterbrechung vorübergehe, und m
Aufmerkſamkeit darauf verwende, Geſetze und Einric

Alle diese Bemühungen waren vergeblich, und wie zum besondern Verhängniß für Polen hegte gerade die Reformpartei unter dem Adel, an deren Spitze die mächtige Familie der Czartoryski's stand, den schlimmen Wahn, mit Hülfe Rußlands die langerstrebte staatliche Umgestaltung der Republik und insbesondere die Abschaffung des Liberum Veto, dieses Grundübels der polnischen Verfassung, zu erreichen. Dieser Wahn ist doppelt unbegreiflich, weil Katharina II. nicht bloß in geheimen Stipulationen sich gegen Polen verschworen, sondern, wie wir früher erwähnten, schon im J. 1763 in öffentlichen Denkschriften erklärt hatte, daß sie keine Abänderung der polnischen Verfassung gestatten wolle!

Die polnische Reformpartei begann auf dem Convocationsreichstage ihr Werk mit Gewaltthätigkeiten gegen ihre Gegner, die sich weder rechtfertigen noch entschuldigen lassen. Anfangs freilich schien sie in ihren Bestrebungen vom Glücke begünstigt. Nachdem sie ihre Gegner vom Reichstage entfernt, brachte sie mehrere dem Lande wohlthätige Gesetze durch. Die hohen Kronämter, die bisher von der königlichen Autorität ganz unabhängig gewesen und deren Träger sich seit der zur Gewohnheit gewordenen Sprengung der Reichstage in der Verwaltung der Justiz, der Finanzen, des Militärwesens und der Polizei eine souveräne Gewalt angemaßt hatten, wurden ihrer Macht entkleidet und an ihre Stelle traten vier unabhängige Commissionen, deren Mitglieder von dem Reichstage oder, falls ein solcher nicht zu Stande käme, von dem König ernannt werden sollten. Da nun voraussichtlich kein Reichstag, so lange noch das Liberum Veto bestand, zu Stande kommen konnte, so erhielt durch diese neuen Gesetze die königliche Macht eine höchst bedeutende Erweiterung. Aber die Durchführung dieser Gesetze gelang nur durch Hintergehung des russischen Gesandten Kayserlingk, der des Polnischen nicht mächtig war und aus einer ihm überreichten lateinischen Uebersetzung der Gesetzesvorschläge, in der man an entscheidenden Stellen zweideutige Wendungen gebraucht hatte, die Tragweite

Liberum Veto und Einführung des Majoritäts
den Reichstagen ausrotten, aber hierbei war k
Täuſchung der Ruſſen möglich, und es mußten
Czartoryski's erkennen, daß ſie ſich in ihrer H
Rußland getäuſcht hatten. Die Geſandten Ruſ
Preußens legten gegen die Abſchaffung des Lib
im Namen ihrer Souveräne den entſchiedenſten Ei
und die Partei, unfähig unter den obwaltenden V
veren Widerſtand zu beſiegen, war genöthigt ih
rojekt fallen zu laſſen*). Um aber das Libe
wenigſtens ſo unſchädlich als möglich zu machen,
eſetzt: wird ein Reichstag aufgehoben durch den
ines Mitgliedes, ſo behalten doch ſeine bis dahi
Beſchlüſſe Geſetzeskraft, und alle Finanz-, Oekon
uſtizangelegenheiten werden fürderhin mit Stimm
ntſchieden. Auch ſollen, wurde hinzugefügt, alle
ürfe, die den Vortheil der Republik betreffen (und
ch nicht Alles unter dieſem Titel begreifen), in Z
n oben erwähnten vier Commiſſionen vorgeſchl
it Beobachtung der üblichen Gerichtsformen d. h. mit
hrheit angenommen werden.

Rußland und Preußen opponirten gegen diese wohlthätigen Reformen, deren Ausführung sie, wie wir sehen werden, später verhinderten, damals nicht, um die mächtige Partei nicht allzu sehr gegen sich aufzureizen, und um durch sie die Königswahl in ihrem Sinne zu regeln. Nachdem diese Mächte die Abschaffung des Liberum Veto vereitelt, ließen sie den Reichstag ruhig gewähren, und dieser entwickelte nun eine Thätigkeit, wie wir sie selten auf einem frühern polnischen Reichstag finden. In der Verwaltung wurden viele Verbesserungen eingeführt und genauere Bestimmungen zu „einer pünktlichen Pflege" des Gerichtswesens getroffen, damit fürder nicht mehr die Klage des „ohnmächtigen Bürgers" ungehört verhalle; im ganzen Reich sollte überall gleiches Maß und Gewicht eingeführt werden; Commissarien sollten die Beschwerden der Städte prüfen, und verhindern, daß weder Adel noch Geistlichkeit den Handel der Bürger beeinträchtigten; alle dem Adel und der Geistlichkeit früher ertheilten Handels-Concessionen wurden aufgehoben, und was noch wichtiger war, es wurden zu Gunsten der leibeigenen Bauern manche nützliche Gesetze erlassen, durch welche die Machtvollkommenheit des Adels über sie eine wesentliche Einschränkung erlitt. So wurde z. B. auf die Tödtung eines Bauern durch einen Adeligen die Todesstrafe gesetzt, während früher dafür nur eine geringe Geldbuße bestand *).

Man kann nicht läugnen, daß die Partei der Czartoryski's durch Anrufung des russischen Schutzes sich schwer an Polen versündigte, daß sie bei ihren Reformen auch persönliche Zwecke verfolgte und gegen ihre politischen Gegner gewaltsam zu Werke ging: aber es gereicht ihr gleichwohl zum größten Ruhm, daß sie mit richtigem Blick die innern Schäden, an

*) Vergl. über den Convocationsreichstag die Geschichte der Staatsveränderungen von Polen 1, 49 — 83 und im Anhang die Rede Poniatowski's 234—242. Hermann 5, 373 der nach Rulhière und Lelewel erzählt.

denen Polen krank lag, erkannte und ſie mit Energie und Ausdauer zu heben ſuchte. Die durch ſie am 7. Sept. 1764 zu Stande gebrachte Erhebung des ruſſiſch-preußiſchen Kroncandidaten Stanislaus Poniatowski auf den polniſchen Königsthron gereichte allerdings dem Lande zum größten Unglück, aber nicht weil die Czartoryski's, wie man wohl behauptet hat, aus perſönlichen Leidenſchaften und aus Haß gegen die republikaniſchen Gegner nach einer Unterordnung Polens unter Rußland getrachtet, ſondern weil ſie ſich in der Perſon des charakter- und ſittenloſen Emporkömmlings ebenſo täuſchten, wie in ihrer Hoffnung auf Rußland. Sie wähnten, auf den neuen König, ihren Neffen, einen beſtimmenden Einfluß ausüben und ihn für die politiſche Wiedergeburt des Landes begeiſtern zu können, und Stanislaus Poniatowski ſelbſt trug zur Zeit ſeiner Wahl ein lebhaftes Verlangen zur Schau, die polniſche Nation auf eine höhere Stufe des politiſchen Anſehens, der Geſittung und Bildung zu erheben*). Aber er hatte vor ſeiner Wahl, ohne Vorwiſſen der Czartoryski's, gegen Rußland und Preußen geheime Verpflichtungen übernommen, durch die er ſich von vornherein zu einem bloßen Geſchöpfe dieſer Mächte erniedrigte. Er hatte nämlich der Czarin nicht bloß den Abſchluß einer möglichſt weitgehenden Offenſiv- und Defenſivallianz und die Zulaſſung einer „Grenzregulirung“ verſprochen, ſondern wollte auch im ruſſiſch-preußiſchen Sinn die „Diſſidentenfrage“ löſen helfen, ja ſogar in Verbindung mit Katharina eine polniſche National-Synode errichten und dadurch die katholiſche Kirche Polens von Rom trennen, um, wie er ſagte, „ſeine Unterthanen einer fremden Herrſchaft zu entziehen“**). Dem päpſtlichen Nuntius Visconti aber erklärte er gleichzeitig, alle über ſeine Zuſicherungen

*) Vergl. den Bericht bei Theiner 4b, 96.

**) Vergl. Hermann 5, 386 und den Brief des Königs an Katharina bei Rulhière 2, 129.

zu Gunsten der Dissidenten verbreiteten Gerüchte seien schändliche Verleumdungen, und er wolle eher den Tod suchen und durch den Tod seine treue Anhänglichkeit an die Kirche besiegeln, als durch so schimpfliche Mittel den Thron besteigen*).

Auf dem sog. Krönungsreichstage gelang es noch der Reformpartei allen ihren auf dem Convocationsreichstage gefaßten Beschlüssen Gesetzeskraft zu verschaffen, da man denselben noch in der Form einer Conföderation abhielt, dadurch das Liberum Veto umging, und die Majorität sich an einen Einspruch des russischen und preußischen Gesandten, welche die Wiedereinführung aller alten vor dem Convocations-Reichstag bestandenen Gesetze verlangten, nicht kehrte. Auch wurde auf dem Krönungsreichstage zur Vermehrung der königlichen Einkünfte ein Tarif auf die Einfuhrartikel festgesetzt, dem alle Provinzen des Landes, ungeachtet bisheriger Privilegien unterworfen seyn sollten, und die Wahlcapitulation (Pacta conventa), die der neue König beschwören mußte, war von den Czartoryski's in geschickter Weise in einzelnen Bestimmungen zu Gunsten der königlichen Macht verändert. Der König erhielt durch sie das Recht, die vier größten Krondomänen, die bisher an den Adel verliehen wurden, sich anzueignen; das Postwesen und die Münzstätten des Landes wurden ihm unterstellt, und vier Garderegimenter unmittelbar seinem Befehl unterworfen**).

Katharina II. hatte durch die Wahl des von ihr abhängigen Poniatowski ihre nächsten Zwecke in Polen erreicht***), und stellte nun, um die Republik zu einer willen-

*) Vergl. die in Gegenwart des Königs gehaltene Rede des Nuntius bei Theiner 4 b, 124 – 128.

**) Vergl. die neuen Pacta conventa bei Theiner 4 b, 47—54.

***) Auch ihr persönlicher Stolz fand darin Befriedigung, ihrem Beischläfer Poniatowski ein Königreich verschafft zu haben. Später wollte sie auch ihrem Beischläfer Orloff ein solches am andern Ende ihres Reichs in Asien verschaffen. In einem Geschichtswerk

Die Czartoryski's, Katharina's Absichten durchschau
auf dem Reichstage die Verwerfung des verlangt
nisses durch, machten aber seitdem die Czarin zu ih
söhnlichen Feindin.

War der Reformpartei anfangs durch den A
Rußlands und Preußens die Abschaffung des Libe
mißlungen, so hoffte sie, ihre Macht werde bis zur
„ordentlichen Reichstage", welcher der Constitution g
zwei Jahren gehalten werden mußte, im Innern de
so verstärkt seyn, daß sie der russisch-preußischen C
zum Trotz die Einführung des Majoritätsvotums
feststellen könne. Bis zu diesem „ordentlichen Reichst
durch Beschluß des Krönungsreichstages die bisher
föderation in Kraft, und den Czartoryski's, den Häu
Conföderation, wurde das Recht übertragen, alle
und Maßregeln zu treffen, um die erlassenen neue
und die getroffenen neuen Einrichtungen ins Werk

So war der Beginn der Regierung des neuen
wie rechtlos dieser auch auf den Thron gehoben wor
glücklicher für Polen zu nennen. Während sich im
allmählich die Geister beruhigten und eine große A
früheren

allen europäiſchen Mächten anerkannt, und Papſt Clemens XIII. ſuchte die Höfe von Wien, Verſailles und Madrid für die neue Regierung in Polen günſtig zu ſtimmen*).

Alle dieſe Erfolge aber reizten den Zorn der Czarin, die es ihrem „polniſchen Satrapen" ſehr übel deutete, daß er auch nur gewagt hatte, aus eigenem Antriebe ſeine Anerkennung als König bei den europäiſchen Mächten nachzuſuchen**). Sie ſetzte alle Hebel in Bewegung, um den König dem Einfluß der Czartoryski's zu entziehen und unterſtützte alle Gegner derſelben. Ungeſtraft ließ ſie ihre immer noch in Polen ſtehenden Truppen unerhörte Barbareien begehen. In Polniſch-Preußen hausten dieſe Horden unter dem Oberbefehl des Fürſten Dolgorucki ärger als in Feindesland; die Oekonomien von Marienburg und Roggenhauſen wurden völlig zu Grunde gerichtet und die armen Bauern dermaßen ausgeſogen und geplündert, daß ſie dem Elend preisgegeben in Maſſen Haus und Hof verlaſſen mußten***).

Beſaß Katharina in ihrer beabſichtigten Eroberungspolitik auf Koſten Polens damals noch keinen „plauſiblen Vorwand" ſich Livland anzueignen, deſſen Annexion ſie, wie wir früher hörten, bereits im J. 1763 in Ausſicht genommen, ſo benutzte ſie vorläufig die Gelegenheit der „Grenzregulirung" zur Beraubung der Republik. Da die auf dem Krönungsreichstage im Anfang des J. 1765 zur Schlichtung einiger zwiſchen Rußland und Polen vorhandenen Grenzſtreitigkeiten ernannte Commiſſion wegen der im Lande verübten Grauſamkeiten der ruſſiſchen Horden den Beginn ihrer Arbeit verzögerte, ſo

*) Vergl. die Briefe des Papſtes vom 30. März, 3. April und 4. Dec. 1765 bei Theiner 4b, 76, 77, 90.

**) Vergl. den Bericht des Nuntius vom 8. Januar 1766 bei Theiner 4b, 91 und den Bericht des engliſchen Geſandten vom 16. Nov. 1765 bei Raumer 1, 414.

***) Bericht des ſächſiſchen Reſidenten v. Eſſen vom 11. und 18. Mai 1765 bei Hermann 5, 383.

Adeligen mit großen Kosten auf ihre Güter gezo
heben und unter militärischer Eskorte nach S
bringen. Es war dieß der praktische Commentar
Katharina schon zweimal, zuletzt am 9. Juni 17(
holten feierlichen Erklärung, daß sie die Integrität
verfehrt erhalten und gegen Jedermann hüten und sch

Auch noch mit einer andern Mission hatte
ihre Truppen betraut, nämlich mit der Unterstützung
schismatischer Bischöfe und Popen, die in den
Landstrichen die polnischen Katholiken gewaltsam v
tholischen Kirche trennen oder nach ihrem Ausdr
Glauben ihrer Väter" zurückführen sollten **). S
1765 — 1766 beginnt die Schismatisirung Pole
Rußland, gleichzeitig wo Katharina in Warschau i
der „von Gott gewollten heiligen Toleranz und G
freiheit" zu Gunsten der polnischen Dissidenten (unte
Namen man alle Angehörigen der verschiedenen
tischen Confessionen und die Anhänger der sch
russischen Kirche begriff) auftrat.

Und dieß führt uns auf die Besprechung der
Verhältnisse, deren „Regelung" den eigentlichen

1764, reichten die Geſandten Rußlands und Preußens dem König und der Republik eine Denkſchrift ein, worin ſie ſich aus Gewiſſenspflichten der Diſſidenten annahmen, wegen der „Heiligkeit der Friedenstraktate“ und „geſtützt auf die Grundgeſetze eines freien Staates, wo die vollkommenſte Gleichheit zwiſchen allen, die ihn bilden, herrſchen müſſe.“ Zwei Monate ſpäter am 28. November 1764 ließ Friedrich II. die Anforderungen der Denkſchrift mit den Worten erneuern: „Der König iſt entſchloſſen und verbunden, kräftig dahin zu wirken, daß den Diſſidenten volle Gerechtigkeit gewährt werde, aus Rückſicht für den eigenen Ruhm, den er in ſeiner Größe vorzugsweiſe darin findet, die Rechte der Menſchheit zu ſchützen.“ Und am folgenden Tage präciſirten die Geſandten der Interventionsmächte dem Reichstag des Näheren ihre Forderungen, daß alle Diſſidenten eine vollkommene Religionsfreiheit erhalten und zu allen Ehrenſtellen und Staatsämtern zugelaſſen werden ſollten*).

Europa erlebte ein wirklich ſonderbares Schauſpiel. Katharina II., die den Proteſtantismus für Rußland als ſtaatsgefährlich erklärte und den ruſſiſchen Katholiken mit blutiger Härte die freie Ausübung ihrer Religion unterſagte, und Friedrich II., der im katholiſchen Schleſien alle Katholiken von den höchſten Magiſtratsſtellen ausſchloß, wollten im katholiſchen Polen dem nichtkatholiſchen Adel alle politiſchen Rechte, alle Souverainitätsrechte des katholiſchen Adels verſchaffen. Sie wollten ihm dieſelben mit Gewalt verſchaffen,

*) Vergl. Theiner 4b, 63 — 64 und Theiners Neueſte Zuſtände der katholiſchen Kirche beider Ritus in Polen und Rußland 157—160, und im Dokumentenband 149 — 150. Geſchichte der Staatsveränderungen von Polen 1, 242 — 244. König Friedrich II. forderte im Jahre 1764 den Petersburger Hof dazu auf, eine vollſtändige politiſche Gleichſtellung für die Diſſidenten (d. h. für die adelichen D.) in Polen zu verlangen. Vergl. die Aktenſtücke bei Smitt I, 117 — 120.

...wohnige Katholiken und Diſſiden
weil ſie politiſche Rechte verlangte
Religion ungehindert ausüben wo
wurde noch in den Jahren 1777
laſſen, daß Ordensleute bei Todesſ
treten dürften.

Aber hiervon abgeſehen, wer gab d
das Recht, ſich in die innern Angeleg
Polens einzumiſchen, und den Feue
werfen nur für einige wenige hun
Akatholiken, die im katholiſchen Pole
waren, nicht bloß ſich überall frei nie
Gottesdienſt nach Gutdünken einrichten
bloß, ſo gut wie die Katholiken, unter de
ſtanden, ſondern die alle Civilrechte des
beſaßen, mit dieſem die reichſten Staroſtien,
und Gerichtsämter theilten und ſogar die h
der Armee bekleideten!

Die Diſſidenten ſelbſt, ſagte man kat
Recht in Polen, zeigen offenkundig, daß w
drücken und in der freien Ausü...
hindern, denn ...

und wo man ſie noch kürzlich durch neue Geſetze von allen derartigen Privilegien ausgeſchloſſen hat? In allen Ländern, wo eine herrſchende Religion vorhanden, verhindert man daß ſich andere Religionen zu ſehr ausbreiten, um die Einheit des Staates aufrecht zu erhalten und Religionskriege zu verhüten. Unterdrücken aber wollen wir die Diſſidenten keineswegs, wir wollen ſie vielmehr ſchützen, wenn ihre Bedrückung verſucht würde. Aber wie kann ſich der diſſidentiſche Adel über Druck in Polen beklagen, da er ſeine Güter und Reichthümer ruhig beſitzen, ſeine Religion nach Belieben ausüben, alle Militärſtellen bekleiden kann und alle Civilrechte des katholiſchen Adels genießt. Bei der ganzen Frage handelt es ſich nur um den Adel. Denn die Diſſidenten aus andern Ständen, die Kaufleute und Handwerker, machen keinen Anſpruch auf die vom Adel prätendirten Rechte, ſie verlangen nur die freie Ausübung ihrer Religion und den Schutz des Staates, den wir ihnen gern gewähren wollen*). So weit die polniſche Denkſchrift.

Mit Recht hob dieſe Denkſchrift hervor, daß es ſich bei der ganzen Diſſidentenfrage nur um den akatholiſchen Adel handelte, dem Rußland und Preußen die Souverainitätsrechte des katholiſchen Adels verſchaffen wollten, um im Senat und auf den Reichstagen eine ſtets gefügige politiſche Partei zu beſitzen, und beide Mächte wollten dieſe neuen Souverainitäts-

*) Vergl. die Réponse aux Remonstrances de Messieurs les Dissidents bei Theiner 4b, 69—71. Waren doch die Häupter der ſpätern Conföderationen der Diſſidenten, der Calviniſt Grabowski und der Lutheraner Golz lange vorher in Polen Staroſten und Generale geweſen. Vergl. Lelewel Geſchichte Polens 223. Die Anzahl der akatholiſchen adelichen Familien belief ſich auf nur 206 (vergl. Theiner 4b, 628), die in den ruſſiſchen Manifeſten vor Europa bald als „partie considérable de la nation“ hingeſtellt wurden (Theiner 4b, 63), bald aber auch als „petit nombre“ (loc. cit 154)!

rechte ihrer Clienten garantiren, um bei jeder Gelegenheit sich in die innern Angelegenheiten Polens einmischen zu können. Wenn deßhalb die Polen den russisch-preußischen Anforderungen einen unbeugsamen Widerstand entgegensetzten, so lag ihrer Energie im Allgemeinen nicht religiöser Fanatismus, sondern nur eine richtige Würdigung der politischen Verhältnisse zu Grunde, eine richtige Erkenntniß aller der Unabhängigkeit Polens drohenden Gefahren.

Vor Europa freilich wurde ihr Widerstand als religiöser Fanatismus gebrandmarkt. Nicht bloß die offiziellen Erlasse der Höfe von Petersburg und Berlin beriefen sich, mit gänzlicher Verdrehung der wahren Lage der Dinge, zur Legitimirung ihres Vorgehens auf die Toleranzphilosophie des Zeitalters, sondern auch die französischen „Philosophen", die von Katharina reiche Jahrgehälter bezogen, und holländische und deutsche Journalisten, die man durch klingende „Anerkennung ihres gemeinnützigen Wirkens" gewann, stellten die Sache so dar, als träten die Interventionsmächte in Polen nur als Vorkämpfer für die „geheiligten Menschenrechte", für Toleranz und Gewissensfreiheit auf. Dieß Alles geschah, obgleich der dissidentische Adel selbst in einer Denkschrift erklärte, man täusche sich über den Kern der Frage, wenn man diese als eine Frage um Toleranz hinstelle*).

Wenn man aber auch das Ausland täuschte, in Polen konnte sich kein Einsichtiger weder über die politischen Zwecke Rußlands und Preußens, noch über die religiösen Absichten Rußlands täuschen. Denn die Czarin war unvorsichtig oder vielmehr rücksichtslos genug, diese ihre religiösen Absichten gleich in den ersten Regierungsjahren Poniatowski's zu offenbaren, und zwar nicht allein durch die früher erwähnte Schismatisirung der polnischen Katholiken in den der Republik geraubten Landstrichen, sondern auch durch ihre offiziell formulirten

*) Rulhière 2, 125.

Anforderungen für den Bischof von Mohilew. Der polnische König Wladislaus IV. hatte im J. 1632 in Mohilew einen katholischen Bischofsitz gegründet, den ungeachtet aller Protestationen des päpstlichen Stuhles*) der schismatische Bischof Koninski mit russischer Unterstützung gewaltsam an sich gerissen hatte. Und für diesen schismatisch-griechischen Bischof verlangte nun Katharina, von Preußen unterstützt, sowohl Anerkennung von Seiten der Republik, als auch Sitz und Stimme im Senat, obgleich nicht einmal die griechisch-unirten Bischöfe Polens dieses Privilegium der lateinischen Bischöfe besaßen! Es war ein unerhörtes Vorgehen. Im August 1765 kam Koninski auf Geheiß Katharina's nach Warschau und verlangte die Rückgabe von 150 Dörfern und Kirchen, die angeblich die Katholiken den Dissidenten genommen hätten. Der russische Gesandte Repnin trug die Sache dem Könige vor, und als dieser sich einige Einwendungen erlaubte, sagte er ihm kurz: „Es sei der Wille seiner Souveränin den Bischof zufrieden zu stellen." Wenige Monate später reiste Koninski in den Palatinaten von Kijow, Braclaw und in der Ukraine herum, und verzeichnete jetzt bereits 300 Pfarreien, welche die griechisch-unirten Katholiken den griechisch-schismatischen zurückstellen sollten**). Russische Kosaken, die ihn begleiteten, unterstützten das neue Bekehrungswerk, und gaben einen neuen sprechenden Commentar zu der „von Gott gewollten heiligen Toleranz und Gewissensfreiheit", welche die Czarin in Polen proklamirte.

Was aber die griechisch-unirte Kirche Polens betrifft, so dürfen wir hier nicht mit Stillschweigen übergehen, daß die Polen lateinischen Ritus sich auf das schwerste gegen dieselbe

*) Vergl. die auf verschiedene Erlasse Benedikts XIII und Benedikts XIV. sich berufenden Briefe Clemens' XIII. vom 4. Dec. 1762 bei Theiner 4b, 2 — 3 und Neueste Zustände u. s. w. im Dokumentenband 66 — 68.

**) Vergl. Essen's Berichte bei Hermann 5, 384 flg.

verſündigten. Als die ſchismatiſch-griechiſchen Ruthenen ſich im J. 1594 mit der katholiſchen Kirche Polens verbanden, wurde ihnen der Vollgenuß aller religiöſen und bürgerlichen Rechte und Freiheiten, welche die Katholiken lateiniſchen Ritus genoſſen, gewährleiſtet. Letztere aber waren, wie oft ſie auch im Lauf der Zeit von den Ruthenen ſelbſt und vom römiſchen Stuhl dazu aufgefordert wurden, niemals zur Erfüllung ihrer Verſprechungen zu bewegen. Mit blinder Bevorzugung des lateiniſchen Ritus hielten die Polen die ruthenischen Biſchöfe vom Eintritt in den Senat und von den Reichstagen fern, verweigerten den Laien des griechiſchen Ritus die bürgerlichen Rechte, und verlockten, ja nöthigten dieſelben zum Uebertritt in die lateiniſche Kirche. Durch dieſe ſchmähliche, von den Päpſten fortwährend verurtheilte Beeinträchtigung der Unirten wurde die Union der noch ſchismatiſchen Ruthenen verhindert, und die Ruſſen gewannen freien Spielraum, um mit Hülfe der letzteren gegen die Unirten und gegen die lateiniſche Kirche Polens einen blutigen Vernichtungskampf zu führen. Es fehlt uns der Raum, die berührten Verhältniſſe, die auf den Untergang Polens ſo mächtig einwirkten, hier ausführlicher zu behandeln. Aber ſie verdienen in hohem Grade eine ſolche Behandlung, für die dem Forſcher jetzt ein reiches Quellenmaterial zu Gebote ſteht*).

*) Beſonders im dritten Band von Theiner's Monumenta Poloniae. Vergl. z. B. dort die Aktenſtücke pag. 232—252, und die betreffenden päpſtlichen Erlaſſe, und ſonſtigen Schreiben pag. 269, 271, 273, 348, 350, 354, 373, 394, 402, 417, 467, 531, 534, 560, 571, 580, 593—602, 741. Dieſe Aktenſtücke verbreiten über die Stellung der Polen zu den unirten Ruthenen das hellſte Licht. Vergl. auch Theiner Neueſte Zuſtände 158, 261, 274 flg.

XXVII.

Das Antichriſtenthum unſerer Tage und die chriſtliche Apologetik.

I. Renan und ſeine Zeit.

Ehedem lag es in unſerem Plane den Leſern dieſer Blätter eine ausführlichere Ueberſicht zu geben über die Bewegungen, welche eine an ſich unbedeutende Schrift wie das Buch Renan's hervorgerufen oder doch wenigſtens zunächſt veranlaßt hat. Schreiber dieſer Zeilen verſäumte es nicht, die periodiſche Literatur ſowohl in als außerhalb Deutſchland ſich näher zu beſichtigen. Freilich war bei der immer ſteigenden Fluth von Schriften es eine ziemlich ſchwierige Frage: wo anfangen und wo enden? Nicht bloß Frankreich, England und Italien, ſogar Spanien hat ſeine Renan-Literatur. Ja ſelbſt Afrika hat ſeinen Anti-Renan, und nicht minder die neue Welt, Amerika, welchem man gewiß keinen übertriebenen Spiritualism zur Laſt legen kann.

Es hieße die Geduld etwas zu ſehr in Anſpruch nehmen, wollten wir von dieſen Erſcheinungen nur mit einigen Strichen ein zeitgemäßes Bild geben. Allerdings möchte die Mannigfaltigkeit der Methode, die Verſchiedenheit der Nationalität,

die Eigenthümlichkeit der Charaktere Intereſſe erregen. Iſt ja doch die Sache von den verſchiedenſten Geſichtspunkten aufgefaßt worden. Es iſt da bald das fromme, gläubige Gemüth, bald der Glanz der Sprache und die eklatante Taktik, den Gegner im eigenen Felde zu ſchlagen, bald die beißend ſcharfe Kritik welche die Widerſprüche bloßlegt, was wir als Grundzug der franzöſiſchen Schriften finden; bei den Italienern finden wir eine faſt heftige Aufgeregtheit, bei den Engländern die ruhige klare, faſt kalte hiſtoriſche Kritik; bei den Deutſchen möchte man ſagen findet ſich all das beiſammen. Eigenthümlich angemuthet hat uns der Ton der ſogenannten liberalen Zeitſchriften in Deutſchland und einiger größerer Zeitungen, der nicht kalt und nicht warm iſt, um den Kernpunkt meiſtens nur herumgeht und nicht ſelten ſich durch innere Hohlheit auszeichnet.

Unterdeſſen iſt wieder die Ebbe eingetreten und mit ihr, wenn wir uns nicht täuſchen, eine gewiſſe Apathie, um nicht mehr zu ſagen. Der Aufregung folgt naturgemäß die Ohnmacht und Ermattung. Ebenſo liegt es in dem tieferen Weſen der Menſchen, wenn ſie noch nicht ganz unter ihre Würde geſunken ſind, daß die Blasphemie einen gewiſſen Ekel erregt. Sie iſt, wie alles Ungöttliche, des Menſchen unwürdig, und wird als häßlich verabſcheut, ſobald ſie in ihrem rechten Lichte erkannt iſt.

Nur im Vorbeigehen mögen einige der bedeutendſten Schriften der außerdeutſchen Literatur Erwähnung finden*);

---

*) 1) Examen Critique de la Vie de Jésus de M. Renan. Par M. L'Abbé Freppel. 2) L'Evangile selon Renan par Henri Lasserre. Paris 1863. 3) Observations sur la Vie de Jésus de M. E. Renan par Raoul Lecoeur. Rouen, Cagniard. 5) M. Renan et son Ecole. Reflexions sur la Vie de Jésus par Volousiens Pages. Paris, Dentu 1863. 5) La Divinité de Jésus prouvée par les Faits, Réponse à M. Renan, par M.

ſo manche Schriften der deutſchen ſind wahrſcheinlich durch die Hände der Leſer gegangen. Trotz vieler Vorzüge derſelben wollen wir ſie übergehen; warum noch Waſſer zum Brunnen tragen?

Wie wir aus Zeitungen erſehen, reist Renan bereits wieder im Orient, um die Staffage zu ſeinem „Paulus“ ſich zu holen. Deß ſind wir ſicher, daß er nichts mehr finden wird von dem Lichte, das den Apoſtel geblendet. Das hat auch Renan gar nicht vonnöthen; ihm genügt ſchon der „Reiz der Landſchaft“, von welcher der Held ſeiner Romane nicht bloß etwa abſtammt, ſondern deren nothwendiges Produkt er ſeyn muß, ſo wie ja auch der Pfeffer nur auf Cayenne wächst. Wir möchten auch den Gebrüdern Levy dießmal keineswegs ſo glänzende Geſchäfte prophezeien; in derartiger Waare „macht“ man nur, ſo lange der Schwindel dauert.

Laſſen wir ihn im Frieden ziehen! Was uns nahe liegt, iſt: dieſe und ihr verwandte Erſcheinungen in dem Verhältniß zu unſerm gegenwärtigen ſocialen Leben zu betrachten.

Wenn auch die Fluth vorübergerauſcht iſt, ſo iſt es gewiß der Frage werth: welches die Urſachen ſolcher Erſcheinungen ſind, wie ſie gegenwärtig gleichſam in der Luft liegen. Ebenſo dürfte es nicht umſonſt ſeyn, den Folgen ſolcher fieber-

---

L'Abbé Pioger. Paris 1863. 6) Eugène Portel, Vie de N. S. Jésus-Christ, Réponse etc. Paris 1863. 7) M. Renan et la Vie de Jésus, par Ernest Hello. Paris, Palmé 1863. 8) A chacun selon ses oeuvres! Observations de Mgr. l'Evêque d'Alger sur le Roman intitulé: Vie de Jésus par M. E. Renan. Alger, Paris et Constantine 1863. 9) L'abbé J. H. Michon: Leçon Préliminaire à M. Renan sur la Vie de Jésus. Paris 1863 etc.; ebenſo die Schriften von Laurentie, Mertian, P. Félix, Loyson.

Ueber die engliſche Literatur vergl. Christian Remembrancer. January 1864 und North-American Review 1864 January. N. 202. p. 197 ff. Eine kurze Zuſammenſtellung der deutſchen im „Literariſchen Handweiſer“ (1864) Nr. 22, 23, und „Chiliasmum“ 1864, Heft 5, 7 von Prof. Dr. Hettinger. U. ſ. w.

hafter Anfälle, die kein günstiges Prognostikon für die Gesundheit unserer Zeit sind, soweit es an uns liegt, vorzubeugen oder wenigstens uns darauf gefaßt zu machen. Liegt es ja gerade in der Natur geistiger Krankheiten, daß sie als ein stille wirkendes Gift Generationen anstecken, bis sie auf einmal zum Staunen aller Unkundigen ausbrechen.

Renan ist ohne Zweifel — wir sagen das nicht als Ironie — eine bedeutende Persönlichkeit unserer Zeit. Er ist die Zunge geworden, welche das Wort gesprochen, das Tausende im Stillen mit sich herumgetragen, das aber in dieser Weise doch neu ist. Nicht als ob die Blasphemie eine neue Erfindung sei, oder als ob darin eine besondere wissenschaftliche Stärke zu finden wäre Das Alles ist schon längst und in viel gründlicherer Form dagewesen. Es ist etwas Anderes, was den Glanzpunkt seiner Schrift ausmacht. Es ist die glänzende Unverschämtheit der modernen Aufklärung, welche die Maske der „Kritik", der „Wissenschaft" des „freien Denkens" angethan. Es ist die Hohlheit der Gedanken in der Form einer blühenden und sentimentalen Sprache, die mit allem Pompe auftritt, alle Begriffe verwirrt und Saures süß und Süßes sauer nennt. Dieses Quidproquo von übersüßem Geklingel und sentimentalen Phrasen muß den innern Abgrund der Tendenzlüge verdecken. Wir haben im Deutschen keinen Namen für diese neue Form der Literatur; the rosy mist nennt es der Engländer, ein Terminus den wir leider nicht ganz übersetzen können.

Bei uns diesseits des Rheines war schon früher, als Strauß seine Volksausgabe des Lebens Jesu schrieb, das hohe Roß pantheistischen Denkens zum armseligen Buschklepper des Rationalismus geworden. Das Gespenst geht allerdings noch von Zeit zu Zeit um und macht die Runde in verschiedenen Schriften. Ehrliche Leute aber schämen sich heutzutage dieses Gespensterglaubens. Fast lachen mußten wir, als demselben in neuester Zeit wieder eine neue Aera des Fortschrittes

prophezeit wurde. Es gehört freilich viel dazu, wenn Strauß meint, es ſei noch kein „vernünftiges Wort“ dagegen geſprochen worden; dabei behält er es eben als ſein Vorrecht, zu beſtimmen was „vernünftig“ iſt. Daß in wirklich wiſſenſchaftlichen Kreiſen Deutſchlands der Pantheismus abgelebt iſt, weiß Jeder. Darin ſind die bedeutendſten Theologen der Gegenwart mit den Vertretern der Philoſophie — was ſonſt nicht immer vorkommt — einig.

Dagegen iſt es die auf den Bahnen des Rationalismus und Materialismus ſich bewegende halbe Bildung, welche mit einer gewiſſen Wolluſt immer und immer wieder auf die Läugnung des poſitiven Chriſtenthums, das leere Nichts, zuſteuert, eben weil ſie durch die Unfähigkeit und Trägheit des Denkens gehindert iſt einzuſehen, daß ſie ſich mit den eigenen Conſequenzen ſtrangulirt. Nicht bloß die Freiheit Gottes und des Menſchen, ſondern auch das Recht des Gedankens wird auf dieſe Weiſe negirt. Die Geſetze des Gedankens und der Freiheit, die Grundlagen der menſchlichen Bildung werden mit dem ſtarren Naturgeſetze confundirt — ohne eine Ahnung, daß es der Geiſt iſt, der dieſe Naturgeſetze gefunden und mit ſeinem Suchen noch lange nicht zu Ende iſt. Gegen dieſe Verirrung des Zeitgeiſtes muß die Wiſſenſchaft unſerer Tage und die chriſtliche Apologetik ſich erheben, wenn nicht die Rohheit und geiſtige Verwilderung unter dem glänzenden Titel des „Fortſchritts“ immer ſich breiter machen ſoll. Wer ſteht uns dafür ein, daß wir nicht auch in Deutſchland eines ſchönen Morgens ähnliche Erſcheinungen unter den Maſſen finden werden, wie ſie bei dem praktiſcheren Franzoſen in dem Saint-Simonism zu Tage getreten ſind? Meines Wiſſens ſpuken da und dort ſchon ſimoniſtiſche Ideen.

Wer iſt denn M. Erneſt Renan, oder vielmehr: wie iſt er zu dem geworden, was er iſt? Wir ſind weit entfernt, eine Biographie unſern Leſern produciren zu wollen; aber

wenn ein Autor ſich ſelber ſchreibt, ſo mögen einige Züge aus ſeinem Leben der beſte Commentar ſeiner Schrift ſeyn. Das iſt bei Renan im vollen Maße der Fall. Wohl nicht mit Unrecht ſtellt ein nordamerikaniſches Blatt, North-American Review, die Frage: welchen Beruf, welche intellektuellen und ſittlichen Fähigkeiten bringt Renan mit, um über einen Gegenſtand zu ſprechen, der mit den tiefſten Intereſſen der Menſchheit zuſammenhängt? Wir wollen ſehen! So weit die geiſtige Entwicklung hieher gehört, treffen wir unſern Helden zuerſt als Zögling eines Prieſterſeminars; derſelbe war ſeiner Zeit Alumnus und ſtand an den Vorſtufen des Prieſterthums, als er daſſelbe — die Urſachen warum übergehen wir — verließ. Es iſt eine auffallende, jedoch pſychologiſch nicht unerklärbare Erſcheinung, daß nicht ſelten ſolche Zöglinge und apoſtatiſche Prieſter grimmige Feinde der Kirche werden. Wir wollen nicht an Voltaire, Eulogius Schneider u. ſ. f. und auch nicht an andere Beiſpiele der Gegenwart erinnern. Genug! Renan zeigte ſeit ſeinem Austritt aus dem Seminar eine gereizte Stimmung gegen ſeinen Biſchof und gegen die Katholiken. Er beſchäftigte ſich übrigens ſehr fleißig mit dem Studium der Philologie und beſonders der ſemitiſchen Sprachen — und ſein „Averroes" wird immerhin einigen Anſpruch auf gründliches Studium begründen. Durch verſchiedene Reibungen reift die Gereiztheit des Literaten bis zur Verbiſſenheit gegen die Kirche und das Chriſtenthum. Kopfüber ſtürzt er ſich — nicht in den Rhein, ſondern in die jenſeits des Rheines in voller Blüthe ſtehende linke hegeliſche Schule. In dieſem Waſſer iſt ihm ſo wohlig: Strauß, Feuerbach und die Tübinger werden ſeine Ideale; für ſie ſchwärmt er mehr und mehr, ohne in den Ernſt und in die Tragweite ihrer Gedanken ſich ganz zu vertiefen. Dabei ſteht ihm die Lebendigkeit des Styls und die Gewandtheit der Sprache zu Gebote, mit welcher er die fremden Reſultate für Franzoſen mundgerecht macht. Anfangs tritt er faſt etwas ſchüchtern heraus; in kleinern Arbeiten gibt er ſeine „Errungenſchaften" zu Tage. Es öffnen

sich ihm die Spalten der Revue des deux Mondes, und da gibt er schon seine besten Geschosse zum allgemeinen Besten der „Gebildeten."

Er findet gleich den wunden Fleck der christlichen Religion, nämlich dessen was sich seine Leser, die „Gebildeten", unter Christenthum vorstellen. Gegen das Uebernatürliche schlägt er los, freilich nicht gegen das, welches das Wesen des Christenthums ausmacht, sondern gegen das „Uebernatürliche" wie es in seinem Kopfe steckt, welches gleich ist dem Unnatürlichen. In einem Artikel „Études d'histoire religieuse" stellt er die scheinbar bescheidene Behauptung auf: „wir sagen nicht, Wunder sind nicht möglich; wir sagen, bis jetzt ist noch kein Wunder erwiesen." Er führt damit seine Leser schon auf die richtige Bahn; er zeigt ganz treffend, daß das Wunder mit dem Wesen des Christenthums zusammenhängt. Wer möchte das widersprechen? Aber es kommt schon besser. In einem andern Artikel der Revue: „L'Unitarism dans les états unies", worin er sich des Breiten über den Socinianer Channing auslässt, argumentirt er nicht ohne eine glänzende Schärfe des Urtheils gegen die Halbheit des Socinianismus. „Was ist das für ein Rationalist", bemerkte er gegen Channing, „welcher noch Wunder, Prophetie und Offenbarung zugibt?" Das ist ohne Zweifel richtig: jeder Denkende wird zu diesem Entweder-Oder von selbst geführt. Renan fährt logisch fort: „In der That, bei diesem Vorgehen (zum reinen Rationalismus) ist es nur der erste Schritt, der etwas kostet; man muß sich gar nicht einlassen mit dem Uebernatürlichen, damit muß man fertig seyn."

Wohlweislich verschweigt Renan noch, wie man fertig wird; aber das weiß er: „Ist das Opfer einmal gebracht, so macht es nicht immer wieder im Einzelnen seine Rechte geltend, wenn es ein für allemal seine Stellung verloren. Hierin liegt nach meinem Urtheil die engherzige und unbeständige Seite Channings." Das ist doch ebenfalls wieder logisch! Wenn Renan behauptet, „man muß sich nicht ein-

wenn ein Autor ſich ſelber ſchreibt, ſo mögen einige Züge aus ſeinem Leben der beſte Commentar ſeiner Schrift ſeyn. Das iſt bei Renan im vollen Maße der Fall. Wohl nicht mit Unrecht ſtellt ein nordamerikaniſches Blatt, North-American Review, die Frage: welchen Beruf, welche intellektuellen und ſittlichen Fähigkeiten bringt Renan mit, um über einen Gegenſtand zu ſprechen, der mit den tiefſten Intereſſen der Menſchheit zuſammenhängt? Wir wollen ſehen! So weit die geiſtige Entwicklung hieher gehört, treffen wir unſern Helden zuerſt als Zögling eines Prieſterſeminars; derſelbe war ſeiner Zeit Alumnus und ſtand an den Vorſtufen des Prieſterthums, als er daſſelbe — die Urſachen warum übergehen wir — verließ. Es iſt eine auffallende, jedoch pſychologiſch nicht unerklärbare Erſcheinung, daß nicht ſelten ſolche Zöglinge und apoſtatiſche Prieſter grimmige Feinde der Kirche werden. Wir wollen nicht an Voltaire, Eulogius Schneider u. ſ. f. und auch nicht an andere Beiſpiele der Gegenwart erinnern. Genug! Renan zeigte ſeit ſeinem Austritt aus dem Seminar eine gereizte Stimmung gegen ſeinen Biſchof und gegen die Katholiken. Er beſchäftigte ſich übrigens ſehr fleißig mit dem Studium der Philologie und beſonders der ſemitiſchen Sprachen — und ſein „Averroes“ wird immerhin einigen Anſpruch auf gründliches Studium begründen. Durch verſchiedene Reibungen reift die Gereiztheit des Literaten bis zur Verbiſſenheit gegen die Kirche und das Chriſtenthum. Kopfüber ſtürzt er ſich — nicht in den Rhein, ſondern in die jenſeits des Rheines in voller Blüthe ſtehende linke hegeliſche Schule. In dieſem Waſſer iſt ihm ſo wohlig: Strauß, Feuerbach und die Tübinger werden ſeine Ideale; für ſie ſchwärmt er mehr und mehr, ohne in den Ernſt und in die Tragweite ihrer Gedanken ſich ganz zu vertiefen. Dabei ſteht ihm die Lebendigkeit des Styls und die Gewandtheit der Sprache zu Gebote, mit welcher er die fremden Reſultate für Franzoſen mundgerecht macht. Anfangs tritt er faſt etwas ſchüchtern heraus; in kleinern Arbeiten gibt er ſeine „Errungenſchaften“ zu Tage. Es öffnen

ſich ihm die Spalten der Revue des deux Mondes, und da gibt er ſchon ſeine beſten Geſchoſſe zum allgemeinen Beſten der „Gebildeten.“

Er findet gleich den wunden Fleck der chriſtlichen Religion, nämlich deſſen was ſich ſeine Leſer, die „Gebildeten“, unter Chriſtenthum vorſtellen. Gegen das Uebernatürliche ſchlägt er los, freilich nicht gegen das, welches das Weſen des Chriſtenthums ausmacht, ſondern gegen das „Uebernatürliche“ wie es in ſeinem Kopfe ſteckt, welches gleich iſt dem Unnatürlichen. In einem Artikel „Études d'histoire religieuse“ ſtellt er die ſcheinbar beſcheidene Behauptung auf: „wir ſagen nicht, Wunder ſind nicht möglich; wir ſagen, bis jetzt iſt noch kein Wunder erwieſen.“ Er führt damit ſeine Leſer ſchon auf die richtige Bahn; er zeigt ganz treffend, daß das Wunder mit dem Weſen des Chriſtenthums zuſammenhängt. Wer möchte das widerſprechen? Aber es kommt ſchon beſſer. In einem andern Artikel der Revue: „L'Unitarism dans les états unies“, worin er ſich des Breiten über den Socinianer Channing ausläßt, argumentirt er nicht ohne eine glänzende Schärfe des Urtheils gegen die Halbheit des Socinianismus. „Was iſt das für ein Rationaliſt“, bemerkte er gegen Channing, „welcher noch Wunder, Prophetie und Offenbarung zugibt?“ Das iſt ohne Zweifel richtig: jeder Denkende wird zu dieſem Entweder-Oder von ſelbſt geführt. Renan fährt logiſch fort: „In der That, bei dieſem Vorgehen (zum reinen Rationalismus) iſt es nur der erſte Schritt, der etwas koſtet; man muß ſich gar nicht einlaſſen mit dem Uebernatürlichen, damit muß man fertig ſeyn.“

Wohlweislich verſchweigt Renan noch, wie man fertig wird; aber das weiß er: „Iſt das Opfer einmal gebracht, ſo macht es nicht immer wieder im Einzelnen ſeine Rechte geltend, wenn es ein für allemal ſeine Stellung verloren. Hierin liegt nach meinem Urtheil die engherzige und unbeſtändige Seite Channings.“ Das iſt doch ebenfalls wieder logiſch! Wenn Renan behauptet, „man muß ſich nicht ein-

Das iſt M. Erneſt Renan; das die wiſſenſchaftliche Unbefangenheit der „vorurtheilsfreien Kritik“ in Frankreich. Peyrat hat vor Renan nur vielleicht den Vorzug, daß er ehrlicher, aber eben darum auch ein vollſtändiger sans-culotte, baar alles deſſen iſt, was man ſonſt unter ſittlichem Gefühl verſteht. Eine Parallele zu ihm wiſſen wir in Deutſchland nicht; obwohl der anonyme Verfaſſer der „Theologiſchen Briefe an die Gebildeten der deutſchen Nation (Richard von der Alm)“ demſelben es in der Taktik gleich zu thun ſucht, allen moraliſchen Schmutz und alle Thorheit des Menſchengeſchlechtes dem Chriſtenthum in die Schuhe zu ſchieben. Die Religion der Freiheit erſcheint ſolchen Leuten als eine Art Maſchine, welche bloß dazu in der Welt iſt, um Dummköpfe und Hallunken zu produciren: habeant sibi!

Dabei wäre noch eine Thatſache zu conſtatiren, nämlich der Mangel aller Originalität von Seite der Franzoſen, was die Methode betrifft. Ganz ſo wie ihr deutſcher Meiſter Strauß zuerſt die Evangelien und deren hiſtoriſche Bedeutung „opfert“, d. h. über Bord wirft und mythiſirt, um den „natürlichen Chriſtus“, wie er denſelben im Kopfe hat, zu erhalten, und im zweiten Akt dann aus dieſen weggeworfenen Trümmern ſeinen „natürlichen Chriſtus“ zuſammenklaubt: ebenſo Renan. Wenige Monate zuvor erklärt er in der Revue des deux Mondes, nicht eine halbe Seite der Evangelien ſei geſchichtlich, und unterdeſſen macht er ſich aus den Evangelien nach ſeinem Geſchmack eine Geſchichte des Lebens Jeſu von 450 Seiten. Wer wird da noch an der Geſchichtlichkeit dieſer „Geſchichte“ zweifeln? Daß der „natürliche Chriſtus“ eines Strauß ebenſo aller Neuheit entbehrt, brauchen wir Kennern der Kirchengeſchichte nicht zu verſichern. Wir müßten ſonſt an Juſtinus den Martyrer, an Tertullian, Irenäus erinnern, was dieſe gegen ein derartiges Zerrbild hartnäckiger Apoſtaſie ſagen. Nur ein Exempel anzuführen ſei uns geſtattet. Einer der bedeutendſten Apologeten des Mittelalters, Arno von Reichersberg, ein geborener Bayer, deſſen tiefſinnige

Theologie handſchriftlich vor uns liegt, bemerkt von derartigen Kritikern: daß ſie nur die posteriora des Chriſtenthums kennen wollen; dagegen laſſe ſich nichts einwenden. Dieſen Geſchmack finden wir heutzutage ganz ausgebildet. Eine ſolche Verkehrtheit richtet ſich aber nicht etwa gegen das poſitive Chriſtenthum, ſie zerſtört überhaupt jede geſchichtliche Wahrheit. Treue und Glauben unter den Menſchen, die Grundlagen der ſocialen Ordnung, der Sitte und des Rechtes werden offen oder in perfider Verdecktheit wankend gemacht, in Trug und Lug verkehrt.

Die Perfidie iſt es, welche im Intereſſe der großen Maſſe der Halbgebildeten und der Unerfahrenen jeden empören muß. Durch Verwirrung der Begriffe wird das größte Wunder der Weltgeſchichte als finſterer Aberglaube, als Hinderniß des Fortſchrittes bei Seite geſchoben, und an deſſen Stelle tritt die Leerheit eines ausgebrannten Gehirns als einziger Lebensſchatz für die Menſchheit. Das nennt man ſeit Strauß, Schwarz u. A. „den Proceß der Selbſtauflöſung.“

Ich konnte mir damals, als die Fluth der Renan-Literatur immer im Steigen war, die Frage nicht erlaſſen: wie wird ſich Hr. Renan in die Fauſt lachen, mit ſo wohlfeilen Mitteln dem Chriſtenthum ſcheinbar eine ſolche Breſche geſchoſſen zu haben? ſo plötzlich zur Weltberühmtheit geworden zu ſeyn? Ich wüßte kaum einen Namen in der Geſchichte, der auf ſo billige Weiſe ſolche Epoche gemacht hätte. Die Feinde des Chriſtenthums der alten, mittlern und neuern Zeit haben ſich die Sache viel ernſter genommen. Sie waren nicht ſo leicht „fertig.“ Faſt alle bedeutenden und nicht bedeutenden Journale der modernen Welt haben von der Sache referirt, pro und contra geſprochen; deutſche Gründlichkeit, engliſche Langmuth, franzöſiſche Schärfe — die bedeutendſten Namen der chriſtlichen Confeſſionen haben ſich veranlaßt gefunden dagegen zu ſchreiben und zu reden; und vielfach nicht mit dem verdienten Erfolge. Das hat vor ihnen Renan voraus, er ſchreibt ſich und ſeine Zeit. Das erſcheint uns

aber auch als die tragische Seite, das Offenbarwerden der Gedanken Vieler, der trostlosen Geistesarmuth der „Gebildeten", die fremd der sittlichen Kraft des Christenthums ohne Halt und Habe im Leben dastehen, mark- und saftlos nach dem Augenblicke haschend, um von demselben verschlungen zu werden, fähig zu Allem, wozu der geistige Proletarier zu brauchen ist.

Manche andere Beobachtung hat sich dabei uns von selber aufgedrungen. Vor Allem ist es die jetzt grassirende Manie der Geisteskinder von der gewöhnlichsten Art mit Phrasen, wobei man sich Alles und Nichts denkt, um sich zu werfen. Wer kennt sie nicht, diese hin- und hergeworfenen hohlen Nüsse, wie „klerikal", „ultramontan", „reaktionär" u. s. w. und auf der andern Seite „Fortschritt", „freie Wissenschaft" u. dgl., welche in die Massen geschleudert Effekt machen und die Leerheit der Gründe ersetzen? Immer wieder kehrt der alte Vorwurf der alten Apostasie in neuer Form, welcher das Christenthum als feindlich der Bildung, als geistige Knechtschaft, als Hinderniß der Wissenschaft zu verdächtigen sucht. Damit verbindet sich die eigenthümliche Selbstzufriedenheit der „liberalen" Wissenschaft, der Stolz des Cynikers welcher durch die Fetzen des zerrissenen Gewandes heraussieht, die übermäßige Selbstgefälligkeit welche alles Glaubens baar zu seyn meint und fast mit Mitleid auf gewöhnliche Menschenkinder aus dem „altgläubigen Lager" herabsieht.

Achtenswerthere und wirklich denkende Stimmen haben wir vernommen, welche vor Allem dem Fortschritt das Wort reden; und damit kann jeder „Altgläubige" herzlich einverstanden seyn. Wir ehren diese Weitherzigkeit, nur dahin können wir ihr nicht folgen; wo ihr — das Herz fehlt. Der Fortschritt christlicher Wissenschaft, zu dem wir uns bekennen, ist wie die Geschichte zeigt, ein organischer, der nicht darin besteht, daß man da und dort dem Zeitgeist ein Stück des eigenen Lebens cedirt, sondern denselben mit den Formen christlichen Lebens durchdringt und seines Irrthums entbindet. Auf diese

Weiſe hat die chriſtliche Wiſſenſchaft immer, wo es an der Zeit war, jede Zeitrichtung in ſich aufgenommen. Daß dieß nur durch Kampf geſchieht, wiſſen wir auch. Mit Recht macht ein ſcharfſichtiger Beobachter (Christian Remembrancer, 1864 January, p. 245) die Bemerkung, daß an dieſer dem Chriſtenthum feindlichen Bewegung das ganze gebildete Europa, Deutſchland, Frankreich, England gemeinſam laborirt; es iſt dieß die Schattenſeite unſerer modernen Bildung, welcher wir doch mehr Gutes als Böſes zu verdanken haben — eben weil die Kinder nicht bloß Hab und Gut, ſondern auch die Sünden der Väter erben. Wir ſind keineswegs ſchwarzſichtig, und vertrauen den guten Elementen, daß ſie die krankhaften überwinden werden. Aber ebenſo möchten wir nicht ſo ſanguiniſche Hoffnungen haben, um jene Schäden nicht zu gewahren, die offen zu Tage liegen: den Materialismus unſerer Zeit, welcher eine Apathie gegen alle tieferen geiſtigen Intereſſen, alſo auch gegen das Chriſtenthum naturgemäß hat; dann die damit verbundene Unfähigkeit und Trägheit des Gedankens, welcher der Unglaube am beſten behagt. Es iſt ein pſychologiſches Phänomen: ſowie ehedem dem Aberglauben ganze Zeitſtrömungen zugethan waren und durch dieſen zum Unglauben kamen, ſo öffnet heutzutage der Unglaube dem Aberglauben die Pforte.

XXVIII.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienſt.

(Geſchrieben auf einer Reiſe in der Schweiz und in Oberitalien.)

XIX.

Die Vertheidigungs-Fähigkeit Venedigs gegen Angriffe zur See und zu Land.

Venedig 18. September 1863.

Wie gewöhnlich hab' ich auf dem Markusplatz mein Frühſtück genommen; habe den Straßenjungen angerauchte Cigarren und den kleinen blauen Tauben einige Hände voll Futter gegeben. Es iſt noch früh; von den Bekannten hab' ich Abſchied genommen, des Herumbummelns bin ich müde und ſo will ich denn ſchreiben bis die Zeit gekommen iſt, um auf dem großen Canal zu dem Bahnhof zu fahren. Ich gedenke erſt mit einem Nachmittagszug abzugehen; ich habe noch eine gute Anzahl Stunden vor mir und wenn ich hier nicht fertig werde, wenn ich einen dicken Brief auch erſt in Padua oder in Vicenza zur Poſt gebe, ſo iſt der Schaden nicht groß.

Ich ſetze meine Mittheilung fort, wo ich ſie geſtern gelaſſen.

Durch die Bezeichnung der Verbindungen ſind die Angriffspunkte beſtimmt. Venedig iſt, ſo viel mir bekannt, in

dem ganzen Lauf ſeiner Geſchichte nur zweimal angegriffen worden und zwar einmal von der See und das anderemal von dem Feſtlande her. So lang die Verbindung mit dem Meer offen, iſt ein Angriff von der Landſeite nicht zu erwarten und überdieß machen die gegenwärtigen Verhältniſſe es ſehr wahrſcheinlich, daß die Seemacht zuerſt ihre Kraft verſuchen werde gegen die Stadt in der Lagune. Du wirſt es daher natürlich finden, daß ich auch zuerſt mich mit dem Angriff von der Seeſeite beſchäftige, und einen kurzen Rückblick auf ein längſt vergangenes Ereigniß wirſt Du nicht tadeln.

Am 7. Mai 1379, Doge LX Andrea Contarini, wurde die venetianiſche Flotte unter Vitto Piſani in der Schlacht vor Pola vollſtändig von den Genueſen geſchlagen. Die ſechs übriggebliebenen Schiffe flüchteten ſich in den Hafen von Parenzo, der andere Theil der venetianiſchen Seemacht war in dem Mittelmeer. Auf dem Feſtland hatten die Venetianer noch 4000 Reiter, 2000 Fußgänger und viele Bogenſchützen. Der Admiral der Genueſen Lucian Doria war in der Schlacht gefallen, aber ſein Nachfolger Pietro Doria, nachdem er die venetianiſchen Eroberungen in Iſtrien und in Dalmatien beſetzt hatte, erſchien mit der verſtärkten Flotte vor dem Hafen San Nicolo am Lido, welcher mit ſchweren Schiffen und großen Ketten geſperrt war. Die Flotte verſuchte mit 46 Galeeren eine Landung oberhalb Venedig, die Gelandeten konnten nicht zum Feſtland vordringen, ſie ſteckten Umago, Grado und Caorle in Brand und zogen ſich wieder auf ihre Schiffe zurück. Die Flotte der Genueſen ſegelte nun an den Malamocco, ſie erſchien vor dieſem am 6. Auguſt; da ſie aber in die Lagune nicht einfahren konnte, ſo verbrannte ſie Peleſtrina und legte ſich vor Chioggia. Dieſe Stadt war und iſt noch durch den Canal di Vena in zwei Theile, Chioggia minore oder piccola und Chioggia maggiore, getrennt. Jenes wurde ſogleich genommen, dieſes aber hielt der Podeſta Pietro Emo mit 4000 Fußgängern beſetzt. Nach blutigen Kämpfen wurde am 16. Auguſt auch Chioggia maggiore genommen,

... [illegible] und vollkommen ein
Carlo Zeno mit ſeiner Flotte aus dem M
herbeigekommen war. Nach blutigen Käm
24. März 1380 Chioggia auf Gnad und Un
17 Galeeren, 4160 Genueſen mit 200 Pferd
Gewalt der Republik Venedig.

Die Oeſterreicher beſitzen nicht eine üb
und ein Entſatz von der See her wäre nur de
engliſchen Allianz. Nun will ich aber keine
politiſchen Möglichkeiten oder Unmöglichkeite
will einfach nur die örtliche Vertheidigung bet

Die italieniſche Seemacht, wenn ſie ih
dem Mittelmeer herbeizöge, wäre der öſterrei
wohl überlegen, aber doch nicht ſo ſehr, daß
anfangs in Pola verſtecken müßte. So lange
Flotte die öſterreichiſche nicht vernichtet oder ni
Wirkung geſetzt hätte, könnte ſie Venedig ni
und noch weniger einen Angriff unternehmen.
auch ein franzöſiſches Geſchwader in dem adri
erſcheinen und könnten die öſterreichiſchen Schiffe
halten, ſo wäre darum der Angriff auf Venedi
Geſchäft und deſſen Gelingen [illegible]

der Einfahrten. Willst Du Dich des Angeführten erinnern, so hab' ich keine Erörterung nöthig um Dir zu zeigen, daß die Hafen vom Lido und von Malamocco keine Angriffspunkte sind. Die Genuesen haben die Eroberung dieser Einfahrten nicht einmal ernsthaft versucht, obschon dieselben vor fünfhundert Jahren wahrscheinlich noch tiefer, nicht durch starke Werke vertheidiget waren und die Galeeren nicht den Tiefgang der heutigen großen Kriegsschiffe hatten. Für den Angriff bleibt demnach nur der Porto di Chioggia.

In dem Jahr 1859, als die Oesterreicher noch zwischen dem Mincio und dem Tessin stunden, war für den Angriff durch die französisch-italienische Flotte ein Plan entworfen, welcher bekannt gemacht worden ist und vielleicht nicht ohne Absicht. Ich will Dich mit den Einzelheiten dieser Anordnung verschonen und davon nur so viel anführen als nöthig ist, um meine Betrachtungen daran zu knüpfen. Der Hafen von Lido blieb außer Betrachtung; der Malamocco war gesperrt und so stark vertheidigt, daß man selbst die Annäherung der kleineren Fahrzeuge, die von den größern nicht unterstützt werden konnten, nicht wagen wollte. Der Hafen von Chioggia war demnach zum Angriff ausersehen. Allerdings war auch dieser durch versenkte Fahrzeuge gesperrt, aber die großen Schiffe könnten doch, so meinte man, auf Schußweite herankommen und die kleinen einfahren. Die verbündete Flotte hatte ihre Magazine auf der Insel Lussin an der Küste von Illyrien, südwestlich von Guarnero. Von hier aus sollte der Angriff vorbereitet und geordnet werden. Man wollte eine Angriffsflotte zusammensetzen, bestehend aus 3 schwimmenden Batterien mit Eisenplatten gepanzert, 21 größern und kleinern Kanonenbooten, alle zusammen mit 97 schweren Kanonen bewaffnet. Sechs Linienschiffe, zwei Fregatten und mehrere Corvetten, zusammen mehr als 500 Geschütze, sollten gewissermaßen die Reserve bilden. Die schwimmenden Batterien und die Kanonenboote und einige Corvetten sollten an die beiden Forts bis auf 400 Met. herangehen und diese nebst ihren

Fahrzeuge gesprengt und somit die Einfahr

Wäre man Herr der geöffneten Einfal
kleinern Fahrzeuge in die Lagunen einfahr
auf der Insel Chioggia landen, die Stadt
gegen Süden wendend, Brondolo nehmen.
Verbindung mit dem Festlande, im Rücken
eckes gesichert, so sollten die gelandeten Trup
wärts gehen und sich auf den Strandinseln
kleinern Fahrzeuge, die Kanonenboote und ein
sollten im Innern der Lagune, die Linienschi
gatten in offener See, längs den Küsten vor
setzung dieses und die Oeffnung des Mala
Lido unterstützen. So glaubte man, daß
mehreren Seiten angegriffen, sich nicht lang
können.

Dieser Plan, von männiglich geglaubt,
teuerlichen so viel, daß er wohl kaum aus
französischen Generals oder Admirals geb
Wenige einfache Bemerkungen dürften zur E
kommen hinreichen.

Wie nah' Linienschiffe und große Fregatte

400 Met. herankommen können, so haben die Batterien der Forts eben auch den Vortheil der kleinen Entfernung. Daß bei gleichen Kalibern und Tragweiten der Geschütze, bei gleicher Fertigkeit und Hingebung der Bedienungsmannschaft das Feuer der Strandbatterien demjenigen der Schiffe überlegen ist, darüber besteht kein Zweifel, auch wenn man den Vorgang bei Eckernförde am 5. April 1849 ganz außer Betrachtung läßt. Diesem Feuer der Forts und der Nebenwerke sind nun die angenäherten Fahrzeuge ausgesetzt. Niederbordig, sind sie allerdings nicht leicht zu treffen, aber auf die Panzerung geb' ich nicht viel, wenn die Werke bewaffnet sind, wie sie bewaffnet seyn sollen. Wenn nun diese Fahrzeuge auch 97 Geschütze führen, so ist es kaum wahrscheinlich, daß sie alle in Arbeit bringen können. Geben wir aber zu, daß alle diese Geschütze gegen die 32 Geschütze der Hafenwerke in Wirkung treten, so ist auch dadurch noch nicht eine absolute Ueberlegenheit festgestellt. Besteht jedoch solche Ueberlegenheit wirklich, so werden freilich nach einiger Zeit die Werke unhaltbar seyn. Wäre nun ferner die Oeffnung des Hafens und die Einfahrt der kleineren Fahrzeuge in die Lagunen gelungen, so würde die Landung der Truppen ein schweres Geschäft seyn und die Besetzung von Chioggia, obwohl unbefestiget, dürfte blutige Opfer fordern. Der Uebergang auf Brondolo würde wieder nicht so einfach ausgeführt und wäre er vollzogen, so könnte der Posten nicht behauptet werden ohne den Besitz des Forts di Marina, und dieses könnte man nur durch Belagerungsarbeiten erobern.

Bei dem Vorrücken auf Pelestrina müßte bei guter Vertheidigung jeglicher Schritt vorwärts mit blutigen Gefechten erkauft und der Uebergang auf den Malamocco müßte erst durch die Eroberung der betreffenden Forts San Pietro und Alberoni möglich gemacht und alle die anderen Werke müßten bewältiget werden. Was sollten dabei die großen Schiffe auf offener See helfen, welche diesen Forts, sowie den meisten Punkten des Strandes auf Schußweite sich nicht

rooſen dienten, dafür würde der Vertheidiger
ſie ſich in dem Labyrinth der Canäle zurech
ſie nicht auf den unſichtbaren Bänken aufla
fortwährend lothen oder peilen, und das w
böſes Geſchäft unter dem Feuer der Batteri
des Vertheidigers, welche die Canäle beher
Batterien der Lagunen würden die Geſchü
ſchwerlich viel wirken, denn ſie könnten nich
nehmen, wie ſie ſie wollten; die Werke
mittelbaren Angriff genommen werden un
wäre immer ein grauſiger Kampf von Man

Hat man den angedeuteten Angriffspl
macht, ſo hat man höchſtens nur auf eine
paſſive Vertheidigung gerechnet und man
Element ganz überſehen. Die bewaffneten F
gunen, Veniſchen oder Piroguen, die ſog. T
mäßige Schaluppen und Boote, mit volle
Waſſer geführt, möchten die feindlichen Fa
Lagen bringen und ein geſchickter entſchloſſen
mit guten Truppen würde den Feinden manche
ſie beſetzt, wieder entreißen. Viele Unterne
möglich

Nehmen wir nun an, daß nach allen diesen Schwierigkeiten der Malamocco ganz in dem Besitz der Feinde wäre, so wären sie darum noch lange nicht in Venedig. Die Ueberfahrt von den Inseln zu der Stadt würde von San Giorgio und den andern Batterien und von den bewaffneten Fahrzeugen unmöglich gemacht. Der entscheidende Kampf müßte gefochten werden am Lido, von dort müßten die Feinde in die Stadt eindringen und sich des Arsenales bemächtigen. Das Arsenal ist gewissermaßen selbst ein befestigter Platz; der Angreifer müßte das Fort San Nicolo belagern und zwar auf der schmalen Insel, welche ihm nicht einmal Raum gäbe für die Entwicklung seiner Transcheen; er müßte, wenn er es genommen, das Fort San Andrea beschießen und erst wenn er dieses und die anderen Batterien zum Schweigen gebracht, könnte er den Uebergang auf die kleinen Inseln versuchen, um sich des Brückenkopfes und der Redouten von San Erasmo zu bemächtigen, und dann wäre er erst noch nicht in Venedig. Ueberall müßten die gelandeten Truppen die Hauptsache thun. Die 4000 Mann, welche der Angriffsplan bestimmt hat, wären bald aufgerieben und große Massen könnte man gar nicht verwenden.

Wäre die Stadt, wie es im Jahre 1859 der Fall war, noch in Verbindung mit dem Festland, d. h. besäße der Vertheidiger noch den Rand der Lagunen und die freien Verbindungen rückwärts, so könnte Venedig Truppen, Kriegsmaterial und andere Bedürfnisse in beliebiger Menge von dem Festlande beziehen und zwar viel leichter, als sie dem Angreifer von der See zugebracht werden könnten. Der Angriff von der Seeseite ist deßhalb eine mehr als zweifelhafte Unternehmung, solange noch eine österreichische Armee schlagfertig an dem Isonzo oder noch weiter zurücksteht, und der Angriff wäre vollkommen abenteuerlich, solange die Oesterreicher noch in dem Festungsviereck stünden. Gelänge solche Unternehmung durch Verrath oder Schwäche, so brächte die Eroberung geringen Nutzen, denn die Feinde könnten nicht

nähern könnten? Worin bestünde deren Unterstützung, wenn nicht lediglich darin, daß sie Boote aussetzten und immer den Ersatz an Mannschaft und Material denjenigen Fahrzeugen leisteten, welche in die Lagunen eingefahren wären? Diese können sich aber nur in den Canälen bewegen, von welchen viele gesperrt, von anderen die Bezeichnungen weggenommen wären, und daß venetianische Schiffer dem Angriff nicht als Lootsen dienten, dafür würde der Vertheidiger sorgen. Wie sollten sie sich in dem Labyrinth der Canäle zurecht finden? Wollten sie nicht auf den unsichtbaren Bänken auflaufen, so müßten sie fortwährend lothen oder peilen, und das wäre denn doch ein böses Geschäft unter dem Feuer der Batterien und der Boote des Vertheidigers, welche die Canäle beherrschen. Gegen die Batterien der Lagunen würden die Geschütze der Fahrzeuge schwerlich viel wirken, denn sie könnten nicht eine Aufstellung nehmen, wie sie sie wollten; die Werke müßten durch unmittelbaren Angriff genommen werden und solcher Angriff wäre immer ein grausiger Kampf von Mann gegen Mann.

Hat man den angedeuteten Angriffsplan im Ernste gemacht, so hat man höchstens nur auf eine schwache, lediglich passive Vertheidigung gerechnet und man hat das offensive Element ganz übersehen. Die bewaffneten Fahrzeuge der Lagunen, Peniſchen oder Piroguen, die sog. Trabaccoli, zweckmäßige Schaluppen und Boote, mit voller Kenntniß der Wasser geführt, möchten die feindlichen Fahrzeuge in üble Lagen bringen und ein geschickter entschlossener Commandant mit guten Truppen würde den Feinden manchen Punkt, welchen sie besetzt, wieder entreißen. Viele Unternehmungen wären möglich und es wäre denkbar, daß ein gut geleiteter Ueberfall selbst Chioggia wieder nähme, während sich die Feinde an dem Fort von Brondolo verbissen. In den Jahren 1379 und 1380 war es ein großer Lagunen-Canal, welcher durch ein Schiff vertheidigt, den Venetianern als Weg für ihre Unternehmungen auf Chioggia und zu der Verbindung mit Brondolo diente.

Nehmen wir nun an, daß nach allen diesen Schwierigkeiten der Malamocco ganz in dem Besitz der Feinde wäre, so wären sie darum noch lange nicht in Venedig. Die Ueberfahrt von den Inseln zu der Stadt würde von San Giorgio und den andern Batterien und von den bewaffneten Fahrzeugen unmöglich gemacht. Der entscheidende Kampf müßte gefochten werden am Lido, von dort müßten die Feinde in die Stadt eindringen und sich des Arsenales bemächtigen. Das Arsenal ist gewissermaßen selbst ein befestigter Platz; der Angreifer müßte das Fort San Nicolo belagern und zwar auf der schmalen Insel, welche ihm nicht einmal Raum gäbe für die Entwicklung seiner Transcheen; er müßte, wenn er es genommen, das Fort San Andrea beschießen und erst wenn er dieses und die anderen Batterien zum Schweigen gebracht, könnte er den Uebergang auf die kleinen Inseln versuchen, um sich des Brückenkopfes und der Redouten von San Erasmo zu bemächtigen, und dann wäre er erst noch nicht in Venedig. Ueberall müßten die gelandeten Truppen die Hauptsache thun. Die 4000 Mann, welche der Angriffsplan bestimmt hat, wären bald aufgerieben und große Massen könnte man gar nicht verwenden.

Wäre die Stadt, wie es im Jahre 1859 der Fall war, noch in Verbindung mit dem Festland, d. h. besäße der Vertheidiger noch den Rand der Lagunen und die freien Verbindungen rückwärts, so könnte Venedig Truppen, Kriegsmaterial und andere Bedürfnisse in beliebiger Menge von dem Festlande beziehen und zwar viel leichter, als sie dem Angreifer von der See zugebracht werden könnten. Der Angriff von der Seeseite ist deßhalb eine mehr als zweifelhafte Unternehmung, solange noch eine österreichische Armee schlagfertig an dem Isonzo oder noch weiter zurücksteht, und der Angriff wäre vollkommen abenteuerlich, solange die Oesterreicher noch in dem Festungsviereck stünden. Gelänge solche Unternehmung durch Verrath oder Schwäche, so brächte die Eroberung geringen Nutzen, denn die Feinde könnten nicht

aus Venedig herauskommen; sie selbst, darin festgehalten, wären einer Menge von Wechselfällen ausgesetzt, bis das Festungsviereck bezwungen und die Oesterreicher aus dem venetianischen Festland herausgeworfen wären.

Ich habe bei dieser Erörterung die Thätigkeit der österreichischen Flotte ganz außer Betrachtung gelassen, und dennoch könnte diese unter guter Führung selbst gegen die Uebermacht manch wackeren Seemannsstreich ausführen. Fünf Jahrhunderte haben freilich Vieles anders gemacht; der Angriff und die Vertheidigung sind stärker geworden; aber die Natur ist dieselbe geblieben und darum kann man heute noch lernen aus der Vertheidigung Venedigs gegen den Angriff der Genuesen in den Jahren 1379 und 1380.

So viel über den Angriff von der Seeseite; sehen wir nun, ob der Angriff von der Landseite vielleicht geringere Schwierigkeiten bietet.

Daß eine Ueberrumpelung gar nicht denkbar ist, das geht aus dem Vorgetragenen hervor und wird später sich noch viel deutlicher herausstellen. Nur langwierige Arbeiten eines förmlichen Angriffes könnten eine Wahrscheinlichkeit des Erfolges haben, aber wie müßten diese Arbeiten geführt werden? Der General Schönhals sagt: „Von der Lagunengrenze bis nach Venedig ist noch eine weite Strecke, zu deren Ueberschreitung alle Geheimnisse der Belagerungskunst Knabenspiel sind.“ Derselbe General sagt ferner: „Um Venedig allein von der Landseite zu nehmen, müßte es etwa in der Art belagert werden, wie Alexander Tyrus angriff. Solche Unternehmungen sind aber nicht mehr in dem Style der neuen Zeit.“ Die Breite des Meeresarms, welcher Tyrus von dem festen Land trennte, betrug nur etwa 750 Met., also nicht einmal ein Sechstel der Breite der Lagunen von Venedig und nicht einmal ein Fünftel der Länge der Eisenbahnbrücke. Kein Kriegsmann unserer Zeit wird nun daran denken, nicht nur, wie Alexander, sieben Monate, sondern Jahre zu verwenden,

um einen breiten Erddamm durch die Lagune zu führen und Venedig zur Halbinsel zu machen.

Wer Venedig von der Landseite nehmen will, der muß sich zuerst zum Herrn des Landes der Lagune machen; er ist aber erst im Besitze desselben, wenn er Malghera und Brondolo genommen hat. Beide können nur durch wirkliche Belagerung bewältigt werden und die Schwierigkeiten der Belagerungsarbeiten zeigt uns der Angriff der Oesterreicher im J. 1849, wieder der einzige von der Landseite in dem ganzen Lauf der Geschichte.

Du wirst mir einen Rückblick auf diese Kriegshandlung gestatten. Die Revolution war besiegt. Der König Carl Albert war aus der Lombardei herausgeworfen und seinem Nachfolger war ein unverdient milder Friede gewährt worden. Das venetianische Festland war in dem Besitz der Oesterreicher, aber noch immer hatte sich die Stadt Venedig nicht unterworfen und die revolutionäre Regierung war zu ernsthafter Vertheidigung entschlossen und gerüstet. Der Umfang der Lagune war sehr mangelhaft eingeschlossen und erst nach dem Abschluß des Friedens konnte der Feldmarschall Radetzky eine Truppenmasse verwenden, die hinreichend war, um die Lagune einzuschließen und Venedig selbst anzugreifen. Ein österreichisches Geschwader blokirte die Hafen von Venedig und im März wurde die Einschließung von der Landseite enger gezogen. Am 2. April verwarf die revolutionäre Regierung eine Aufforderung zur Uebergabe und somit erhielt der Feldmarschall-Lieutenant Haynau den Befehl zum Angriff.

Der Angriffspunkt konnte nicht zweifelhaft seyn. Man mußte sich vor allem des Forts Malghera bemächtigen und es scheint, daß man die schwere Aufgabe zu leicht genommen hatte. Das Fort ist stark durch seine Lage, mit dem Rücken in den Lagunen, in freier Verbindung mit Venedig konnte jeder Verlust schnell und reichlich ersetzt werden. Der Boden vor dem Fort ist sumpfig, von unzähligen Canälen und Wasseradern durchschnitten, und durch Schleußen können die

voraussichtlich mußten die Arbeiten sel
besiegen. Das Material war zusammen;
reitungen waren vollendet, aber der unau
den Boden theils überschwemmt, theils zu
Sumpfe gemacht; erst in der Nacht vom 2
wurden die Arbeiten begonnen und in 1
auf den 30. die Laufgräben in einer Ent
950 Met. eröffnet. Als am 4. Mai die 2
eröffneten, war jenes der Feinde überlege
ein, daß man diese zu gering geschätzt ha
wackerer Kriegsmann — es war der neap
— den Befehl in Malghera führte. Mit
mußte man nun die Fortsetzung des Angriffs
mußte die Ueberschwemmungswasser ableit
vorgeschobenen Angriff auch die beiden Reb
Rizzardi und Campalto oder Manin, umfa
vom 6. auf den 7. Mai wurde eine zw
eine Entfernung von etwa 460 Met. geöff
23. Mai waren die Demontir- und Mörserk
und am folgenden T[illegible]

dem folgenden Tage sah man das Fort beinah zerstört und die nebenliegenden Werke in kaum haltbarem Zustand. Am 26. Mai war das Feuer nur noch schwach, es schwieg ganz am nächsten Morgen; denn in der Nacht hatten die Italiener Malghera und die beiden andern Forts geräumt.

Nun wurden die weiter in der Lagune liegenden Werke angegriffen, von beiden Seiten wurde heldenmüthig gefochten, aber der Angriff konnte nur langsam vorrücken, denn um die Werke in der Lagune unmittelbar anzugreifen, fehlten den Oesterreichern die nöthigen Fahrzeuge und die Krankheiten machten große Lücken in die Reihen der Belagerer.

Der Feldmarschall Radetzky hatte die Wichtigkeit von Brondolo sehr gut erkannt; in der Absicht das Fort Marina durch einen gewaltsamen Angriff zu nehmen, hatte er dazu 6000 Mann gesendet; der Angriff hatte schon begonnen, aber man sah ein, daß die Schwierigkeiten nicht kleiner seien als vor Malghera und die Krankheiten, welche unter den Truppen einrissen, machten die Besiegung dieser Hindernisse nahezu unmöglich. Der gewaltsame Angriff wurde aufgegeben, das Fort blieb blokirt und so war nach dem Fall von Malghera Venedig eingeschlossen vom Land und von der See. Man suchte der Stadt sich zu nähern; tagtäglich wurden blutige Gefechte geschlagen; so der Angriff auf San Giuliano, ein Geschützkampf, der jenem von Malghera an Heftigkeit kaum nachstand, die Angriffe auf die Batterie San Antonio und das Fort San Secondo u. s. w. In Venedig herrschte ein furchtbarer Mangel, aber erst am 22. August kam eine Capitulation zu Stande, in welcher der Feldmarschall sehr milde Bedingungen vorschrieb und sie noch milder ausführte. Die Belagerung hatte, von der Eröffnung der Laufgräben an gerechnet, 114 Tage gewährt, und rühmen wir mit Recht die Geschicklichkeit der österreichischen Artillerie- und Geniecorps, die Tapferkeit und die seltene Ausdauer der Truppen, so müssen wir die Kraft der Vertheidigung ehrend aner-

kennen. Diese war vielleicht die schönste Waffenthat der Italiener*).

Wenn ich jetzt die Vertheidigung der Lagunenstadt gegen den Angriff von der Landseite bespreche, so kann ich mich sehr kurz fassen. Wer Venedig von der Landseite angreifen will, der muß, ich hab' es oben erwähnt, vor Allem den Rand der Lagune besitzen. Die beiden festen Punkte aber sind Malghera und Brondolo. Ist das letztere genommen, so folgt daraus noch lange nicht der Besitz des Hafens von Chioggia und der Besitz dieses Punktes ist am Ende nur ein wichtiger Haltpunkt für die enge Einschließung der Lagune. Die Hauptschwierigkeit, von welcher Schönhals spricht, ist eben der Uebergang über diese weite Wasserfläche. Ich habe diese Schwierigkeiten für den Uebergang von den Strandinseln zu der Stadt bezeichnet; sie sind aber vielleicht noch größer, wenn man den Uebergang von dem festen Land aus bewirken will, und die Arbeiten und die Kämpfe, welche der Besetzung von Malghera folgten, zeigen uns den Charakter der Unternehmung. Sie zeigen uns, wie schwer es dem Angreifer, und wie leicht es dem Vertheidiger war, Batterien auf niedrigen Inseln oder auf Bänken herzustellen, die einige Fuß tief unter dem Wasser liegen; sie zeigen uns, welche Widerstandsfähigkeit Werke bewiesen, die auf dem festen Lande liegend, nur schwache Befestigungen wären; sie zeigen uns ferner wie der Angriff, zu San Giuliano vorgerückt, wieder gegen die Batterie San Antonio kämpfen mußte und wie das Fort San Secondo den

*) Eine anziehende Beschreibung der Belagerung von Venedig findet sich in „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen aus dem italienischen Kriege der Jahre 1848 und 1849" Stuttgart, Cotta 1852. II, 285 ff. — Eine Art Tagebuch ganz für den Mann vom Fach enthält „Fragmente aus der Geschichte der Belagerung von Venedig im J. 1849, nach Originalquellen von Leopold Freih. von Ramingen v. Dobrzisch, k. k. Generalmajor", in der Oesterreichischen Militärischen Zeitschrift red. von Streffleur k. k. General-Kriegscommissär 1. Jahrg. I. Bd. Wien, 1860 S. 13 ff. 111 ff.

Fortschritt wieder hinderte; sie zeigen uns endlich, welchen Gebrauch die Venetianer von ihren bewaffneten Fahrzeugen machten. Daß nach dem Fall von Malghera die Eisenbahnbrücke gesprengt werden muß, das versteht sich von selber. Die Venetianer hatten auch 33 Bogen gesprengt. Werden die Pfeiler nicht bis auf die Wasserhöhe zerstört, so könnte man bei der geringen Spannweite der Bogen die Oeffnungen wohl wieder decken; wie aber dieses Geschäft ausführen, wenn die Batterien nicht zum Schweigen gebracht sind?

Bewaffnete Fahrzeuge sind unentbehrlich um die feindlichen Boote zu bekämpfen und die eigenen Arbeiten zu schützen. Geeignete Fahrzeuge sind nöthig um in der Lagune Batterien herzustellen, sie zu bewaffnen und in Verbindung zu halten, und um die Werke, welche unhaltbar geworden, zu besetzen. Kühne Angriffe, mit Booten oder Barken ausgeführt, sind fast das alleinige Mittel um Posten zu nehmen, welche die Annäherungen hindern. Woher aber diese Fahrzeuge nehmen in hinreichender Anzahl? Von den Lagunen selbst würde man solche nicht aufbringen können, denn der Vertheidiger würde sie zur rechten Zeit geholt haben, und wäre auch Brondolo genommen, so möchte es wieder schwierig seyn, von diesem Hafen geeignete Fahrzeuge in den südlichen Theil der Lagune zu bringen. Ebensowenig könnte man, selbst wenn die kleinen Hafen und deren Vertheidigungswerke genommen wären, die nöthigen Fahrzeuge aus dem Meer in die nördliche Lagune einführen, denn in dieser ist das Wirrsal der Canäle nicht kleiner und die Sümpfe machen die Unternehmung nicht leichter. Dem Angriff gegenüber besitzt die Vertheidigung eine Menge von kleinem Schiffahrtsmaterial jeglicher Art; ihre Schiffer kennen genau die Lagunen und deren Canäle, gut gelegte Werke beherrschen die Annäherungen; sie können die feindlichen Boote und Barken in den Grund bohren, während sie die eigenen beschützen, denselben wenigstens einen Ausgang und eine Zuflucht sichern. Wäre der Angreifer endlich über die Lagune herüber gekommen, so würde

die Landung ihm nicht leicht werden; er könnte nicht sich verschanzen oder sich in Gebäuden festsetzen und die Verstärkungen abwarten; er müßte einen harten Kampf kämpfen, um wahrscheinlich dennoch gefangen, ins Wasser geworfen oder aufgerieben zu werden.

Soll ich noch mehr anführen um darzuthun, daß Venedig durch einen Ueberfall oder durch einen gewaltsamen Anlauf nicht genommen werden kann? Wenn der Platz mit den nöthigen Mitteln versehen und wenn ein zäher Vertheidiger zu rechter Verwendung dieser Mittel befähigt wäre, so würde ein gleichzeitiger Angriff von dem Festland und von der See noch immer lange Zeit nöthig haben, um den Erfolg zu erringen. In dieser langen Zeit aber könnte nun gar Viel geschehen, was der Angreifer nicht hätte voraussehen können. Wär' es nichts Anderes, so würde die Sumpfluft dem Vertheidiger zu Hilfe kommen, diese, die ungeheuren Arbeiten, die Beschwerden und die Entbehrungen der Soldaten würden, mehr als die Geschosse, den Stand des Belagerungsheeres vermindern. Schon dadurch würde dessen Lage bedenklich; stünde aber noch ein Heer des Vertheidigers im Felde, so möchte ein jeder Erfolg dieses Heeres die Aufhebung der Belagerung erzwingen.

Der Krieg ist mehr als ein blutiges Schachspiel, dessen Züge in einer geometrischen Anschauung vorausgesehen werden; der Krieg ist die Entwickelung der höchsten Thätigkeit einer geordneten und selbstbewußten Masse von Menschen, und aus der furchtbaren Anspannung der Kräfte erfolgen oft genug Ereignisse, welche, gegen jede Berechnung, die Lage der Dinge mit einem Schlage umstalten.

Wie doch die Zeit verstreicht. Man meldet mir, daß die Gondel bereit liege und man holt mein Gepäck. So leb denn wohl, du altes Venedig; werd' ich dich je wieder sehen?

Von Herzen

Dein N. N.

XX.

Die Blokade; die Wichtigkeit des Besitzes von Venedig.

Padua 18. September 1863.

Ich bin zu guter Zeit hier angekommen, so daß ich noch einige Stunden hatte um mir das uralte Patavium anzusehen, und ich kann nicht sagen, daß es mich besonders entzückte. Kömmt man von Venedig oder von Verona, so liegt die Stadt so einsam, so todt in der Ebene, die Hügel der Monti-Eugenei gegen Westen sind kaum bemerkbar, man fühlt die Nähe des Meeres, aber man ist zu fern um es zu sehen. Die Stadt hat, wie alle in diesem Land, viele Kirchen und Paläste und diese haben unzählige Statuen und Gemälde, die besten aus der Schule von Giotto. Der Baukünstler findet hier Stoff für Studien, denn hier ist der germanische Styl aufgefaßt und ausgeführt von der Eigenthümlichkeit der Italiener, und ich gestehe, daß diese Art mir nicht gefällt, denn die Gebäude haben die Kraft des nordischen Sinnes verloren und doch nicht die weiche Zierlichkeit der südlichen Empfindung gewonnen. Die Kirche San Antonio ist ein großes Monument, aber die später aufgesetzten Kuppeln haben es verdorben, es scheint fast man habe in Padua auch eine „Markuskirche" für den Heiligen der Stadt haben wollen, ein Monument morgenländischer Art, mit einer Reiter-Statue statt der Flaggen vor dem Eingang. Das Innere der Kirche ist gräuelhaft modernisirt, und die vielen Denkmäler und Büsten ziemlich unbekannter Personen sind keineswegs alle von gutem Geschmack. Die „Kapelle des Heiligen" ist der schönste Theil. Bei meinem Herumschlendern bin ich auch in den Palast della Ragione gerathen und da hab' ich umsonst nach der Bestimmung des ungeheuren Saales gefragt. Man fühlt in Padua die Nähe, den Ernst und den Einfluß von Venedig und doch ist es so ganz anders.

[illegible] Diejenigen, welche ihnen geduldig zuhö
Unterhaltung will ich mir jetzt verſchaffen; wenn
ſo biſt Du mir gegenwärtig; ich ſpreche zu Dir
mich und Du kannſt mich nicht mit Deinen ſpitzi
kungen unterbrechen oder mit Deinen Fragen.

Höre denn jetzt noch einmal, ich hoffe zum
von der Vertheidigung der großen Stadt in der

Aus dem, was ich bisher geſchrieben, iſt e
wohl klar geworden daß, um Venedig zu nehmen,
fall nicht möglich, daß ein gewaltſamer Angriff wa
erfolglos und die förmliche Belagerung eine
blutige Arbeit iſt, welche ungeheure Opfer fordert
Zweck vielleicht doch nicht erreicht. Im Jahre 168
eine franzöſiſche Flotte vor Genua, ſie bombardirte
lang die Stadt und die Gewaltthat bewirkte, daß
Doge Maria Imperiale mit zwölf Senatoren n
reiste um den König Louis XIV. um Verzeihung
wegen einer Handlung, welche das allgemeine
einem jeden unabhängigen Staate geſtattet. Im Ja
mitten im Frieden [illegible]

Kirchen und alle die schönen Gebäude mögen verbrennen, die Monumente zertrümmert und die Kunstwerke vernichtet, die armen Bewohner mögen zu Tausenden zerschmettert werden oder verbrennen — wir, wir haben unsere Werke mit allen Bedürfnissen versehen, wir werden diese Werke halten mitten unter den Schutthaufen!" Doch so große Worte sind gar nicht nöthig, wenn wir die Sache etwas genauer ansehen.

Von der offenen See erreicht kein Geschoß und keine Rakete die Stadt und kämen die fabelhaften Kanonen der Amerikaner, so wäre durch die Inseln, welche die Lagune gegen das Meer abschließen, die Stadt gegen direkte Schüsse gedeckt. Mit Kanonen unter großen Erhöhungen feuern, das geht auf Schiffen nicht an, und Bomben aus den größten Mörsern geworfen, fielen an dem innern Fuß des Malamocco in's Wasser. Im J. 1849 versuchten die Oesterreicher ein eigenthümliches Verfahren. Sie ließen, als ein frischer Seewind wehte, von einem Schiffe Luftballons steigen. An diesen waren Bomben befestiget, welche bei einer gewissen Höhe sich ablösten und, herabgefallen, krepirten. Die Ballone wurden von dem Winde wohl fortgetrieben, aber nur wenige erreichten ihre Bestimmung. Die Flotte, mit dem Geschäft der Zerstörung beauftragt, müßte die Einfahrten und die Inseln erobern, sie müßte auf diesen Batterien anlegen, sie müßte Kanonenboote und schwimmende Batterien in den Lagunen aufstellen und dann wäre der Erfolg erst noch sehr zweifelhaft.

Auf der Landseite wär' es nicht besser; der Angreifer müßte erst den Rand der Lagune erkämpfen und von diesem reichten nicht einmal gezogene Kanonen zur Stadt; denn, als die Oesterreicher schon auf San Giuliano waren, trafen ihre Bomben nur die äußersten Häuser. Auf dieser Insel legten sie Geschütze der größten Kaliber, etwa wie Mörser, auf Blöcke, gaben starke Ladungen und feuerten mit sehr großer Erhöhung. Der Rückstoß war ungeheuer, bis zum Ueberschlagen der Geschütze, aber diese trieben ihre Kugeln über die Stadt hinweg bis in die Gegend des Arsenales. In

Venedig entstand große Bestürzung und diese wollte Radetzky, er wollte nicht zerstören, er wollte nur eine Aufregung gegen die Zwangsherrschaft der revolutionären Regierung hervorbringen und er hat seine Absicht erreicht. Uebrigens zweifle ich, daß der angegebene Gebrauch der Kanonen allgemein und in großem Style anwendbar sei und zwar schon deßhalb, weil die Geschützrohre den fürchterlichen Stoß nicht lang aushalten könnten.

Aus dem Vorhergehenden, denk ich, wirst Du die Ueberzeugung geschöpft haben, daß eine strenge Blokade das sicherste Mittel ist, um Venedig zum Fall zu bringen. Eine Blokade ist die Einschließung und wär' ich recht methodisch gewesen, so hätt ich solche zu allererst besprochen. Indessen scheint mir die Betrachtung derselben auch hier nicht am unrechten Orte zu seyn.

Es ist wohl nicht nöthig, besonders auszuführen, daß eine rechte Blokade die Einschließung von beiden Seiten erfordert. Wäre Venedig nicht von der See abgeschlossen, so könnte die Blokade von der Landseite sehr lange währen ehe sie eine entscheidende Wirkung hervorbrächte. Wäre aber die Verbindung mit dem Meere gesperrt und diejenige mit dem Festland offen, so würden allerdings große Hemmungen in allen Verhältnissen des Lebens sich einstellen, viele Menschen würden schwer leiden, aber die unentbehrlichen Bedürfnisse könnten dennoch herbeigebracht werden.

Im Juni 1848 rückte der Feldzeugmeister Welden mit höchstens 12,000 Mann an die Piave, und von dieser vorgehend sollte er, so gut es anging, Venedig einschließen. Die Revolution hatte sich der gut ausgerüsteten Lagunenflottille bemächtiget; die Reste der österreichischen Seemacht waren in Triest blokirt und schon im Mai war in dem venetianischen Meerbusen ein neapolitanisches Geschwader erschienen, bestehend aus drei Fregatten und vier Dampfschiffen. Welden dehnte sich aus bis an die Mündung der Piave und noch etwas weiter abwärts; er bildete eine kleine Ruderflottille,

er verwendete diese in den inneren Canälen und bemächtigte sich einiger Punkte, z. B. der Insel Fusina, in der Lagune und umschloß diese auf der Landseite mit einem dünnen Cordon. Eine feindliche, wahrscheinlich neapolitanische Fregatte hatte nicht fern von dem Lido vor dem Hafen von Treporti geankert. Die Venetianer mußten die Festsetzung der Oesterreicher auf dem Strande und in der Lagune nach Möglichkeit hindern und dazu verwendeten sie ihre bewaffneten Fahrzeuge. Vierzehn derselben, darunter eine Brigg, vielleicht nur ein Kutter, beschossen Caorle, einen wichtigen Punkt der Küste an der Mündung der Livenza, aber eine Zwölfpfünder-Batterie antwortete mit glühenden Kugeln; eine Penische flog in die Luft, die Brigg wurde beschädigt und die anderen Fahrzeuge zogen sich zurück. Eine Abtheilung der Lagunenflotte, fünf Fahrzeuge sämmtlich mit sehr schweren Geschützen, beschoß den Posten auf Fusina, aber man brachte eine Zwölfpfünder-Batterie auf die Insel, diese feuerte wieder mit glühenden Kugeln und nach einigen Stunden waren vier dieser Fahrzeuge, drei Kanonenboote und eine Pirogue, gesunken oder gänzlich zu Grunde gerichtet. Auch hier hatten Feldgeschütze einen siegreichen Kampf gegen die schweren 36pfündigen Schiffskanonen geführt. War die Verwendung der bewaffneten Lagunen-Fahrzeuge auch eine sehr ungeschickte, so zeigt sie doch, welche Dienste sie leisten könnten, andererseits aber beweist sie die Ueberlegenheit der Strandbatterien und sie macht uns die üble Lage klar, in welche die feindlichen Fahrzeuge kommen müßten, wenn sie in die Lagune eingedrungen und in den engen Canälen zusammengedrängt wären.

Nach dem Waffenstillstand vom 9. August verweigerte der Admiral Albini den piemontesischen Commissären den Gehorsam; erst der Eintritt der stürmischen Jahreszeit trieb ihn in den sicheren Hafen von Ancona und er erschien nicht wieder in den venetianischen Gewässern. Demnach hatten in dem J. 1849 die Oesterreicher ihre kleine Flotte wieder in Thätigkeit gesetzt und sie blokirte Venedig. Die Schiffe der

Venetianer verließen nicht mehr die Lagune, die Oesterreicher hatten keine andere Seemacht gegen sich und die Blokade bewachte den Strand nur von der Piave bis zu der Etsch, also eine sehr kurze Linie. In einem künftigen Kriege müßte die feindliche Seemacht den Golf von Triest und den Meerbusen von Venedig sperren, sie müßte die Küste von der Mündung des Isonzo bis zu den Mündungen des Po bewachen. Diese lange Linie enthält eine große Anzahl kleiner Hafen, in welche leichte Fahrzeuge einlaufen und von welcher sie auslaufen und die Verbindung der Stadt mit dem Meer unterhalten könnten. Nördlich von Venedig liegen freilich wohl größere Meerestiefen nah' an dem Strand, aber diese Meerestiefen sind doch nur an wenigen Orten beträchtlich genug, um großen Schiffen die unmittelbare Annäherung zu gestatten. Diese müßten demnach kleine Fahrzeuge herbeibringen, um die Hafen zu sperren und die unmittelbare Bewachung der Küste zu besorgen. Von solchen kleinen Fahrzeugen hat aber Venedig eine sehr große Zahl; seine Schiffer kennen den Strand mit seinen Canälen und gerade in den seichten Wassern könnten sie dem Feinde gar manchen Schaden zufügen.

Die Blokade von Venedig erforderte die Verwendung einer nicht unbedeutenden Flotte; die Italiener müßten ihre Schiffe aus dem Mittelmeer herbeiziehen; sie würden, ehe dieß ausgeführt wäre, manche Schlappe erleiden. Wenn jene Schiffe herbeigekommen wären, so müßten sie einen großen Theil derselben gegen die österreichische Flotte entsenden; sie müßten somit ihre Aufstellung schwächen. Unter dem Schutz österreichischer Kriegsschiffe würden unternehmende Kauffahrer, mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen befrachtet, die Blokade durchbrechen und in irgend einen Hafen einlaufen. In jedem Fall würde die strengste Bewachung, die größte Thätigkeit der Kreuzer, nicht verhindern, daß manche Fahrzeuge durchschlüpfen könnten. Freilich wenn auch eine französische Flotte in dem adriatischen Meere erschiene und wenn die österreichische gar keine Hülfe hätte, so könnten Muth und

geschickte Thätigkeit wohl da oder dort einen guten Streich ausführen, aber einen namhaften Erfolg könnten sie nimmer erringen. Uebrigens hat die Einschließung ihre Schwierigkeiten auch wenn sie von einer sehr großen Flotte ausgeführt würde, denn in der stürmischen Jahreszeit, so sagen die Seeleute, müßte die Blokade aufgehoben werden, weil die Schiffe die See nicht halten können.

Die Blokade von der Seeseite kann, ich wiederhole es, Venedig gar nicht oder wenigstens nur langsam zum Fall bringen, wenn die Verbindung mit dem Festland offen und frei ist.

Streng genommen ist die Einschließung von der Landseite die Besetzung des Randes der Lagune von der Mündung der Piave bis zu der Mündung der Etsch, aber mit dem Festhalten dieser mehr als zwölf Meilen langen Linie wär' es erst nicht gethan, denn man müßte noch ferner liegende Posten, z. B. Ponte di Piave, Treviso, Castel franco, Padua und Rovigo besetzen. Wenn der Mangel zahlreicher und guter Verbindungen mit dem Festland dem gewaltsamen Angriff ein ungeheures Hinderniß ist, so wird die Einschließung durch eben diesen Mangel erleichtert. Genügt auch zur vollkommenen Absperrung die Besetzung gewisser Punkte, so können die vereinzelten Posten sich nicht unterstützen und sie können daher überfallen, aufgerieben oder zurückgedrängt werden. Zu solchen Ausfällen hätte Venedig das wichtigste Hülfsmittel in seiner Lagunenflottille und gewiß wäre die Verbindung nicht so ganz unterbrochen, daß der Vertheidiger nicht immer genaue Nachrichten über den Stand, die Stellung und die Bewegungen des Blokade-Corps erhielte. Der Vertheidiger könnte den einen Tag den Posten bei Cortellazzo überfallen, am anderen bei Brondolo ausbrechen und den Posten der Etschmündung zurückwerfen und am dritten Tag über Dolo vorgehen. Die Wiederholung solcher Ausfälle, die beständige Allarmirung des Blokade-Corps würde dieses ermüden, je nach Umständen fast aufreiben, den Vertheidiger

die Verbindung mit dem Feſtland zu erhalten od
herzuſtellen. Malghera dient der unmittelbaren Ver
der Stadt, aber faſt mehr noch dient es als Ausg
kecker Angriffsverſuche der Beſatzung. Dieſe kan
günſtigen Augenblick wahrnehmend, durch das For
brechen, das Blokadecorps angreifen, aufrollen und
bis gegen Vicenza zurückdrücken. Im J. 1848 waren
Mann in Venedig, ſie hatten die nothwendigen Hül
fünf Monate lang waren ſie von einer viel ſchwächere
eingeſchloſſen, die See war ihnen offen — warum h
den ſchwachen dünnen Cordon nicht auseinander ge
wenigſtens doch, um ihre Magazine zu füllen?

Die Offenſiv-Kraft von Venedig iſt nicht gelä
lang Malghera und Brondolo nicht außer Wirkung
ſind. Wie aber ſoll man dieſe Lähmung erzielen, kan
eine einfache Blokade genügen? Beide Forts kann m
von der Landſeite einſchließen und keinem kann man d
bindung mit dem Hauptplatz unterbrechen. Beide beh
rückwärts die Lagune und vorwärts eine beträchtliche
des Bodens auf dem [illegible]

Gestatte mir jetzt noch einige Worte über die Wirkung der vollkommenen, d. h. der Blokade, welche von der See- und von der Landseite gleichzeitig ausgeführt wird.

Die Einschließung kommt nicht rasch und unvorgesehen, als ob ein Sturmwind sie herwehete. Man hat Zeit sich der günstigen Verhältnisse zu bedienen, und diese Verhältnisse geben der Mittel sehr viele, um große Vorräthe zu sammeln. Wie sehr man aber die Magazine auch füllen möge, so wird es doch kaum möglich seyn, daß sie Alles enthalten, was eine Bevölkerung von 130,000 Menschen in mehreren Monaten zum einfachen Leben bedarf. Wenn wir die Ausbeute durch einen kühn und geschickt getriebenen Schmuggel nicht niedrig anschlagen, wenn wir selbst den Fischfang in den Lagunen nicht übersehen, und wenn wir auch die Mäßigkeit der Italiener mit in Rechnung bringen, so können doch die reichsten Vorräthe die endliche Noth nicht abhalten. Während Radetzky am Mincio und am Tessin focht, stunden allerdings einige tausend Mann an den Lagunen; aber diese konnten die große Linie nicht gehörig besetzen und sie waren mehr nur als eine Deckung des Rückens der Armee zu betrachten. Erst im Anfang des April 1849 wurde das Belagerungscorps gebildet und wurde die Verbindung über Brondolo abgesperrt. Auch das Meer war lange Zeit den Venetianern offen geblieben; aber die revolutionäre Regierung hatte das günstige Verhältniß nicht benützt, um, wenigstens von der ganz freien See aus, bedeutende Vorräthe herbeizuschaffen. Als man die Einschließung vollendet hatte, da waren die Venetianer auf das Vorhandene angewiesen; es entstund große Noth in der Stadt und dennoch haben sie mehr als vier Monate lang ausgehalten, ehe die Capitulation erzwungen war. Gehörige Voraussicht und Sorgfalt können die letzte Katastrophe allerdings bedeutend hinausschieben, aber wenn zuletzt sogar das Trinkwasser fehlt, wenn Hunger und Krankheiten wüthen, wenn die Noth sich zu der höchsten Höhe erhebt, so wird der zäheste Commandant den Platz nicht mehr halten können

wenniger Zeit ſind kurz, Schlag folgt auf Schlag; nicht Monate lang vor einem Platze liegen. Die L von Sebaſtopol ſpricht nicht dagegen und noch n Vorgänge in dem J. 1849. Denn Radetzky hatte d von Venedig erſt angeordnet, als die Schlacht vo geſchlagen und als kein Feind mehr gegen ihn im F Aehnliche Umſtände werden nicht wieder eintret Oeſterreicher können nach blutigen Kämpfen das viereck aufgeben müſſen; ſie können über den Iſ vielleicht noch weiter zurückgeworfen, aber ihre Arı nicht aufgelöst werden und die Italiener und Franzo den wahrſcheinlich nicht mindere Verluſte erlitten habe nun noch eine öſterreichiſche Heeresmacht ſchlagfertig i ſo bedarf ihr Feind eine Armee, um die Blokade ausz und eine andere um dieſe zu decken; beide aber würd kleine Unternehmungen unmöglich machen, welche die ſtörten, und eine verlorene Schlacht, vielleicht ein ve Treffen könnte — ich hab' es oben bemerkt — ſe deren Aufhebung zur Folge haben.

Ein Feind faſt noch gefährlicher iſt die Sumpfluft bei dem harten Dienſt und bei den Entbehrung

welches der Vertheidigung nothwendig ist? Die Lage seiner Finanzen ist Oesterreichs Schwäche. Die Regierung muß das Mögliche thun, um diese Lage zu bessern; sie muß die bisherige Wirthschaft ändern, um endlich einmal die Ausgleichung zwischen Einnahme und Ausgabe zu bewirken. Wenn sie aber die dringende Nothwendigkeit erkennt und wenn sie der Erkenntniß gemäß handeln will, so muß sie deßwegen doch nicht jeder Deklamation eines Advokaten im Reichsrath Folge geben, um der zweifelhaften Besserung des materiellen Zustandes ein höheres Interesse zu opfern. Die österreichische Regierung kann, ich bin davon überzeugt, ihre Wirthschaft ändern, ohne die Erhaltung ihres Gebietes in Frage zu stellen, ohne die unerläßlichen Bedingungen einer kräftigen Vertheidigung aufzugeben, welche über kurz oder lang ihr bevorsteht. Durch die Ereignisse belehrt, wird sie doch wohl nicht verkennen, daß sie in Venetien einem lauernden Feind gegenübersteht, einem Feinde welchem kein Mittel zu schlecht ist.

Ich habe in Venedig nicht die Schießscharten und die Geschützstände der Werke, ich habe nicht die Kanonen und die Mörser in den Arsenalen, nicht die Kugeln und die Bomben auf ihren Lagern, ich habe nicht die Pulverfässer in den Magazinen gezählt und auch nicht die Menge alles andern Materiales erhoben. Ich habe viele schwere Geschütze, darunter viele eiserne Geschützrohre, und große Massen von Geschossen gesehen und so muß ich denn wohl glauben, daß die Regierung in richtiger Würdigung ihrer Lage die nöthige Fürsorge getroffen hat. Im J. 1848 war der Platz sehr gut ausgerüstet und die revolutionäre Regierung hat die Vertheidigung geführt mit dem Material, welches die Oesterreicher aufgehäuft hatten. Die österreichische Kriegsverwaltung ist allerdings in den Besitz dieses Materials, wenigstens zum großen Theile, gekommen, aber dieses würde bei einem neuen Angriff nicht mehr ausreichen. Wären die Schiffe mit Geschützen des neuen Systemes ausgerüstet und würden solche bei den Angriffen vom Land aus verwendet, so würden die

Oesterreicher auch ihre Schiffe und ihre Werke mit solchen Geschützen bewaffnen müssen. Die Italiener haben bekanntlich bei Ancona schwere gezogene Kanonen mit großer Wirkung verwendet; ich selbst habe deren nicht viele in Venedig gesehen. Das beweist aber noch keineswegs, daß sie nicht vorhanden sind oder daß sie nicht zur rechten Zeit beigeschafft werden.

Das Arsenal von Venedig hat wunderschöne Werkstätten und ebenso schöne Bassins, aber in den einen hab' ich geringe Thätigkeit und in den andern weit weniger Fahrzeuge gesehen als ich erwartet. Die abgetackelten Corvetten von 14 Kanonen kann ich kaum rechnen. Indeß läßt sich dieß wohl erklären, denn einerseits ist der eigentliche Kriegshafen in Pola und andererseits sind die Lagunenfahrzeuge zerstreut. Die einen jedoch können gesammelt und die anderen können aus dem Hafen an der dalmatischen Küste zu rechter Zeit herüber gebracht werden. Leider kann ich dießmal nicht nach Pola hinüber, aber doch steht es bei mir fest: an keinen Ausgaben sollten die Herren im Reichsrath weniger mäkeln als an den Ausgaben für die Flotte.

Von dem Standpunkte des Ingenieurs ließe sich wohl mancherlei gegen Anlage und Construktion mancher Werke bemerken; aber man darf (ich hab' es früher erwähnt) niemals vergessen, daß die Stärke dieser Werke in ihrer Lage besteht; andererseits aber muß man sich erinnern, wie bei der Beschießung von Malghera die Erdwerke so schnell abgekämmt waren. Die Vertheidigungswerke sind so zahlreich, daß deren Besetzung viele Leute und deren Bewaffnung ein ungeheures Material erfordert. Vernünftigerweise kann man nicht die Anlage neuer verlangen und manche Einrichtung kann sehr gut während des Angriffes hergestellt werden; haben doch die Venetianer unter dem Feuer der österreichischen Geschütze eine Batterie auf eingerammten Pfählen in der Lagune gebaut; dennoch aber möchte man wünschen, daß mehrere befestigte Posten und vor allen diejenigen, welche die Einfahrten oder die Hafen, besonders jenen von Chioggia, beherrschen, eine

größere Anzahl von Geschützen und zwar in bedeckten Räumen aufnehmen könnten. Solche Verstärkungen kosteten freilich bedeutende Summen, aber Angriff und Vertheidigung wird künftig immer wieder vorzugsweise ein Geschützkampf seyn.

Die Diplomaten haben die gute oder die üble Gewohnheit des Fragens, und so frägst Du mit einem besondern Lächeln, ob denn die Stadt zwischen Sümpfen und Lagunen mit sehr gehemmten Verbindungen zum Festland und zu dem Meer eine so große Wichtigkeit habe, daß man dem Besitz derselben die ungeheueren Opfer bringen müsse? Ja, gewiß hat sie diese Wichtigkeit. Ich will kein Buch über diese Wichtigkeit schreiben, aber ich will sie Dir kurz andeuten.

In erster Reihe steht der Einfluß des Platzes auf den Krieg in Oberitalien und insbesondere auf den Krieg zwischen dem Mincio und der Etsch. Venedig ist der Hauptort der westlichen Küste des adriatischen Meeres, ein Knotenpunkt unzähliger Hauptstraßen. Als Waffenplatz deckt es die Küste, und dadurch deckt es dem Festungsviereck Flanke und Rücken, denn so lang Venedig mit der Lagune in dem Besitz der Deutschen ist, so lang kann bis zur Mündung des Po und weiter herab keine Landung des Feindes stattfinden. Mit der Einnahme der Lagunenstadt hätte der Angreifer die Küste erobert und eine Operationslinie auf das linke Ufer der Etsch. Venedig ist ein Stützpunkt der Vertheidigungslinie an der Etsch. Es vermittelt die kürzeste Verbindung zwischen der Lombardei und Illyrien und dem südlichen Ungarn. In Venedig kann man Vorräthe sammeln und Truppen; es ist ein Depotplatz für die Armee an der Etsch. Es beherrscht die Verbindungen und steht in unmittelbarer Zusammenwirkung mit andern Waffenplätzen, mit Palma nuova einerseits, wie andererseits mit Verona. Dabei hat Venedig noch seine offensive Bedeutung. Unter dem Schutz von Malghera und von Brondolo können Colonnen herausbrechen und die Verbindungen einer Armee bedrohen, welche den Mincio angreift.

Doch sieh' noch den Einfluß, welchen der Besitz dieses

Platzes auf größere Verhältnisse ausübt. Mit dem Verlust von Venedig wäre die nächstliegende Küste verloren und nun wäre auch Triest, wäre Illyrien nicht mehr zu halten. Dalmatien wäre schwer zu vertheidigen, wenn der Angreifer sich nicht nur auf Bologna, sondern auch auf Venedig basirte. Oesterreich hätte seine Stellung an dem adriatischen Meer verloren; es hätte keine Handelsmarine mehr, keinen Seehandel und keine Matrosen. Von der obersten Bucht der Adria kann Oesterreich den Waarenzügen aus dem Orient einen Weg über das Festland bieten, der kürzer ist, als die Wege über Genua und über Marseille. Die Stellung an dem adriatischen Meer ist eine wesentliche Bedingung für das wirthschaftliche Gedeihen von Oesterreich, Venedig aber schützt und hält diese Stellung.

Früher, sagst Du, war Venetien auch nicht im Besitze von Oesterreich und es hat dennoch gelebt und ist mächtig gewesen und hat in Italien Kriege geführt; von diesem Land aus sind seine deutschen Besitzungen nie angegriffen worden. Das ist allerdings sehr wahr; aber früher sind die Verhältnisse weit andere gewesen. In den letzten Jahrhunderten konnten die Venetianer nichts mehr erobern; die Republik war auf eine Friedenspolitik, folglich auf eine streng neutrale Stellung angewiesen und sie mußte in ihrem Interesse vertragsmäßige Rechte hochachten. Die heutigen Kriege haben fabelhafte Maße und mit diesen eine ungeheure Bedeutung gewonnen. Heutzutage will man mit einem Schlage politische Principien durchführen; man will die Machtverhältnisse der Staaten ändern; man will eine andere Ordnung in dem Systeme von Europa erzwingen. Früher hatten die Kriege viel beschränktere Ziele und ihre Führung eine andere Art; Vertheidigung oder Eroberung einer Provinz, Belagerung oder Entsatz einer Festung — größere Zwecke hatten ganze Feldzüge nicht. Die Republik Venedig, sagt ein geistreicher Mann, schützte Oesterreich, wie ein sehr großer Binnensee es geschützt haben würde.

Man könnte die Betrachtungen noch viel weiter führen; man könnte zeigen wie Frankreich an dem Mittelmeer sich festgesetzt hat. Corsica und Algier sind jetzt schon in seinem Besitz und wer kann wissen, ob eine nahe Zukunft ihm nicht Genua und Spezzia überliefert? Seine mittelbare Herrschaft ist dort schon vollzogen. Sollte Frankreich eine solche Herrschaft auch in dem Ostbecken des Mittelmeeres ausüben? Venedig hätte dafür eine günstige Lage und wären die Franzosen einmal darin, so würden sie nicht mehr herausgehen. Es wird ein Tag kommen, an welchem die Engländer einsehen, daß das Mittelmeer wirklich ein französischer See werden müßte, wenn Oesterreich Venetien und Venedig verlöre.

Endlich bin ich nun mit der selbst gestellten Aufgabe zu Ende gekommen, Gott sei es gedankt. Solche Erörterung ist schnell gedacht, aber langsam geschrieben, denn der klare Ausdruck des einfachsten Gedankens erfordert gar viele Worte.

Morgen werd' ich noch einige Stunden in Padua mich umtreiben, und wenn ich erst gegen Mittag von hier abgehe, so kann ich noch Verona erreichen, auch wenn ich in Vicenza anhalte und zu der Madonna del Monte aufsteige.

Befestige und stärke Deine Geduld, denn meine nächsten Briefe sollen das Festungsviereck besprechen.

Wie immer

Dein N. N.

Platzes auf größere Verhältnisse ausübt. Mit dem Verlust von Venedig wäre die nächstliegende Küste verloren und nun wäre auch Triest, wäre Illyrien nicht mehr zu halten. Dalmatien wäre schwer zu vertheidigen, wenn der Angreifer sich nicht nur auf Bologna, sondern auch auf Venedig basirte. Oesterreich hätte seine Stellung an dem adriatischen Meer verloren; es hätte keine Handelsmarine mehr, keinen Seehandel und keine Matrosen. Von der obersten Bucht der Adria kann Oesterreich den Waarenzügen aus dem Orient einen Weg über das Festland bieten, der kürzer ist, als die Wege über Genua und über Marseille. Die Stellung an dem adriatischen Meer ist eine wesentliche Bedingung für das wirthschaftliche Gedeihen von Oesterreich, Venedig aber schützt und hält diese Stellung.

Früher, sagst Du, war Venetien auch nicht im Besitze von Oesterreich und es hat dennoch gelebt und ist mächtig gewesen und hat in Italien Kriege geführt; von diesem Land aus sind seine deutschen Besitzungen nie angegriffen worden. Das ist allerdings sehr wahr; aber früher sind die Verhältnisse weit andere gewesen. In den letzten Jahrhunderten konnten die Venetianer nichts mehr erobern; die Republik war auf eine Friedenspolitik, folglich auf eine streng neutrale Stellung angewiesen und sie mußte in ihrem Interesse vertragsmäßige Rechte hochachten. Die heutigen Kriege haben fabelhafte Maße und mit diesen eine ungeheure Bedeutung gewonnen. Heutzutage will man mit einem Schlage politische Principien durchführen; man will die Machtverhältnisse der Staaten ändern; man will eine andere Ordnung in dem Systeme von Europa erzwingen. Früher hatten die Kriege viel beschränktere Ziele und ihre Führung eine andere Art; Vertheidigung oder Eroberung einer Provinz, Belagerung oder Entsatz einer Festung — größere Zwecke hatten ganze Feldzüge nicht. Die Republik Venedig, sagt ein geistreicher Mann, schützte Oesterreich, wie ein sehr großer Binnensee es geschützt haben würde.

Man könnte die Betrachtungen noch viel weiter führen; man könnte zeigen wie Frankreich an dem Mittelmeer sich festgesetzt hat. Corsica und Algier sind jetzt schon in seinem Besitz und wer kann wissen, ob eine nahe Zukunft ihm nicht Genua und Spezzia überliefert? Seine mittelbare Herrschaft ist dort schon vollzogen. Sollte Frankreich eine solche Herrschaft auch in dem Ostbecken des Mittelmeeres ausüben? Venedig hätte dafür eine günstige Lage und wären die Franzosen einmal darin, so würden sie nicht mehr herausgehen. Es wird ein Tag kommen, an welchem die Engländer einsehen, daß das Mittelmeer wirklich ein französischer See werden müßte, wenn Oesterreich Venetien und Venedig verlöre.

Endlich bin ich nun mit der selbst gestellten Aufgabe zu Ende gekommen, Gott sei es gedankt. Solche Erörterung ist schnell gedacht, aber langsam geschrieben, denn der klare Ausdruck des einfachsten Gedankens erfordert gar viele Worte.

Morgen werd' ich noch einige Stunden in Padua mich umtreiben, und wenn ich erst gegen Mittag von hier abgehe, so kann ich noch Verona erreichen, auch wenn ich in Vicenza anhalte und zu der Madonna del Monte aufsteige.

Befestige und stärke Deine Geduld, denn meine nächsten Briefe sollen das Festungsviereck besprechen.

Wie immer

Dein N. N.

XXIX.

Zeitläufe über Nordamerika.

I. Die Umwälzung in der ehemaligen Union und ihre Rückwirkung auf Europa.

Vor Kurzem hat der Redakteur des Halle'schen Volksblattes seine Stellung zu dem mörderischen Spiel der Parteien jenseits des Oceans wie folgt bezeichnet: täglich sei sein erster Blick in die ankommenden Zeitungen auf Nordamerika gerichtet, und jede Schlappe der schlechten und menschenfeindlichen Sache des Nordens sei für ihn eine freudige Botschaft, jede Schlappe des Südens betrübe ihn. So haben auch wir die grausenhafte Krisis von ihrem Beginn an betrachtet. Wenn unsere gesammte Fortschrittspartei vom blassesten Liberalismus bis zum hochrothen Radikalismus einmüthig Partei nimmt für den Norden der ehemaligen Union, so ist dieß ganz in der Ordnung und der Wahlverwandtschaft der Parteien durchaus angemessen. Wenn aber auch die Mehrheit unserer „Conservativen" in das gleiche Horn stößt, so beweist sie damit nur, daß sie, wie so häufig in neuester Zeit, wieder einmal nicht weiß was sie thut.

Wir sind seit länger als zwei Jahren nicht mehr ausführlicher auf Nordamerika zu sprechen gekommen*). Aber

*) Vergl. die Abhandlung über den nordamerikanischen Bürgerkrieg, Hister.-polit. Blätter 51. Band S. 211 ff.

nicht aus Mangel an Intereſſe haben wir geſchwiegen, noch weniger weil wir etwa an unſerm Standpunkt der Beurtheilung irre geworden wären. Sondern wir wollten warten, bis aus dem Meer von Blut und unſchuldigen Thränen, aus dem unſäglichen Gräuel der Verwüſtung eine Entſcheidung auftauchen würde. Dieß iſt nun zwar noch immer nicht geſchehen; aber die kommenden Dinge haben plötzlich einen Schatten vorausgeworfen, worüber der alten Europa ein jäher Schreck durch die Glieder gefahren iſt. Es iſt ihr inſtinktiv ein Licht darüber aufgegangen, daß heute oder morgen das Ende des nordamerikaniſchen Bürgerkriegs der Anfang eines nordamerikaniſchen Kriegs mit Europa ſeyn würde.

Und dieſer Inſtinkt dürfte ſchwerlich ein trügeriſcher bleiben. Wer die bald fünfjährige Kriſis des weſtlichen Continents von Anfang an nicht bloß von der Oberfläche beurtheilte, wer ſomit nicht gutmüthig genug war der radikalen Partei zu glauben, daß eine humane Löſung der Negerfrage und die Sklaven-Befreiung ihr wahrer und höchſt edler Zweck ſei: der mußte längſt überzeugt ſeyn, daß die nordamerikaniſche Umwälzung das alte Europa noch in ganz andere Mitleidenſchaft ziehen werde als in die wegen der Baumwolle. Man kann ſagen, daß die Union nur nach ihrer alten Verfaſſung vor 1860, die nun unwiederbringlich verloren iſt, mit der alten Welt in beſtändigem Frieden zu leben vermochte. Dabei iſt die Gefahr eines vorübergehenden Krieges nichteinmal die einzige, noch die wichtigſte Rückwirkung, welche Jung-Amerika auf uns ausüben wird, und wir nehmen auch von jener Kriegsfrage nur deßhalb den Ausgang zu unſerer Betrachtung, weil die Furcht vor ihr augenblicklich auf der Tagesordnung ſteht.

Die Thronrede des Imperators vom 15. Februar iſt mitten in die amerikaniſche Panik gefallen und ſie trägt die auffallendſten Spuren dieſes Zuſammentreffens. In mancher Beziehung merkwürdiger durch das was ſie nicht ſagt, als durch das was ſie ſagt, zeichnet ſich die Rede beſonders durch

ihr völliges Schweigen über Nordamerika aus. Sie äußert sich über die angeblich guten Erfolge in Mexiko, und da lag es doch wohl sehr nahe auch auf die nördlichen Nachbarn des neuen Kaisers einen Blick zu werfen; aber kein Wort davon weder in der Thronrede noch in dem sonst ziemlich geschwätzigen Gelbbuch. Offenbar wußte der Imperator nicht, was er sagen sollte. Darum hat er sich aber auch umsonst geflissen mit den gemüthvollsten Friedensphrasen, und umsonst kündigte er die Schließung des Janustempels für alle vier Welttheile an. Alle in- und ausländischen Werthpapiere, die sonst wie Papierdrachen in die Höhe geschnellt wären, fielen und die gedrückte Stimmung blieb, bis über den Ocean die Nachricht kam, daß — der Friede zwischen Washington und Richmond doch nicht in nächster Nähe stehe.

Dem gewaltigen Schrecken lag nämlich die Thatsache zu Grunde, daß seit geraumer Zeit Sendungen von Agenten und geheime Verhandlungen der beiden Regierungen stattgefunden hatten, und daß jetzt der nördliche Präsident Lincoln und sein Minister Seward selber beim Fort Monroe mit zwei südlichen Commissären zum Zweck einer Friedensbesprechung zusammengekommen waren. Die Möglichkeit einer nahen Beilegung des schrecklichen Bürgerkriegs in Nordamerika war es, was in Frankreich und England Entsetzen verbreitete; aber nicht bloß in diesen Ländern, denn bei den bodenlosen Zuständen von heute kann Niemand sagen, was im Rücken beider Mächte geschehen würde, wenn sie beide oder Eine derselben in einen Weltkrieg jenseits des Oceans verwickelt wären. Vielleicht befände sich Niemand wohler dabei als Herr von Bismark! Wie dem sei, das Faktum steht fest, daß Europa nur solange ruhig schlafen zu können meint, als der Norden und der Süden der ehemaligen Union unentwegt fortfahren, in wahnsinniger Wuth sich gegenseitig abzuschlachten.

Was ist denn nun aber von den Friedensbestrebungen zwischen Washington und Richmond zu halten? Auf die erste

Nachricht hin wurde allgemein angenommen, die Conföderation der Südstaaten, entmuthigt durch die seit einigen Monaten erfahrenen Mißgeschicke und gänzlicher Erschöpfung sich nahe fühlend, sei endlich entschlossen den nutzlosen Widerstand aufzugeben und, wenigstens bis auf bessere Zeiten, sich den Bedingungen des Nordens zu fügen. Das wäre auch wahrlich kein Wunder; zu verwundern ist nur, daß das heldenmüthige Volk der Südlinger solange aushalten konnte. Ins fünfte Jahr führen sie nun den Kampf gegen eine an Geld, Material und Mannschaft mindestens dreimal überlegene Macht, acht Millionen oder vielmehr, wenn man die Negersklaven abrechnet, kaum fünf Millionen gegen 20 Millionen des reichsten und kraftvollsten Volkes der Welt. Trotzdem sitzt die Haupt-Armee des Feindes unter General Grant seit acht Monaten fruchtlos vor Richmond, und sind zu Land und zur See im Grunde immer erst noch die Ränder der Conföderation benagt. Unfraglich mußten indeß die tapfern Südlinger früher oder später der Uebermacht erliegen, wenn nicht entweder eine europäische Intervention eintrat, oder aber die conservative Partei im Norden, die sogenannte „demokratische", sich ermannte und den herrschenden Radikalismus in Washington stürzte. Beide Aussichten sind seit zwei Jahren definitiv verschwunden. Es ließe sich daher wohl begreifen, wenn der Süden am ferneren Widerstande verzweifelte.

Aber die Nachgiebigkeit könnte auch von der andern Seite kommen. Wenn Herr Lincoln seines Sieges so sicher war, wie die fanatische Partei der Unterdrückung im Norden vorgibt, wie kommt es denn, daß er seine auffallend entgegenkommenden Schritte persönlich bis zum Fort Monroe ausdehnte? Offenbar mußte er Motive von der schwersten Bedeutung haben, die noch verheimlicht werden. Wer den Norden der ehemaligen Union, das ächte Yankeethum, kennt, hat längst vorausgesagt, der Krieg werde gerade solange dauern, als er die leitenden Politiker und die einflußreiche Bourgeoisie bereichere, ohne sie selber ins Feuer zu bringen, kurz, solange

die Partei noch Geld und Soldaten bekomme. Solange diese Herren aus der Schlächterei Geld machen können, während sie ihre und ihrer Angehörigen werthe Personen von der Conscription loskaufen und dafür eingewanderte Deutsche, Irländer, Städtepöbel aller Art als Kanonenfutter zur Armee schicken, solange denken sie gewiß nicht ans Nachgeben. Vielleicht darf man schließen: es müsse nichts mehr zu profitiren, nichts mehr zu stehlen, keine Anleihen mehr zu machen, keine Söldner mehr zu kaufen geben: sonst wäre Herr Lincoln nicht nach Monroe gefahren, und er hätte nicht einen Frieden vorgeschlagen, der im jetzigen Moment nothwendig das wesentliche Programm der herrschenden radikalen Partei kosten würde. Man muß diesen Umstand wohl beachten. Der Norden müßte „Amnestie" im weitesten Sinne anbieten, er müßte das Confiskationsgesetz aufgeben, ebenso das Sklavengesetz welches alle Neger Knall und Fall freimacht, die Idee der Verwandlung des Staatenbundes in den centralisirenden Bundesstaat müßte wenigstens gegenüber dem Süden auf unbestimmte Zeit vertagt werden. Unter andern Bedingungen konnte den Südlichen von „Frieden" gar nicht gesprochen werden, und in der That soll Lincoln alle diese Concessionen zu Monroe gemacht haben.

Wir glauben daher allerdings an eine baldige friedliche Wendung. Es wird vielleicht von der nächsten großen Schlacht abhängen, ob die Nachgiebigkeit bezüglich des Hauptpunktes vom Norden oder vom Süden kommen soll. Jedenfalls aber wird der Friede, wie immer er ausfallen mag, auf Kosten europäischer Mächte geschlossen werden. Das hat die Conferenz vor Monroe — schon ein ominöser Ort, denn er trägt den Namen des Präsidenten der die berüchtigte Monroe-Doktrin aufgebracht hat — in der That gelehrt.

Lincoln hat da unter den angeführten Concessionen vom Süden die „Rückkehr in den Bund" verlangt. Dieß schlugen die südlichen Commissäre ab; sie trauen keinen Versprechungen, wobei sie doch wieder der nördlichen Stimmenmehrheit im

Congreß ausgeſetzt ſeyn müßten, ſie verlangen ihre „nationale Unabhängigkeit", und als die unerläßliche Bedingung jedes annehmbaren Friedensantrags erklärten ſie ihre Anerkennung als ſelbſtſtändige Staaten. Aber ſie boten dafür eine andere Entſchädigung, nämlich ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Norden zu dem Zwecke, um die Monroe-Doktrin mit Waffengewalt durchzuführen. Nach dieſer Doktrin darf „Amerika nur den Amerikanern" gehören, jede europäiſche Einmiſchung muß vom ganzen Continent ausgeſchloſſen ſeyn und kein amerikaniſcher Staat darf eine andere als republikaniſche Verfaſſung haben. Der Vorſchlag der ſüdlichen Diplomaten ging alſo dahin: beide Theile ſollten ſich friedlich als ſelbſtſtändige Mächte conſtituiren, dann aber gemeinſam auf Schadloshaltung von auswärts ausgehen, die Regierung von Waſhington durch einen Rache- und Eroberungskrieg gegen die engliſchen Beſitzungen in Nordamerika, die von Richmond durch die Annexion Mexiko's. Wie ſich wohl denken läßt, hat dieſe Verſchmerzungs-Theorie im Norden immerhin viele heimlichen Wünſche für ſich.

Aber der ſüdſtaatliche Präſident Jefferſon Davis hatte noch in ſeiner Botſchaft vom 7. Dezember 1863 ganz anders geſprochen, und man mußte ihm dieſe Sprache um ſo höher anrechnen, als nicht der Norden, ſondern der Süden die Heimath der Monroe-Doktrin war. Der Süden hatte eben längſt ein dringendes Bedürfniß ſich homogene Länder anzuſchließen, um dem volkreicher werdenden Norden das conſtitutionelle Gleichgewicht zu halten. Seit der Trennung waren aber die Rollen vertauſcht. Das Kabinet von Waſhington erließ am 26. September 1863 eine Note voll grollender Monroe-Donner gegen die europäiſche Einmiſchung in Mexiko. Davis hingegen erklärte: ſo gut die Staaten der Conföderation das vollſtändige Recht der Selbſtregierung für ſich in Anſpruch nähmen, ſo ſeien auch die Mexikaner in ihrem Recht, wenn ſie einen auswärtigen Prinzen auf ihren Thron ſetzen wollten*).

*) S. das Weitere Hiſtor.-polit. Blätter Bd. 53 S. 843 ff.

Das war die entschiedenste Verneinung der Monroe-Doktrin von Seite des ersten Staatsmannes der Südstaaten, die sich nun eben wieder dem Norden als Beihelfer zur Ausführung der Monroe-Doktrin angeboten haben. Woher dieser Wechsel, und an wem liegt die Schuld?

Sie liegt an den europäischen Regierungen, welche über vier Jahre lang als müßige Zuschauer bei dem entsetzlichen Kampf gestanden sind und dem Werk der radikalen Bluthunde nicht mit einem Wort in den Weg getreten sind — sie liegt an England und Frankreich. Diese Regierungen, sonst stets bereit die futilste revolutionäre Usurpation als vollendete Thatsache anzuerkennen, wagten es keineswegs, für die nordamerikanischen Südstaaten, die ihr historisches Recht und ihre verfassungsmäßige Befugniß drei Jahre lang siegreich gegen die radikale Wühlerei vertheidigten, sie wagten es keineswegs für den conservativen Grundstock Nordamerika's auch nur diplomatisch zu interveniren. Sie bewilligten den Südstaaten, deren Souverainetät doch eigentlich schon seit 1783 von ihnen anerkannt ist, die Anerkennung der Unabhängigkeit nicht. Das entschied. Die Schuld enthielt aber auch schon ihre Strafe, und wer am meisten gesündigt hat, der wird am meisten gestraft werden. Der größte Sünder aber ist England.

Der Imperator hatte jedenfalls eine ganz andere Politik in Bezug auf Nordamerika im Sinne. Er hätte sonst die merikanische Restauration vernünftigerweise gar nicht unternehmen können. Er hätte noch weniger den berühmten Brief an General Forey vom 3. Juli 1863 schreiben können, wo er es als ein europäisches Interesse erklärt, daß nicht die anglogermanische Republik dem ganzen amerikanischen Continent den Stempel ihrer Herrschaft aufdrücke. Indem er die Expedition nach Mexiko den „für die Nachwelt wichtigsten Akt seiner Regierung" nannte und denselben bis zur kaiserlichen Restauration ausdehnte, mußte er unbedingt darauf abzielen, aus der südlichen Conföderation eine Vormauer zu

ſchaffen für das lateiniſche Amerika. In der That hat ſeine Preſſe beharrlich gearbeitet, um die Franzoſen zu überzeugen, daß der nordiſche Humanismus der Neger-Emancipation nur ein elendes Blendwerk der radikalen Partei ſei, und eine Intervention für die Südſtaaten würde in Frankreich längſt auf keine Antipathie mehr geſtoßen ſeyn. Eine ſolche Intervention hat der Imperator wiederholt in London beantragt, aber hier ſcheiterte Alles. Man mag eher einen Kothhaufen zum Tanzen als das heutige England zu einer politiſchen That bewegen. England blieb in der nordamerikaniſchen Sache noch viel tauber als in der däniſchen. So ſah ſich der Imperator, da ihm eine iſolirte Intervention nicht gerathen zu ſeyn ſcheint, völlig gelähmt. Es wollte ihm überhaupt bei der totalen Unempfindlichkeit aller Mächte nichts mehr gelingen; es ſchien als ob ſein Stern in's Sinken gerathe, und vielleicht iſt er aus reiner Verzweiflung unter die Gelehrten und Büchermacher gegangen, eine Collegenſchaft die ihm in den Augen ſeiner Franzoſen ſchwerlich zu höhern Ehren gereichen wird. Während er das Leben Cäſars ſchreibt, iſt er in ſeiner neueſten Thronrede über die brennende Frage in Nordamerika ſo conſternirt, daß er nicht Ein Wort hervorzubringen weiß!

England iſt nun in dieſer Richtung allerdings in einer ſehr ſchlimmen Lage. Geht es gemeinſam mit Frankreich zur Anerkennung der Südſtaaten vor, ſo iſt nichts gewiſſer, als daß es die Wuth des Nordens auf ſeine eigenen Beſitzungen in Nordamerika ableitet. Kommt ohne Intervention eine friedliche Trennung und Ausgleichung zwiſchen Waſhington und Richmond zu Stande, ſo iſt wieder nichts gewiſſer, als daß der Norden ſich ſofort durch die Annexion Canada's ſchadlos zu halten ſuchen wird. Er wird England völlig von dem weſtlichen Continent zu verjagen trachten. Kommt aber ein baldiger Friedensſchluß mit Unterwerfung des Südens zu Stande, ſo iſt die Folge nur die, daß die geſammte Wucht der ehemaligen Union gegen das Bereich jener Macht losſtürmen

frei erklärte, aber keineswegs die der sogenannten loyal
Mittelstaaten, welche ihre Sklaven bis zum Jahre 1900 a
mählig ablösen sollten. In diesen Staaten ist nun zwar d
Emancipation bereits erfolgt, aber nicht durch den Bun
sondern durch die partikulare Gesetzgebung. Eine demagogis
Agitation der Nichtbesitzenden hat die Freigebung von Staat
wegen ohne Entschädigung erzwungen. Derselbe Correspond
welcher von diesem Resultate sagt, daß „es über das Z
weit hinausgehe, das noch vor zwölf Monaten die Radikals
gesteckt haben würden", verräth zugleich die gebrauchten Mittel*
Alle Vernünftigen in diesen „loyalen" Staaten hatten f
allmählige Ablösung gestimmt, aber damit war der Par
nicht gedient. Denn es ist ein Hinderniß, welches die al
Verfassung der liberalen Diktatur entgegensetzt, daß jede A
änderung des Bundesstatuts nicht nur zwei Drittel all
Stimmen am Congreß, sondern auch drei Viertel Stimm
der Einzelstaaten für sich haben muß. Nun aber sollte d
Verfügung des „obersten Kriegsherrn" vom 1. Jan. 18
durchaus in einen allgemein gültigen Zusatz zur Bundesve
fassung umgewandelt werden. Also mußte man zuerst d
Einzelstaaten präpariren. Vorderhand hat auch jener Zus
die Genehmigung des Congresses bereits erhalten; was d
conservative Partei auch jetzt noch auf Jahre hinein für u
möglich hielt, das ist geschehen; der Senat hat sich gefü
und am 31. Jan. d. Js. hat auch das Repräsentantenha
mit 119 gegen 56 Stimmen das allgemeine Verbot d
Sklaverei als Zusatz zur Bundes-Verfassung genehmigt.

*) „In Maryland wie in Missouri sprengte der endlich zur voll
Darstellung gelangende Grimm der von der Sklavenhalte
Aristokratie solange in Banden (?) gehaltenen Nichtsklave
halter alle Dämme, welche staatsmännische Afterweisheit u
heuchlerische Tücke ihm setzten." So sagt der enfant-terribl
Correspondent der Allg. Zeitung vom 3. Mai 1864. Einen g
wichst liberalen Bericht über die verschiedenen „Umschwünge d
öffentlichen Meinung" in Missouri findet man in demselben Bl
vom 10. Febr. 1865.

einem Jahre hat sich der Senat von Washington noch geweigert, der Drohung der Abgeordneten-Kammer gegen die Wiederaufrichtung des Thrones Montezuma's beizutreten, und der Minister Seward hat diesen Akt sogar als folgenlos entschuldigt. Inzwischen ist den Herren der Kamm gewaltig geschwollen. Als der Senat jüngst die Gehälter der Unions-Gesandten genehmigte, machte ein Mitglied den Vorschlag vor dem Namen Mexiko die Worte „Republik von" einzuschalten, und der Senat trat dem Antrag einstimmig bei. Es gab nur Einen Weg die monarchische Schöpfung in Mexiko zu sichern: Frankreich mußte auf die Seite der südlichen Conföderation treten und diese mußte ihre Selbstständigkeit erringen. Aber für Frankreich steht, wenn es sein Werk in Mexiko im Stiche lassen muß, doch nur die Reputation auf dem Spiele; der Imperator kann den Kaiser Maximilian, der seiner unbeständigen Natur nach jetzt schon die Geduld und Haltung zu verlieren scheint, zum Sündenbocke machen; er kann in Washington ein gütliches Arrangement treffen und, während England vom Westen her angegriffen ist, anderweitige Beschäftigung und Gewinn suchen. Man darf nicht vergessen, daß nur die amerikanische Krisis seit 1860 die Orient-Frage in den Hintergrund gedrängt hat; mit der Lösung der erstern wird die letztere wieder auftauchen. Für den Imperator gibt es somit immer noch Auswege; England aber hat keine Wahl, als den stattlichen Rest seiner amerikanischen Colonien sammt dem geringen Rest seiner politischen Reputation zu verlieren, oder sich in unabsehbare Verwicklungen zu stürzen.

England weiß es und zittert. In allen Volksschichten der Yankee-Länder ohne Ausnahme herrscht eine grenzenlose Erbitterung über die brittische Perfidie, und die Regierung selbst legt sich kaum mehr Zwang auf. Seit der Trentaffaire und der Russel'schen Anerkennung der Südstaaten als einer kriegführenden Partei hat sich der Zündstoff gegen England immer massenhafter angehäuft. In der That hat sich die eng-

liſche Abſicht, der Widerſtandskraft der Südſtaaten unter der Hand möglichſt zu Hülfe zu kommen, durch eine lange Reihe von mißlichen Vorkommniſſen verrathen. Die „Rebellen“ bezogen Kriegsbedarf aller Art aus den brittiſchen Häfen, während die engliſche Diplomatie von Betheuerungen der ſtrengſten Neutralität überfloß. Dieſes zweizüngige Deckenſpiel hat England vollends um allen Reſpekt gebracht; man haßt es nicht nur im Norden, man verachtet es, ſo daß der Unions-Admiral Porter jüngſt ungeſcheut ſchreiben konnte: er getraue ſich, mit ſeinem einzigen Panzerſchiff „Monadnok“ die ganze brittiſche Flotte in den Grund zu bohren.

Unſere Meinung ſtand von Anfang an feſt, daß England den ruhigen Beſitz ſeiner Colonien in Amerika nur der alten Unions-Verfaſſung verdanke, bei der die zwei geographiſchen Parteien ſich das conſtitutionelle Gleichgewicht hielten und keine der andern homogenen Länder- und Stimmenzuwachs vergönnen durfte. Nachdem der Bürgerkrieg dieſe Balance für immer vernichtet hat, konnte der Zuſammenſtoß mit England nur mehr eine Frage kurzer Zeit ſeyn. Bekanntlich war jüngſt der Krieg gegen Canada, wo die engliſchen Behörden Miene machten einem ſüdſtaatlichen Grenzkrieg durch die Finger zu ſehen, ſchon ſo gut wie erklärt, und das eilfertige Kleinbeigeben Englands konnte die Union doch nicht hindern alle Verträge wegen Canada's zu künden wie im Kriegszuſtand. Allerdings hat man in London Ein ſicheres Mittel mit Amerika den Frieden zu erhalten, wenn man nämlich den Yankees die ſchönen Colonien Ober- und Nieder-Canada, Neubraunſchweig, Neuſchottland, Neufoundland, Brittiſch-Columbia, Vancouvers-Eiland ohne Schwertſtreich gutwillig überlaſſen will. Noch vor Jahresfriſt ſprachen engliſche Correſpondenten davon als dem wahrſcheinlichen Fall. Die Schule des liberalen Oeconomismus verbreitet ſchon lange die Lehre, daß England nichts Beſſeres thun könne als alle ſeine Colonien, mit Ausnahme Indiens, aufzugeben; beſonders ſei Canada, das dem Mutterland nichts eintrage, vielmehr noch

den Unterhalt von 15,000 Mann Soldaten koſte, keinen Schuß Pulver werth. Eine politiſche Autorität in London ſoll ſich damals geäußert haben: nicht eine halbe Stunde würde ſich das Parlament beſinnen, ob es Canada frei geben oder durch einen Krieg dem Anſchluß an die Union vorenthalten ſolle.

Inzwiſchen haben die gedachten brittiſchen Colonien eine merkwürdige Bewegung durchgemacht. Sie haben eine conſtituirende Verſammlung berufen und beſchloſſen, ſich zu einer Föderation zu vereinigen mit einem Bundesparlament und Bundesminiſterium unter dem Stellvertreter der Königin von England. Um ſo mehr dürfte es ſich in London fragen, ob eine ſo ſchattenhafte Herrſchaft einen allgemeinen Krieg werth ſei, damit England vielleicht ſpäter einmal unter einem ſeiner Prinzen einen canadiſchen Pendant zur mexikaniſchen Monarchie gründen könne. Auf die Begeiſterung der Canadier ſelbſt für Ihre Majeſtät iſt zudem nicht viel zu rechnen, und ſo dürfte vom bloß merkantilen Standpunkte aus die Sache allerdings leicht zu entſcheiden ſeyn. Aber es gibt doch noch andere Rückſichten, politiſche und moraliſche, und beide könnten die nationale Leidenſchaft in England entzünden. Das Volk könnte ſich fragen: ob nicht ſchon genug geſchehen ſei, um England bei aller Welt in den Geruch ſchmutziger und ehrloſer Feigheit zu bringen? Es könnte ſich fragen: ob die rieſenhaft anwachſende Macht des transatlantiſchen Rivalen nicht eines Tages ſelbſt dem brittiſchen Uebergewicht zur See und endlich der Sicherheit Englands auf den eigenen Inſeln und in den eigenen Häfen, ſomit auch der engliſchen Handels-Bilanz gefährlich werden müſſe? Wie dem ſei, bis jetzt hat, wie es heißt, im Londoner Miniſterium die Kriegspartei noch die Oberhand über die Vertreter des liberal-öconomiſchen Ausverkaufs um jeden Preis.

Wir haben aber bisher nur die Eine Rückwirkung der nahen Ereigniſſe in Nordamerika auf unſere Zuſtände, nämlich die kriegeriſche beſprochen. Noch viel gewaltiger wird die

Rückwirkung auf das Parteileben des ganzen Continent seyn, jenachdem der Süden seine Unabhängigkeit erringt od nicht. Niemand kann sagen, wie weit es bei uns die For schrittspartei schon gebracht hätte, wenn nicht vor bald fü Jahren der grausame Banquerott der Musterrepublik jensei des Oceans erfolgt wäre. Das hat unsere Parteien wie ei Alp niedergedrückt. Gelingt es aber jetzt dem nordamerikan schen Fortschritt doch noch, in der südstaatlichen Conföderatic die letzte Zuflucht der conservativen Gesellschaft zu unterjoche und alle Schranken vor der liberalen oder radikalen Staat omnipotenz niederzuwerfen, dann werden wir in unsern Lä dern die Folgen bald verspüren.

Der Kampf zwischen Washington und Richmond ist nich Anderes als die Wiederholung des schweizerischen Sonderbund Kriegs im Großen. Hier boten die Jesuiten den gleißend Vorwand, dort bieten ihn die Neger. Der Unterschied bloß der, daß bei dem Angriff auf die alten Kantone d Schweiz nur wenige Conservative von der heuchlerisch Maske sich täuschen ließen, während jetzt die meisten erst dar verstehen werden, wenn sie zu fühlen bekommen. Uns schei darin einer der vielen Beweise von dem geistigen Ruin unser conservativen Parteien zu liegen; sie hätten fast unmögl verkennen können, daß es ihre Sache ist, die mit der sü lichen Conföderation steht und fällt. Was der radikale od liberale *) Sieg im Sonderbundskrieg für Europa bedeute das ist bekannt; dieselbe Bedeutung wird der radikale od liberale Sieg im nordamerikanischen Bürgerkrieg für die W haben.

Von dem verführerischen Aushängeschild der Sklav Befreiung hat sich anfangs sogar ein großer Theil der K tholiken in Nordamerika täuschen lassen; jetzt aber sind i

*) Es ist bezeichnend, daß zwischen diesen zwei Parteinamen weder der Schweiz noch in Nordamerika eine Grenze stattfindet, principiell auch wirklich nirgends existirt.

Sympathien faſt ohne Ausnahme für den Süden. Die herrſchende Partei ſelber bezeichnet ihre Gegner, die ſie ſonſt als „Junker“ und „Sklavenhalter“ zu betiteln pflegte, in neueſter Zeit einfach als „Conſervative“. In der That bedurfte es zur Orientirung immer nur eines Blicks auf die Elemente der Partei, welche in Waſhington das Scepter führt. Je ſchwärmeriſcher irgendeine Sekte, je gottloſer und verluderter irgendeine politiſche Stellung, je dichter irgendwo die Anſammlung des Auswurfs aus Europa, deſto fanatiſcher die Parteinahme für die Sache des Nordens. Seit dem Herbſt 1863 iſt es allbekannt, daß Präſident Lincoln und ſeine erſten Staatsmänner in enger Verbindung mit der ſpiritualiſtiſchen Sekte ſtehen; ſie empfingen durch die Mediums der Geiſterklopfer ihre regelmäßigen Offenbarungen; „wir haben eine Regierung überwacht vom Spiritualismus“: ſchrieb das Blatt Worlds Crisis. Die Staatsmänner und Generale des Südens hingegen wurden verhöhnt, weil ſie ebenſo ſehr „Pfaffen“ und „Frömmlinge“ als Junker ſeien. Am 30. April 1863 ſchrieb Lincoln einen Bußtag aus; ſelbſt dem Correſpondenten der Allg. Zeitung fiel an ſeinem Aufruf die gänzliche Abweſenheit irgend einer Andeutung auf, an der man erkennen könnte, daß die Amerikaner ein chriſtliches Volk ſind. Hingegen ſchloß Jefferſon Davis ſein Ausſchreiben mit den Worten: „Gewähre dieß, o allmächtiger Vater, um Deines geheiligten Sohnes unſeres Erlöſers und Heilands Jeſus Chriſtus willen!“ Und wie die Religion, ſo die Moral. Noch im J. 1863 waren die Berichterſtatter aller Farben einig, daß Waſhington ein Pfuhl aller Verworfenheit, Schurkerei, Unfähigkeit und Bornirtheit ſei, und daß der Geiſt des Centrums den ganzen Körper in Civil und Militär verpeſte. Hingegen ſeien in dieſer „Diebshöhle“ während der vierzigjährigen Regierung des Südens nie ſolche Scandale vorgekommen, oder ſie ſeien wenigſtens nicht ungeſtraft geblieben. „Man bewundert jetzt“, ſagte ein unverdächtiger Zeuge, „die Conföderirten, ihre großen Staatsmänner und Feld-

der Union als heiligstes und gerechtestes A
sprachen in den vierziger und fünfziger Jahren
die Chase, die Quincy, die Garrison und A
selbst, dieselben Männer die es jetzt als unerlä
pflicht erklären, die südlichen „Rebellen“ mit
zur Rückkehr in den Bund zu zwingen, in
Partei nun die gesicherte Stimmenmehrheit
Süden vertheidigt seine berechtigte Freiheit u
gegen die Idee des modernen Staats, der kein
auch für Kammermehrheiten unverletzliches Rec
will; der Norden will diese Staatsidee durchsetz
eine halbe Welt darüber in Blut und Eler
müßte. Das ist der große Streit, dem die N
ein zufälliges Gewand gegeben hat. Im August
zwei nordstaatliche Politiker dem südlichen P
Vorschlag, eine allgemeine Volksabstimmung üb
Zerwürfniß entscheiden zu lassen; Davis ab
davon könne keine Rede seyn, da der Süden si
halb vom Norden getrennt habe, um der Majo
zu entgehen, und sich derselben nicht wieder unt
„Wir kämpfen nicht für die Sklaverei, wir käm
Unabhängigkeit, und die aber Vernichtung wol

feindliches Volksthum. Etwas Wahres ist daran. Zwischen den industriellen und merkantilen Einwanderungsländern des Nordens, mit ihrer Geldaristokratie, die selbst Brownson als die niedrigste und gemeinste von allen bezeichnet, und die sich denn auch bereits von dem Auswurf Europa's beherrscht sieht, und zwischen dem Süden mit seinen urwüchsigen Agrikultur-Staaten und dem altbegründeten Großgrundbesitz bestehen so wesentliche Unterschiede wie zwischen zwei fremden Nationen. Die bisherige Verfassung der Union vertrug sich bestens mit den beiderseitigen Eigenthümlichkeiten. Sie hatte keinen centralisirenden Charakter, sie beließ den einzelnen Staaten ihre völlige Autonomie; die Unionsregierung bewegte sich in bestimmten Grenzen, und weder der Präsident noch der Congreß durften von Unionswegen irgendwie in das innere Leben der Einzelstaaten eingreifen. Auf diesem Rechtsboden stand die conservative Partei, deren Kern von den Südstaaten gebildet wurde; sie gönnten dem Norden seine Eigenart, aber sie wollten auch die ihrige geachtet wissen. Ganz anders der Liberalismus mit seiner centralisirenden Tendenz; er ist ja kein Volk sondern eine Partei, er muß unter allen Umständen ein Centrum suchen, von dem aus die souverainen Selbstständigkeiten und Alles, was der Parteilehre widerstrebt, gebrochen und beherrscht werden können. Die rein föderative Eigenschaft der Unions-Verfassung war daher der Partei längst ein Gräuel. Aber dem Volk durfte man den Sturz derselben nicht als Zweck angeben; vor dem Volk mußte man den Vorwand der Sklaverei gebrauchen, weil das Volk den wahren Zweck als verabscheuungswürdig angesehen haben würde. Und unter jenem Vorwand ist nun dieser wahre Zweck bereits erreicht. Die Union könnte im Norden selber nicht mehr werden, was sie war, geschweige im Süden.

Welches Schicksal des Südens wartet, wenn er auf Gnade und Ungnade in die Gewalt der nördlichen Partei fällt, darüber haben wir schon früher viele Belege angeführt. Die Partei will sich Rußland in Polen zum Muster nehmen,

Anfangs 1864 vom Congreß an dem Confi
vorgenommen wurde. „Die Abſchaffung der Sk
bleibt auf lange Zeit hinaus nur eine human
ſolange mit ihr nicht die mitleidloſe Confiska
trümmerung der großen Adelsgüter Hand in H
erläuterte der radikale Correſpondent der Allg
neue Geſetz. In demſelben Sinne ſtellte die R
den abgedankten General Fremont zum Präſi
wollte, offen ihr Programm auf: der zu unter
müſſe auf einer ganz neuen ſocialen Grund
werden, indem das eroberte Land geradezu neu
große Pflanzung in kleine Farmen zerſtückelt, u
nicht nur deren Erwerb erleichtert, ſondern
das Stimmrecht zuerkannt werden ſolle, da
Ariſtokratie von Pflanzern entſtehe*). Pr
ſelbſt ſchien zwar Anfangs keineswegs genei
Anſchauung vom „Triumph der bürgerlichen
die Feudalariſtokratie“ ſich anzueignen. Aber ſ
war nur Schein; er hat raſche Fortſchritte ge
von der conſervativen Partei des Nordens (d
„Demokraten“) nichts mehr zu fürchten war

unfähiger Schwachkopf fürchterlich beschimpft und verhöhnt, war in Wirklichkeit klüger als sie alle. Er wußte sehr wohl, warum er damals den Gemäßigten spielte. Es wird jetzt sogar von jenen Fanatikern zugestanden, daß im Norden selber Aufruhr und Anarchie entstanden wäre, daß insbesondere Newyork sofort rebellirt haben würde, wenn man zu Washington gleich im Beginn des Kampfs gegen den Süden die wahre Farbe gezeigt hätte. Nicht nur wäre dann von der Wiederwahl Lincolns keine Rede gewesen, es wäre unzweifelhaft die conservative („demokratische") Partei obenauf gekommen. Der Krieg mußte erst ungeheure Opfer verschlingen, die Gemüther mußten erst blindlings verbittert werden und die Köpfe ausschließlich mit dem Gedanken an den Kampf beschäftigt seyn, ehe ein entscheidender Schritt geschehen konnte. Unter dem Druck einer solchen Stimmung mußte nothwendig auch die conservative Partei ihre Kraft und Einheit verlieren, und so geschah es. Die Conservativen spalteten sich in „Kriegs"- und „Friedensdemokraten", das Volk war verwirrt und ohne Führer, Hr. Lincoln hatte nun freie Hand.

Man sieht aus diesem Verlauf unwidersprechlich, wie wenig das Volk mit den wahren Tendenzen der herrschenden Partei einverstanden, ja wie sehr das Volk zu fürchten war, wenn ihm zu früh, und solange es noch bei gesunden Sinnen war, die Wahrheit klar geworden wäre. Noch im J. 1861 empörte sich Herr Lincoln gegen den Verdacht, als könnte er sich durch Abschaffung der Sklaverei einen völlig unberechtigten Eingriff in die Rechte der Einzelstaaten erlauben. Minister Seward versicherte in diplomatischen Noten: der Krieg, er möge enden wie er wolle, werde keinenfalls an dem Rechtszustande der Neger etwas ändern. General Fremont, der die Sklaven der „Rebellen" in Missouri frei erklärte, wurde energisch desavouirt, und dasselbe geschah noch im Jahre 1862 dem General Hunter. Erst am Neujahrstag von 1863 wagte Hr. Lincoln einen Schritt zu thun, indem er als „oberster Kriegsherr" die Sklaven der „Rebellen" für

welcher von diesem Resultate sagt, daß „... weit hinausgehe, das noch vor zwölf Monaten d gesteckt haben würden", verräth zugleich die gebrauc Alle Vernünftigen in diesen „loyalen" Staate allmählige Ablösung gestimmt, aber damit wa nicht gedient. Denn es ist ein Hinderniß, wel Verfassung der liberalen Diktatur entgegensetzt, änderung des Bundesstatuts nicht nur zwei Stimmen am Congreß, sondern auch drei Vie der Einzelstaaten für sich haben muß. Nun Verfügung des „obersten Kriegsherrn" vom 1 durchaus in einen allgemein gültigen Zusatz zu fassung umgewandelt werden. Also mußte n Einzelstaaten präpariren. Vorderhand hat au die Genehmigung des Congresses bereits erhal conservative Partei auch jetzt noch auf Jahre möglich hielt, das ist geschehen; der Senat und am 31. Jan. d. Js. hat auch das Repr mit 119 gegen 56 Stimmen das allgemei Sklaverei als Zusatz zur Bundes-Verfassung

*) „In Maryland wie in Missouri sprengte der

Viele unserer Conservativen werden nicht begreifen, wie doch nur die conservative („demokratische") Partei in den amerikanischen Nordstaaten einer so ganz selbstverständlichen Maßregel edelster Humanität gegen die armen Neger hartnäckig widerstreben konnte. Nun werden wir am Schlusse noch eigens auf die Sklavenfrage zu sprechen kommen, und es wird sich da vielleicht zeigen, daß die „armen Neger" kein grausameres Schicksal treffen konnte als dieser Beschluß, wenn er ausgeführt wird. Aber um das, was dem Nigger wohl oder wehe thut, handelt es sich hier auch gar nicht. Die Negerfrage hat für die radikale oder liberale Partei einzig und allein den Werth einer Mine zur Sprengung des Bundesvertrags. Mögen sämmtliche Nigger wie angezündetes Pulver verdunsten, wenn sie nur erst die Last der alten Unions-Verfassung in die Luft sprengen, welche das häusliche Selbstbestimmungsrecht der Einzelstaaten über die Competenz der Centralgewalten stellt. Das und nicht die Sklaverei ist es, was die Partei genirt hat. Deutschland könnte sich daran ein Beispiel nehmen; wir haben auch unsere Nigger!

Der radikale Correspondent der Allg. Zeitung*) bestätigt diese Ansicht mit der liebenswürdigsten Naivetät. Er sagt: nicht im §. 1, welcher die Sklaverei allgemein verbietet, sondern im §. 2 des Beschlusses liege der eigentliche Schwerpunkt. Diese paar Zeilen: „der Bundescongreß hat die Befugniß, dem vorstehenden Paragraphen durch angemessene Gesetzgebung Kraft zu geben" — scheinen sehr unschuldig zu lauten; aber der Correspondent macht mit Recht darauf aufmerksam, daß in den wenigen Worten nicht mehr und nicht weniger enthalten sei als die gänzliche Umgestaltung des staatsrechtlichen Charakters der Republik. Hören wir nur!

„Aus einem losen Staatenbund den sie im ersten, aus einem seltsamen Bestand von Staatenbund und Bundesstaat, den sie im zweiten Stadium ihrer Existenz bildete, wird die Republik dadurch zu einem reinen Bundesstaat mit starker einheitlicher

*) Aus Newyork, Hauptblatt vom 25. Februar 1865.

[illegible] gegen den Süden" . . . „Allgemeine St
rechten enthielt die Bundesverfassung
Mangel an einer ausdrücklichen Ermächt
zur Geltung zu bringen, machte sie zur 9
welche Befugnisse die so knapp gehaltene
schließt: nichts Geringeres als eine fortwä
Einzelstaatsgesetzgebung durch den Bund, u
zum legislatorischen Eingreifen in
Gesellschafts- und Erwerbsverhäl
Denn so viel ist während der letzten vier
gemeinen Bewußtseyn gelangt, daß die Sk
willige Dienstbarkeit" nicht in einer bloß
und durch deren einfache Streichung abgef
dern nur das äußerliche Merkmal
Gesellschaftszustandes ist, dessen g
tung erfolgen muß, wenn die Sklaverei
bloß dem Namen nach aufhören soll. In
hat man mit dieser Umgestaltung begonne
fahrung, daß sie ein viel langwierigeres
ist, als die Hinwegdekretirung des abstrakten

So ist es und, wie die Dinge n
muß es werden. Wenn der Süden sich
gnade ergeben muß, dann wird die neu
Amerika's ungeheuer weit, sonst wird sie
jedenfalls aber wird sie das nie [illegible]

lebte: so wird man die ungeheure Veränderung ermessen können. In der neuen Union wird der Druck eines stehenden Heeres von respektabler Stärke und der entsprechenden Armeen von Finanz- und Verwaltungsbeamten von der berühmten Freiheit Nordamerika's nicht mehr viel übriglassen, aber die öffentliche Corruption, das sprichwörtlich gewordene Uebel dieses Staatswesens, wird sich verzehnfachen. Die nächste Frage ist dann die, ob ein solches Bundesstaatswesen sich überhaupt nach demokratischen und republikanischen Grundsätzen regieren und verwalten lasse, und faktisch ist diese Frage durch den bewaffneten Terrorismus der herrschenden Partei jetzt schon verneint. Es ist immer die alte Geschichte: sobald der Liberalismus irgendwo seine Herrschaft befestigt glaubt, ist der Militär-Despotismus der lachende Erbe — am Sarge der wahren Freiheit!

Wird auch der Süden in diesen Proceß hineingezogen, so wird der Verlauf nur um so vernichtender und grausamer, unter heftigen Erschütterungen und abwechselnden innern und äußern Eruptionen, aber auch rascher und gründlicher vor sich gehen. Feines Mehl erfordert hartes Korn. Nicht länger, sondern kürzer wird die Uebergangs-Periode von der alten freien Union in den neuen Centralstaat mit liberaler Kammer-Regierung dann dauern, wenn der Süden unterliegt. Europa aber wird reichlichen Anlaß haben Studien darüber zu machen, welcher Ausgang des gräßlichen Bürgerkriegs besser für uns gewesen wäre: „Entweder neben der nordamerikanischen Union, in welcher sich der Radikalismus immer unumschränkt herrschender entwickelt, und mit Bewußtseyn eben diesen letzten gewaltsamen Entscheidungskampf heraufbeschworen hat — ein zweiter Staatenbund von verhältnißmäßig conservativen Principien, der schon durch die Reibung an jenem diese Principien weiter entwickelt, und wenn er in dem jetzigen Kampfe auf Leben und Tod besteht, ein mächtiges Gegengewicht bilden muß. Oder jene Union als Alleinherrscherin über einen ungeheuern Continent mit einer durch den Krieg gewaltig ge-

unmoralität noch vor zwei Jahren
mente des Nordens entſchieden gegen
moniſchen Gewalt gelangt iſt, die ſie je
die conſervative („demokratiſche“) Par
Macht, ja ſie war nahe daran die
ſtürzen; ſeitdem iſt ſie allmählig verſtu
Unthätigkeit verſunken, und ſeit der W
8. Nov. 1864 iſt ſie ſo gut wie nicht
entſchied, nachdem auch die europäiſch
blieben war, vollends über das Schickſa
denn nur Gott durch die Waffen der Südli

Wir müſſen dann zweitens auf die
näher eingehen, die ſo trefflich dazu geb
Zweck der radikalen oder liberalen Parte
mummung umzuhängen und namentlich
müthigkeit Sand in die Augen zu ſtreu
weiß, wie es ſich in Wirklichkeit mit den
verhält, vermag man den Weltfrevel
der unter dieſem Vorwand einen halben
und Thränen überſchwemmt hat. Uel
Gräuels, den der zügelloſe Subjektivi

XXX.

Beleuchtung einer Kritik des Herrn Dr. Lappenberg über ein katholiſches Büchlein.

Herr Archivar Dr. Lappenberg hat in einer am 2. Dec. v. Js. abgehaltenen Verſammlung des „Vereins für hamburgiſche Geſchichte“ des von mir über den heil. Ansgar herausgegebenen Büchleins (von dem ich oben Seite 149 wegen eines, von einem hochgeſtellten proteſtantiſchen Theologen an ihm verübten Plagiats ſchon einmal zu reden genöthigt war) mit folgenden in den „Hamburger Nachrichten“ vom 31. Dec. v. Js. abgedruckten Worten Erwähnung gethan: „Wir dürfen hoffen, daß der Ernſt und die hohe Bedeutung des Tages, an welchem der große nordiſche Apoſtel ſeine Mutterkirche zum letztenmale ſegnete, auch dem hiſtoriſchen Bewußtſeyn unſeres Hamburg zu Gute kommen werde. Die deutſche Ueberſetzung des lateiniſch geſchriebenen Lebens Ansgars von ſeinem Nachfolger Rembert durch Dr. Laurent (NB. mit einem Vorworte von Dr. Lappenberg ſelbſt) wird ſeit mehreren Jahren in dieſem Sinne gewirkt haben. Von einem andern Hamburger, Dr. Lebrecht Dreves, iſt bereits eine neue mit zahlreichen Anmerkungen verſehene Uebertragung deſſelben Werkes in unſere Mutterſprache kürzlich zu Paderborn erſchienen. Wir werden es dem Ueberſetzer nicht zum Vorwurf machen, daß ſeine Erläuterungen in den Anſichten jetziger katholiſcher Geiſtlichen geſchrieben ſind. Doch läßt ſich nicht billigen weder ſeine unfreundliche, durch den ſeligen Dr. Geffcken uns einſt vorgeführte Polemik noch ſeine auffällige Unkunde über manche auf ältere glaubwürdige Quellen zurückzuführende Nachrichten. Wir dürfen jedenfalls hoffen, von einem unſerer lutheriſchen Geiſtlichen ein durchaus wiſſenſchaftliches, den Anſprüchen höherer Kritik entſprechendes Lebensbild Ansgars in volksthümlicher Darſtellung bei dieſem Anlaſſe vorgeführt zu erhalten.“

Soweit Herr Dr. Lappenberg, auf deſſen Beifall mein Buch bei deſſen offen ausgeſprochener katholiſchen Tendenz allerdings von vornherein ebenſowenig gezählt hat, als auf den der übrigen hamburgiſchen Lokalhiſtoriker. Die Entbehrung dieſes Beifalls konnte mir indeſſen ſchon deßhalb nicht ſchwer fallen, weil ich zur Genüge weiß, wie wohlfeil es iſt, der dortigen, auf Gegenſeitigkeit baſirten Lobesaſſekuranzgeſellſchaft anzugehören. Man braucht dazu weiter nichts als nur eben nicht katholiſch zu ſeyn. Was ich dagegen erwarten zu dürfen glaubte, war, daß man ſeiner Empfindlichkeit

gegen die Schriftstellerei des katholischen Landsmannes endlich soweit Herr geworden sei, um meine lediglich für Katholiken, zunächst für die der nordischen Missionen bestimmte Schrift mit derselben Vornehmheit zu ignoriren, mit der man doch sonst in der Regel die gesammte neuere katholische Literatur als gar nicht existirend zu behandeln pflegt. Wäre diese Voraussetzung eingetroffen, so wäre auch mir natürlich nicht im Traume eingefallen, von der jenseits zu Markte gebrachten allerneuesten Ansgarius-Literatur auch nur die geringste Notiz zu nehmen. Da jedoch Herr Dr. Lappenberg — und zwar, wie es scheint, aus keinem anderen Grunde, als weil ich mir in der Vorrede meines Buches die unerhörte Freiheit genommen, die oberwähnte von ihm selbst in die Welt eingeführte Verdeutschung der Vita Sti Ansgarii als eine an „mehrfachen Uebersetzungsfehlern" leidende zu bezeichnen — das Silber der Rede dem Gold des Schweigens vorgezogen hat, so erlaube auch ich mir, seinem Beispiele zu folgen und ihm auf seine obigen, namentlich was die Hinweisung auf Dr. Geffcken betrifft, von mehr Malice als Ueberlegung zeugenden Aeußerungen Nachfolgendes zu erwidern.

1) Daß Herr Dr. Lappenberg es mir nicht „zum Vorwurf machen" will, daß ich meine Erläuterungen „in den Ansichten jetziger katholischer Geistlichen geschrieben", ist überaus gütig von ihm, wenn auch das Gegentheil, nämlich einem Katholiken verübeln zu wollen, daß seine Ansichten mit denen der Geistlichen seiner Confession harmoniren, eine noch nicht dagewesene Sonderbarkeit seyn würde. Was das Beiwort „jetziger" bedeuten soll, will ich, da dieß zu weit führen würde, ununtersucht lassen, dagegen hätte ich gewünscht, daß Herr Dr. Lappenberg die angeblich von mir gezeigte „auffällige Unkunde über manche auf ältere glaubwürdige Quellen zurückzuführende Nachrichten" nicht bloß behauptet, sondern auch nachzuweisen versucht hätte. Denn soviel hätte sich Herr Dr. Lappenberg bei einigem Nachdenken wohl selbst sagen können, daß er mit solchen apodiktischen, durch nichts bewiesenen Behauptungen Niemanden imponiren werde, als höchstens etlichen zu seinen Füßen sitzenden und „auf des Meisters Worte schwörenden" unselbstständigen Geistern. Statt aber zur Beibringung solcher Beweise auch nur den leisesten Versuch zu machen, begnügt sich Herr Dr. Lappenberg damit, dem von ihm in Aussicht gestellten Werke aus der Feder eines „unserer lutherischen Geistlichen" schon im Voraus das Lob zu spenden, daß es — und zwar, wie sehr verständlich angedeutet wird, im Gegensatz zu dem meinigen — ein „durchaus wissenschaftliches, den Ansprüchen höherer Kritik entsprechendes" seyn werde. Da die solchermaßen angepriesene Schrift inzwischen unter dem Titel „Ansgar, der Apostel des Nordens von C. Mönckeberg, Prediger zu St. Nicolai in *Hamburg*" wirklich erschienen ist, so kann ich mir die Genugthuung

nicht versagen, mindestens eine einzige Stelle aus diesem „rein wissenschaftlichen" Werke hier anzuführen, wenn es mir auch, aufrichtig gestanden, um den Verfasser desselben leid thut, der sich in seiner Unbefangenheit nicht einmal gehütet hat, mein verurtheiltes Büchlein bei Abfassung des seinigen, wie er nicht in Abrede stellen wird, bestens zu benutzen. Die erwähnte Stelle (S. 23) lautet folgendermaßen:

„Wir sehen aus dieser Geschichte, die Ansgars Nachfolger uns erzählt, wie in jener Zeit von der letzten Oelung, die jetzt die Katholiken haben, nicht die Rede war; damals vertrat auch bei ihnen noch das heilige Abendmahl die Stelle der Oelung."

Man wird mir recht geben, wenn ich behaupte, daß dieser Satz ein wenig darnach aussieht, als habe der Verfasser recht geflissentlich seiner theologischen und wissenschaftlichen Reputation mit einem Schlage ein Ende machen wollen, da eine derartige, jedes billige Maß überschreitende Unkenntniß wohl selbst bei protestantischen Prädikanten nicht zu den Alltäglichkeiten gehört. Keine heil. Oelung zu Ansgar's Zeiten? Ein ganzes Capitel (das 39ste) der Vita Sti Ansgarii handelt von nichts anderem, als von den vielen, durch sein Gebet und die von ihm gespendete heilige Oelung genesenen Kranken. Hätte der Herr Verfasser nur den ganz gewöhnlichen hamburgischen Zweischillings-Kalender nachgeschlagen, so würde er daselbst Seite 50 in einem Aufsatze seines lutherischen Amtsbruders Wolters die Worte gelesen haben: „Die Leute kamen schaarenweise zu ihm, damit er für sie bete, damit er den Ihrigen die letzte Oelung ertheile." Doch das ist ersichtlich nur der geringste Theil der Behauptungen des Herrn Verfassers. Das Non plus ultra derselben liegt offenbar in den Worten: „Damals vertrat auch bei ihnen noch das heilige Abendmahl die Stelle der Oelung." Als ob heutzutage die Ertheilung des einen Sakraments die des andern ausschlösse! Und ein solches Geschreibsel preist der gründliche Historiker Dr. Lappenberg im Voraus als ein „den Ansprüchen höherer Kritik entsprechendes" Werk an, dem mein, angeblich solchen Anforderungen nicht genügendes Büchlein recht eigentlich zur Folie dienen sollte, eine Absicht, die jedoch als vereitelt zu betrachten seyn möchte.

2) Herr Dr. Lappenberg wirft mir „unfreundliche Polemik" vor. Es ist wahr, ich habe einen holsteinischen Pastor (Kruse heißt er) der durch sein Buch über den heil. Ansgar den Beweis geliefert, daß er keine Ahnung davon hat, daß das Brod des Lebens etwas anderes, als das ganz gewöhnliche rationalistische Stallfutter sei, mit dem Brentano'schen Philister verglichen, der nicht begreifen kann, warum unser Heiland die Welt erlöst und nicht lieber zu Apolda eine kleine nützliche Mützenfabrik angelegt habe. Diese „Polemik" wäre mir jedoch wohl noch eher verziehen worden, als

die ſchon erwähnte Freiheit, die ich mir genommen, nicht nur die von Herrn Dr. Lappenberg vermittelſt einer Vorrede in die Welt eingeführte Uebertragung des Rembert'ſchen Werkes eine an „mehrfachen Ueberſetzungsfehlern“ leidende zu nennen, ſondern auch als ein derartiges Beiſpiel anzuführen, daß der Ueberſetzer Seite 40 Zeile 23, indem er munia mit moenia verwechſelt, die Worte des Originals „fidei suae munia non reliquit“ aus lauter proteſtantiſchem Eifer durch „ſie räumte nie die feſte Burg ihres Glaubens“ verdeutſcht, während doch Rembert nur von der Beobachtung der Pflichten des Glaubens redet. Derartige Böcke hätte ich eine gewaltig lange Reihe aufzählen können, da es jedoch nicht in meiner Abſicht lag, eine Kritik zu ſchreiben, ſo ließ ich es bei jenem einen Beiſpiele bewenden, das lediglich zur Nachweiſung der dieſer Uebertragung aufgeprägten proteſtantiſchen Signatur angeführt ward. Auch jetzt iſt es nicht meine Abſicht, das damals Unterlaſſene nachzuholen, doch will ich, um Herrn Dr. Lappenberg zu überzeugen, daß der gebrauchte Ausdruck „mehrfache Ueberſetzungsfehler“ kein unverdienter war, hier ein paar der erſten beſten aus der Reihe jener Böcke aufmarſchiren laſſen, wobei ich jedoch bemerke, daß ich dabei weder auf die Auslaſſung ganzer Sätze (wie Seite 75 Zeile 6 nach dem Worte „erhöhen“) noch auf die dem Ueberſetzer eigenen Sonderbarkeiten Rückſicht nehmen werde, zu welchen letzteren z. B. das gefliſſentliche Umgehen des Wortes „katholiſch“ ſo wie die faſt durchgängige Wiedergabe aller aus der heil. Schrift angeführten Stellen nach der Luther'ſchen Ueberſetzung zu rechnen ſeyn dürfte. Als Ueberſetzungsfehler im engeren Sinne betrachte ich es dagegen, wenn u. A. Seite 29 Zeile 20 der Satz „honore apostolici nominis Simonem vocaverunt“ durch „den ſie dem Papſte (ſtatt: dem Apoſtel) zu Ehren Simon nannten“, oder Seite 34 Zeile 21 das Wort „filiolus“, mit welchem Herigar in Bezug auf den heil. Ansgar, der ihn getauft hatte, bezeichnet wird durch „Pathe“ ſtatt durch „geiſtlicher Sohn“ verdeutſcht wird. In dieſelbe Kategorie ſcheint es zu gehören, wenn Seite 37 Zeile 20 „daemones“ ſtatt durch „böſe Geiſter“ durch „Götzen“, oder Seite 65 Zeile 5 „quinque dierum iter“ durch „Weg von fünf Meilen“ (ſtatt: von fünf Tagereiſen) ſo wie ebendaſelbſt Zeile 23 „vota“ durch „Opfer“ ſtatt durch „Gelübde“ wiedergegeben wird. Nicht minder falſch dürfte es ſeyn, wenn Seite 53 Zeile 16, wo von den Clinicis die Rede iſt, der Satz „quum multi inibi baptizati supervixerint“ durch „Viele von den dort Getauften ſind noch am Leben“ ſtatt durch „obwohl dort auch Viele ihre Taufe überlebten“ (d. h. nicht als clinici ſtarben) wiedergegeben wird, oder wenn der Herr Ueberſetzer Seite 88 Zeile 3 die Worte „et quomodo martyrii palmam pacis tempore veraciter consecutus sit“ durch „und wie er, als er den Frieden errungen hatte (ſtatt: zu

einer Zeit des Friedens) die Palme eines Blutzeugen empfing", oder ebendaſelſt Zeile 6 das einen Ordensmann bezeichnende Wort „religiosus" durch „der Kirche Ergebener" verdeutſcht. Wenn derſelbe ferner Seite 37 Zeile 25 ſchreibt: „der König trug ihnen auf zu melden, die Dänen müßten für die Auslöſung des Fleckens hundert Pfund Silber erlegen", ſo hat er, da der König dieſe Summe nicht von den Dänen, ſeinen Bundesgenoſſen, ſondern von den Belagerten forderte, ebenſo ſehr den Sinn der ganzen Stelle mißverſtanden, wie er Seite 91 Zeile 1 die dem Heiligen ſchuldige Ehrfurcht aus den Augen ſetzt, wenn er daſelbſt die Worte „et certe poterat in aperto corporis martyrio aliqua forte suae menti elatio subrepere" durch „und in der That mochte in Bezug auf das erwartete öffentliche Martyrerthum des Körpers in ſein Herz ſich vielleicht ein gewiſſer Hochmuth eingeſchlichen haben" überſetzt, während es doch heißen muß: „bei einem offenbaren leiblichen Martyrium hätte ſich möglicherweiſe Ueberhebung in ſein Herz einſchleichen können."

Wenn nun mit dieſer Reihe unzweifelhafter Ueberſetzungsfehler, die ſich, wenn es nicht allzu langweilig wäre und der Platz es erlaubte, noch um ein gutes Stück verlängern ließe, der Nachweis, um den es mir zu thun war, auf das Vollſtändigſte erbracht ſeyn dürfte, daß nämlich die von Herrn Dr. Lappenberg bevor- und befürwortete Ueberſetzung nicht einmal den allergewöhnlichſten, geſchweige denn den Anforderungen einer „höheren Kritik" entſpreche, ſo iſt damit auch zugleich der Verurtheilung meines Buches durch Herrn Dr. Lappenberg ſelbſt das Urtheil geſprochen, indem letzterer, während er eine ſo mangelhafte Arbeit unter der Aegide ſeines Namens in die Oeffentlichkeit einführte, dennoch kein Bedenken trug, eine andere Ueberſetzung deſſelben Originals, die (wie deren Verfaſſer ohne Verletzung der Beſcheidenheit behaupten zu dürfen glaubt) mindeſtens keine derartigen Verſtöße enthält, auf das „Unfreundlichſte" zu bekritteln. Denn der hat wohl am wenigſten ein Recht, über anderer Leute Kinder die Naſe zu rümpfen, der ſelbſt bei einem entſchiedenen Wechſelbalge Hebammendienſte verrichtet hat.

3) Schließlich noch ein paar Worte über das mit vieler Malice, aber, wie ſich vielleicht ſpäter zeigen dürfte, am wenigſten zu meinem Nachtheile heraufbeſchworene Geſpenſt einer vor fünfzehn Jahren gegen mich geſchleuderten Schmähſchrift der gemeinſten Art, deren Verfaſſer der von Herrn Dr. Lappenberg citirte hamburgiſche Prädikant Dr. Geffcken war. Es war nämlich damals ſoeben die erſte Auflage meiner „Geſchichte der katholiſchen Gemeinden zu Hamburg und Altona" erſchienen und hatte im Lager der hamburgiſchen Lokalhiſtoriker, die ſich in ihrem vermeintlichen Privilegio, die vaterſtädtiſche Geſchichte allein, und zwar lediglich von ihrem proteſtantiſchen Standpunkte aus, zu behandeln, zum erſtenmale gründlich geſtört ſahen, ein nicht geringes Auf-

ſehen erregt. Mehrere dieſer Herren, die unter ſich ſtets des gegenſeitigen Lobes voll ſind, auch ſich einander in ihren Schriften gern als „unſer verehrter N. N.“ citiren, geriethen gegen mich, den Störenfried der hamburgiſchen Hiſtoriographie, in einen gewaltigen Zorn, der ſich in diverſen Broſchüren und Journalartikeln Luft machte, unter denen die von Herrn Dr. Lappenberg allegirte Schrift des Dr. Geffcken alle anderen an Vehemenz übertraf. Um den Charakter dieſer Schrift mit zwei Worten zu ſchildern, brauche ich nur zu erwähnen, daß in derſelben zwei Männer von europäiſchem Rufe, deren Namen die hamburgiſchen Lokalhiſtoriker billigerweiſe nie anders als unter Abziehung des Hutes nennen ſollten, nämlich Friedrich von Hurter und Carl Ludwig von Haller als „betrügeriſche Convertiten“ bezeichnet werden. Und einem in ſolcher Sprache abgefaßten Pamphlete trug jener Zeit der hamburgiſche Hiſtoriker Dr. Lappenberg kein Bedenken, die Aufnahme in die von ihm herausgegebene „Zeitſchrift des Vereins für hamburgiſche Geſchichte“ zu verſtatten!

Mit der Wiedererweckung der Erinnerung an dieſe Schmähſchrift glaubte nun Herr Dr. Lappenberg dem unliebſamen katholiſchen Autor, der nun ſchon zum zweitenmale (und dießmal noch dazu mit einem ſo „unfreundlichen“ Seitenblicke auf ein von ihm ſelbſt in die Oeffentlichkeit eingeführtes Buch) in den Reſſort ſeiner Lokalhiſtoriker einzugreifen gewagt hatte, einen recht empfindlichen Hieb zu verſetzen, während er mir doch in Wirklichkeit, indem er mich dadurch über einen Irrthum aufklärte, einen wahrhaften Dienſt geleiſtet hat. Denn gerade mit der Vorbereitung einer zweiten Auflage meiner gedachten „Geſchichte der katholiſchen Gemeinden zu Hamburg und Altona“ für den Druck beſchäftigt, war ich zweifelhaft, ob ich von jenen vor fünfzehn Jahren gegen mich gerichtet geweſenen Angriffen bei dieſer zweiten Auflage Notiz nehmen ſolle oder nicht. Schon hatte ich mich in der Vorausſetzung, daß jeder dieſer Angriffe bereits der Vergeſſenheit anheimgefallen, auch die Geſinnung meiner damaligen Gegner gegen mich eine mildere geworden ſei, zu letzterem entſchloſſen, als Herrn Dr. Lappenbergs bei den Haaren herbeigezerrte Erinnerung an das Geffcken'ſche Pamphlet mich noch eben zur rechten Zeit aus meinen Träumen weckte und, indem ſie mich über das Irrige meiner Vorausſetzung nicht länger in Zweifel ließ, eine Aenderung meines Entſchluſſes herbeiführte. Es wird nun in der, ſo Gott will, noch im Laufe dieſes Jahres erſcheinenden zweiten Auflage auf jedes Wort von damals die verdiente Antwort erfolgen. Diejenigen der dabei zunächſt Betheiligten, denen etwa die Ausführung meines erſten Entſchluſſes lieber geweſen wäre, mögen ſich für deſſen Aenderung bei dem Veranlaſſer derſelben bedanken, dem ich auch meinerſeits ein aufrichtig gemeintes „O si tacuisses!“ nicht vorenthalten will.

Drewes, Dr.

XXXI.

Zur Geneſis der erſten Theilung Polens.

(Fortſetzung.)

Nachdem die ruſſiſch-preußiſchen Anforderungen für die Diſſidenten im J. 1764 von den Polen mit aller Entſchiedenheit zurückgewieſen worden, glaubten ſich die Interventionsmächte in ihrer Majeſtät beleidigt, und der ruſſiſche Miniſter Graf Panin gab den Diſſidenten die Verſicherung: an ein Zurückziehen der ruſſiſchen Truppen aus Polen wäre nicht eher zu denken, bis ſeine Herrin mit ihren Wünſchen durchgedrungen ſei*). Dieß würde, hoffte man in Petersburg, auf dem nächſten Reichstage vom J. 1766 geſchehen. Er wolle, ſagte Panin dem engliſchen Geſandten, lieber 50,000 Mann opfern und Alles über den Haufen werfen, als ſeine Pläne in Polen mißlingen zu ſehen; und ſpäter bedeutete er demſelben Geſandten: Wenn der polniſche Reichstag die Forderungen wegen der Diſſidenten nicht gutwillig bewillige, ſo würden von der einen Seite 40,000 Ruſſen und von der andern 40,000 Preußen einrücken, und wären die Dinge

*) Sacken's Bericht aus Petersburg vom 25. Jan. 1765 bei Hermann 5, 382.

einmal zu dieſem Aeußerſten gekommen, ſo halte er ſich von allen Stipulationen entbunden und völlig frei, weitere Forderungen zu machen. Er verlangte für dieſen Fall ſogar Hülfsgelder von England! Die Czarin ſelbſt fügte einer neuen Denkſchrift zu Gunſten der Diſſidenten mit eigener Hand die Worte bei: „Ich erkläre im Voraus, gewährt man mir nicht, was ich verlange, ſo werden meine Forderungen keine Grenzen kennen“*). Polen wurde in die äußerſte Aufregung verſetzt, und bald liefen beim ruſſiſchen Geſandten Repnin aus mehreren Gegenden Bittſchriften der Diſſidenten ein, worin geſagt wurde, daß es keineswegs ihre Abſicht ſei, um den Preis innerer Unruhen ſich eine Vermehrung ihrer Rechte zu erkaufen**).

Friedrich II. ſpricht in ſeinen Memoiren die richtige Ueberzeugung aus, daß die Anforderungen für die Diſſidenten den Samen aller ſpätern Unruhen und Kriege ausgeſtreut hätten***). Aber man wollte eben dieſe Unruhen und Kriege. Die ruſſiſchen Oberſten Carr und Igelſtröm wirkten an der Spitze ihrer Horden in den Provinzen, um

*) Berichte des engliſchen Geſandten in Petersburg vom 5 Auguſt und 23. Oktober 1766 bei Raumer 2, 47, 59. Vergl. Theiner 4b, 93 und Theiner Neueſte Zuſtände 165. Der engliſche Geſandte klagt darüber, daß die Ruſſen bis zur „Unverſchämtheit aufgeblaſen ſeien.“ „Die Methode, ſchreibt er, welche die ruſſiſchen Miniſter angenommen haben, um Geſchäfte zu führen, iſt dieſe. Sie ſchreiben ihre eigenen rohen Meinungen (crude notions) ohne Ceremonien als ein Letztes, als ein Ultimatum, welches jeder, der mit ihnen zu thun hat, hinunterſchlucken müſſe. Sie haben ſo übertriebene Ideen von ihrer eigenen Macht und ſo wenig Beſorgniß vor andern Völkern, daß ſie glauben, jene Methode zu unterhandeln, (denn ſie nennen ein ſolches Verfahren ernſtlichſt eine Unterhandlung) ſei die paſſendſte für ihre Verhältniſſe, für die Lage der öffentlichen Angelegenheiten und für ihre Bequemlichkeit!“ Raumer 1, 419.

**) Vergl. Eſſens Berichte vom 1. und 4. Oktober 1766 bei Hermann 5, 394.

***) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 15.

für den Reichstag die Polen mit Gewalt zur Wahl von Abgeordneten zu zwingen, die Repnin namhaft gemacht hatte und die als Werkzeuge für die Durchführung der ruſſiſchen Dekrete benutzt werden ſollten. Während mehrere Biſchöfe in Hirtenbriefen ihre Diöceſanen eindringlichſt zur Vertheidigung der katholiſchen Kirche aufforderten, verheerten ruſſiſche Truppen die Güter des Biſchofs von Wilna, und zwei Bataillone wurden in Bewegung geſetzt, um mit Feuer und Schwert das Bisthum Krakau heimzuſuchen*), wo der Biſchof Soltik, einer der charakterfeſteſten und ſittenreinſten Prälaten, ſich als Hauptgegner des Moskowiterthums auszeichnete.

Alle dieſe Vorgänge erneuerten immer wieder das alte Gerücht von einer bevorſtehenden Theilung Polens durch Rußland und Preußen. „Die intime Verbindung zwiſchen den Höfen von Berlin und Petersburg, ſchreibt von Sacken am 19. April 1765 aus Petersburg, läßt die Vergrößerungspläne dieſer Mächte auf Koſten Polens immer wahrſcheinlicher werden, und der neue König von Polen iſt damit einverſtanden“**). Und von Eſſen meldet am 4. Oktober 1766 aus Warſchau: „Die geheimen Verpflichtungen, zu deren Erfüllung der König um den Preis der Krone gegen die Kaiſerin von Rußland ſich anheiſchig gemacht hat, müſſen ihn in die peinlichſte Verlegenheit ſetzen. Es iſt unbegreiflich, wie Frankreich und Oeſterreich die polniſchen Angelegenheiten mit ſolcher Gleichgültigkeit anſehen können, als beträfen ſie China. Dadurch ſetzen ſie ſich der Gefahr aus, nicht mehr rechtzeitig in die Ereigniſſe eingreifen zu können, die auf das allgemeine europäiſche Staatenſyſtem den größten Einfluß ausüben müſſen. Denn wenn Rußland einen Schlag im Sinne hat, wird es ihn ſicher führen, wenn man ihn am wenigſten erwartet“***).

*) Vergl. Eſſens Berichte von Auguſt und Oktober 1766 bei Hermann 5, 391, 394 flg.

**) Bei Hermann 5, 386.

***) Bei Hermann 5, 394

Der König von Polen war allerdings in der peinlichsten Verlegenheit. Er schloß sich, von allen Seiten gedrängt und aufgerüttelt aus seinem Sinnentaumel durch den Schrei der mißhandelten Nation, eine Zeitlang wieder der Partei der Czartoryski's an, die aus der immer gefährlicher gewordenen Lage des Landes die Hoffnung schöpften mit ihren Verfassungsreformen auf dem Reichstage durchzudringen.

Der Reichstag wurde am 6. Oktober 1766 eröffnet und war ein Tummelplatz der verschiedenen Parteien, die alle, ohne es zu wollen, der russisch-preußischen Politik in die Hände arbeiteten. Diese Politik verfolgte das doppelte Ziel, die vollständige Gleichstellung der Dissidenten zu erwirken, und alle in der Verfassung und Verwaltung bereits eingeführten Reformen zu beseitigen, alle zukünftigen zu verhindern. Wurde auch nur eins dieser Ziele erreicht, so konnten sich die Interventionsmächte schon eines reichen Erfolges rühmen.

Die Partei der Czartoryski's wäre wohl, wie der päpstliche Nuntius berichtet*), ihren politischen Grundsätzen und persönlichen Ansichten gemäß zu gewissen Concessionen an die Dissidenten geneigt gewesen, aber sie trat auf dem Reichstag mit aller Entschiedenheit gegen die russisch-preußischen Anforderungen auf, weil sie dadurch ihre republikanischen, jeglicher Concession in religiösen Dingen widerstrebenden Gegner für ihre Reformvorschläge gewinnen wollte. Aber sie täuschte sich. Die republikanische Gegenpartei widersetzte sich allen politischen Reformen theils aus blinder Anhänglichkeit an die alte Verfassung, und theils in der Hoffnung, daß man die Interventionsmächte in der Dissidentenfrage günstiger stimmen würde, wenn man sich in politischen Fragen nach ihren Wünschen

*) Vergl. über die kirchlichen und politischen Zustände Polens im Allgemeinen den ausführlichen höchst lehrreichen Bericht des Nuntius Visconti vom 24. Sept. 1766 bei Theiner 4b, 93 — 100. Mit vollster Aufrichtigkeit werden darin die im Welt- und Ordensklerus vorhandenen großen Schäden aufgedeckt.

richte und mit Beſeitigung der bisherigen „Neuerungen“ die altpolniſche Conſtitution wiederherſtelle. Aber auch dieſe Partei täuſchte ſich, und Rußland und Preußen zogen allein aus den ſich durchkreuzenden Abſichten der Parteien ihren Vortheil.

Kaum hatte der Reichstag ſeine Sitzungen begonnen, als die ruſſiſche Autokratin durch den Fürſten Repnin auf Grund der neuen Staatsrechtsprincipien franzöſiſcher „Philoſophen“ für die Diſſidenten auftrat. Die Denkſchrift, die ſie für dieſelben einreichen ließ, ſpiegelt die ganze innere Verlogenheit wieder, welche überhaupt die offiziellen ruſſiſchen Erlaſſe charakteriſirt. Würde man ſich, entwickelte Repnin im Namen der Czarin, den ſo gerechten Anforderungen der Diſſidenten nicht willfährig erweiſen, ſo entbinde man dieſe von allen Verpflichtungen gegen den Staat, man verſetze ſie dann in den Zuſtand des Naturrechts, in den Stand freier Männer zurück und autoriſire ſie nach göttlichem und menſchlichem Recht bei ihren Nachbaren Hülfe zu ſuchen. Daß die Diſſidenten, allen polniſchen Geſetzen zuwider, von Anfang an dieſe „Hülfe der Nachbaren“ nachgeſucht hatten, ſagte Repnin nicht. Gemäß des Friedens von Oliva (worin kein Wort von derartigen Dingen zu finden), fuhr er fort, ſeien Rußland und die übrigen akatholiſchen Mächte verpflichtet für die Ruhe der Republik zu ſorgen, und die Czarin werde ſich der Unterſtützung der Diſſidenten niemals entziehen, weil ſie ſonſt Gefahr laufe, ihren Ruhm, ihre Würde und das Vertrauen ihrer Freunde aufs Spiel zu ſetzen. Die Czarin habe ſich bereits um Polen unendliche Verdienſte erworben, da ſie großmüthig und uneigennützig eine freie Königswahl ermöglicht habe, aber ſie würde ihr glorreiches Werk erſt dann für vollendet halten, wenn durch Bewilligung ihrer Forderungen für die Diſſidenten alle Urſachen innerer Unruhen gehoben ſeien! Sie verlange nun für alle Akatholiken unbedingte Religionsfreiheit, die göttlichen Rechtes ſei, glaube jedoch das Glück Polens erſt dann geſichert, wenn ihre Schützlinge auch alle politiſchen Rechte und Ehrenſtellen, wie die

übrigen Polen erhielten. Jeder wahre Patriot müsse sich von der Gerechtigkeit dieser Forderungen überzeugen, und darum betrachte die Czarin alle, die sich ihr zu widersetzen wagen würden, als Feinde des Vaterlandes und Feinde ihres eigenen Wohls, und werde gegen diese mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln auftreten*). Diesen Erklärungen Rußlands schlossen sich in eigenen Denkschriften Preußen, England und Dänemark an, um auch ihrerseits für das „Glück Polens" und für die „Rechte der Humanität" zu wirken**). Graf Panin hatte allen Gesandten der protestantischen Mächte in Petersburg versichert: Ihre Majestät die Kaiserin werde die Freundschaft derselben für sie nach dem Grad des Eifers bemessen, mit dem sie mit ihr die Rechte und Ansprüche der Dissidenten in Polen unterstützen würden***).

Dem Drängen der Interventionsmächte trat auf dem Reichstag am entschiedensten der edle Bischof Soltik von Krakau entgegen, unbekümmert um die Drohungen Repnin's, daß er ihn werde nach Sibirien bringen lassen, falls er der Czarin widerstrebe†). Während Polen, betonte Soltik in seiner glänzenden Rede am 11. Oktober 1766, unter dem neuen König emporgeblüht sei und im Innern und nach Außen Frieden und Ruhe genieße, habe sich plötzlich eine kleine Partei erhoben mit allerlei vermeintlichen Beschwerden über die Verletzung ihrer Rechte und ihrer Freiheit, und wende sich mit diesen Beschwerden nicht an ihren eigenen König, nicht an die Stände des Reichs, nicht an die Magistrate und Richter, die Allen die schuldige Gerechtigkeit zu verschaffen

*) Bei Theiner 4b, 109—112.

**) Bei Theiner 4b, 112—115. Die „Prätensionen" der Interventionsmächte werden sehr gründlich widerlegt in den Aktenstücken bei Theiner 4b, 130—151.

***) Essens Bericht vom 8. Oktober 1766 bei Hermann 5, 396.

†) Bericht des englischen Gesandten aus Warschau vom 24. Sept. 1766 bei Raumer 2, 51.

berufen seien, sondern an fremde Mächte; sie stoße Drohungen aus und sei so treulos, innere Unruhen und Stürme zu erregen und so den Staat in die größten Gefahren zu stürzen. Er rufe Gott zum Zeugen auf, daß er die Dissidenten bisher noch niemals belästigt habe, und daß er, indem er ihre gegenwärtigen Bestrebungen bekämpfe, keineswegs die Toleranz verletzt wissen wolle, die ihnen die Landesgesetze gewährt, und die sie bisher genossen hätten. Er handele, betheuerte er, weder aus Rachsucht oder aus Haß gegen irgend Jemanden, noch aus blindem Eifer für seine Religion, sondern nur gemäß der Pflichten, die er als guter Katholik, als Bischof und als ein seinem Vaterlande und seinem Könige treu ergebener Senator zu erfüllen gehalten sei. Als Bischof müsse er über die Reinheit des Glaubens wachen, als Senator darauf hinweisen, daß der innern Ruhe eines Staates Nichts verderblicher sei als eine Vielheit von Sekten mit gleichen Rechten und gleicher Freiheit. Zudem widersprächen die Forderungen der Dissidenten den Grundgesetzen der Republik und den abgeschlossenen Traktaten. Man solle denselben die bisherigen Rechte gewährleisten, aber keine neuen Rechte zugestehen, man solle ihnen durch ein bestimmtes Gesetz unter harter Bestrafung verbieten, in Zukunft ähnliche Ansprüche wie jetzt zu erheben und durch das Anrufen der Hülfe fremder Mächte die innere Ruhe der Republik zu stören. Er werde, versicherte der Bischof, bei seinen Ueberzeugungen, die ihm seine Liebe zur Kirche und zum Vaterlande eingeflößt, für immer beharren und sei bereit für sie sogar Exil, Proscription und den Verlust aller seiner Güter mit unerschütterlichem Muthe zu ertragen*). Soltik sah schon sein späteres trauriges Schicksal voraus.

Die Bischöfe und die Landboten waren bereit, dem von Soltik vorgeschlagenen Gesetz ihre Zustimmung zu geben, aber die Senatoren schwiegen, und der König setzte es durch, daß

*) Bei Theiner 4b, 116—129.

man die Dissidentenfrage einer aus den Bischöfen gebildeten Commission zur Prüfung übergab und die Entscheidung darüber bis zum Schluß des Reichstages vertagte. Er erklärte aber auf dem Reichstag, daß er für die Religion seiner Väter leben und sterben wolle. „Ich würdige", sagte er, „die uns allen gemeinsamen Gefahren, und wir wollen mit einander entweder zu Grunde gehen, oder unsere Religion und Freiheit retten*)." Gleichzeitig versicherte er dem päpstlichen Nuntius, daß er der Czarin gemeldet habe, er könne unmöglich auf ihre Anforderungen für die Dissidenten eingehen. Dadurch aber, fügte er hinzu, laufe ich Gefahr, den Thron und vielleicht das Leben zu verlieren**).

Ob der König in seinem Widerstande gegen Rußland damals ernste Absichten verfolgt habe, oder ob er, im Geheimen mit Repnin einverstanden, nur eine „orthodoxe Maske" vorgehalten, um die Nation zu täuschen, ist bei dem durchaus unzuverlässigen Charakter des Mannes schwer zu entscheiden. Soviel aber steht fest, daß es der Czarin geringe Mühe kostete, seinen Widerstand zu brechen.

Nachdem die „brennende Frage" vertagt worden, beschäftigte sich der Reichsrath mit politischen Dingen. Das vorgelegte Budget erwies deutlich, wie wohlthätig die im J. 1764 erlassenen neuen Finanzverordnungen gewirkt hatten, denn die Einnahmen des Staates überstiegen bereits um vier Millionen Franken die Ausgaben. Da hieraus für die Regierung „eine günstige Meinung erwuchs", so gelang den Czartoryski's der Erlaß eines neuen Gesetzes, wonach auf den Provinziallandtagen bei der Wahl der Deputirten sowohl für den Reichstag als für die höchsten Gerichtshöfe das Majoritätsvotum entscheiden sollte. Man wollte dadurch „diese Tage dem Einfluß der Adelsparteien und den Intriguen des

*) Bericht des Nuntius vom 15. Oktober und Rede des Königs vom 11. Oktober 1766 bei Theiner 4 b, 101, 119.

**) Bericht des Nuntius vom 29. Oktober 1766 bei Theiner 4 b, 101.

Auslandes, die sich bei der früher erforderlichen Stimmeneinheit beständig und mit leichter Mühe geltend gemacht", entziehen, und ihre zur Gewohnheit gewordene Auflösung in Zukunft verhindern. Dann wurde durch die Partei der Czartoryski's der Gesetzentwurf eingebracht: ein gleiches Majoritätsvotum soll auch auf den Reichstagen genügen für sämmtliche der Nation aufzulegenden Abgaben und für die Verstärkung der Armee. Ein solches Gesetz hätte die königliche Macht ungewöhnlich gekräftigt, und der Hof war, wie der englische Gesandte berichtet, für dasselbe einer bedeutenden Stimmenmehrheit unter den Abgeordneten gewiß, aber nun traten Rußland und Preußen hindernd dazwischen „um die polnische Regierung", sagt derselbe Gesandte, „auf dem jetzigen elenden Fuß zu erhalten." Eine Verstärkung der polnischen Armee und die Auflage neuer Steuern betrachte die Czarin — bedeutete Repnin am 16. Oktober dem König — als eine Kriegserklärung gegen Rußland. Die „polnische Freiheit", deren Schutz die Czarin übernommen, verlange nicht bloß, daß die auf Militär- und Steuerwesen bezüglichen neuen Gesetzentwürfe zurückgenommen, sondern auch daß alle auf dem Convocations- und Krönungsreichstag getroffenen Einrichtungen und Verfassungsneuerungen abgeschafft würden, damit das Liberum Veto (d. h. die Anarchie) sich wieder in voller Kraft entwickele. Auch der preußische Resident Benoit gab am selben Tage dem König die Weisung: Sein Souverain werde die Einführung der Stimmenmehrheit in Staatssachen als eine Kriegserklärung ansehen. In gleicher Weise erklärten beide Gesandten dem Reichstag: Die „polnische Freiheit" bilde den kostbarsten Schatz der Nation, und Rußland und Preußen wollten in ihrer Fürsorge für dieselbe diesen Schatz nicht verkümmern lassen und beständen deßhalb auf eine ungeschwächte Aufrechthaltung des Liberum Veto*).

*) Vergl. für das Gesagte den Bericht des englischen Gesandten vom 18. Oktober 1766 bei Raumer 2, 63. Essens Bericht vom

Um diesen Erklärungen mehr Nachdruck zu geben, wurden 6000 Russen in der Nähe von Warschau einquartirt und Repnin drohte, die Güter aller Adeligen, welche sich dem Willen Rußlands und Preußens widersetzen würden, verwüsten zu lassen. Indem er sich den Anschein gab, als wolle er in Sachen der Dissidenten-milde auftreten, gewann er einen starken Anhang unter den strengen Republikanern, die jegliche Verstärkung der königlichen Macht als einen Eingriff in ihre Rechte betrachteten und zum Theil sogar die Vertreter der fremden Mächte förmlich aufforderten, die altpolnische Constitution zu schützen. Repnin's Anhang sprach schon sogar von einer bevorstehenden Entthronung des Königs, auf dessen Gütern die russischen Truppen nach freiem Belieben hausten.

Durch solche Mittel kamen Rußland und Preußen zum Ziel. Die Czartoryski's sahen sich zum Zweitenmal genöthigt ihr Reformwerk fallen zu lassen, und am 22. Nov. 1766 wurde auf dem Reichstag zum Beschluß erhoben, daß gemäß der Wünsche der Höfe von Petersburg und Berlin alle Staatssachen, alle militärischen und finanziellen Angelegenheiten inskünftig nur durch eine vollständige Stimmeneinheit entschieden werden könnten. So war denn die polnische Anarchie gesichert.

Dagegen wurde die „Dissidentenfrage" nicht im Sinne der Interventionsmächte entschieden. Nachdem die Sache lange verhandelt worden, beschloß der Reichstag, daß die bisherigen Staatsgesetze zu Gunsten der katholischen Kirche in Kraft bleiben und den Dissidenten nur einige neue Privilegien ertheilt werden sollten. Es wurde ihnen ausdrücklich zugesichert: gemäß der in den Reichsverordnungen vorgeschriebenen Toleranz könnten sie ihren Gottesdienst überall, wo sie Kirchen besäßen, ruhig abhalten, ihre Kirchen nach Belieben repariren, in deren Nähe Wohnungen für die Geistlichen bauen und Kirchhöfe

---

18. Oktober 1766 bei Hermann 5, 402. Das Memoire vom 4. Nov. 1766 bei Theiner 4 b. 121 — 122. Rulhière 3, 162 fg.

anlegen, feierliche Leichenbegängniſſe aber nur da veranſtalten, wo ihnen dieß durch beſondere Vorrechte bisher geſtattet geweſen. Wo ſie bisher keine Kirchen gehabt, dürften ſie Privathäuſer für den Gottesdienſt einrichten, aber ohne öffentlichen Ritus. Alle Proceſſe der Diſſidenten und alle Streitigkeiten zwiſchen ihnen und den Katholiken ſollten vor weltlichen Richtern ausgeglichen werden. Wie ſie zu allen Zeiten alle militäriſchen Ehrenſtellen bekleidet hätten, ſo ſollten ſie auch jetzt als Schüler ſowohl, wie als Lehrer zu der neu errichteten Militärſchule Zutritt erhalten *).

Wie ſich die Reformpartei in ihren Hoffnungen getäuſcht hatte, ſo ſah ſich jetzt ebenſo die republikaniſche Partei, die in ihrer Verblendung zum Scheitern der Reformen beigetragen, um Rußland und Preußen in der Religionsfrage milder zu ſtimmen, vollſtändig getäuſcht. Repnin nannte die Beſchlüſſe des Reichstags bezüglich der Diſſidenten einen Verrath an Polen und kündigte der Republik im Namen der Czarin einen „Rachekrieg" an. Da er, warf Katharina dem Könige vor, ſein bei der Thronbeſteigung gegebenes Wort gebrochen und vergeſſen habe, daß die Begünſtigung der Diſſidenten das eigentliche pretium coronae geweſen, ſo ſtehe, wenn er ſeine Geſinnung nicht ändere, ſeine Entthronung bevor **). Repnin „machte die Verläſterung der Perſon des Königs zum politiſchen Dogma und köderte die armen Polen mit der Hoffnung, Rußland werde durch Zulaſſung der Abſetzung des Königs die Nation ſich ſelber zurückgeben ***)." Die ruſſiſchen Truppen in Polen wurden der offiziellen Angabe nach um 30,000, in Wahrheit aber um etwa 10,000 Mann verſtärkt, und die Diſſidenten aufgefordert zur bewaffneten

*) Vergl. das Aktenſtück vom 29. Nov. 1766 bei Theiner 4b, 129. Geſchichte der Staatsveränderungen von Polen 1, 138 flg. Rulhière 2, 182.

**) Rulhière 2, 180. Berichte des Nuntius bei Theiner 4b, 218.

***) Vergl. Eſſens Bericht vom 15. April 1767 bei Hermann 5, 414—415.

Conföderation zu ſchreiten. Das wirkte. Der König, um ſeine Krone beſorgt, verpflichtete ſich in einem eigenhändigen Brief von Neuem der Czarin: er werde die Sache der Diſſidenten zu der ſeinigen machen und erkläre ſich ſelbſt des Thrones für verluſtig und wolle zu ſeiner Entthronung zuſtimmen, wenn er dieſe Sache nicht zu einem glücklichen Ausgang führe; nur müſſe Repnin mit ihm Hand in Hand gehen. Katharina, mit dieſen brieflichen Zuſicherungen noch nicht zufrieden, verlangte, daß der König ſeine Verſprechungen durch einen förmlichen und feierlichen Eid vor Repnin bekräftige, und erſt als dieß geſchehen, ſtellte ſich das gute Einvernehmen zwiſchen der Despotin und ihrem Satrapen wieder her. Gleichzeitig aber verſicherte der König „mit Thränen in den Augen“ dem päpſtlichen Nuntius, daß er Alles zur Förderung der Kirche thue und „zum Vater des Lichts um Kraft und Einſicht flehe.“ Ganz Warſchau glaubt, fügt der Nuntius ſeinem Bericht hinzu, daß der König in ſeinem ganzen Leben noch kein einziges Pater Noſter gebetet hat*).

Die revolutionäre Propaganda breitete ſich nun in Polen durch die ruſſiſchen Truppen, durch ruſſiſche Emiſſäre und ruſſiſches Gold immer weiter aus, und auf Anſtiften der Ruſſen — geſteht Friedrich II. in ſeinen Memoiren**) — wurden zwei Conföderationen des diſſidentiſchen Adels zu Thorn und Sluck (März 1767) gebildet. An vielen Orten nöthigte man mit Waffengewalt die Diſſidenten zur Unterſchrift, unterzeichnete ſelbſt die Namen von Kindern und altersſchwachen Greiſen und der akatholiſche Adel in Polniſch-Preußen rechnete auch ſeine Verwandten, die in den Staaten des Königs von Preußen wohnten, zu den „polniſchen Diſſidenten“, und dennoch brachte man trotz all' dieſer Mittel nur eine Anzahl von 573 Unter-

*) Theiner loc. cit.

**) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 18. Näheres bei Rulhière 2, 195—214.

ſchriften zu Stande, zum klaren Beweis, wie es ſich mit der Verſicherung Katharina's verhielt, daß die Diſſidenten „einen beträchtlichen Theil der polniſchen Nation" bildeten! Freilich hatten nicht alle akatholiſchen Adeligen unterzeichnet. Es gab noch Manche, die den ruſſiſchen Drohungen mit der Erklärung entgegentraten, ſie würden ſich nicht an einer Verſchwörung gegen ihr Vaterland betheiligen. Das Wohl des Vaterlandes, ſagten dieſe in einer Denkſchrift, in der ſie der Stimme des Rechts und der Wahrheit einen Ausdruck gaben, ſei das erſte aller Geſetze, und das von Rußland verlangte bewaffnete Vorgehen würde die Grundlagen Polens erſchüttern und die Republik in den Abgrund ſtürzen. Die Toleranz, die ſie genöſſen, und die auf dem letzten Reichstage durch neue Privilegien erweitert worden, ſei die größte die es in Europa gäbe, und man ſolle ſich von Schritten fern halten, die geeignet ſeien, die Republik unter eine fremde Macht zu bringen*)!

Nach dem Abſchluß der Conföderationen erließ die Czarin, um ihre Politik zu rechtfertigen, vor Europa ein Manifeſt, deſſen Grundſätze ſpäter die franzöſiſchen Jakobiner copirten. Die Diſſidenten, ſagt Katharina, befänden ſich in Polen in einem Zuſtande der Knechtſchaft, und ſie habe als Freundin Polens ſich derſelben edelmüthig angenommen. Da aber alle ihre bisherigen Bemühungen vergeblich geweſen, ſo hätten die Diſſidenten ſich genöthigt geſehen, die ihnen durch die Natur, durch die Vernunft und durch die Verfaſſung ihres Landes zuſtehenden Mittel zu ergreifen und eine Conföderation zu bilden, um die Ungerechtigkeit abzuſchütteln und ſich gegen die Verfolgungen zu ſchützen. Im Intereſſe der Humanität nehme ſie dieſe Conföderation in Schutz, um als aufrichtige Freundin Polens die Freiheit und Gleichheit (liberté et égalité) aller Polen für alle Zu-

*) Rulhière 2, 184 flg.

achtung Europas und den ſüßen Troſt,
benachbarten Nation gefördert zu haben.
ſich, heißt es am Schluß des Manifeſtes,
der Czarin eigennützige Abſichten gegen
Polens beizulegen. Sie glaube ſich über
haben und es ſei nur einem Uebermaß von
zarter Rückſichtnahme gegen die Republik
ſie erkläre: ſie verlange gar nichts
werde niemals irgend einen Anſpruch auf
erheben, ja ſie werde die Integrität des
wenn ſich irgend eine andere Macht je an
ſollte*)!

Aber die revolutionäre Erhebung der
nügte der Czarin nicht zur völligen Erſchü
freundeten Nachbarſtaates." Auch der kath
die Intereſſen Rußlands fördern helfen, u
die im J. 1764 eingeführten „Neuerunge
faſſung benutzt. War auch das Liberum
aufrecht erhalten", ſo beſtanden doch immer
Convocationsreichstage für die Juſtiz, die Fi
litärweſen und die Polizei eingeſetzten un

fährliche Angriffe gegen seine Freiheit betrachten, und die Czarin, fürchtend, daß man ihr die Verringerung der polnischen Freiheit Schuld geben könne, lade alle freiheitsliebenden Männer des Landes zum Bündnisse ein, um auf einem neuen außergewöhnlichen Pacifikationsreichstag für die Wiedergeburt der altpolnischen Constitution zu wirken und zugleich auch auf demselben die Dissidentenfrage endgültig zu erledigen. Auch der katholische Adel müsse im Interesse seiner Freiheit den Anforderungen der Dissidenten Genüge leisten, und die Czarin nehme sich der Unterdrückten nur aus Liebe für die Freiheit und Gleichheit an. Der König von Preußen drang ebenfalls auf Zusammenberufung eines „Pacificationsreichstages" und versicherte den Polen, er gehe bei der Regelung ihrer Verhältnisse mit Rußland Hand in Hand *).

Aber wie erklärt es sich, müssen wir wiederum fragen, daß die übrigen europäischen Mächte die Verletzung des Völkerrechts und die Unterjochung Polens so ruhig geschehen ließen? König Friedrich II. gibt uns in seinen Memoiren die Antwort. Der russische Despotismus, erzählt er mit einfachen Worten, habe nicht bloß die Polen revoltirt, sondern auch einen großen Theil Europas, besonders Oesterreich in Aufregung versetzt und es sei das Gerücht entstanden, Oesterreich rüste. Hierüber beunruhigt habe die Czarin am 23. April 1767 mit Preußen eine neue Convention abgeschlossen, worin einerseits Rußland sich zur bewaffneten Unterstützung der Dissidenten verpflichtet, und andererseits Preußen versprochen habe, mit Waffengewalt gegen Oesterreich aufzutreten, falls Maria Theresia zum Angriff gegen die Russen Truppen in Polen einrücken lasse. Da aber der König von Preußen diesen Krieg gegen Oesterreich (also einen neuen deutschen Bürgerkrieg) „lediglich in Rußlands Interesse" führen müsse, so sei ferner stipulirt

*) Panin's Brief an Repnin vom 3. Febr. 1767 bei Theiner 4b, 155 — 157. Erklärung des preußischen Residenten Benoit vom März 1767 bei Theiner 4b, 157.

worden, daß die Czarin ihn im Kampfe gegen Habsburg mit einem Truppencorps unterstützen und ihm nach geschlossenem Frieden eine „passende Entschädigung" verschaffen sollte. Da demnach, fügt Friedrich II. hinzu, die Verbindung zwischen Rußland und Preußen immer intimer geworden, so sei Oesterreich, davon unterrichtet, bei den polnischen Wirren ruhiger Zuschauer geblieben*).

Friedrich II. sah richtig. Das isolirte Oesterreich konnte und wollte gegen Rußland und Preußen keinen Krieg führen. „Ich schaudere", sagte Maria Theresia, „wenn ich bedenke, wie viel Blut während meiner Regierung geflossen ist. Nichts als die äußerste Nothwendigkeit kann mich dahin bringen, Ursache zu seyn, daß noch ein Tropfen vergossen werde" **). Oesterreich stand freilich immer noch mit Frankreich im Bunde, konnte aber bei einer Intervention in Polen so wenig auf dessen Unterstützung rechnen, daß der damals allmächtige französische Minister Choiseul dem englischen Gesandten in Paris erklärte: er werde nicht bloß selbst keinen Antheil an Polen nehmen, sondern auch Alles thun, um zu verhindern, daß der Wiener Hof sich in die dortigen Angelegenheiten einmische. Er nehme mehr Theil an dem, was die Engländer in Amerika thäten, denn an allem, was sich irgend in Polen zutrage***). Oesterreichs Bemühungen, Preußen von Rußland abzuziehen †), waren ebenso erfolglos, wie die Anerbieten, die es zu ver-

*) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 16 — 17. Vergl. auch Friedrich's II. Memoire vom J. 1771 bei Smitt II, 57 flg.

**) Bericht des englischen Gesandten aus Wien vom 19. Sept. 1767 bei Raumer 2, 108.

***) Bericht des englischen Gesandten aus Paris vom 25. Nov. 1767 bei Raumer 2, 131.

†) Schon im Juni 1766 lud Joseph II. den König von Preußen zu einer Zusammenkunft nach Torgau ein. Vergl. Friedrich's II. Brief an seinen Bruder Heinrich vom 22. Juni 1766 in Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 304.

schiedenen Zeiten dem König von Polen machte, „um die unangenehme Abhängigkeit von Rußland abzuschütteln“ *).

Und so gingen die Dinge in Polen ihren Gang. Neben den Conföderationen der Dissidenten rief Rußland unzählige kleine Conföderationen des katholischen Adels in's Leben, welche sich zuletzt zu der großen General-Conföderation von Radom (Juni 1767) vereinigten, die im Namen der „verletzten Nation“ das Wort nehmen und der „altpolnischen Freiheit“ zum Siege verhelfen sollte. Das Hauptwerkzeug in den Händen Rußlands war der Kronreferendarius Podoski, der später (nachdem der Erzbischof Lubienski am 21. Juni 1767 gestorben) auf Betreiben Repnin's vom König zum Reichsprimas ernannt wurde, ein schlauer, allgemein verachteter, sittenloser Mensch, der im Solde Rußlands und im Solde der Dissidenten stand; ein Freigeist, der die cynischen Verse Voltaire's beklatschte **).

Wer der Conföderation, dekretirte der von Katharina zum Diktator über alle in Polen stehenden Truppen ernannte Repnin, beizutreten sich weigert, leistet durch diese Weigerung Verzicht auf den Genuß seiner staatsbürgerlichen Rechte und setzt sich der Confiskation seiner Güter aus. Er legte den Conföderirten von Radom eine „Constitution“ zur Unterschrift vor, worin er nicht bloß die völlige politische Gleichstellung der Dissidenten verlangte, sondern auch die Forderung stellte, daß sie auf dem bevorstehenden „außerordentlichen Reichstag“ die Garantie Rußlands für alle auf demselben zu erlassenden Gesetze und für die gesammte polnische Verfassung nachsuchen sollten. Als die in Radom Versammelten die

*) Vergl. die Berichte des englischen Gesandten aus Wien vom 27. Februar 1766 und des englischen Gesandten aus Warschau vom 12. November 1766 bei Raumer König Friedrich II. und seine Zeit S. 548, und bei Raumer Europa vom Ende des siebenjährigen Krieges 2, 70. Vergl. auch den Bericht des französischen Gesandten aus Wien vom 8. Oktober 1765 bei Raumer 2, 48.

**) Näheres in den Berichten der Nuntien Visconti und Durini bei Theiner 4 b, 213—217, 236, 240, 242.

Friedrich II. ſah richtig. Das iſolirte
und wollte gegen Rußland und Preußen k
„Ich ſchaudere“, ſagte Maria Thereſia, „
wie viel Blut während meiner Regierung g
als die äußerſte Nothwendigkeit kann mic
Urſache zu ſeyn, daß noch ein Tropfen ver
Oeſterreich ſtand freilich immer noch mit Fr
konnte aber bei einer Intervention in Pol
deſſen Unterſtützung rechnen, daß der damals
zöſiſche Miniſter Choiſeul dem engliſchen G
erklärte: er werde nicht bloß ſelbſt keinen
nehmen, ſondern auch Alles thun, um zu ver
Wiener Hof ſich in die dortigen Angelegenhei
nehme mehr Theil an dem, was die Engl
thäten, denn an allem, was ſich irgend in P
Oeſterreichs Bemühungen, Preußen von Rußl
waren ebenſo erfolglos, wie die Anerbieten

---

*) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 16 — 17.
rich's II. Memoire vom J. 1771 bei Smitt II

schiedenen Zeiten dem König von Polen machte, „um die unangenehme Abhängigkeit von Rußland abzuschütteln“*).

Und so gingen die Dinge in Polen ihren Gang. Neben den Conföderationen der Dissidenten rief Rußland unzählige kleine Conföderationen des katholischen Adels in's Leben, welche sich zuletzt zu der großen General-Conföderation von Radom (Juni 1767) vereinigten, die im Namen der „verletzten Nation“ das Wort nehmen und der „altpolnischen Freiheit“ zum Siege verhelfen sollte. Das Hauptwerkzeug in den Händen Rußlands war der Kronreferendarius Podoski, der später (nachdem der Erzbischof Lubienski am 21. Juni 1767 gestorben) auf Betreiben Repnin's vom König zum Reichsprimas ernannt wurde, ein schlauer, allgemein verachteter, sittenloser Mensch, der im Solde Rußlands und im Solde der Dissidenten stand; ein Freigeist, der die cynischen Verse Voltaire's beklatschte**).

Wer der Conföderation, dekretirte der von Katharina zum Diktator über alle in Polen stehenden Truppen ernannte Repnin, beizutreten sich weigert, leistet durch diese Weigerung Verzicht auf den Genuß seiner staatsbürgerlichen Rechte und setzt sich der Confiskation seiner Güter aus. Er legte den Conföderirten von Radom eine „Constitution“ zur Unterschrift vor, worin er nicht bloß die völlige politische Gleichstellung der Dissidenten verlangte, sondern auch die Forderung stellte, daß sie auf dem bevorstehenden „außerordentlichen Reichstag“ die Garantie Rußlands für alle auf demselben zu erlassenden Gesetze und für die gesammte polnische Verfassung nachsuchen sollten. Als die in Radom Versammelten die

*) Vergl. die Berichte des englischen Gesandten aus Wien vom 27. Februar 1766 und des englischen Gesandten aus Warschau vom 12. November 1766 bei Raumer König Friedrich II. und seine Zeit S. 548, und bei Raumer Europa vom Ende des siebenjährigen Krieges 2, 70. Vergl. auch den Bericht des französischen Gesandten aus Wien vom 8. Oktober 1765 bei Raumer 2, 48.

**) Näheres in den Berichten der Nuntien Visconti und Durini bei Theiner 4b, 213—217, 236, 240, 242.

[illegible] von den anwesenden hundertad
der Einzelconföderationen nur sechs ohn
hinzuzufügen*). Von Radom wurde
föderation nach Warschau verlegt, w
Reichstag" am 4. Okt. 1767 beginnen
vorher, am 10. August, hatte Repnin in
von Neuem die Grundsätze der russischen
Czarin, sagte Repnin, suche in ihrer
nur die Glückseligkeit des Menschengesc
heit. Der einzige Grund der Fr
Gleichheit, ein Grundsatz, den Jed
bringen suchen. Die Czarin könne
verliehene Macht nicht besser anw
sie nach der jedem Menschen von
geschriebenen Billigkeit jene Gleic
trachte. Auf solche Grundsätze grün
Ruhm ihres Thrones und die Unsterblichk

Man erlaube uns hier eine beiläuf
die gekrönte Jakobinerin Katharina im
und Gleichheit" Polen zerrüttete und e
tion" in unsägliches Elend stürzte, dachte
ihre vom Throne herab gepredigte Ma-

im Volk ein Echo finden und daß ſie ſelbſt einmal in ihrem Pallaſt erzittern würde vor Pugatſchew, der ſich mit den über den ruſſiſchen Druck empörten freiheitsliebenden Kleinruſſen verband, in ſeinen Manifeſten „Freiheit und Gleichheit der Stände und Abſchaffung der beſtehenden Obrigkeit" verlangte und ebenſo unerbittlich wie ſein gekröntes Vorbild die „Gleichheit" praktiſch herzuſtellen ſuchte, indem er die Adeligen an den Galgen knüpfte. Es gab eine Zeit, wo auch der Moskauer Pöbel Katharina's Grundſätze von „Freiheit und Gleichheit" adoptirte und trunken durch die Straßen taumelte, brüllend vor Ungeduld nach der Ankunft Pugatſchew's *).

Im J. 1767 aber war noch Alles ruhig und die Czarin führte gleichzeitig, wo ſie in Polen eine blutige Tragödie in Scene zu ſetzen begann, „um", wie ſie ſagte, „chriſtliche Toleranz und republikaniſche Freiheit" zu retten, in Moskau eine Komödie in großem Stil auf, „um ihr geliebtes Volk zu beglücken." Sie berief nämlich im J. 1767 eine große Ständeverſammlung in die Reſidenz von Deputirten von zwanzig Nationen ihres Reiches, Chriſten, Anbeter des Dalai Lama und Verehrer der Sonne, die eine neue Geſetzgebung berathen und ihre Arbeiten mit dem Studium von Montesquieu's Geiſt der Geſetze beginnen ſollten. Die Czarin ſelbſt ſchrieb für die Verſammlung eine Inſtruktion nieder voll der liberalſten Grundſätze, die ſie wörtlich aus Montesquieu copirte, aber unter ihrem Namen herausgab und in 20,000 Exemplaren vertheilen ließ. Die ganze lügenhafte „Farce" war nur auf das verehrungsſüchtige Ausland und deſſen „philoſophiſche" Stimmführer berechnet, die den Ruhm der „Philoſophin auf dem Throne" verkünden ſollten. Nur einmal wurde auf der Verſammlung die Wahrheit geſprochen, nämlich von den Deputirten der Samojeden, die durch ihre Dollmetſcher bedeuteten: „Wir ſind genügſam und gerecht; wir weiden friedlich unſere Rennthiere und brauchen kein

*) Vergl. Hermann 5, 683—686.

sie mit Knutenhieben peitschen lasse; und
Lohn ihrer Bemühungen ein Schauspiel
englische Gesandte beschreibt. „Um die
als möglich zu machen", meldete der Ge
1767, „gingen die Abgeordneten gestern i
um ihr die neuen Titel anzubieten: der
der Mutter des Vaterlandes." Aber die
und fromme Czarin nahm nur den letzten
sie sich des ersten würdig mache", sagte s
Nachwelt zu, ihn ihr zu ertheilen; die W
des Himmels, dem sie dafür dankbar sey
sie nicht, diese Eigenschaft sich zum Ver
der Beiname: Mutter des Vaterlandes
thuendste; ihn sehe sie als die rühmlichste
Arbeiten und Sorgen an, denen sie für
sich unterzogen habe" *)!

Vor der Eröffnung des „außerordent
hatte Nepnin von allen Mitgliedern dessel
Revers verlangt, daß sie Alles, was Ka

Güter, ja dem Tode, wie überhaupt jeder Beſtrafung, die der beſagte Botſchafter über mich zu verhängen für gut finden wird"*). Wer dieſen Revers zu unterſchreiben verweigerte, ward auf's Grauſamſte verfolgt. Die ruſſiſchen Truppen ertrotzten mit Waffengewalt die Unterſchrift und ſteckten die Paläſte der „renitenten" Adeligen in Brand und verwüſteten ihre Ländereien. Am meiſten fürchtete Repnin das Anſehen und die Rednergabe des kraftvollen Biſchofs Soltik von Krakau, und ließ ihm durch den Primas — der Elende verſtand ſich zu dieſer Miſſion! — offiziell ankündigen: Alles was er gegen den Willen der Czarin auf dem Reichstage ſprechen oder handeln würde, werde als Aufruhr betrachtet und mit der Verbannung nach Sibirien beſtraft**). Um Soltik „zur Vernunft zu bringen", wurde das Bisthum Krakau von allen Seiten mit ruſſiſchen Truppen überſchwemmt. Dieſe ergriffen Beſitz von allen Magazinen, von allem beweglichen und unbeweglichen Vermögen des Biſchofs; das Vieh, die Pferde wurden unter die Soldaten vertheilt, das Getreide wurde in das ruſſiſche Lager gebracht. Die auf den Gütern Soltik's anſäſſigen Bauern wurden weggeſchleppt; man raubte ſogar die kirchlichen Geräthſchaften. Als Beute für ſich ſelbſt hatte Repnin die ſchönſten Pferde und den Prachtwagen des Biſchofs nach Warſchau bringen laſſen, und fuhr darin gleichſam als Sieger in den Straßen der Stadt umher***)!

Vor dem Beginn des Reichstags entfaltete Soltik mit mehreren ſeiner Collegen in Warſchau den größten Eifer, um die Diſſidentenfrage auf friedlichem Wege beizulegen; er hielt

*) Vergl. den Wortlaut bei D'Angeberg 58.

**) Vergl. den Wortlaut der Ankündigung und die würdige Antwort des Biſchofs vom 8. September 1767 bei Theiner 4b, 176—177.

***) Eſſens Bericht vom 8. Oktober 1767 bei Hermann 5, 423. Rulhière 2, 240 flg. Ein genaues Verzeichniß der vom 29. Sept. bis 2. Oktober 1767 auf den Gütern des Biſchofs geraubten Gegenſtände bei Theiner 4b, 188.

betrachte er als einen Feind Rußlan
ſammelte er die Biſchöfe und bedeutete:
Höflichkeit, daß er die Angelegenheit der D
für allemal entſchieden werden müſſe, n
beſpreche. Die Polen könnten allerdings,
Hohn hinzu, darüber Klage führen daß
gewaltſam betreibe; auch hätten ſie volle
wenn ſie es vermöchten, aus dem Land
aber dazu nicht im Stande ſeien, ſo m
Würden die Polen nicht die vollſtändig
Diſſidenten bewilligen, ſo werde man die
ſelben über die Katholiken verlangen.
Repnin ein andersmal, alle, die mir wider
ich werde den König entthronen
plündern und ausbrennen laſſen."
er ſich, hat zu meinen Füßen gelegen, n
ſollte ſich emancipiren zu können, ſo w
was er zu bereuen haben wird. Aber de
dachte an keine Emancipation. Sie m
mehreren Biſchöfen, bei ihrem Verhalten
daran erinnern, daß der ruſſiſche Botſchaf

umzingelt, die einen ſolchen Druck ausübten, daß der engliſche Geſandte nach London meldete, er werde ſchwerlich noch länger in der Stadt bleiben können *).

Um auf dem Reichstag „alle weitläufigen Diskuſſionen abzuſchneiden", ließ Repnin eine Commiſſion von ſechzig Mitgliedern ernennen, die mit unbeſchränkter Vollmacht allgemein gültige Religions- und Staatsgeſetze entwerfen ſollten, und zertheilte dieſe Commiſſion der Art in engere Ausſchüſſe, daß nur acht ſeinem Wink gewärtigen Mitgliedern ſchrankenloſe Gewalt übertragen ward. So verfuhr dieſelbe Macht, welche die Einſtimmigkeit des geſammten polniſchen Adels als unumſtößliche Grundlage der polniſchen Verfaſſung aufrecht erhalten wiſſen wollte! Die Entſcheidungen der Commiſſion ſollten als Artikel eines Vertrags zwiſchen Rußland und Polen angeſehen und unter ruſſiſche Garantie geſtellt werden, weil ja Katharina „die eigentliche Retterin der Freiheit Polens ſei." Wir wiſſen von früher, daß die Czarin in ihrer geheimen Inſtruktion vom J. 1763 dieſe Garantie als ein beſonders wichtiges Mittel zur Unterjochung Polens anſah.

Als Repnin in der erſten Plenarſitzung des Reichstags ſeine „Befehle" vorbrachte, erhob ſich ſofort Biſchof Soltik als kühnſter Sprecher gegen die ruſſiſche Diktatur. In feuriger Rede entwickelte er, wie ſehr die Anforderungen Rußlands dem Völkerrecht und den Grundgeſetzen der polniſchen Verfaſſung entgegen ſeien. Wie troſtlos, ſagte er, iſt unſere Lage! Als wir unſere Armee verſtärken wollten, wurden wir von fremden Mächten daran gehindert, und jetzt ſollen wir unter dem Druck von Truppen einer fremden Macht unſerer Unabhängigkeit

*) Bericht des engliſchen Geſandten aus Warſchau vom 17. Oktober 1767 bei Raumer 2, 127. Auch die Diſſidenten bedrohte Repnin „mit militäriſcher Exekution, im Fall ſie ſeine Befehle nicht befolgten." Bericht des engliſchen Geſandten aus Petersburg vom 15. Oktober 1767 bei Raumer 2, 111.

... einer russischen Garanti
Palatin Graf Wenzeslaw Rzewuski bei,
der alten Polen auf, die von Jahrhu
ihr Blut dahingegeben, um ihren Na
Vaterland zu erhalten. Könnten, rief de
fahren jetzt, wo unsere Religion bedroh
niedergerissen werden und die Freiheit i
inmitten unserer Versammlung erscheinen,
O Schande, o Unglück! sind dieß die best
und Lithauen), vereint zur gegenseitigen
Gesetze! Setzen wir uns nicht, so schloß
daß die ganze Welt uns nicht mehr fi
hochherzigen Männer ansehen und sagen
sind nicht mehr die Polen! In gleic
der Bischof Zaluski von Kijow und d
Rzewuski, der Sohn des Palatins *).

Repnin schäumte vor Wuth und v
König und dem Primas einen Gewaltstre
vom 13. auf den 14. Oktober 1767 ließ er
von Krakau und Kijow und die beiden Gr
bald darauf noch mehrere andere Senator
gewaltsam aufgreifen und ins Innere von

nöthigſten Lebensbedürfniſſe. Mit beredten Worten haben dieſelben ihre Leiden und die Leiden ihres Vaterlandes geſchildert. Aber es waren ja nur katholiſche Biſchöfe, Senatoren und Landboten, die für ihre Religion und Freiheit martyriſirt wurden, und ihre Würgerin Katharina war im „philoſophiſchen“ Jahrhundert die „Philoſophin auf dem Throne“!

Als in ſpätern Jahren Repnin, nachdem er nicht mehr Geſandter, in Warſchau einmal auf Beſuch war, brachte der Biſchof von Cujavien bei einem Gaſtmahl die Rede auf die gefangenen Biſchöfe, und ſagte, daß ſie in Freiheit geſetzt werden müßten, weil ſie ohne alle Schuld im Gefängniß ſchmachteten. Repnin erwiderte: „Sie, Monſignore, dürften beſſer wiſſen, als ich, ob ſie ſchuldig ſind, denn ich ließ ſie arretiren nicht auf Befehl meiner Souveränin, ſondern in Folge des Drängens und der ſchriftlichen Aufforderung mehrerer Senatoren und Miniſter, unter denen auch Sie, Monſignore, ſich befanden. Ich werde die Schrift und noch andere Dinge zur rechten Zeit ans Licht bringen, um mich zu entlaſten.“ Der Biſchof wurde über dieſe Antwort ſo beſtürzt, daß er nicht ſprechen konnte und die Gabel mit Speiſe, die er eben zum Munde führen wollte, aus der Hand fallen ließ *).

Durch ganz Polen ging ein Schrei der Entrüſtung über die von Rußland begangene Verletzung des Völkerrechts, ganz Warſchau war von Trauer und Schrecken erfüllt; aber König Stanislaus, der ruſſiſche Satrap, „ſaß ruhig an ſeinem Schreibtiſch im Maleranzuge, umgeben von Pinſeln, Tuſchen, Farben und chineſiſcher Tinte, beſchäftigt, eine neue Dienertracht für den künftigen Jahrestag ſeiner Krönung zu zeichnen.“ So fanden ihn die Repräſentanten der Nation, die ihn an ſeine Pflicht, gegen die Willkür Repnin's Proteſt einzulegen, erinnerten. Von ihren Bitten beſtürmt, ſchickte der Verräther

*) Bericht des Nuntius vom 23. März und 27. April 1771 bei Theiner 4 b, 387, 388, 390.

und Freunde Polens die Delinquenten
weil dieſe die Reinheit und Uneige
ſichten der Czarin zu verdächtigen
werde auch ferner, wie bisher, ohne alle
Polens befördern und der polniſchen
angedeihen laſſen *). Und in ähnliche
Katharina, als man ſie um Freigebung
Die uneigennützige und reine Liebe, ſ
1767, die ſie dem edlen Volk der Pol
ihr nicht dem Geſuche zu willfahren, ſo
demſelben Wege, auf welchem ſie ſeither
erſtrebt habe, conſequent fortzuwandeln.
Warſchau habe nur ihre Befehle vollzoge
wiegler aus dem Lande entfernt habe
Ruhe und Geſetzlichkeit in Freiheit ſetze
ihren verderblichen Anſchlägen gewiſſenlo

Repnin verlangte ſogar, daß die ge
Biſchöfe und Senatoren von den Polen
und Majeſtätsbeleidiger verurtheilt werden
der Czarin widerſetze, ſei ein Feind des
Die Polen, eröffnete er am 18. Oktober

nur zu handeln, und zwar ſo zu handeln, wie ſeine gnädige Gebieterin verlange. Wer auch nur murre, werde als Rebell behandelt. Repnin's Unverſchämtheit ging ſo weit, daß er in die Akten des Reichstags die Erklärung eintragen ließ: Wenn man der Czarin nicht gehorche, ſo werde er Warſchau der Plünderung preisgeben, das Land verwüſten und allen Widerſpenſtigen das Haupt auf dem Blutgerüſt abſchlagen laſſen. Ruſſiſche Grenadiere umſtanden in Schlachtreihen aufgeſtellt die Sitzungsſäle, immer bereit auf den erſten Wink Repnin's einzuhauen. Als einmal ein Landbote ein Wort der Oppoſition einlegte, fuhr ihn Repnin in öffentlicher Sitzung an: Sie ſind ein Narr, eine Beſtie! Wer auch nur einen Spaziergang vor der Stadt machen wollte, mußte ſich dazu einen ruſſiſchen Erlaubnißſchein verſchaffen*).

Die nationale Verzweiflung, ſchreibt der engliſche Geſandte in Warſchau am 21. Okt. 1767, über die Behandlung durch die Ruſſen ſei ſo groß, daß die kleinſte Ausſicht von der Fremde her hinreichend ſeyn würde, im Lande eine allgemeine Flamme zu entzünden**).

Aber während dieſer „nationalen Verzweiflung" trat in Warſchau die Verkommenheit eines großen Theiles des polniſchen Adels recht zu Tage. Namenlos war die Schmach, die insbeſondere der König auf ſich häufte. In der Geſellſchaft von Buhldirnen verhandelte er mit Repnin die wichtigſten Angelegenheiten der Nation, und Buhldirnen gaben manchmal die Entſcheidung ab, wenn ſich Beide über die paſſendſte Art der Erniedrigung Polens nicht verſtändigen konnten. Niemals iſt eine Nation von ihrem Könige der Art verrathen worden, wie Polen von dem ehemaligen Beiſchläfer der ruſſiſchen Czarin verrathen wurde***). Und eine nahe Verwandte des

*) Berichte des Nuntius vom 20. und 21. Oktober, 23. Dec. 1767 bei Theiner 4b, 235, 246. Vgl. Rulhière 2, 260 flg.

**) Bei Raumer 2, 119.

***) Rulhière 2, 262, 268.

nach der Deportation polnischer Bischöfe,
boten erschien der polnische Reichsprimas
Gnesen in neumodischem Gallakleid und
und der Bischof von Cujavien in der Tr
mit großem Gefolge im russischen Lager,
einer Schlacht beizuwohnen, welches Repn
zenden Bankett zu Ehren des Königs veran
von Cujavien gab Festlichkeiten zu Ehren
dann bald darauf öffentlich als „Narr"
zeichnete. Diese Bezeichnungen waren dipl
ausdrücke des russischen Botschafters. Der
kann in seinen Berichten nicht Worte
seine Entrüstung über das feile, ehrlose Tr
land verkauften polnischen Adels auszudrü
geglaubt, schreibt er am 28. Okt. 1767,
vor allem die Geistlichen so tief gesunke
zu freuen und Triumphe zu feiern über
Vaterlandes **).

Das Unglück Polens wurde auf dem
Der von Rußland bezüglich der politischen
Dissidenten diktirte Traktat ward unterzeic

worfen, das Gesetz über das Majoritätsvotum auf den Provinziallandtagen wurde beseitigt und das Liberum Veto so unumschränkt sanctionirt, daß selbst bei künftigen Königswahlen Stimmeneinheit herrschen und der Einspruch eines einzigen Adeligen genügen sollte, um eine getroffene Wahl ungültig zu machen. Alle diese widersinnigen Stipulationen wurden in der Form eines für alle Zeit unabänderlich gültigen Vertrags zwischen Rußland und der Republik festgestellt*), und auch mit Preußen wurde am 24. Februar 1768 ein ähnlicher Garantievertrag geschlossen. Polen war nun „faktisch und rechtlich" ein russischer Vasallenstaat geworden, und wiederum versprach Katharina „unter den heiligsten Eiden die Integrität des Landes zu erhalten, zu sichern und zu vertheidigen", während sie kurz vorher einen Ukas erlassen, der uns deutlich zeigt, daß sie sich schon als Herrin über Weißrußland ansah und diese polnische Provinz zu annexiren beabsichtigte**).

Aber Polen sollte auf dem Reichstag noch eine größere Schmach erdulden. Auf die diktatorische Forderung Repnins ward ein neuer griechisch-russischer Adel in Polen geschaffen. Fast zweihundert „verächtliche mittellose Creaturen", theils aus verschiedenen Ländern zusammengeströmte Abenteurers, die am tiefsten vor Repnin gekrochen, theils Polen von gemeiner Geburt, die aus der Erniedrigung ihres Vaterlandes Vortheil gezogen, erhielten die polnischen Adelsrechte und wurden demnach „souveräne Individuen"; unter Andern auch die berüchtigten russischen Henkersknechte Carr und Igel-

*) Traité perpétuel entre la République de Pologne et l'empire de la Russie vom 13/24 Februar 1768 bei Theiner 4 b, 247—264. D'Angeberg 30—40. Vergl. ferner das Aktenstück bei Theiner 4 b, 244. Eine gute Analyse des Vertrags zwischen Rußland und Polen gibt Theiner Neueste Zustände 200—208.

**) Bei Theiner 4 b, 221 als Beilage zu dem Bericht des Nuntius vom 2. September 1767.

ſchäfte beſaß, aufheben und dekretiren
aller Rechte in allen Provinzen der
reichend ſei*).

Schließlich zwang Repnin noch di
miſſion, an alle europäiſchen Höfe Ge
das Werk der ruſſiſchen Diktatur als
Freiheit und Unabhängigkeit Polens pr
niedrigte und geknechtete Nation ſollte
nun gar als ihre Befreierin verherrliche

Als thätigſter Helfershelfer Rußlan
Zeit der von Katharina mit ungeheue
ſtochene Reichsprimas Podoski erwieſen,
nun von der Czarin als ein neues Zei
Gnade den Großcordon des St. Andre
ſchrieb die Czarin am 28. März 1768
verräther, am meiſten zu dem Glücke bei
Republik durch die Freundſchaft Rußland
Patrioten zu Theil geworden ſei; die Na
ſeiner Thaten preiſen, und ſie, die Cz
ihre Gebete zu Gott, damit Gott ihn in
nehme**)!

Polen ſtaatlich zu ruſſificiren und durch politiſche Gleichſtellung der Diſſidenten eine den ruſſiſchen Zwecken dienſtbare politiſche Partei zu ſchaffen, ſondern er ſollte ihr auch als Hauptwerkzeug dienen, um die katholiſche Kirche Polens auszurotten und dadurch die völlige Vernichtung der polniſchen Nationalität zu ermöglichen. Denn darin beſtand der eigentliche Kern der ruſſiſchen Politik, welche die Czarin ſeit ihrer Thronbeſteigung in Polen verfolgte. Nachdem ſie die Gleichſtellung der Diſſidenten erwirkt und dadurch der katholiſchen Landeskirche den Lebensnerv durchſchnitten hatte, trat ſie mit ihren Plänen auf Trennung der Kirche von Rom, die ſie durch eine nach dem Muſter der ruſſiſchen Synode eingerichtete polniſche Nationalſynode erreichen wollte, offen hervor. Schon im J. 1764 hatte ihr der König Stanislaus Poniatowski ſeine Beihülfe zur Aufrichtung einer ſolchen Synode verſprochen*), und zur Zeit des Reichstags von 1767 legte Repnin den „Ausſchüſſen" beſtimmt formulirte Projekte vor, „durch welche alle Verbindung der Polen mit Rom und alle Abhängigkeit von Rom" aufgehoben werden ſollte**). Mehrere Biſchöfe proteſtirten feierlichſt dagegen in einer Denkſchrift, die ſie am 19. Dezember 1767 dem Könige einreichten. Sie ſeien, erklären ſie, von Schrecken erfüllt über das Vorhaben, durch eine unabhängige polniſche Nationalſynode, welche die höchſte kirchliche Jurisdiktion in Polen ausüben und kraft einer ihr von der weltlichen Gewalt übertragenen Machtvollkommenheit die Biſchöfe einſetzen und conſecriren ſolle, die katholiſche Landeskirche gänzlich von Rom zu trennen. Der König habe bei ſeiner Krönung ſich durch feierlichen Eid zum Schutze der katholiſchen Kirche verpflichtet, und wenn er auch jetzt in Sachen der Diſſidenten

*) Brief des Königs von Polen an Katharina bei Rulhière 2, 129.

**) Berichte des Nuntius vom 23. Dezember 1767 und vom 16. Jan. 1768 bei Theiner 4 b, 246, 267. Der Nuntius fürchtete viel mehr die Polen ſelbſt und insbeſondere den Primas als die Moskowiter.

nachgegeben, ſo möge er doch dem völligen Ruin der katholiſchen Kirche vorbeugen. Sich katholiſch nennen und ſich gleichzeitig vom Centrum und vom Oberhaupt der Kirche losſagen, ſei ein unvereinbarer Widerſpruch, der ein vollſtändiges Schisma Polens unausbleiblich zur Folge haben würde. Das Vorgehen ſei unerhört. Man habe den Diſſidenten alle für ſie verlangten ungewöhnlichen Vortheile bewilligt und die Katholiken müßten bereits unter dem Druck der Diſſidenten leiden, und darum ſei es unbegreiflich, daß die ruſſiſche Czarin, die von Gewiſſensfreiheit ſpreche und in ihren in ganz Europa verbreiteten Denkſchriften die katholiſche Kirche Polens nicht antaſten, ſondern in ihrem Glanze erhalten zu wollen verſpreche, jetzt mit Gewalt die Gewiſſen der Katholiken angreifen und ſie zwingen wolle ihren Glauben und ihre Dogmen zu ändern*).

Aber ſolche Vorſtellungen bewirkten Nichts. Repnin ging den ihm von der Czarin vorgezeichneten Weg. Als der Biſchof von Przemyśl in einer Commiſſionsſitzung im Januar 1768 mündlich ſeinen Proteſt gegen die Synode einlegte, fuhr der ruſſiſche Botſchafter wüthend von ſeinem Sitze auf, überhäufte den Kirchenfürſten mit Schmähungen und Schimpfreden aller Art und beſtand auf ſofortige Unterzeichnung der Vorlagen. Nur aus „beſonderer Gnade“ verſtand er ſich ſchließlich dazu, das Projekt auf eine nächſte Sitzung zu vertagen. Um die Mitglieder der Commiſſion willfährig zu machen, lud er einmal bei einem Gaſtmahl zum Trinken ein mit den Worten: „Dieſer Wein iſt ähnlich dem des verſtorbenen Biſchofs von Krakau“, und nun lief ſofort das Gerücht durch die Stadt, Soltik ſei vergiftet worden. Doch das Schreckmittel wirkte nicht. Trotz aller Einſchüchterungen

*) Bei Theiner 4b, 202—204. Rußlands Verſuche der Schismatiſirung Polens dauerten inzwiſchen ununterbrochen fort. Vergl. den Bericht des Nuntius vom 8. Juli 1767 bei Theiner 4b, 216.

und Schmähungen, die ſich in jeder Sitzung wiederholten, blieben die Biſchöfe und die Lithauer Deputirten ſtandhaft bei ihrer Verweigerung der Synode und nur im „engern Ausſchuß“ der Commiſſion ward Repnin's Projekt angenommen und ſollte als Artikel der Verfaſſung proklamirt werden. Dem päpſtlichen Nuntius ließ der Botſchafter bereits die Deportation nach Sibirien ankündigen und kein Biſchof wagte mehr mit dem Nuntius zu verkehren *).

Inzwiſchen aber war im Monat Februar 1768 der berühmte Proteſt des Landboten Karl Chreptowicz erſchienen, ein für alle Zeiten merkwürdiges Aktenſtück, welches in edler, einfacher Sprache, wie ſie die verfolgte Unſchuld ſpricht, die ruſſiſchen Gewaltthätigkeiten in Polen enthüllte und auf alle Gemüther eine unbeſchreibliche Wirkung ausübte. Man ſprach ſchon von einer neuen Conföderation, die ſich in Polen „für die Freiheit des Vaterlandes und die Religion“ bilde, und Katharina hielt es nun nicht mehr für gerathen, die „nationale Verzweiflung“ aufs Aeußerſte zu bringen, und gab ihrem Botſchafter die Weiſung, die Synode vorläufig fallen zu laſſen. Gegen Ende Februars verſammelte Repnin den „weitern Ausſchuß“ (grande délégation), zog ein Papier aus der Taſche, und ſprach: „Hier ſehen Sie, meine Herren, den von der Delegation verfaßten und gebilligten Entwurf gegen den römiſchen Hof, der offenbar jede Autorität des Papſtes in dieſem Königreich vernichtet. Ich habe Befehl von meiner Souveränin, Ihnen zu ſagen, daß ſie darauf nicht beſteht. Ich vernichte ihn alſo mit ihrer Erlaubniß, meine Herren“, und indem er ihn in Stücke zerriß, wendete er ſich zu Bohonolicz, einem äußerſt eifrigen Parteinehmer für die Autorität des heil. Stuhles, und ſagte: „Empfangen Sie von meiner Hand dieſen zerriſſenen Entwurf und bewahren Sie ihn wie eine

*) Berichte des Nuntius vom 16. und 17. Januar 1768 bei Theiner 4 b, 267, 268. Bericht des engliſchen Geſandten aus Petersburg vom 4. März 1768 bei Raumer 2, 181.

Reliquie!“ Einen andern, ihm von dem Reichsprimas Podoski eingereichten Entwurf: „Wie die Kirche Polens von Rom zu trennen“, zerriß er ebenfalls und überreichte die Stücke einem Biſchof mit den Worten: „Hiermit, Monſignore, machen Sie Ihre Aufwartung beim Nuntius!“ Hohn begleitete allenthalben die Gewalt. „Sie treiben die Sachen zu weit“, ſagte einmal der Graf Potocki zu Repnin. „Sie kennen noch nicht unſere Nation. Wir haben ein altes Sprüchwort, welches lautet: Man nimmt einem Polen leicht ſeinen Rock und ſein Kleid, will man ihm aber auch noch ſein Hemd nehmen, ſo nimmt er Alles wieder zurück.“ „Wer wird es wagen auch nur einen Laut von ſich zu geben“, entgegnete Repnin. „Ich“, erwiderte muthig der Graf: „in weniger als vierzehn Tagen werde ich mich an der Spitze einer Conföderation befinden und mit ihr gegen Alles, was Sie gethan, proteſtiren. Ich bin in Ihrer Gewalt. Laſſen Sie mich nach Belieben gefangen nehmen, Sie werden hierdurch Nichts gewinnen; fünfzigtauſend Polen denken wie ich.“

Bald darauf, am 29. Februar 1768 vereinigten ſich alle edlen Polen, denen die Religion und die Freiheit ihres Vaterlandes am Herzen lag, zu der Conföderation von Bar, um das ruſſiſche Joch abzuſchütteln, und gleichzeitig mit ihnen proteſtirte Papſt Clemens XIII. feierlichſt gegen die Gewaltſchritte der ruſſiſchen Czarin. Repnin lachte. Widerſtand gegen ſeine Herrin, ſagte er, ſei fruchtlos. Seine Herrin ſei allmächtig *).

*) Eſſen's Bericht vom 27. Februar 1768 bei Hermann 5, 427. Berichte des Nuntius vom 31. Januar und 10. Februar 1768 bei Theiner 4 b, 268. Die päpſtlichen Proteſte von 1767 und 1768 bei Theiner 4 b, 198, 201, 205—207, und bei Theiner Neueſte Zuſtände, Dokumentenband 60—80. Vergl. auch letzteres Werk im Text 208—222.

XXXII.

Das Antichriſtenthum unſerer Tage und die chriſtliche Apologetik.

II. Die beiden Götzen des Tages.

Die Zeitſtrömung unſerer Tage wird einerſeits genährt durch das trübe Waſſer des Materialismus, andererſeits durch die tendenziöſe Kritik des Rationalismus.

Beide ſind ſtagnirende Elemente, Kinder einer faulen Reaktion, kraftlos in ſich und doch mächtig wirkend wie das Geſetz der Trägheit. Wie jede Reaktion, ſo iſt auch dieſer Zeitgeiſt naturgemäß Skepticismus, der ſich nur an dem Widerſpruch gegen den wirklichen Fortſchritt nährt und zuletzt ſich ſelber aufzehrt. Die deutſche Bildung unter dem Drucke dieſer Elemente wäre für die Zukunft gefährdet, und der deutſche Geiſt wäre ein Samſon mit abgeſchnittenen Locken, wie das treffend bemerkt wurde *).

Noch immer iſt es eine Partei der Vertreter der ſogenannten exakten Wiſſenſchaften, welche in Ewigkeit über Kraft und Stoff und Maß und Gewicht nicht zum Gedanken kommen,

*) Dr. Faber: Der Materialismus in der deutſchen Literatur. (Deutſche Vierteljahrsſchrift 1864, I.)

denen nichts eine Wirklichkeit iſt, was ſie nicht mit Händen greifen und welche noch immer die Freiheit des Geiſtes läugnen, weil ſie den Geiſt umſonſt mit Laternen in der Unterwelt der Naturnothwendigkeit ſuchen. Darum müſſen ſie die „heiligen“ Naturgeſetze als abſoluten Gegenſatz gegen das Chriſtenthum hinſtellen. Auf der andern Seite iſt es der Skepticismus der „freien Kritik“, d. h. das Streben allem Poſitiven den Garaus zu machen, die chriſtliche Offenbarung und die Kirche als Hemmſchuh der Bildung und des Fortſchritts zu verdächtigen. Auf beiden Seiten iſt es die Fiktion einer ſubjektiven Hypotheſe, welche die Stelle der wirklichen Geſetze des religiöſen Lebens vertreten ſoll. Nur ſelten treten die eigentlichen Conſequenzen dieſes Strebens zu Tage, der vollſtändige Nihilismus; gewöhnlich umgeht man die Hauptfrage: weſſen Sohn iſt Chriſtus? Statt deſſen begnügt man ſich mit mageren Ausflüchten. Man meint die ſtrengen Conſequenzen eines Strauß beſeitigen zu können, indem man „die Perſon Jeſu möglichſt zurückſtellt“, ſich bloß auf dem Boden des rein „Aeſthetiſchen und Ethiſchen“ hält *). Von der Perſon Chriſti will man nichts hören, ſondern nur von dem „Geiſt ſeiner Lehre“, der das „einzig Wahre und Bleibende“ ſeyn ſoll. Glücklicher Weiſe iſt Strauß doch ein beſſerer Kenner der Kirchengeſchichte, um ſich von der Halbheit dieſes armſeligen Doketismus hinhalten zu laſſen. Er wußte doch zu gut, mit dem bloßen Ignoriren der Perſon Chriſti iſt es nicht abgethan; das hat ihm ja ſelbſt Renan beſſer abgelernt, daß man mit dem Uebernatürlichen zuerſt „fertig“ ſeyn muß. Es iſt immer die alte Leier von dem Chriſtenthum als bloßer „Moral“, womit man die Kluft ausflicken will. Dieſer Flachheit der „Moralreligion“ hat ihrer Zeit ſchon ein Weib auf den Grund geſehen. Die bekannte Mad. Staël hat Recht gehabt, wenn ſie meinte, das wäre eine religion sans raison. Man muß das Licht der eigenen Weisheit ſchon ſehr hoch

*) Allgemeine Zeitung, Beilage 21. Mai 1864: „Das Leben Jeſu“.

hinaushalten über die „Lichter" der Kirche, und von dem Verstand der Altvordern sehr geringen Respekt haben, oder von ihm nichts wissen, wenn man meint, in der fast zweitausendjährigen Entwicklung des christlichen Dogmas wäre solch ein Lückenbüßer nicht längst schon auf der Gasse zu finden. Solcher Zerfahrenheit gegenüber sind uns immerhin Strauß und Consorten ehrliche Leute, welche doch wissen was sie wollen.

Allerdings wissen wir, daß Strauß noch immer für sich allein das Recht behält zu bestimmen, was „vernünftig" ist. Wollen wir nur an einem Beispiel — statt der vielen — diese Vernunft uns etwas näher ansehen.

Wie erklären diese Vorkämpfer der „vorurtheilsfreien" Kritik so klare Stellen wie z. B. Hebr. 2, 4. Röm. 15, 18. I. Cor. 12, 9 ꝛc., wo der Apostel Paulus von Wundern und Charismen spricht, die er und mit ihm die christlichen Gemeinden nicht etwa bloß mit Augen gesehen oder gehört, sondern in ihren Wirkungen erfahren haben? Strauß geht daran stillschweigend vorüber. Das scheint uns für seinen Zweck das Vernünftigste zu seyn. Baur dagegen weiß uns Aufschluß zu geben. Das Charisma der Wunderheilung besteht ihm darin, „daß man die Genesung mehr oder minder zuversichtlich verhieß." Das ist doch ein ganz treffliches Mittel für unsere Heilkunde; wozu noch Allopathie und Homöopathie und wie sie alle heißen diese Pathien, wozu noch Arzt und Medizin? So eine „zuversichtliche Verheißung" kann ja der nächste Beste geben, und damit ist all das Heer von Krankheiten von der geplagten Menschheit gehoben!

Darauf beruft sich der Apostel mit der ganzen Kraft seiner sittlichen Energie gegenüber hartnäckigen Gegnern und apostatischen Juden als auf unzweifelhafte und von den Gegnern zugestandene Thatsachen. Wie hilft sich unsere „Kritik" gegen diese Thatsachen durch? Antwort: solche Thatsachen sind bloße „Visionen", Täuschungen des „gläubigen Entzückens", in welches damals nicht bloß der Apostel und

seine christlichen Gemeinden und nicht minder Heiden und Juden, welche diese Thatsachen nicht läugneten, verrückt waren; sondern die ganze christliche Welt. Und erst die moderne Kritik ist zur nüchternen Wahrheit gelangt. Freilich kommt dann noch eine Frage. Strauß und seine Freunde wissen sehr gut, daß auch im intellektuellen und sittlichen Gebiete die Größe einer Wirkung von der Größe der wirkenden Ursache bedingt ist. Nun glauben wir, gehört dazu eine ziemlich starke „Vision", welche im Stande ist unter den damaligen und heutigen Hindernissen die Welt zu besiegen, eine Lebensmacht zu werden. Eine solche Vision wäre ein viel größeres Wunder als das Christenthum — und bis heute ist die „Kritik" mit diesem „Wunder" noch nicht fertig geworden.

Doch noch ein Weg ist offen, das Christenthum könnte ja auch eine „Erfindung" seyn! Strauß hat vor zwanzig Jahren dafür den Namen „Mythus", „Messiasidee" gebraucht; in seiner Volksausgabe ist er schon deutlicher. Nun freilich meint von einem derartigen Erfinder bereits Rousseau Emil IV: L'inventeur en serait plus étonnant que le héros! Und der schmachvolle Tod des göttlichen Erlösers ist etwas derartiges, was keinen Erfindungsgeist anzieht. Die historische Person Christi, von der auch der Heide Tacitus weiß*), ist so originell und im Widerspruch mit der „Messiasidee" des gewöhnlichen Volkes, daß wir die Genialität einer solchen Erfindungsgabe selbst der „vorurtheilsfreien" Kritik absprechen müssen. Wir möchten darum diese Kritiker auch nicht beim Worte nehmen, ob sie vielleicht für ihre eigene „Erfindung" derartige Strapazen erduldet, wie sie ein Apostel Paulus aufzählt. Auch wissen wir noch keinen, der für die Erfindung

*) Tacitus Annal. l. XV. c. 44: Auctor nominis ejus Christus qui Tiberio imperitante per procuratorem Pontium Pilatum supplicio affectus erat.

der modernen Kritik ſich — nicht etwa martern, ſondern nur am kleinen Finger zwicken ließe.

Das iſt doch ein Umſtand, der uns wenigſtens etwas unvernünftig zu ſeyn ſcheint, wobei wir uns dagegen verwahren an der Vernunft des Dr. Strauß etwa rütteln zu wollen. Renan thut ſich hier ſchon leichter; er ſchwingt ſich auf dem leichten Rohr der Phraſe hin und her, ohne nur auf den Boden zu kommen. Von dem Zeugniß der Apoſtel hält er nicht viel, denn zwiſchen Petrus und Johannes findet er ſo — was bis jetzt noch Niemand gefunden — eine kleinliche „Eiferſucht", was ihr Zeugniß von der Auferſtehung verdächtigt. Dagegen iſt es das „ewig Weibliche" was den Autor und ſeine Leſer anzieht. Es iſt das Zeugniß der Maria, welche er ſchnell in eine Art hyſteriſchen Hellſehens verſetzt, etwas ſo Anziehendes und Erbauendes für den Franzoſen, daß er dabei ſelbſt in einen ähnlichen Zuſtand verfällt, und ausruft: „moments sacrés, où la passion d'une hallucinée donne au monde un Dieu ressuscité." Um dem franzöſiſchen Orakel ſeinen Nimbus zu laſſen, wollen wir daſſelbe auf dem Dreifuß der Phraſe ſitzen laſſen; uns hat dieſe franzöſiſche Pythia nichts Neues geſagt; wir wiſſen, es iſt die γυνὴ παροιστρος des Heiden Celſus. Freilich weiß uns dann Renan wieder nicht zu ſagen, wohin dann der Leib Chriſti gekommen iſt. Entweder haben ihn Jünger geſtohlen; dafür war bekanntlich geſorgt — oder er muß noch da ſeyn!

Stellen wir uns nur einen Augenblick auf die Seite der Gegner, geben wir uns die Mühe uns den Chriſtus, wie ihn uns die „Kritik" malt, mit all den innern Widerſprüchen, angethan mit den Fetzen des franzöſiſchen Christ des laboureurs, oder entblößt zum lebloſen Götzenbild des deutſchen „Begriffs" — uns ihn als Gründer einer einzigen weltgeſchichtlichen Religion zu denken, welche das alte Römerreich ſpaltete, die ausgebildetſten Culte zu Grabe trug, im Widerſpruch zu der feinen Gedankenbildung der griechiſchen Philoſophen, unter der Verfolgung der römiſchen Imperatoren, im

Kampfe mit all dem die Welt erobert, wilde Nationen cu
tivirt hat, die größten Geister der Weltgeschichte zu de
Ihrigen zählt, welche die Mutter der gegenwärtigen eur
päischen und Weltcultur ist! Wo ist da der Anfang, wo da
Ende der Narrheit dieser Hypothesen? Strauß hat Rech
„der Begriff eines Lebens Jesu ist ein verhängnißvoll
Begriff." So verhängnißvoll wird das „Fertigseyn" mit de
Uebernatürlichen, daß man an allem Menschlichen, und a
sich selber irre wird.

Sehen wir jetzt dieser „vorurtheilsfreien Kritik" a
den letzten Grund. Bei Renan haben wir schon erfahre
warum er „das Opfer" gebracht hat, die Offenbarung
läugnen. Wir wissen auch, daß die Söhne Israels, Levy
Frères, ihm dafür eine ziemliche Anzahl Silberlinge geopfe
haben, in Verhältniß zu welchen Judas sicher ein schlechte
„Geschäft" gemacht hat.

Strauß dagegen haben wir nicht so kennen gelernt; w
haben an ihm den Ernst und in manchen Partien die Stren
seines Studiums nebst einer seltenen Darstellungsgabe b
wundert. Sein erstes Leben Jesu und seine Dogmatik fi
ein Beweis seltener Resignation eines Gelehrten, welch
scheinbar sonst nichts Anderes wollte und anstrebte, als e
rein wissenschaftliches und kritisches Problem lösen. E
nach zwanzig Jahren offenbart sich, daß die „strenge u
vorurtheilsfreie Kritik" nicht so ganz voraussetzungs- u
zwecklos, so ohne alle Absicht und alles Vorurtheil war. J
seiner „Volksausgabe" des Lebens Jesu treten sehr praktisch
demagogische Zwecke in den Vordergrund. Während er früh
der goldenen Jugend Deutschlands, den Lichtfreunden, Au
geklärten und wie sie alle heißen, nur spitze Pfeile gegen d
„Aberglauben" des positiven Christenthums lieferte, ohne
sonstige Verbindung damit zu treten, reiht er sich in d
Volksausgabe mitten unter Ronge, Uhlich und die Deutsc
Katholiken ein, wir möchten sagen fast mit einem Knüpp
in der Hand. Die andere Hand reicht er dem leichtsinnige

Franzosen über den Rhein hinüber. Während dieser der Sache einen politisch-revolutionären Anstrich gibt, sucht Strauß der Revolution auf dem religiösen Gebiete auf die Beine zu helfen. Das politische Erwachen des deutschen Volkes will er dadurch herbeiführen, daß er die Reformation vollenden, d. h. alle positiven Dogmen welche Deutschland trennen, also das ganze Kirchenwesen, entfernen will. Auf diese Weise, meint er, könne Deutschland allein einig werden durch eine Religion wie der Deutschkatholicismus ist. Diesem Zwecke dient die „strenge, vorurtheilsfreie Kritik" eines Strauß: das positive Christenthum muß weggeschafft werden, um an dessen Stelle einen Mischmasch, eine Religion der Zukunft zu setzen. Dieß ist das Danaidenfaß der freien Kritik ohne Boden und Deckel! In dem Sande der „Zeitstimmen" verläuft sich der Strom, „der unaufhaltbare" wie das Strauß gemeint hat, einer solchen Kritik, und sein Resultat ist = Null.

Wäre uns der Raum gegönnt, so könnten wir ebenso leicht nachweisen, daß es dieselbe Sache mit der „Heiligkeit" und „ewigen Unveränderlichkeit der Naturgesetze" ist, wie mit der „freien Kritik". Beiderseits handelt es sich nicht etwa um die Wissenschaft als solche, sondern um die Sucht, Widersprüche gegen die christliche Offenbarung hervorzuziehen, mit welcher man innerlich entweder gebrochen hat; oder die man nur dem Namen nach kennt.

Das „Limitirtseyn" der Natur, welches seit Hume und Spinoza als Schlagwort gegen die Religion geltend gemacht wurde, ist ebenso wie der Mechanismus eines Carteſius und Leibniz durch die großen Fortschritte der neueren Naturwissenschaften in Trümmer gegangen. Die Naturwissenschaft im Großen hat den Blick erweitert und das geistige Gebiet von der Empirie nicht ausgeschlossen. Dieser glücklichen Verbindung der empirischen Untersuchung und der geistigen Kühnheit verdanken wir die fast riesigen Fortschritte auf diesem Gebiete. Ist damit etwa die Religion gefährdet? Das läßt sich Niemand einfallen, der weiß, daß die Naturgesetze und

die religiösen zwei verschiedenen Gebieten angehören. Nur der Sensualismus und Materialismus, welchem es keine Existenz als eine greifbare gibt, meint damit, daß er die Empirie als das einzige Moment der menschlichen Erkenntniß in Anspruch nimmt, gegen die Religion und den Geist überhaupt etwas zu vermögen. Nun weiß jede Philosophie und ebenso die Theologie, daß die Sinnenerkenntniß eines der Momente des Erkennens, aber das niederste derselben ist.

Es ist immer ein sicheres Zeichen des innern Zerfalles und der Barbarei des Geistes gewesen, sobald der Sensualismus die Oberhand gewann. Er aber ist es, welcher da und dort in Deutschland unter dem Titel „exakte Wissenschaft", dem Geiste Grenzen setzt und denselben zu etwas ganz Gleichgültigem degradirt, und darum die Gesetze des geistigen Lebens mit denen der niedern sinnlichen Natur confundirt. Daher sein principieller Widerspruch gegen das Christenthum.

Nun sind aber die Gesetze des sittlich freien, religiösen Lebens höherer Art als die der greifbaren Masse. Sie gründen zunächst auf der innern Erfahrung des Selbstbewußtseyns*), und bedürfen darum keines Beweises von Außen. Das Christenthum läßt der Naturforschung ihr Recht, und fordert nur das gleiche Recht für sich. Das erscheint dem Materialismus als Intoleranz, wenn die Kirche sich verwahrt gegen einen Eingriff in ihre Rechte; und doch ist nichts gewöhnlicher als die Gedankenlosigkeit dieser Richtung, die eigenen unbehilflichen Vorstellungen von geistigen Dingen den großen Ideen der Menschheit und des Christenthums zu unterschieben, um dann dagegen loszuschlagen. Was ist alltäglicher als das Geschrei, welches die Kirche als Feindin des Fortschritts mit allem Schmutze besudelt, weil diese eine Vermischung der beiden Gebiete, der Naturnothwendigkeit und der Freiheit verdammt?

*) Augustinus de Trinitate l. XV; 21: Intima scientia est, qua nos vivere scimus.

Wir können nicht weiter eingehen auf dieſen Kampf des gegenwärtigen Materialismus gegen das Chriſtenthum und alle geiſtigen Intereſſen deſſelben, gegen die ſittlichen Grundlagen unſeres Daſeyns*). Immerhin iſt die Zahl der Schriften nicht gering, welche principielle Barbarei des Geiſtes predigen. Was ſoll man dazu ſagen, wenn in naturwiſſenſchaftlichen Zeitſchriften dieſer Tage alle Monſtruoſitäten Vogts, Büchners u. ſ. w. nachgebetet werden; wenn daſelbſt die Gedanken „Ausſchwitzungen des Gehirns“ genannt, die Seele bloß als Coefficient ſtofflicher Veränderungen dargeſtellt wird? Dazu kommt noch daß dieſe Hypotheſen in ſogenannten „populären“ Schriften für Kunde der Natur unter die Maſſen geſchleudert werden, um jede geiſtige Anſchauung im Keime zu erſticken!

Freilich iſt dieſen Barbaren die Naturforſchung im großen Styl weit über den Kopf gewachſen. Es iſt das unermeßliche Reich der Imponderabilien, der Wärme, des Lichtes, des Magnetismus und der Elektricität, welche die engen Schranken des Materialismus durchbrechen und über ſich ſelber hinausweiſen zu einer höheren Urſache**).

So wenig Natur und Chriſtenthum Widerſprüche, ſo wenig die Naturforſchung und Theologie. Das Reich der Ideen iſt allerdings nur für das geiſtige Auge meßbar, aber ſein Daſeyn, ſeine Wirkung auf die materielle Welt kann auch der Blödeſte nicht in Abrede ſtellen.

Das tiefſte Streben des Menſchengeiſtes iſt zu allen Zeiten daſſelbe geweſen, die Bedürfniſſe der Menſchheit nach Wahrheit und Freiheit haben für die Völker immer die gleiche Bedeutung; dafür hat die Natur und die Materie kein Mittel, keine Löſung. Ebenſowenig vermögen die exakten Wiſſenſchaften etwas gegen die großen Gebrechen der Zeit, die

*) Vergl. u. A. die treffliche Zeitſchrift: „Natur und Offenbarung“ (Münſter) a. v. St.

**) Vergl. Humboldt Kosmos, III, 10.

Stürme der Leidenschaften, die sittliche Armuth, das Krebsüb des socialen Lebens.

Damit sind wir unserm Zwecke näher gerückt, nämli der Frage über das Verhältniß der gegenwärtigen Apologet gegenüber den erwähnten negativen Tendenzen. Es ist keine Denkenden fremd, daß von Seite der Theologie und Phil sophie diesen Richtungen gegenüber mit bloßem Absprech und Negiren nichts gethan ist. Man muß das Ungethü bei den Hörnern packen!

Hier steht die Frage über das Wunder im Vorde grund. Die Theologie als Wissenschaft hat zu jeder Ze eine besondere Aufgabe zur Lösung gebracht; das ist ih Stellung in der Zeit überhaupt, daß sie aus dem reiche Schatze göttlicher Offenbarung die Fragen der Zeit zur Lösun bringt. Ebenso hat offenbar auch in dieser Beziehung unse Theologie eine besondere Aufgabe, das Verhältniß des natü lichen Lebens zum übernatürlichen bestimmter zu fassen. „Dari daß die Lehre von dem Wunder anders als ehedem gestalt und behandelt werden müsse, stimmen alle Theologen überein bemerkt ein tüchtiger Kenner der Sachlage*).

Das Wunder ist dem Theismus wesentlich, ebenso w der Pantheism kein Wunder kennt. Das Wunder ist n richtig zu verstehen im Ganzen der christlichen Weltanschauun Die Menschwerdung, das größte der Wunder, ist der Mitt punkt aller übernatürlichen Wirkungen. Jedes christlic Dogma setzt die Möglichkeit des Wunders voraus. D christliche Schöpfung, Erlösung, Heiligung, die Grundlage des Christenthums sind nur auf dem Boden des Wunde möglich. Das Wunder im weitesten Sinne ist der nov saeclorum ordo, die Grundbedingung des freien Verhältniss Gottes zur Welt. Diese Freiheit ist in der Menschwerdun offenbar geworden. Das Wunder ist also ein nothwendig Moment der göttlichen Vorsehung überhaupt, es ist nich

*) Dr. T. Köstlin, Jahrbücher für deutsche Theologie 1864. II. S. 21

bloß Zufälliges, Jenseitiges, Naturwidriges — keine Ungeheuerlichkeit. Diese Nothwendigkeit des freien göttlichen Rathschlusses muß man nur nicht mit der der Natur verwechseln; man muß sich nur bis zu dem Gedanken erheben können, daß Gottes ewige Freiheit auch eine vernünftige, darum gesetzmäßige, und keine müßige Willkür, ein beliebiges Hin- und Herspringen ist.

Dieses Gesetz göttlicher Liebeführung ist freilich nicht in dem Steine oder fossilen Knochen zu lesen; diese führen nur zu einer letzten Ursache. Es ist aber offenbar dem freien persönlichen Geiste und kann lebendige innere Erfahrung werden durch Hingabe an dasselbe im Glauben*). Dieses übernatürliche Moment des Christenthums ist gerade das ächt natürliche, wahrhaft menschliche. Alle wahre Humanität wird sich darnach bemessen, wieweit sie die Principien der christlichen Freiheit in sich ausgebildet hat. Das Opfer ist etwas specifisch Uebernatürliches, und doch ist es die Grundlage der socialen Ordnung. Eine principielle Läugnung des Uebernatürlichen kehrt sich ebenso gegen alles ächt Menschliche. Die Frage über das Wunder ist eine Frage über die Existenz des Christenthums, der Freiheit und Unsterblichkeit des Menschen.

Wie bemerkt ist der Begriff des Wunders, abstrakt für sich genommen, ein falscher; er erklärt sich nur im Zusammenhang mit den Zwecken des Christenthums. Ueber die Begriffe der niedern Naturordnung werden wir zu einem höhern Gesetze der Freiheit im Gottmenschen geführt. Die physischen Gesetze in ihrem Causalitätsnexus führen bis an die Schwelle des freien, persönlichen Lebens — wer da über diese Schwelle gehen will, muß das Zeugniß des Geistes, der Geschichte und der Religion anrufen.

Gewöhnlich werden Wunder und Gnade als freie göttliche Akte bezeichnet. Dieß ist richtig und wahr. Der ge-

*) Conf. Dante, Purgatorio XVII. v. 91 etc.

wöhnliche Verſtand denkt ſich dabei aber etwas ganz Falſches, nämlich ein ganz zufälliges und willkürliches Schalten und Walten, das da in keinem innern Zuſammenhang mit dem Plane der Erlöſung, Schöpfung und Heiligung ſteht. So entſtehen dann Monſtruoſitäten von Zufälligem, Naturwidrigem durch eine ordinäre Confuſion göttlicher Freiheit mit Willkür.

Das ſtellt ſich die antichriſtliche Tendenz unter Wunder vor; und wenn ſie dann dagegen losſchlägt, ſo kann man ihr den Windmühlenkampf nicht wehren. Nur ſoll ſie nicht meinen, das Wunder des Chriſtenthums getroffen zu haben; damit „fertig" zu ſeyn. Das Chriſtenthum weiß von einem ewig frei gewußten Plane Gottes mit der Welt; und von dieſem Einen Geſetze ſchließt ſie die Naturgeſetze nicht aus, ſo wenig als die Menſchwerdung die Schöpfung ausſchließt, ſondern eben als nothwendig vorausſetzt, einſchließt*). Es hat ſchon einen tiefern Sinn, wenn Hilarius von Poitiers, der tiefſinnige, die Vollendung der Schöpfung erſt mit der Geiſtesſendung datirt. Die Naturoffenbarung Gottes iſt die Vorausſetzung der Gnadenoffenbarung, und keineswegs für ſich als „fertige" zu denken, weil es nicht vernünftig iſt Gottes Werke als Stückwerk zu betrachten, da unſer Wiſſen Stückwerk iſt. Nur der todte Naturbegriff findet hier einen Widerſpruch. Die Natur in allen ihren Reichen iſt nichts Todtes, Fertiges im gewöhnlichen Sinn. Das haben die Alten gut gewußt. In neuerer Zeit haben die Reſultate der Geognoſie, die Erſcheinungen des Magnetism und der Elektricität, vor Allem aber die Aſtronomie hinlängliche Beweiſe davon gegeben**).

---

*) Conf. Thomas Aquin. Summa Theolog. P. I. qu. 15. a. 1: quia mundus non est casu factus, sed est factus a Deo per intellectum agentem, necesse est, quod in mente divina sit forma, ad similitudinem cujus mundus est factus.

**) Vergl. Humboldt, Kosmos IV. S. 48.

Der tiefste Begriff der Natur ist das Werden *). Ebenso wie die Natur, so ist auch das Christenthum nichts Fertiges, in dem Sinne als ob es eben eine „alte Geschichte", der Vergangenheit angehöre. Es ist in seinen entsündigenden, heilenden Wirkungen, mit seinem Einfluß auf die Gesittung der Völker und des Einzelnen ein Proceß, der erst vollendet ist am Ende der Tage. So wie die Gnade für die innere Seite des Menschen ein fortwährendes Wunder ist, so ist das Wunder der Natur den Zwecken des Christenthums entsprechend.

Die Existenz des Wunders, des Uebernatürlichen überhaupt ist für unsere Erkenntniß zunächst eine rein geschichtliche Thatsache, und kein mathematischer oder aprioriſcher Beweis. Es ist wie das Christenthum selber eine geschichtliche Lebensmacht, seine Gesetze und Beweise in sich selber tragend und dieselben offenbarend je nach den besondern Bedürfnissen der Menschheit. Freilich, wäre das Christenthum ein leeres Moralsystem, eine bloße Wahrheit im mathematischen Sinn, dann wäre allerdings ein Uebernatürliches überflüssig. Nur wäre da nicht zu begreifen, wie das Christenthum die Welt umgeschaffen, was noch kein System gethan. Knowledge alone is not a regenerator: ruft ein moderner Denker solchen Spiritualisten entgegen. Die Evangelien wissen freilich von so einer Theorie nichts; einstimmig lernen wir da Christum als neues Leben der Welt, als neuen Adam kennen, und das sind nicht leere Redeweisen! Nicht bloß die innere Erfahrung jedes wahren Christen bezeugt das, sondern gerade die negative Wissenschaft selber, welche seit achtzehn Jahrhunderten daran zerrt und nicht fertig wird. Die christliche Wahrheit ist kein todter Besitz, sondern Leben, es ist des Menschen innerstes Lebensmark.

Nachdem wir die schlimmen Folgen des Zeitgeistes für die christliche Weltanschauung gezeichnet, möchten wir auch

*) Aristoteles, Metaphys. l. X. cap. 11 etc.

die guten daran nicht verschweigen. Es scheint uns etwas Gutes und Heilbringendes daran zu liegen, daß durch die heftigen Angriffe die Theologie mitten hinein ins Leben gestellt wird, als eine Sache, welche jedes Menschen höchste Interessen berührt und nicht etwa der Zunft der Theologen allein angehört. Die heftigste Opposition gegen das positive Christenthum ist doch selbst eine Art Theologie; das daß ist keine Frage, nur das wie, das ist die Frage. Ebenso gut es keine Frage ist, daß alle Menschen Logik treiben, welche denken; aber welche Logik!

Hierin scheint uns der Zeitgeist selber eine Mahnung zu seyn an diejenigen welche berufen sind, sich nicht hinter die Thüre zu stellen, wenn draußen Stürme wehen. Haben uns doch die größten Kämpfe auch die größten Siege gebracht! Unter Sturm und Ungewitter hat das Christenthum sich das Haus gebaut; Wind und Wetter schaden dem Gebäude nicht; nur Eines, scheint mir, schadet der christlichen Bildung und darum auch der christlichen Wissenschaft: die Trägheit, die dumpfe Stille der Fäulniß! Die übermäßige Ruhe derer, welche in geistigen Dingen im Besitze sind und auf die Thorheiten, die täglich auf dem Markte des Lebens ausgeschrieen werden, bloß selbstgefällig herablächeln ohne sich über die Schwelle zu trauen, scheint uns nicht viel besser zu seyn, als der alle Farben schillernde Liberalism, der immer nur „Fanatismus" und „Intoleranz" zu schreien weiß, wenn klare Köpfe über die höchste Frage des Christenthums, die Person Christi, bestimmte Resultate wollen. Als ob darin der Fortschritt unserer Bildung bestehe, daß die leere Phrase derer, welchen das positive Christenthum zum „überwundenen Standpunkt" gehört, mehr Duldung zu beanspruchen habe, als der christliche Glaube und die ernste Wissenschaft.

III. Das Zeugniß eines Dahingeschiedenen.

Eine Schrift unter den vielen, welche in jüngster Zeit gegen Renan erschienen sind, möge darum mit wenigen Worten

beſprochen ſeyn, weil ſie den von uns oben bezeichneten allgemeinen Standpunkt einnimmt, nämlich die Stellung unſeres modernen Zeitgeiſtes zum Chriſtenthum ins Auge faßt; dann weil der Verfaſſer, ohne Zweifel einer der klarſten chriſtlichen Denker unſerer Gegenwart, hier ſein letztes Zeugniß für die Wahrheit des Chriſtenthums niedergelegt hat. Es iſt die Schrift Dr. M. Deutingers: „Renan und das Wunder, ein Beitrag zur chriſtlichen Apologetik.“ (München 1864).

Unter den trefflich gewählten Rubriken: 1) Alte und neue Zeit; 2) Renan und die Wiſſenſchaft; 3) der Fortſchritt und die Religion; 4) die Wiſſenſchaft und die Religion; 5) die Vollendung der Wiſſenſchaft durch die Religion; 6) die Naturgeſetze und das Wunder; 7) die Freiheit und das Wunder; 8) die Perſönlichkeit und das Wunder; 9) Chriſtus und das Wunder — ſtellt Deutinger den Angriffspunkt der modernen Negation, das Wunder nicht abſtrakt für ſich hin, ſondern er erblickt daſſelbe im großen Ganzen der chriſtlichen Weltanſchauung als einen integrirenden Theil des Chriſtenthums.

Er erörtert in dem Eingang die Natur der dem Chriſtenthum feindlichen Bewegung unſerer Tage, der Verbreitung derſelben unter die niederen Klaſſen. Sodann weist er darauf hin, daß der Widerſpruch gegen die Lehre von dem Gekreuzigten keineswegs etwas ſo Neues iſt, als das ſcheinen möchte. Das Chriſtenthum war ja von Anfang an Thorheit in den Augen der Welt. „Der ſtolze Römer, welcher die ganze bekannte Erde ſeiner Herrſchaft zinsbar wußte, hätte jeden Propheten mit Hohn von ſich gewieſen, der ihm geſagt hätte, in wenigen Jahrhunderten werde das Römerreich in Staub zerfallen und das verachtete Chriſtenthum die Welt beherrſchen. Dennoch geſchah das Unwahrſcheinliche, das Unglaubliche. Rom beugte ſich vor dem Kreuze, die Welt huldigte der Macht des Wortes und betete an, was ſie verfolgt und verſpottet hatte.“

Das Chriſtenthum, die Religion der Freiheit, der That und des Fortſchrittes wurde Träger der Weltcultur. „Die

entgegenſetzte, hat bisher immer zur
und zu einer neuen geiſtigen Umgeſt

Dann charakteriſirt der Verfaſſe
liche Zeitrichtung, als deren Sprech
Schwächen deſſelben und die Oberfl
ſo ruhigen Worten, mit ſo viel R
dargethan; die planmäßig angelegte,
ſteckte Perfidie gegen das Chriſtenthun
Leſer frappirt wird. Mit wahrhaft chriſt
läßt ſich hier der chriſtliche Apologe
die Erbärmlichkeit des Gegners mi
Grube gefallenen Thiere des Zeitgei
um 'es wieder herauf zu ziehen. D
muſtert die Schrift ſogar auf dem ge
der Romanſchreiberei. Sogar als
weil ihr Held eine ſchlechte Rolle ſpi

Für unſere Zeit und die Vorur
Abſchnitt: „der Fortſchritt und die Re
Intereſſe. Er ſteht dem Quell des he
ſeinen Grund; derſelbe iſt eine lau
unſerer Zeit. Es iſt die Parole „Fo

läugnen, und dieſe ſelbſt der Verachtung und dem Haſſe preisgeben. Die Religion, welche den Menſchen als Hemmſchuh des geiſtigen Fortſchrittes erſcheint, hört auf, Religion zu ſeyn.“ Nur den Fortſchritt, welcher ein Abirren vom letzten Ziele iſt und das ſittlich-religiöſe Leben gefährdet, muß die Kirche von ſich ausſchließen, damit ſchließt ſie aber nicht die Wiſſenſchaft aus. „Solange noch eine geiſtige Kraft im Menſchen lebt, welche eines weitern Fortſchrittes fähig iſt, wird ſie von der Religion nicht unberückſichtigt gelaſſen. Ein Stillſtand mitten auf dem Wege des Fortſchritts zum Beſſern wäre ebenſo mit dem Weſen der Religion, wie mit der Natur des Menſchen im Widerſpruch.“

Deutinger weiß auch, daß die Erfolge des Zeitgeiſtes häufig daher kommen, „daß es dem Geſchicke der Gegner und dem Ungeſchick mancher Apologeten gelungen iſt, die Welt zu überreden, Chriſtenthum und Kirche ſeien die beiden Hemmſchuhe des geiſtigen Fortſchrittes.“ Derſelbe weiß dem Fortſchritt der Wiſſenſchaft ebenſo das vollſte Recht zu wahren, als deſſen Einſeitigkeit zu charakteriſiren, gegen welche nur die Objektivität der Geſchichte und das wirkliche Leben ſchützt. Er deducirt ſodann das Grundgeſetz aller Erkenntniß, alſo auch der religiöſen. S. 42. Die Religion iſt höchſte Realität, der Zweck aller Wirklichkeit. „Gar Manches kann in dem Bereiche der Natur ſelbſt nicht aus wiſſenſchaftlichen Gründen erklärt werden, was ſich doch in der Erfahrung als beſtehend und wirkſam erweist. Kann aber die Naturwiſſenſchaft nicht einmal das eigene Gebiet vollſtändig überſchauen, mit welchem Rechte darf ſie ſich herausnehmen, außer und über ihr ſtehende Gebiete des Lebens nach ſich bemeſſen und beurtheilen zu wollen? Iſt doch das Leben nicht ein Theil der Wiſſenſchaft, ſondern die Wiſſenſchaft nur ein Theil des Lebens. Was aber vom Theile gilt, ſagt die Logik, gilt keineswegs auch vom Ganzen.“ Die Religion kann ebenſo wie das Leben ſelbſt „nie ganz in bloßes Wiſſen verflüchtigt werden.“ Auf dieſe Weiſe ſtellt der ſelige Verfaſſer die Wiſſenſchaft zum

wir können dem Gange der
folgen, und Solchen, die immer
ſchlagen über das mittelalterliche: phil
könnten wir rathen, ſich hier ein w
gemeint und nicht gemeint iſt.

Vielleicht als die trefflichſte Pa
ſchnitt: „Vollendung der Wiſſenſch
bezeichnen, wo die Aufgabe unſerer Z
Worten geſchildert iſt. S. 69 ff. „Z
göttliche Anſtalt, ſo wird es auch in
nicht untergehen, und Keinen von d
vertrauen, in den Wogen verſinken
gläubige Chriſt ſich ſcheuen, in die T
der Zeit ſich zu verſenken, wenn er die
Sendung in ſich trägt? ... Nur die
Stehenbleiben bei den Errungenſchaften
iſt gerade in einer Zeit, welche ſich in
den Fortſchritt beruft, am meiſten ge
von allen Wiſſenſchaften nur die theo
philoſophiſchen nicht an dem allgeme
theiligt hätten, den Schein von Wa
die dem ethiſchen und

S. 89 ff. Dieses tritt, wie bemerkt, im innern Zusammenhang mit der ganzen christlichen Offenbarung uns als Gegenstand der Forschung entgegen. Die verschiedenen Reiche des Daseyns mit ihren eigenen Gesetzen und Erscheinungsformen werden durchwandert bis herauf zum Reiche des persönlichen Lebens, dem Gipfel der Schöpfung. In diesem Reiche tritt das Wunder nicht als etwas Fremdartiges auf, da schon das persönliche Leben dem Unpersönlichen gegenüber ein Wunder ist. Im engsten Zusammenhange steht das Wunder mit dem Christenthum, der Religion der persönlichen Freiheit (S. 158):

„Nicht um für immer dem blinden Naturgesetze unterworfen zu seyn, ist die freie Seele geschaffen, sondern um zur Freiheit der Kinder Gottes zu gelangen. Diese Freiheit kann sie zwar jetzt noch nicht in ihrem vollen Umfange genießen und üben, aber ihre ganze Entfaltung deutet auf einen zukünftigen Besitz hin... Der Mensch ist berufen, ein neues Leben auf dem bereits fertigen Grunde der unfreien Naturgebiete zu gewinnen. Mit diesem neuen Leben beginnt ein neues Gesetz, von dem die Natur nichts weiß. Der menschliche Geist ist bestimmt, eine neue Lebensgemeinschaft mit Gott einzugehen und mittelst der Freiheit mit der göttlichen Liebe in lebendige Verbindung zu treten. Diese Wiedervereinigung des Menschen mit Gott wird möglich gemacht durch die Lebensgemeinschaft, in welche die sich offenbarende freie persönliche Liebe Gottes mit der menschlichen Natur getreten ist. Mit der Offenbarung dieser Liebe beginnt ein neues Reich, welches erst in einem zukünftigen Leben seine Vollendung erreichen kann. Diejenigen welche diesem neuen Gebote ihr Leben zum Opfer bringen, treten in eine höhere Lebensgemeinschaft ein, und werden, von der bloß natürlichen Lebensbedingung erlöst, zum vollen Besitze der Freiheit in der Liebe gelangen; diejenigen, welche diesem Gebote und dem Glauben ihr Herz verschließen, bleiben dem Gesetz der Natur unterthan, welches sie als das alleingültige anerkennen. „„Seht““, sagt der Apostel Paulus, „„ich sage euch ein Geheimniß: Wir werden zwar alle auferstehen, aber nicht alle verwandelt werden.““

Briefe des alten

An den Diplomaten a

(Geſchrieben auf einer Reiſe in der Sc

XXI.

Der deutſche Werth und die Boden
tianiſchen Feſtla

Vere

Der wunderherrliche Abend hat
Hügeln die man die Monti Berici n
wollt' ich nicht fahren und ſo habe
lieblichen Vicenza zugebracht. Seit
nun in dem alten Verona, in wel
Zeiten ſo ſchroff hervortreten, wie
anderen Ort.

neben dieser auf dem wenig belebten Platz der einsame Thurm, der Rest des Palastes von Pipin und der deutschen Kaiser nach ihm. Geh' ich von der Arena in östlicher Richtung und über die Etsch, so seh' ich auf den Höhen des Berges die neuen Thürme, viel weiter unten die Feste San Felice und am Fuße des Berges den Garten (Giardino Giusti) mit den weltberühmten Cypressen. Darf man der Sage glauben, so haben diese prächtigen Bäume noch die Burg gesehen, welche Dietrich von Bern auf den Trümmern des Capitols erbaut hat und jetzt sehen sie über sich an der Stelle des Capitols das mächtige Castell San Pietro. Die Castelle und die Thürme schauen ernst und ruhig auf die Stadt und die Gegend — die Schießscharten sind ihre Augen. Auf dem Platz bei der Arena (Piazza di Brà) drängte einst sich das Volk zu den Kämpfen der Gladiatoren, vielleicht zu den Martern der Christen; über diesen Platz ritten die deutschen Kaiser mit ihrem Gefolge, zogen die glänzenden Scaliger und ritt am Morgen des 6. Mai 1848 der Marschall Radetzky, als er entschlossen und ruhig durch die Porta nuova zu der Schlacht von Santa Lucia auszog. Auf diesem Platz wandeln jetzt Herren und Damen und österreichische Soldaten; auf diesem Platz spielt die Militär-Musik; im Angesicht der alten Arena sitzen die jungen Offiziere, rauchen Cigarren, trinken Kaffee, scherzen mit den Blumenmädchen und ihnen gegenüber stehen vor der Hauptwache einige Kanonen. Steig ich auf eine Höhe, etwa auf das Castell San Pietro oder auch nur auf die oberste Stufe der Arena, so liegen nördlich vor mir der blutgetränkte Hügelkranz von Sonna und Sommacampagna bis zu dem Kirchthurm von Santa Lucia; und wo gegen Abend die Hügel sich verlieren, da liegt Custozza und gegen Mittag dehnt sich dämmerig die Ebene bis zu dem Meer. Sieh mein Freund, da wollen sich denn gar eigenthümliche Gedanken hervordrängen, und ich würde mit denselben Dich nicht verschonen, wenn ich nicht andere Dinge besprechen wollte und zwar sehr ernste.

Du haſt den Wunſch ausgeſprochen, daß ich Dir in dem berühmten Feſtungsviereck erzähle und ſtehe ich b „zu Befehl“. Ich wandere in dem Raume herum, ich ſeh ich leſe, ich frage und wenn ich auch ein Stündlein in de Giardino Bauer ſitze — verſteht ſich auf der nördlichen Sei der Fontäne — ſo will ich doch jeden Abend ein Stückle ſchreiben.

Ich werde Deine Geduld nicht mißbrauchen; ich wer nicht mit der Nordſee anfangen um zu dem adriatiſch Meere zu kommen; ich werde Dich nicht auf die Firnen u die Hörner der Alpen führen, um Dir die Niederungen d italieniſchen Küſtenflüſſe zu zeigen. Wohl werde ich von Waſſe zügen ſprechen und von Gebirgen, von Culturen und v Verbindungen, wohl werde ich Dir mancherlei Geſtaltung des Bodens vorführen, aber ich werde Dich nicht mit de Einzelnheiten des Kriegsmannes quälen. Du biſt ja ni mein General und ich bin nicht auf Recognoſcirung ve ſendet; ich möchte in allgemeinen Zügen Dir eine richti Vorſtellung von der ſtrategiſchen Barre der penniniſchen Hal inſel erwecken. Nimm nur eine ordentliche Karte von Obe Italien zur Hand, und geſtatte mir, ehe ich zur Sache geh eine vorläufige Bemerkung.

Vor fünfzehn Jahren haben in dem Raum zwiſchen de Mincio und der Etſch die Oeſterreicher gegen Verrath u Uebermacht ſiegreich gefochten; in jenem engen Raum hat d alte Radetzky den Beſtand des öſterreichiſchen Kaiſerſtaat gerettet, Deutſchland ein mächtiges Bollwerk und die Ve bindung mit dem adriatiſchen Meere erhalten. Zu gleich Zeit haben die Profeſſoren, die Advokaten und andere Schwindl in der Paulskirche mit ihrer Zärtlichkeit für die Italien Parade gemacht; ſie haben den Schlüſſel unſerer Alpenpäſ ſie haben Deutſchlands Verbindung mit dem Mittelmeere d Feinden des deutſchen Namens ausliefern wollen und da h der vielgeprieſene und viel geläſterte Radowitz die gewichtig Worte geſprochen: „Wenn Oberitalien von Oeſterreich g

trennt ist, so beginnt die Vertheidigung unserer Südgrenze an der obern Etsch und am Tagliamento, statt am Tessin. Die erste dieser Linien führt nach Tyrol und Bayern, die andere ins Herz von Oesterreich. Es ist dieß der Unterschied den erst ein ganz unglücklicher Feldzug erzeugen würde. Wir müßten den Vertheidigungskampf da beginnen, wohin wir erst nach großen Verlusten und Niederlagen gedrängt werden könnten" . . . „Dasselbe gilt von der Westgrenze. Unsere kostspielige fortificatorische Sicherung der Oberrheinlinie wäre nutzlos, die Positionen im Schwarzwalde, die starke Festung Ulm und die obere Donau wären umgangen. Der Kampf begänne statt am Oberrhein in den Ebenen von Kärnthen und Bayern. Ein Drittel des deutschen Reiches wäre ohne Schuß verloren. Wollen wir nicht diesen unabsehbaren Nachtheil über uns heraufbeschwören, so müssen die Deutschen festen Fuß in Oberitalien behalten" . . . „Soll Deutschland auf einer seit Jahrhunderten gefährdeten Stelle gesichert seyn, so darf die venetianische Terra ferma und das Land bis zum Mincio nicht in fremde Hände kommen."

Diese Worte haben mächtig durch Deutschland geklungen, ihre einfache Wahrheit hat die Ränke des Verrathes verwirrt und das Geschrei der Thorheit niedergeschlagen. Seit dieser Zeit sind nun die Worte des Sachkenners in der Paulskirche tausendmal wiederholt, erläutert und ausgeführt worden. Tagesblätter, Journale und Flugschriften haben die politische und die militärische Bedeutung des Besitzes von Venetien und die nothwendigen Folgen der Abtretung erörtert. Hast Du, mein alter Freund, auch nicht die netten Schriften gelesen, in welchen ein österreichischer Hauptmann Aresin die strategische und die politische Bedeutung des Festungsviereckes und die Folgen des Verlustes von Venetien sehr klar und ausführlich darstellt*): so ist Dir doch das Gutachten oder

*) Diese Schriften sind die folgenden:

1) Das Festungsviereck von Ober-Italien, seine Bedeutung für Deutschland, die Schweiz und das

die Erklärung des großen preußischen Generalstabes gewiß nicht entgangen, und wie bei allen vernünftigen Leuten, ist auch bei Dir festgestellt, daß der Besitz von Venetien nicht eine speciell österreichische Sache, sondern daß er gefordert ist von Deutschlands Sicherheit und von Deutschlands Interessen.

Wird Oesterreich in Venetien angegriffen und kommt der Angriff von Westen, so trifft er zuerst den Raum, welchen man das Festungsviereck nennt. Dieser Raum ist in allen Büchern über Militärgeographie beschrieben und verschiedene Schriftsteller haben ihm besondere Abhandlungen gewidmet. Ein württembergischer Offizier hat zusammengestellt, was er gelesen, gehört und gesehen*). Ich habe das Büchlein bei mir; die Zusammenstellung hat mir manchmal recht gute Dienste gethan und ich kann sie auch jetzt noch gebrauchen. Wenn ich dem Verfasser bekannt wäre, so würde ich ihm meine Anerkennung und meinen Dank aussprechen, würde ihm aber guten Rath ertheilen für künftige Arbeiten und ich denke der junge Offizier würde den Rath des alten Soldaten nicht unfreundlich annehmen. An streng militärische Erörterungen seid ihr Herren Diplomaten nicht gewöhnt, sie liegen euerer Betrachtungsweise fern und darum können sie euch keine klaren Vorstellungen schaffen. Laß sehen, ob es mir gelingt.

Machtgleichgewicht von Europa. Wien. Hof- und Staatsdruckerei 1860. 28 Seit. gr. 8.

2) Der Besitz Venetiens. Entgegnungen. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung 1862. 45 Seit. kl. 8. (Ist auch in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei erschienen.)

Eine andere kleine Schrift glaube ich anführen zu müssen, sie ist ohne den Namen des Verfassers erschienen unter dem Titel:

Venedigs militärische Bedeutung für Oesterreich und Deutschland. Wien bei L. W. Seidel 1861. 24 Seit. 8.

*) Venetien mit dem Festungsviereck, eine militärisch-geographische Skizze von M. Biffart, Oberlieutenant im k. württemb. zweiten Infanterie-Regiment. Darmstadt und Leipzig 1863.

Leg' jetzt Deine Karte auf den Tiſch; ſuche das Stilfſer oder Wormſer Joch, gehe von dieſem in ſüdöſtlicher Richtung, ſteige über Firnen und Gletſcher zu dem Monte Criſtallo, gehe an der Spitze des Ortles vorüber nach den Martello Bergen; wende Dich dann gegen Südweſt immer auf dem Kamm fortgehend bis zu dem Dreiherrenhorn (Corno di Tre Signori), gehe wieder ſüdöſtlich zum Col di Montoz; verlaſſe die Höhen nicht, ſondern gehe ſüdöſtlich fort über den Col di Rabbio bei den Bergen des Tonal und über den Monte Sello bis zu dem Monte Piscano, verfolge Deinen Weg über die Vedrette Cerreſallo und über die Vedrette di Laris, zu den Höhen der Montagne Kerdenna und nun bleibe auf den Jochen bis Du zu dem Einfluß der Sarca in den Garda-See herabſteigſt.

Fahre auf dem Garda-See nach ſeiner ganzen Länge bis zu dem Austritt des Mincio und gehe mit dieſem bis zu ſeinem Einfluß in den Po; folge dem Lauf des Stromes in deſſen Delta und in dieſem gehe mit deſſen ſüdlichen Arme (Po di Goro) bis an das Meer*). An der See wende Dich gen Norden, überſchreite die andern Arme des Stromes und verfolge den Strand bis zu der nördlichen Mündung der Etſch (Porto Foſſone).

Gehe nun öſtlich dem Lauf des Fluſſes entgegen; tritt mit dieſem in das Gebirge, gehe in dem Etſchthal aufwärts bis zu der Mündung der Eiſack, und in dem Thal dieſes

*) Das alte, ziemlich verlaſſene Flußbett des Po heißt der Po di Volano. Sieht man ab von dieſem, ſo theilt ſich der Hauptfluß in zwei Arme, den Po di Goro und den Po di Maeſtro oder Po Grande. Der erſte, ſüdliche, hat fünf Mündungen, di Goro, delle Tolle, della Cammello, della Donzella und della Gnocca; der zweite, nördliche (Hauptarm) hat vier Mündungen, della Maeſtra, di Portovire, della Scoetta und di Levante, von denen einige wieder ſich theilen, ſo daß nur die Mündungen della Maeſtra, di Goro und della Gnocca den Schiffen zugänglich ſind.

Zuflusses aufsteigend erreiche die Höhe des Brenner. A
dem Brenner wende Dich gen Westen, klimme über den Oe
thaler Firn und über den Weißkogel, gehe weiter auf d
Höhen, welche den Engadin trennen bis wieder zum Stilfser Jo

So, mein Freund, hast Du den Umfang des Raum
abgelaufen, welchen der Angriff auf Venetien von We
her durchbrechen muß. Es ist ein classischer Boden der Krieg
geschichte; man könnte ein großes Verzeichniß der Gefech
der Treffen und der Schlachten aufführen, welche seit eine
Jahrtausend in diesem engen Raum geschlagen worden sin

Der bezeichnete Vertheidigungsraum fängt an in de
Hochgebirg und endet am Meer; er bietet alle Gestaltung
und Eigenthümlichkeiten des Bodens und aus diesen ergeb
sich sehr bestimmte Abschnitte desselben.

Der erste Abschnitt ist die Strecke von dem Kamm d
Alpen bis zum Albulathal, dem Garda-See und der Stra
nach Roveredo. Der zweite reicht von dem obern Ende d
Garda-See oder von dem Einfluß der Sarca bis zu de
Einfluß des Mincio in den Po bei Governolo unterha
Mantua, und der dritte von dem Einfluß des Mincio b
zu dem Meer.

Ich vermeide in meiner Darstellung gar gerne die han
werksmäßige Form und alle Erörterungen und alle Betrac
tungen sind mir zuwider, wenn sie nicht streng zur Sac
gehören. Soll ich Dir aber eine richtige Vorstellung v
dem berühmten Festungsviereck geben, so muß ich Dir d
Charakter des Bodens bezeichnen und wenn ich diesen Ch
rakter darstellen soll, so muß ich die Kenntniß der Erscheinung
des Flußlaufes in seinen verschiedenen Strecken und ihr
Arbeit voraussetzen. Bei den Flüssen in Oberitalien trete
die verschiedenen Erscheinungen des Laufes in kleinen Zwische
räumen sehr bestimmt, ich möchte sagen, mit großer Heftigk
ein — einfach deßhalb weil die Alpen sehr steil gegen Süd
abfallen und weil nur ein schmaler Landstrich zwischen d
See liegt und dem Fuß der Gebirge. Auf dem steilen Abhan

der Alpen ſtürzen die Waſſer als reißende Bergſtröme ab; die Hochwaſſer treten ſchnell ein und die Unterſchiede der Waſſerſtände ſind außerordentlich groß. Du kannſt in Ober-Italien über einen Fluß fahren und Du ſiehſt nur einen trockenen Graben, aber es kommen die hohen Waſſer von den hohen Alpen herab und da iſt es ein breites Waſſer, deſſen Uebergang einer langen Brücke bedarf. Dieſe Flüſſe ſchleppen nun ungeheure Maſſen von Geſchieben in die Ebene herab; noch ziemlich weit abwärts beſtehen dieſe Geſchiebe aus großem Material und ſowohl die Zertrümmerung dieſer, als die Abſchwemmungen liefern eine Menge kleiner Stoffe, die noch weit abwärts bis zu ihrer Ausmündung geſchleppt werden. Wenn, aus dem Hochland herausgetreten, die Flüſſe in Oberitalien auch noch bedeutende Gefälle haben, ſo iſt der Unterſchied zwiſchen dieſen und jenen in den nächſt obern Strecken doch immer ſehr groß und darum treten die Erſcheinungen der Niederungen oft faſt ohne Mittelglied ein. Die Hochufer flachen ſich ab gegen das ebene Land, die Flüſſe liegen zwiſchen Dämmen; ſie erhöhen ihre Sohlen und die Menſchen erhöhen die Dämme. Dieſe Wirthſchaft iſt in Venetien ſeit unvordenklichen Zeiten geführt und ſo iſt es gekommen, daß in großen Strecken nicht die Waſſerſpiegel nur, ſondern daß ſelbſt die Sohlen der Flüſſe höher liegen als das umgebende Land und ſo iſt es gekommen, daß man die Theilungen und die Verſumpfungen bald unterhalb der Strecken antrifft, in welchen der Fluß faſt noch ein Wildwaſſer iſt.

Die Weſtküſte des adriatiſchen Meeres und beſonders die Küſte des venetianiſchen Golfes iſt flach, längs deſſelben gehen keine Meeresſtrömungen, die Fluth ſteigt nicht hoch, wohl aber treiben die Stürme oft mächtige Waſſermaſſen über den Strand. Alle Bedingungen für die Bildung der Deltas ſind reichlich gegeben und ſo fangen dieſe verhältnißmäßig hoch oben an und nehmen einen guten Theil des Raumes zwiſchen dem Gebirg und der See.

Soviel im Allgemeinen. Von den einzelnen Stücken will ich Dir das Nöthige sagen in der Darstellung des Landstriches, durch welchen sie strömen. Laß' Dir jetzt diese Darstellung gefallen, ich hoffe, sie wird, wenn auch langweilig, doch nicht lang werden.

Der erste Abschnitt des bezeichneten Vertheidigungsraumes, dessen mittlere Länge etwa fünfzehn geogr. Meilen beträgt, hat zur obern Grenze den Kamm der Alpen von dem Stilfser Joch bis zu dem Brenner. Die untere Grenze ist, wie ich oben bemerkt habe, eine Linie etwa in der Richtung des Adula-Thales an den Garda-See nach Riva und von dort zwischen den südlichen Abfällen des Monte Bragnollo und Monte Biaeno und den nördlichen des Monte Baldo. In diesem Raum liegen sehr hohe Alpenspitzen z. B. der Ortelес mit einer Höhe von 3905 Met., und er enthält den höchsten und den niedrigsten Alpenpaß, das Stilfser Joch 2797 und den Brenner 1418 Met. über dem adriatischen Meer. Dieser Abschnitt des Vertheidigungsraumes, ganz in den sogenannten Orteler oder Trientiner Alpen liegend, hat den bekannten Charakter des Hochgebirges. Häufig zerrissene Gebirgsketten mit Firnen, Hörnern und Gletschern, hohe Joche nach allen Richtungen, deßhalb unzählige kleinere Thäler, welche in verschiedenen Richtungen ziehend, in die Hauptthäler d. h. in diejenigen Thäler einfallen, welche von dem Hauptkamm des Hochgebirges ausgehen, in der allgemeinen Abdachung des Gebirges fallen und streichen und an dessen südlichem Fuße sich öffnen. Der Hauptstock des Gebirges fällt unmittelbar von dessen Kamm sehr steil ab, die obern Theile der Thäler liegen schon weit unter diesen Höhen und deßhalb zeigt sich eine schöne Cultur in geringer Entfernung von dem Hauptkamm des Hochgebirges überall, wo die Thäler breiter und nicht von steilen felsigen Wänden eingeschlossen sind.

Die Adda entsteht nah an der Ortelес-Spitze, sie strömt in westlicher Richtung, erweitert sich in den Comer-See und tritt aus dessen östlichem Arme, dem sog. See von Lecco,

heraus, um ſich in den Po zu ergießen. Der Oglio entſpringt ganz nah abwärts, bildet den See von Iſeo und aus dieſem herausgetreten nimmt er in der Ebene die Chieſe auf, welche den Idro-See bildet, ſich in den Oglio ſtürzt und, mit dieſem vereinigt, in den Po eintritt. Dieſe Thäler gehören nicht unmittelbar in den Bereich der gegenwärtigen Erörterung, ſpäter aber wirſt Du ſchon ſehen, warum ich Dir ſie nenne.

Das Hauptthal in dem obern Abſchnitt des Vertheidigungsraumes iſt das Etſchthal. Die Etſch entſpringt hoch oben im Vintſchgau, ihre Quellen gehen von dem Stock des Gebatſch-Gebirges ab und ſammeln ſich auf der Malſer-Haide. Wie natürlich ſtrömt ſie anfangs, tief in das Gebirg eingeſchnitten, zwiſchen ſteilen, hohen Wänden, bald aber öffnet ſich das Thal und ſchon bei Meran ſind die Wände mit prachtvollen Weingärten bedeckt. Bei Botzen wo die wilde Eiſack, von dem Brenner abſtrömend, einfällt, iſt das Thal weit und fruchtbar. Es bleibt im Allgemeinen ein offenes Thal und in der ganzen Erſtreckung dieſes Abſchnittes wird es nur bei San Michele verengt, von ſteilen Felsterraſſen eingeſchloſſen, um bei Lavis, wo der Fluß dieſes Namens eintritt, ſich nach Trient und Roveredo wieder zu erweitern. Es iſt ein ſchönes fruchtbares Thal dieſes Etſchthal, und ſeine Cultur ſcheint in die älteſten Zeiten zurückzugehen. Ich habe wohl nicht nöthig Dir zu bemerken, daß in dem untern Theile dieſes Abſchnittes die Abdachungen der Berge ſanfter, die Thäler offener, die Dörfer häufiger, die Wege mehr unter ſich verbunden und vielfältiger werden, daß überhaupt das Gebirge zugänglicher wird und daß immer ſchöner der ſüdliche Pflanzenwuchs ſich entwickelt.

Der zweite Abſchnitt, etwa vierzehn Meilen lang, erſtreckt ſich von dem obern Ende des Garda-Sees abwärts bis zur Einmündung des Mincio in den Po und hat zur untern Grenze eine Linie, die von Governolo etwa nach Badia zieht. Im Weſten dieſes Abſchnittes liegt der Garda-See,

welcher sieben geogr. Meilen lang, an seinem obern End
nicht ganz eine halbe und an dem untern vollkommen zw
Meilen breit ist. Auf der östlichen Seite fließt die Etsch
und zwischen beiden liegt der Monte Baldo, welcher, a
seinem unteren Ende sich gabelnd, einen Höhenzug, den Mon
Belpo, gegen Südwesten bis zu dem See versendet, in welche
er, vorspringend, als Cap Vigilio ausgeht. Der Raum zwische
den beiden Zweigen ist das Längenthal des Tasso. D
Monte Baldo ist hier der letzte Abfall der Tyroler-Alpen
er hat den Charakter eines hohen Mittelgebirges, nicht sel
viele Ortschaften und meist schlechte Wege; er ist rauh i
Anbetracht seiner Lage, aber seine westliche Abdachung ge
über in ein bügeliges Hochland. Dieses fällt fast überal
steil ab in den See und diese steilen Abhänge sind die sonnige
Höhen, die mit ihrem südlichen Pflanzenwuchs über den tie
blauen Wassern den Beschauer entzücken. Oestlich bilden d
Abhänge die rechte Wand des Etschthales. Auf der link
östlichen Seite des Flusses treten die Höhen des Jura-Gebirg
und dessen Ausläufer heran. Auch gegen Süden endet d
Monte Baldo als ein bügeliges Hochland, welches sogleic
als das berühmte Plateau von Rivoli erscheint und steil u
felsig zur Etsch abfällt. Auf deren rechter Seite tritt e
Ausläufer der lessinischen Berge, der Monte Pastello her
und so bildet sich die tiefe enge Schlucht, die männiglich a
die Etschklause (Chiusa veneta) bekannt ist. Sie ist das Th
durch welches die Etsch aus dem Gebirge heraustritt.

Das bügelige Hochland, in welches die Abdachung d
Monte Baldo übergeht, setzt sich gen Süden fort und deh
sich, das untere Ende des Garda-Sees umfassend, gen West
bis nah an das Gebiet der Chiese. Der Fuß dieser Hügel
masse zieht in einem großen Bogen von Lonato über Castiglio
nach Volta, von da über Valeggio nach Custozza und Somm
campagna und dann über Sonna bis an die Etsch oberha
Buffolengo. Die allgemeine Abdachung ist demnach auf d
rechten Seite des Mincio gegen Südwest und auf der link

Seite gegen Südoſt und gegen Oſten gekehrt. Die Etſch fließt an dem öſtlichen Fuß dieſes Hochlandes, der Mincio durchbricht daſſelbe in ſeiner Mitte; zwiſchen beiden und mit beiden parallel fließen der Taſſo und die kleine Tione, die in dieſen Hügeln ſelber nah bei Paſtrengo entſpringt. Beide Flüſſe durchſetzen die Hügelmaſſe, jener wendet ſich dann gegen Oſten und fällt in die Etſch und dieſe dreht ſich nach Weſten um in den Mincio zu treten. Gegen all dieſe Gewäſſer dacht ſich das Hügelland ab und auf dieſen Abdachungen fließen wieder kleine Rieſel zu den größern Waſſern. So wird nun das Hochland durch tiefere Schluchten und durch flache Mulden in öſtlicher und in weſtlicher Richtung zerriſſen. Bemerkt man, daß die Maſſe dieſes Hochlandes keine ebene Platte iſt, ſondern daß ſich einzelne Kuppen zu namhaften Höhen erheben, ſo begreift man die Schwierigkeit der rechten Auffaſſung dieſes Bodens und es rechtfertigt ſich einigermaßen die Vorſtellung von geſonderten Höhenzügen, welche das untere Ende des Garda-Sees concentriſch umfaſſen.

Von dem bezeichneten, ſehr beſtimmten Fuß des Hügellandes anfangend, erſtreckt ſich das ebene Land, durchſchnittlich höchſtens 4 geogr. Meilen breit von beiden Hauptflüſſen eingefaßt, ohne Unterbrechung bis zu dem untern Ende dieſes Abſchnittes.

Betrachten wir nun die beiden Hauptflüſſe. Der Garda-See iſt das Becken der Sarca, welche bei Peſchiera als Mincio wieder austritt. Der Streifen Hügelland vor der weſtlichen Abdachung des Monte Baldo bildet das öſtliche Ufer des Sees, nur von der vorſpringenden Spitze des Cap Vigilio unterbrochen. Die Sarca hat ihre großen Geſchiebe auf dem tiefen Grund des Sees abgelegt, der Mincio führt nur noch mit, was er etwa in dem Hügellande abſpült, und deßhalb fließt er als klares tiefblaues Waſſer dahin. Selbſtverſtändlich iſt die Waſſermaſſe des Mincio bei weitem nicht ſo groß wie jene der Etſch, und die Waſſerſtände ſind, wie in jedem Fluß der aus einem See austritt, gleichförmiger als

in anderen Flüssen. Die Hochwasser steigen weniger hoch aber sie halten länger an. So weit der Mincio das Hügelland durchbricht, bilden die Abdachungen desselben seine Ufer und daher kömmt es, daß bald das eine, bald das andere überhöht ist. Bei Valeggio aus dem Hügelland ausgetreten hat der Fluß noch ein bedeutendes Gefälle, er hat sich demhalb Hochufer gebildet und zwischen diesen fließt er in einem schönen fruchtbaren Niederung. Weiter abwärts werden die Hochufer niedriger, die Niederung breiter, und an manchen Stellen schon sumpfig. Der Mincio erweitert sich in die Seen von Mantua und bei dem Austritt aus diesen ist er ein Niederungsfluß, welcher hoch eingedämmt in einem spitzen Winkel, dritthalb Meilen unterhalb dem genannten Platze in den Po eintritt. Auf seinem ganzen Lauf in der Ebene gibt der Fluß zahlreiche Canäle ab zur Bewässerung des Landes.

In seiner untersten Strecke ist der Mincio nicht mehr die Grenze zwischen dem österreichischen Venetien und dem Königreich Italien. Ehe er in den obern See eintritt, zieht die Grenzlinie zu dem Po, wo er unterhalb der Einmündung des Oglio einen eingehenden Bogen macht. Von hier an bildet der Po eine kleine Strecke weit die Grenze, aber bei Luzzara löst sich diese wiedet ab, und zieht auf dem rechten Ufer als Sehne des eingehenden Bogens wieder zu dem Strom, welcher nun die beiden Reiche scheidet bis an das Meer. Der Po, soweit er das österreichische Gebiet begrenzt oder demselben angehört, ist ein Niederungsstrom, eingefaßt von Deichen innerhalb welchen die große Wassermasse sich in wechselnden Rinnen verbreitet. Die Inseln und die Ufergelände der Flußrinnen sind mit Gebüschen bestanden, häufig als Waiden benützt und manchmal als Reisfelder angebaut.

Das war die westliche Einfassung unseres Abschnittes, gehen wir jetzt, um uns die östliche zu besehen.

Die Etsch tritt bei Volargne dicht unterhalb der Klause aus den Gebirgen. Sie strömt um die Hügel oder durchbricht

ſie und ſie hat ſich eine breite Niederung mit ſehr beſtimmten Hochufern geſchaffen. Auf der linken Seite wird ſie in einiger Entfernung von den Ausläufern der leſſiniſchen Berge begleitet, welche weiter abwärts dicht herantreten und dann ſogleich gegen Süden abfallen. Der Monte Caino iſt das Eck mit welchem die weſtliche Abdachung der leſſiniſchen Vorberge ſich in die ſüdliche wendet, und an dem Fuß, theilweis an dem Abhang, der weſtlichen Seite des ſcharfen Bergeckes liegt Verona.

Auch nach ihrem Austritt aus den Bergen iſt die Etſch noch immer ein Wildſtrom. Dieſen Charakter des Fluſſes kann jeder an den Rinnſalen und an der Geſtaltung der Ufer erkennen, und wer in Verona bei dem kleinſten Waſſer über eine Brücke geht, dem zeigen die Ablagerungen den Bergſtrom. Unterhalb Verona fließt der Strom ruhiger zwiſchen ſeinen Hochufern; aber dieſe werden allmählig niedriger, ſie verflachen ſich in die Ebene und in der Gegend von Zevio ſtellen ſich die Eindeichungen ein. Die Etſch gibt Seitenarme ab und ſpeist viele künſtliche Canäle Das Gefälle iſt kleiner geworden, ihr Bett iſt breiter, deſſen Sohle iſt weniger tief eingeſchnitten und ſtreckenweiſe von den abgelegten Geſchieben bedeutend erhöht; aber erſt abwärts von Legnago wird ſie ein eigentlicher Niederungsſtrom.

Kennſt Du den allgemeinen Charakter der beiden Flüſſe, ſo muß ich Dir jetzt auch mit kurzen Worten das Land ſchildern, welches zwiſchen denſelben ſich ausdehnt.

Das Hügelland iſt im Allgemeinen, wenn nicht ein ſchönes, doch ein reich geſegnetes Land. Die Kuppen der Höhen ſind meiſtens frei, manchmal kahl, aber die Abhänge und beſonders die flachen muldenförmigen Vertiefungen ſind mit prachtvollen Culturen bedeckt. Man nennt ſie gerne Terraſſencultur, weil die Böſchungen, durch Stützmauern gehalten, in Räume abgetheilt ſind, welche ſtufenförmig übereinander liegen. Dieſe Terraſſen nun ſind mit Obſt- und Orangebäumen bepflanzt oder ſie ſind Wein- oder Oelgärten.

Die Abhänge sind mit Oliven, mit Kastanien und Nuß
bäumen bedeckt; in den Vertiefungen liegen Felder und, w
Bewässerungen möglich sind, gar schöne Wiesen. Die Feld
sind mit Oliven- oder mit Maulbeerbäumen, mit lebendige
Hecken oder mit Mauern eingefaßt; diese von den Steine
erbaut, welche die fleißigen Menschen in den Feldern z
sammenlesen. Die dichte Bevölkerung wohnt in größern od
kleinern Orten, die häufig auf Anhöhen stehen; aber zwisch
den Feldern liegen in Menge zerstreute Häuser, Scheun
und Gebäude, welche dem sehr mannigfaltigen Betrieb d
Landwirthschaft nöthig sind. Alle Gebäude sind massig v
Steinen gebaut, haben dicke Mauern und kleine Fenster; e
jegliches ist ein fester vertheidigungsfähiger Posten. Zwische
den Orten, den Gebäuden und den Feldern laufen unzählig
Wege, aber dennoch ist der bedeckte Boden hemmend un
beschwerlich für jede kriegerische Bewegung.

Von dem Fuß der Hügelmasse auf der rechten und v
dem Fuß der lessinischen Berge auf der linken Seite d
Etsch erstreckt sich gen Süden unabsehbar die Ebene, u
unterbrochen von den vereinzelten Höhen der Monti Ber
bei Vicenza und der Colli Euganei welche aus der Nähe v
Padua bis in die Niederung des Meeres herabziehen. Die
Erhebungen aber liegen nicht mehr auf dem Boden, welch
wir betrachten. Von einer Höhe gesehen erscheint das La
als eine grüne ununterbrochene Fläche, aber bei näherer A
sicht erkennt man, daß höhere Platten und kleine Wellen a
der Ebene liegen. In seinem nördlichen Theile liegt d
Landstrich noch ziemlich hoch und die kleinen Flüsse, noch t
eingebettet, fließen in größeren oder in kleineren Niederung
zwischen Hochufern, deren Ränder und Böschungen mehr od
weniger scharf und bestimmt sind. Bald aber senkt sich d
Land, die Bewässerungscanäle werden häufiger; sie liegen je
schon zwischen Dämmen, und so ist der Boden mit eine
Netze von Wasserzügen bedeckt.

Die Ebene zwischen dem Mincio und der Etsch ist e

prachtvoller Landſtrich. Zwiſchen den Gewäſſern liegen ſchöne Felder und üppige Wieſen; der Boden liefert alle Erzeugniſſe in reichem Maße*). Bei dieſer Fruchtbarkeit wird das kleinſte Fleckchen nutzbar gemacht, deßhalb iſt der Boden in kleine Felder getheilt und auch hier ſind die Grenzen mit Hecken, mit Pflanzungen von Weinreben, mit Reihen von Oelweiden, Obſt- und Maulbeerbäumen beſetzt und zwiſchen dieſen werden die Reben als Guirlanden von dem einen Baum zu dem anderen gezogen. Wo der Boden rauher iſt, da tragen die Leute wieder die Steine zuſammen und umfaſſen mit dieſen ihre Felder. Bäume jeglicher Art ſtehen auf den Dämmen der Canäle und längs der Gewäſſer, und ſo wird das Land faſt zu einem lichten Wald, in welchem die Schwierigkeit der Bewegung noch bedeutend durch die Rebenguirlanden erhöht wird. Die Ortſchaften liegen nahe beiſammen, die Kirche mit dem ummauerten Kirchhof liegt häufig erhöht auf einer Welle des Bodens und, meiſtens tiefer, um dieſe herum die andern Gebäude. So findet der Maler bei jedem Schritt die ſchönſten Motive zu Landſchaften; der Kriegsmann aber ſieht die Schwierigkeit jeder Bewegung und die Vertheidigungsfähigkeit dieſer Kirchhöfe, die mit ihren dicken Mauern wahre Befeſtigungswerke ſind oder leicht dazu gemacht werden können.

Auf den höheren Platten und an den Rändern der Hochufer, deren rauher Boden durch keine Bewäſſerung gebeſſert werden kann, liegen wenig fruchtbare, manchmal ziemlich ausgedehnte, haideartige Strecken, welche allerdings der Bewegung keine Hinderniſſe machen, dagegen aber für den Unterhalt der Truppen auch keine Hilfsmittel geben. So z. B. die Haiden bei Prebione und bei Villafranca und das Hochland zunächſt bei Verona. Auf dieſen Strecken ſchafft die Mühe des Landmannes nur geringen Ertrag.

*) Die Wieſen werden viermal im Jahre gemäht; nach je fünfzehn Jahren werden ſie zu Aeckern umgebrochen, und dieſe geben ſieben Erndten in vier Jahren.

Wo die Ebene sich bedeutend gesenkt hat und wo da
Wasser reichlich herbeigeführt werden kann, da beginnen d
Reisfelder. Diese sind den größten Theil des Jahres hi
durch mit Wasser bedeckt und während der andern ein wahr
Sumpfboden, gangbar nur auf den Dämmen. Zuerst komm
diese Reisfelder nur einzeln vor, aber weiter abwärts bedeck
sie sehr große Flächen. In diesen Bodenstrecken ist die B
völkerung dünn, denn die Sumpfluft, welche diese Felder en
wickeln, erzeugt gefährliche Fieber und deßhalb ist in d
Nähe größerer Städte der Bau des Reises verboten. D
vielen Wässerungsgräben mit ihren Dämmen hindern jegli
Bewegung, selbst wenn die Felder trocken gelegt und zu Wies
benützt sind. Während der Jahre des Baues, wenn zeitwei
die Wasser abgelassen sind, kann kaum ein einzelner Man
viel weniger können Colonnen, Pferde und Fuhrwerke darüb
hingehen, und zu allen Zeiten ist die Sumpfluft gefährli
besonders wenn große Massen von Menschen und Thier
zusammengedrängt sind *).

---

*) Die Reisfelder sind große längliche Vierecke, als Räume für ei
Abtheilung in dem künstlichen Ueberwässerungssystem. Diese si
mit Gräben umgeben, welche, zwischen Dämmen liegend, d
Wasser zuführen oder abführen. Durch die kleinen Gräben, wel
das Wasser unmittelbar zu den Culturen bringen, wird der gr
Raum in regelmäßige kleine Vierecke getheilt; neben diesen Z
leitungsgraben laufen kleine Dämme, welche die Fußwege fü
deren die Wirthschaft bedarf. In dem Monat März wird d
Feld mit der Schaufel bearbeitet, dann wird dasselbe sogle
einige Zoll tief unter Wasser gesetzt. Wenn der Boden gänzl
erweicht, ein Sumpf geworden ist, dann wird der Reis gerad
in das Wasser gesäet und aus dem Wasser wächst nach kur
Zeit die junge Pflanze heraus. Mit zwei kurzen Unterbrechung
stehen die Reisfelder unter Wasser, bis sie im September, ein
Wochen vor der Erndte, gänzlich trocken gelegt werden. Di
Felder bleiben nun trocken während des ganzen Winters, and
werden wieder eine Zeit lang unter Wasser gesetzt, welches
später wieder abgelassen wird, damit man das Feld im Frühj

Der dritte Abſchnitt des Vertheidigungsraumes iſt nördlich von der erwähnten Linie begrenzt, welche von dem Po, wo bei Governolo der Mincio einmündet, zur Etſch zwiſchen Legnago und Badia zieht. Dieſer Abſchnitt, acht Meilen lang und durchſchnittlich nur wenig über zwei Meilen breit, iſt vollkommenes Niederland und wenn man ſagt, daß in den obern Theilen dieſes Landſtriches die Reisfelder vorherrſchen, in den niedern aber der Poleſin ſehr große Flächen bedeckt, ſo iſt der Charakter des Bodens bezeichnet. Um Dir jedoch eine Vorſtellung von dieſem Boden zu geben, muß ich wieder einige Bemerkungen über die Hauptſtröme vorausſchicken.

Der Po iſt recht eigentlich ein ſchiffbarer Fluß. Aus der Mündung di Goro gehen kleine Segelſchiffe neun Meilen weit aufwärts bis Poleſella. Das Gefälle des Stromes iſt ſehr klein geworden; ſeine Waſſermaſſen bedecken große Flächen und deßwegen liegen zwiſchen den Eindeichungen ſehr breite Räume. Dieſe Breite iſt aber ſehr verſchieden, ſie beträgt an manchen Stellen 340 bis 500 Met.; an andern Punkten aber rücken die Deiche bis auf 300 Met. zuſammen und bei Carbonaro beträgt dieſe Breite ſogar nur 150 Met.

Die Theilungen beginnen wo die Grenze den Strom wieder trifft. Die zahlreichen Arme führen große Waſſermaſſen ab und ſie haben deßhalb verſchiedene aber immer ſehr bedeutende Breiten, wechſelnd zwiſchen 40 und 200 Meter. Selbſtverſtändlich liegen alle dieſe Stromarme zwiſchen Dämmen, ſo wie die unzähligen kleinen Rinnen in welchen die Waſſer todt ſtehen oder langſam zu anderen ſchleichen und die Umgebung verſumpfen. In dem adriatiſchen Meer ſteigt die Fluth kaum einen Meter hoch, ſie kann nicht wie der Ozean

---

bearbeiten kann. Die Reisfelder werden niemals gedüngt, aber der Bau wird nur drei Jahre lang getrieben, dann auf zwei Jahre trocken gelegt und in dieſer Zeit erſcheint das Reisfeld als eine ſchöne, üppige Wieſe.

die Flüsse auf weite Strecken aufrollen, aber sie stauet
zurück und zwingt sie zur Ablagerung des Schlickes, welch
die schwache Strömung der Ebbe nicht in das Meer au
führt. So schreitet die Verlandung unaufhörlich und zw
sehr rasch vorwärts, und man rechnet, daß der Po jährli
nicht weniger als 66 Meter an seinen Mündungen anlege

Die Etsch, in diesem Abschnitte ein vollkommen
Niederungsfluß, nähert sich dem Po; ihr Hauptarm ist n
an der Mündung bei Cavanella nur eine Meile von de
Po della Maestra entfernt. Die große Breite, mit welcher d
Fluß in die unterste Abtheilung eintritt, vermindert sich na
der Theilung von 300 bis auf 150 Meter. Die Arme d
Etsch sind häufig mit jenen des Po verbunden und man sag
daß mittels der Schleuße von Castagnano jene in den Can
bianco und somit in diesen abgeleitet werden könne. Wer si
die Unzahl der größeren und kleineren Wasseradern zwisch
den beiden Hauptflüssen vorzustellen vermag, der kann s
ein Bild machen von dem verschlungenen Wirrsal von Wasse
und Sümpfen und Deichen.

Die Reisfelder erstrecken sich soweit, als der Boden,
gewisser Höhe über dem Meer liegend, noch einiges Gefä
hat; aber zwischen den Reisfeldern, und zwar zuerst in d
breiten Niederungen der Flüsse, erscheint der Polesin;
wird vorherrschend in dem Delta und geht endlich über
Lagunen und in vollkommene Sümpfe*). Der Polesin
scheint als eine schlammige Grasfläche von Sümpfen unt
brochen, von unzähligen todten Wassern durchschnitten. Ke
Baum, keine Cultur ist sichtbar in diesen Flächen. Sie werd
zu Waiden benützt; an den besten Stellen wird Heu gemach
deßhalb gewahrt man kleine Gebäude, bestimmt um das Fut

*) Ich weiß für Polesin kein entsprechendes deutsches Wo
„Marschland" drückt den Begriff nicht aus, denn die Marsch
z. B. in der nordalbingischen Halbinsel, werden bebaut und si
fruchtbar.

aufzubewahren und das Vieh zu überwintern; und wenn man bei dieſen oder unter den Heerden einen Menſchen erblickt, ſo zeigt das blaßgelbe zerfallene Geſicht, in welchem die dunklen Augen unheimlich groß herausſchauen, ſo zeigen die trägen Bewegungen das Fieber der Malaria oder deſſen Wirkung. Nur auf einzelnen etwas höheren Stellen liegen ſpärlich kleine Dörfer und nur ſelten erſcheint in der öden Fläche ein vereinzelter Kirchthurm, herausragend über die Deiche, mit welchen das Oertchen umfaßt iſt. Auf dieſem Boden können gedrängte Menſchenmaſſen nicht aushalten, und wenn unter dem ſchönen Himmel ein niederer Sumpfnebel unheimlich ſich über die Fläche legt, ſo fühlt man, daß darin Krankheit umgeht und der Tod.

Wollt ich recht methodiſch verfahren, ſo müßt ich Dir jetzt die Hauptſtraßen aufführen und als Kriegsmann die Operationslinien bezeichnen. Ich denke aber beſſer zu thun, wenn ich dieſe Bezeichnung bei der Betrachtung der Vertheidigung vornehme.

Jetzt hab' ich ein halbes Buch geſchrieben und doch lang nicht genug. Jeden Abend, einen einzigen ausgenommen, hab' ich an dem Schreibtiſch geſeſſen, aber ich habe niemals viel zu Stande gebracht, denn ich war müde von meinen Ausflügen. Ich muß die Mittheilungen über das Feſtungs-Viereck nun ſchon an irgend einem anderen Orte vollenden, denn ich eile nach Genua und ich muß doch in Brescia und in Bergamo ausſteigen.

Bis auf Weiteres

Dein N. N.

XXXIV.

Zeitläufe über Nordamerika.

II. Die Geſchichte der nördlichen Parteien; der Unterſchied der Kriegführung des Nordens und des Südens.

Für die conſervative („demokratiſche“) Partei des Nordens ſchien das Verbleiben der Südſtaaten in der Union eine Lebensfrage. Die Partei hatte ſich vierzig Jahre faſt ununterbrochen in der Regierung behauptet, aber immer nur durch die Beihülfe der Südſtaaten. Schieden dieſe aus, ſo mußte im Norden faſt nothwendig die Gegenpartei zur Herrſchaft gelangen, ohne Ausſicht übrig zu laſſen auf einen künftigen Syſtemwechſel zu Gunſten der Conſervativen. Die Lage der letztern war daher ſeit dem Beginn des Bürgerkriegs eine höchſt peinliche. Wollten ſie in die Lostrennung der ſüdlichen Staaten willigen, ſo ſchienen ſie ihre eigene Selbſtvernichtung zu betreiben; wollten ſie aber zur Fortſetzung des Bürgerkriegs beihelfen, ſo war vorauszuſehen, daß erſtens die radikale oder liberale Partei ſich um ſo mehr in der Herrſchaft feſtſetzen werde, je länger ihr die unermeßlichen Mittel der Kriegführung unbedingt zu Gebote ſtunden. Zweitens aber mußte der Kampf, je länger er dauerte, den vermeintlichen conſervativen Zweck, nämlich die Wiederherſtellung der Union

auf ihren alten ächten Grundlagen, um so gewisser unmöglich machen. Und so ist es nun bereits gekommen; wenn auch die Union in ihren vorigen Grenzen wieder zusammentritt, so ist doch dafür gesorgt, daß der Süden nie mehr mit den nördlichen Conservativen in einer übermächtigen Partei vereinigt seyn wird.

Die freie Selbstbestimmung der Einzelstaaten im Bund war das Princip der conservativen („demokratischen") Partei im Norden. Sie mußte den vollen Muth ihres Princips haben, um noch zu retten, was zu retten war. Aber nur ein kleiner Theil, die sogenannten „Friedensdemokraten", wagten den Frieden um jeden Preis, auch um den einer gütlichen Trennung der Union zu verlangen. Die Mehrheit machte liberale Concessionen, sie billigte die Fortsetzung des Kriegs; freilich unter der Bedingung, daß dann den gebändigten „Rebellen" die freie Selbstbestimmung zurückgegeben werde. Aber auf diese Bedingung hörte natürlich Niemand, am wenigsten das gemeine Volk. Dieses verstand nur, daß der Krieg fortgesetzt werden müsse, und da war es am natürlichsten, daß die Gewalt in den Händen derer blieb, welche den Krieg bisher geführt hatten. So verlor die conservative Partei ihren innern Zusammenhalt und ihren Einfluß auf das Volk; die Gegenpartei aber war mit den in ihre Hand gelegten diktatorischen Mitteln bald im Stande einen Druck zu üben, unter dem jeder Widerstand verstummen mußte. Das war die jüngste Lage im Norden der ehemaligen Union.

Es gab einen Moment, wo die herrschende Partei auf ihren Stühlen ernsthaft erzitterte, damals nämlich als die Congreßwahlen von zehn Staaten am 4. Nov. 1862 weit überwiegend conservativ ausgefallen waren. „Die Verzweiflung an der Zukunft auf nördlicher Seite", schrieb damals ein radikaler Eiferer, „beginnt nachgerade auch die Stärksten im Glauben zu übermannen; der Krieg wird wahrscheinlich bei der gänzlichen Unfähigkeit der herrschenden Partei, der Demoralisation des Heeres und der mehr moralischen als ma-

teriellen Erschöpfung des Volkes bald aufhören *). Besonde
galten die westlichen Staaten für sehr bedenklich; Ohio, I
diana, Illinois standen im Ruf mit dem Süden gehen
wollen, wenn nicht ein Schritt zum Frieden geschehe. S
Washington selbst erwartete man eine Explosion. Am 4. Mä
1863 endigte der 37. Bundescongreß. Er hatte noch u
mittelbar vor Thorschluß eine gewaltige diktatorische Ma
in die Hände des Präsidenten gelegt. Eine Finanz- und Ban
bill schaffte Geld in Hülle und Fülle, 1100 Millionen Doll
auf Einen Schlag; eine Conscriptionsbill unterwarf alle Männ
von 20 bis 45 Jahren der Aushebung; eine Indemnitätsbi
hob den gesetzlichen Schutz der Person für die ganze Unio
auf und ermächtigte den Präsidenten nach Belieben das Rec
des Belagerungszustandes einzuführen. Ein Aufschrei stumme
Verzweiflung ging durch die Massen; das Volk, hieß es, ver
fluche hundertfach den Geist tiefster Verkommenheit, welch
diesen Congreß beseelt habe. Daß die Versammlung
geistigen Capacitäten blutarm gewesen, gestanden selbst d
radikalen Berichte der Allg. Zeitung. Eine energische Ein
sprache der Conservativen hätte damals entscheidenden Erfol
haben können; aber unter den sich kreuzenden Interessen fand
sie den Muth des Princips nicht. Dagegen wußten die Männ
von Washington die vom 37. Congreß ihnen geliehenen Mach
mittel zu gebrauchen; Lincoln, bisher als unfähiger Schwäch
ling verrufen, setzte die Sporen ein; die conservative Be
wegung kam ins Stocken und rasch in Rückgang. Wie nah
sie aber dem Siege gewesen war, beweist die Thatsache, da
die Regierung im neuen Congreß trotz Allem nur eine Meh
heit von etwa 10 Stimmen besaß. Für sich allein und ohn
den Süden hatten die nördlichen Conservativen noch nie
viele Stimmen aufgebracht.

Seitdem ist eine Aenderung in den Berichten aus d
Union eingetreten, die den aufmerksamen Beobachter erstaun

*) Aus Newyork. Süddeutsche Zeitung vom 6. Februar 1863.

macht. Soeben hatte man noch gegen achtzig Preßorgane, den größten Theil des Volkes, namentlich der Frauen, die ganze Stadt Newyork, faſt die geſammte Damenwelt in der Hauptſtadt zu den „Verräthern“ und heimlichen Anhängern des Südens gezählt. Die radikalen Correſpondenten waren hierin ebenſo einſtimmig, wie in den Klagen über die Scandale in der Regierung zu Waſhington. Aber mit Einem Male verſtummte dieſe Sprache; man vernimmt ſeit Jahr und Tag nichts mehr von der gräulichen Wirthſchaft der herrſchenden Partei, nicht deßhalb weil ſie nicht mehr exiſtirt, ſondern weil Niemand mehr zu reden wagt. Wir haben vor zwei Jahren z. B. über die haarſträubenden Urtheile des Hrn. von Corvin berichtet*), den die Allg. Zeitung als ihren Correſpondenten hinüber geſendet hatte. Seitdem iſt er wie umgewechſelt; er hat Urtheil und Kritik verloren, und ſeine Berichte leſen ſich nicht mehr anders, als wenn ſie im Preßbureau des Herrn Lincoln diktirt wären. Woher dieſe merkwürdige Aenderung?

Augenſcheinlich kann man ſich nicht leicht eine zu hohe Vorſtellung von dem Terrorismus machen, den die Partei auf ihrem Herrſchaftsſitze ausübt. Man muß nur dabei nicht bloß an den Druck der brutalen Macht denken, obgleich auch dieſer nicht ausgeſchloſſen war. Er hat bei den Wahlen aller Art eine große Rolle geſpielt. So namentlich in Newyork, das ſeit dem Sommer 1863 von einer großen Truppenmacht ſtändig überwacht blieb. Die Schreckensſcenen, welche damals zwiſchen weißen Arbeitern und den Negern ſtattfanden, hatten den Vorwand geboten, nicht weniger als 25,000 Mann von der hartbedrängten Bundesarmee weg in die wichtige Stadt zu verlegen, und als die Präſidentenwahl herannahte, wurde überdieß noch der berüchtigte Butler als Commandant nach Newyork geſchickt. Die mildere Praxis beſtand darin, daß zu den zweifelhaften Wahlen, wie in Pennſylvanien, in

*) S. Hiſt.-pol. Blätter 51. Bd. S. 228 ff.

Ohio ꝛc., große Züge beurlaubter Soldaten von der Feld armee entsendet wurden, um dem Regierungs-Candidat zum Siege zu verhelfen. Noch einfacher machte es der Militärgouverneur in Tenneſſee, indem er Jeden von der Wahlurne ausſchloß, der nicht vorher einen körperlichen Eid auf das Lincoln'ſche Programm, den ſogenannten Loyalitätseid ſchwören wollte. Die Chicagoer Erklärung der conſervativen Partei vom 31. Aug. v. Js. klagte insbeſondere über dieſe Einmiſchung der Militärbehörden bei den Wahlen von Kentucky, Maryland, Miſſouri, Delaware als über „ſchmachvolle Verletzungen der Conſtitution.“ Sie klagte auch darüber, daß man nach Belieben und ohneweiters den Ausnahmszuſtand über unbequeme Perſonen und Oertlichkeiten verhänge, wo die Conſtitution freilich verboten, der 37. Bundescongreß aber dem Präſidenten erlaubt hat.

Ungleich größern Terrorismus als das Eiſen ſcheint indeß das Gold zu üben. Ein Credit von Milliarden iſt durch die Finger der herrſchenden Partei gerollt, und was das bei den öffentlichen Zuſtänden der nördlichen Republik beſagen will, das möge uns ein ganz unverdächtiger Zeuge erklären. Das Blatt des Nationalvereins hat ſich jüngſt aus dem Norden der Union ſchreiben laſſen: „Beſtände hier eine öffentliche Meinung als wahrer Ausdruck des Volkswillens, der unſelige Bürgerkrieg dürfte längſt beendigt ſeyn.“ Aber es gebe nur zwei Parteien, von welchen die am reichlichſten mit Geldmitteln verſehene die meiſten Stimmen erkaufen könne. Das allgemeine Stimmrecht „unter dem Einfluß niedriger Demagogen und der jetzt beſtehenden ungeheuern Corruption“ ſei die alleinige Urſache des Bürgerkriegs. Für Geld ſei bei dieſen Wahlen Alles zu haben und wieder für Geld auch Alles bei den Erwählten. „So ſprach ſich noch vor Kurzem ein mit den öffentlichen Verhältniſſen innigſt vertrauter einflußreicher Mann dahin aus, es gäbe keine für das öffentliche Wohl noch ſo verderbliche, aber zum Nutzen von Privaten gereichende Maßregel, welche ſich nicht im Congreß durchſetze

ließe, ständen nur hinreichend hohe Geldmittel zu Gebote.“ Nun erwäge man, daß die Partei in vier Jahren schon nahe an vier Milliarden Dollars Anlehen bezogen und Papiergeld gemacht hat, dabei aber doch die Soldaten im Feld über mehrmonatliche Soldrückstände zu klagen haben; daß ferner der Krieg die Zahl der zu vergebenden Civil- und Militärstellen mit unbegrenzter Gelegenheit zum Beutemachen höchst ansehnlich vermehrt hat; und man wird sich über gar nichts mehr wundern, am wenigsten darüber daß das eigentliche Volk, in dessen Namen die Partei den Krieg führt, dem Willen seiner Harpyen widerstandslos preisgegeben ist. „Daß der bisherige Präsident“, so schließt der gedachte Augenzeuge, „beim Bestehen der vorgeschilderten Corruption und seinem ungeheuern Amtseinfluß im Wahlkampfe die Stimmenmehrheit erhalten werde, war sicher vorauszusehen und nur die Ruhe und Ordnung, welche dabei stattfand, erinnerte noch an bessere Zeiten. Dagegen konnte in materieller Beziehung schon diese Wahl keine freie mehr genannt werden, und nur zu sehr dürfte zu befürchten seyn, daß dieß überhaupt die letzte freie Präsidentenwahl war“ *).

Nach dem Eisen und dem Gold gibt es endlich noch ein feineres geistiges Agens, welches mithilft, um das Volk willenlos in den Banden der herrschenden Partei zu erhalten. Es ist der fanatische Subjektivismus der amerikanischen Schriftgelehrten. Diese geistliche Parteinahme erscheint um so widerlicher, wenn man weiß, wie es eigentlich um die Theilnahme für die Neger steht, und wie dabei sehr wenig biblische Motive, dafür um so mehr Handelsinteressen mitwirken. Die Sklavenfrage ist aber der hauptsächliche Rechtstitel für die Einmischung der Prediger in den politischen Streit. Ein protestantischer Correspondent berichtet darüber: „Einen abstoßenden Eindruck macht es, daß selbst die Kirche, die Kanzel dem Parteiinteresse dienstbar gemacht wird, .. und statt des Worts

*) Wochenschrift des Nationalvereins vom 23. Februar 1865.

Gottes politische Fügungen in der Kirche erblickt; wen der Geistliche seine Zuhörer zum Haß und zur Verfolgung der politischen Gegner aufstachelt, dem Bürgerkrieg, den blu tigsten Maßregeln gegen den Süden das Wort redet; dur um wenn statt des Dieners Gottes ein politischer Fanatik vor dem Altar oder auf der Kanzel steht. Die katholische Kirche macht hiebei eine rühmliche Ausnahme; ... aber d Geistlichen der übrigen Kirchengesellschaften, der Presbyterianer der Episcopalen, der Methodisten, der Baptisten und w sonst diese Sekten heißen mögen, befleißigen sich, mit wenig Ausnahmen, mit Vorliebe dieses jedes religiöse Gefühl b leidigenden Verfahrens. Auffallend ist es, daß der überwegen größte Theil der nichtkatholischen Geistlichen der radikale Richtung huldigt und mit Eifer für die Fortdauer der co rumpirten Regierung Lincoln's ins Feuer geht" *).

Nun sind die Katholiken von den Lincolnianern übel deßhalb sehr übel angesehen, aber eine bessere Zukunft wi ihnen ihre besonnene Haltung lohnen. Sie haben sich a den trügerischen Vorwand der Neger-Befreiung nie einlassen sondern sind bei der Rechtsfrage stehen geblieben, und dar haben sie ihre Augen offen behalten. So lange die Wiede herstellung der alten Union zu hoffen war, stand allerdin auch der katholische Klerus im Norden patriotisch dafür ei an seiner Spitze der leider zu früh verstorbene Erzbisch Hughes von Newyork. Als aber die wahren Ziele der Parti ans Licht traten, da erklärte der berühmte Prälat öffentlich „eine kleine Republik mit Freiheit sei besser als eine gro Republik ohne Freiheit." Hätte damals, im Frühsommer v 1863, die conservative Partei sich zu gleichem Muth d Ueberzeugung erschwungen, so wäre sie jetzt nicht vernichtet

Trotz aller Künste des Terrorismus fürchtete in jen Zeit die radikale Partei selbst, daß die Geduld des Volke soweit es nur Lasten trägt und nicht vom Kriege

*) Neue Preuß. Zeitung vom 19. Nov. 1864.

macht, brechen werde. Und dieß wäre unzweifelhaft geschehen, wenn der Krieg das nördliche Volk in derselben Weise in Mitleidenschaft zöge wie das südliche. Das aber ist nicht der Fall — ein höchst wichtiger Unterschied! Der Norden kämpft mit Geld, der Süden mit Blut. Hier kostet es die Opfer der Gegenwart, dort wird die Zukunft mehr zu tragen haben. Im Süden bringt das Land seine Habe dar und schickt das allgemeine Aufgebot der Väter und Söhne des Volkes ins Feld; im Norden rücken Anleihen zu vier Milliarden, geworbene Armeen und erkaufte Söldner auf den Kampfplatz. Hier wird der Parteikrieg geführt, dort der Volkskrieg. Für den Norden streitet ein unvergleichliches materielles Uebergewicht, für den Süden ein moralischer Fond, von dem jener so viel wie nichts hat. Dieser Unterschied ist der Mühe werth, näher beleuchtet zu werden, denn aus ihm ergeben sich nicht nur die Wechselfälle des Kampfes, sondern namentlich auch die Bedingungen der Zukunft für die nördliche Union.

Wie wurde der Parteikrieg im Norden unterhalten? Am 1. April 1861 hat Hr. Lincoln bescheidentlich 75,000 Mann gefordert, um den widerspenstigen Süden zum Gehorsam zu bringen; es waren auf Frist gemiethete Milizen und bezahlte Einsteher. Bis zum Herbst 1863 waren allmählig 1,200,000 Mann aufgeboten worden, und am 17. November dieses Jahres verlangte Hr. Lincoln wieder 300,000 Rekruten. Man zweifelte schon damals, ob ein solches Contingent ohne Zwangsaushebung aufgebracht werden könne; es ging aber doch. Der Süden blieb indeß fortwährend Sieger, und im Juli 1864 schrieb der Präsident neuerdings 500,000 Rekruten aus. Im jetzigen Augenblick rechnet man gegen drittehalb Millionen Soldaten, welche die regierende Partei vom Lande nach und nach gefordert hat. Nun weiß man allerdings nicht, wie viel davon bloß auf dem Papiere stehen geblieben, oder vielmehr in klingender Münze in die Taschen der Machthaber gefallen ist. Das Conscriptionsgesetz vom Februar 1863 gestattete anfänglich das Loskaufen der Gezogenen gegen

Zahlung von 300 Dollars, und da von dieser Vergünstigu
Gebrauch machte wer nur immer konnte, so bekam die S
gierung zwar viel Geld, aber wenig Leute. Im Juli 18
wurde indeß das Recht des Loskaufs aufgehoben und n
die Stellvertretung gestattet. Daß ungeheure Massen v
Soldaten wirklich aufgestellt wurden, ergibt sich schon aus
Berechnung der Verluste; die Zahl der Gefallenen wurde sch
vor einem halben Jahre im Durchschnitt auf 500,000 an
geben; General Grant allein verlor binnen neun Woch
50,000 Mann an Todten und ebenso viele durch Wund
und Krankheit. Unter anderthalb Millionen Soldaten w
die effektive Aufstellung des Nordens jedenfalls nicht zurü
bleiben. Und doch wurde eine eigentliche Conscription, d
gleiche Wehrpflicht nicht ein einziges Mal ausgeführt; na
die auf den 15. Februar angesetzte Aushebung konnte ve
schoben werden, weil die freiwillige Werbung ausreichte. D
Geld hat Alles gethan!

Seit der Abänderung des Conscriptionsgesetzes ist zw
der „Preis des Menschenfleisches" sehr gestiegen. Man b
zahlt jetzt einem Einsteher 1000 Dollars Handgeld und da
kommt ein so hoher Sold, daß der Republik jeder einzel
Soldat ungefähr so hoch zu stehen kommt wie ein bayerisch
Landrichter. Inzwischen sitzt der ächte Vollblut-Yankee imm
noch daheim, seine Geschäfte machend; er hat aus der a
beitenden Classe namentlich die betrogenen Deutschen und I
länder hinausgeschickt, um die Schlachten der Partei zu schlage
Der ungeheure Sold zieht an, und die Einwanderung erwei
sich als unerschöpfliche Quelle für Kanonenfutter. Der Zu
fluß kommt noch immer in ganzen Schiffsladungen an, u
es entsteht keine Lücke, wenn diese Leute fallen, und wen
die Tausende von Proletariern der großen Städte decimi
werden, so bringt ihr Tod dem Staate keinen Nachtheil. Zu
letzt hat Hr. Lincoln noch Tausende emancipirter Neger i
die Armee eingereiht, die einzige Zwangsaushebung, welc
im Norden bis jetzt stattgefunden hat.

Ganz anders lastet der Volkskrieg auf dem Süden. Niemand kann sagen, was geschehen wäre, wenn im Norden nur ein einziges Mal die Conscription so rücksichtslos stattgefunden hätte, wie es im Süden schon im zweiten Jahre des Krieges der Fall war. Hier spielt das Geld nur insofern eine Rolle, als jeder Mann im Feld ein Theil des Volksvermögens ist. Es gibt im Süden weder große Städte noch fremde Söldlinge; mit Ausnahme weniger Tausende aus dem Westen ist jeder Soldat entweder Landbesitzer, Sklaveneigner oder Gewerbtreibender, mit seinem Tode geht ein unersetzbarer Bürger verloren und das jährliche Produkt seiner Thätigkeit. Im Süden bietet der Staat weder Werbegelder noch hohen Sold, nicht einmal der tägliche Unterhalt der Truppen wird vom Staat bestritten, soweit er über die nöthigsten Lebensmittel hinausgeht; sondern jede Grafschaft versorgt ihre Truppen mit Kleidungsstücken, Waffen und dem übrigen Bedarf, und steht den zurückgelassenen Familien der Soldaten nach Kräften bei. Die Südlinger sind daher schlecht ernährt, schlecht gekleidet und erst mit der Zeit erträglich bewaffnet. Auch sind ihre Armeen im Verhältniß zum Feinde klein, sie schlagen ihre Schlachten ohne Reserve, können deßhalb errungene Vortheile nicht leicht verfolgen, und dennoch war der Sieg mehr als drei Jahre lang an ihre Fahnen gefesselt, und noch halten sie das Feld mit Ehren.

Erwägt man das gewaltige Mißverhältniß zwischen der Volkszahl des Nordens und des Südens, so kann man die moralische Kraft und den Heroismus dieses Volkes nicht genug bewundern. Hr. Lincoln hat, wenigstens auf dem Papier, mehr als die Hälfte soviel Soldaten marschiren lassen, als sämmtliche weißen Bewohner der eigentlichen Südstaaten zählen. Selbst im Jahre 1861 betrug das ganze von den Südlingern beherrschte Gebiet kaum eine freie Bevölkerung von siebenthalb Millionen mit vierthalb Millionen Sklaven. Dieses Gebiet war aber schon im December 1863 reducirt auf 3,765,120 Freie und 2,439,275 Neger. Also nicht ganz

vier Millionen halten gegen ein Volk von faſt 20 Millionen, das vermöge ſeines Reichthums und günſtiger Umſtände, ohne ſein eigenes Menſchencapital merklich anzugreifen, die ungeheuerſten Armeen aufſtellt, noch immer das Feld. Im nördlichen Heer haben ſich wenige um Haus und Hof zu kümmern, im ſüdlichen die meiſten, weßhalb die beſcheidene Stärke dieſer Corps auch noch durch viele Abſenten geſchwächt wird. Der Norden hat längſt die Neger, ſo viele er zu bekommen wußte, als Kanonenfutter unter ſeine Fahnen geſtellt; der Süden hat dieſem letzten Mittel, ſo ſehr es von einer Seite her empfohlen wurde, bis auf die jüngſte Zeit widerſtrebt, nicht ſo faſt aus Furcht vor der Bewaffnung der Sklaven, als weil man auf die Schwarzen, die das Feuer fürchten und keine Diſciplin begreifen, wohl große Koſten verwenden, aber wenig militäriſches Vertrauen ſetzen kann.

Die Nachwelt wird einſt den heldenmäßigen Kampf der Südländer gegen eine ungeheure Uebermacht in ihre Ruhmestafeln graben; aber die Gegenwart wird das heroiſche Volk unterliegen ſehen, wenn nicht noch wunderbare Hülfe erſcheint. Die materielle Erſchöpfung nicht an Geld, ſondern an Menſchen ſteht vor der Thüre. Schon im vorigen Herbſt warnte ein aus der Gefangenſchaft heimgekehrter Unions-General dringend vor dem Frieden, da der Süden bereits von ſeinen letzten Hülfsmitteln zehre, und jeder Greis und jeder Knabe der eine Flinte zu tragen vermöge, aus jedem Winkel des Landes zu den Fahnen der beiden großen Armeen gerufen worden ſei. So ſieht der ächte Volkskrieg aus; beim Norden hingegen, der den Parteikrieg geführt hat, fragt es ſich nicht um die Erſchöpfung des Volkes ſondern des Credits. Er würde dann Frieden machen, wenn ihm das Geld auszugehen droht.

Nicht Volksheere ſondern Staatsſchulden hat die herrſchende Partei zu Waſhington in's Feuer geſchickt. Und über die Rieſenhaftigkeit dieſer Leiſtung, in kurzen vier Jahren eine öffentliche Schuld anzuhäufen, welche die Oeſterreichs um

mehr als das Doppelte übertrifft — wird die Nachwelt allerdings ſtaunen. Am 4. März 1861 betrug die ganze Unionsſchuld nur 83 Millionen, im Herbſt 1864 geſtand der officielle Nachweis ſchon 1859 Millionen Dollars*) zu, wobei das Papiergeld noch nicht mitgerechnet zu ſeyn ſcheint. Andere Berechnungen ſtiegen auf 2860 Millionen, und ſelbſt darunter könnten nicht alle Verbindlichkeiten der Union begriffen ſeyn, da die Bewilligungen der verſchiedenen Congreſſe bis zum 1. Juli 1864 über 3281 Millionen betragen hätten. Neueſtens iſt ein weiterer Credit von 600 Millionen Dollars hinzugekommen. Die vierte Milliarde wird demnach wohl bald voll ſeyn; mit andern Worten, die nördliche Staatsſchuld beträgt an Capital ſchon nahezu ſo viel wie die engliſche, ihre wucheriſchen Zinſen aber laſten noch weit ſchwerer auf einer Bevölkerung, die um ein Drittel kleiner iſt als die engliſche. Nicht eingerechnet ſind die gewaltigen Schulden der Einzelſtaaten, deren Banken ihre Baarzahlungen längſt alle eingeſtellt haben. Gar nicht berechnen läßt ſich endlich das längſt um zwei Drittel entwerthete Bundespapier-Geld; es beſteht nämlich der gegründete Verdacht, daß die willkürliche Notenfabrikation nicht nur in Waſhington alle Grenzen überſchritten, ſondern daß auch die Südſtaaten nördliches Papiergeld mitgemacht haben, ohne daß die nördliche Partei, wollte ſie nicht ihre eigene Valuta gänzlich entwerthen, über jene fatale Concurrenz auch nur Lärm ſchlagen durfte.

Nun hat man früher freilich gemeint, der Norden werde mit der Bundesſchuld ſeinerzeit kurzen Prozeß machen; er werde ſie nämlich mit einem einfachen Federſtrich löſchen, wie früher ſchon einzelne Bundesſtaaten mit dieſem Beiſpiel (repudiation genannt) vorangegangen ſeien. Indeß ſcheint doch die Schuld gerade durch ihre rieſenhafte Größe gegen die Möglichkeit eines ſolchen Verfahrens geſichert zu ſeyn. Aus

*) Der Dollar gilt bekanntlich 2 fl. 30 kr.

der Finanzlast des Bundes allein müssen sich somit unabsel
bare Veränderungen für die Zukunft der Republik ergebe
Bis 1861 gab es weder Bundessteuern noch Matrikelun
lagen. Seit 1863 besteht nun zwar ein Steuergesetz für d
Centralgewalt; aber es ist noch immer nicht klar, ob und w
das Gesetz ausgeführt ist. Bis jetzt scheint der Bund m
seinen direkten Einnahmen noch immer auf die gräulich hinau
geschraubten Zölle beschränkt gewesen zu seyn — bei ein
Schuld von fast vier Milliarden.

Woher die Südstaaten ihre Geldmittel zum Kriegführ
nahmen, das ist heute noch ein Räthsel. Gewiß ist, daß ih
Schuld an das Ausland nur gering ist, und daß sie die L
überhaupt viel weniger auf die Zukunft abwälzten, dafür ab
der Gegenwart um so größere Opfer zumutheten. Dazu g
hörten vor Allem die gesammten Baumwollen-Vorräthe. Ih
Papiergeld ist noch viel mehr entwerthet als das nördlich
es scheint aber auch nur als Cirkulationsmittel zu diene
„Wenn jeder Dollar davon verloren ginge", hat der Prä
dent Davis gesagt, „so würden wir doch nicht ärmer dadu
werden." Das ganze Finanzsystem des Südens ist vom nör
lichen verschieden; die Handelsbilanz desselben war im Ve
gleich zum Norden immer höchst günstig*); daher war d
Wohlhabenheit solider und besser vertheilt, und alle Verhä
nisse hatten den Vorzug der Einfachheit und Natürlichke
Nur der Süden konnte einen Volkskrieg führen, und d
Volkskrieg ist unendlich wohlfeiler als der Parteikrieg. E
weiterer Unterschied besteht darin, daß der Süden sich
helfen suchte, indem er allen Luxus verbannte und in all
Dingen die größte Einfachheit und Sparsamkeit einführ
während alle amerikanischen Berichte darin übereinstimme
daß im Norden der Uebermuth und die Verschwendung d
Bourgeoisie nie überschwänglicher gewesen sei als jetzt a

*) S. unten S. 599.

Zeit des entsetzlichen Bruderkriegs. Aus allen diesen Gründen würde sich das südliche Volk auch viel rascher und leichter erholen, wenn es seine Freiheit erringt und dem Norden allein die Sorge überlassen kann, was nach beendigtem Krieg mit den colossalen Söldner-Heeren und der riesigen Staatsschuld zu machen sei.

Aber menschlichem Ermessen nach wird der Süden der Uebermacht unterliegen. Nachdem das Volk vier Jahre lang in einmüthiger Begeisterung zusammengestanden, mehren sich Berichte über Entmuthigung und Zwiespalt, die Symptome der Erschöpfung. Daran trägt nicht zum geringen Theil die conservative Partei des Nordens die Schuld und der Fall des Südens wird ihre Strafe seyn. Von der Wiederaufrichtung der alten Union wird dann erst recht keine Rede seyn. Die neuen Verhältnisse werden von selbst neue Gestaltungen bedingen, und wie immer diese ausfallen mögen, jedenfalls wird sich die Politik jener Partei gänzlich verfehlt erweisen. Entweder trennt sich die Union für immer, oder es wird doch innerhalb derselben das conservative Gleichgewicht von früher nicht wiederkehren.

Es hat nicht an Männern gefehlt, welche diesen nothwendigen Gang der Dinge voraussahen. Das waren die „Friedensdemokraten" unter Vallandigham. Sie verlangten Waffenstillstand und Verhandlungen mit den Südlingern, die entweder gutwillig in die Union zurücktreten oder als unabhängige Macht anerkannt werden sollten. Dieser Standpunkt allein lag im freien Geist der amerikanischen Constitution, er allein war der herrschenden Partei gefährlich und er fand auch damals gewaltigen Anklang im Volke. Hr. Lincoln wäre am 8. Nov. 1864 nicht wiedergewählt worden, wenn nicht die Mehrheit der Conservativen eine andere Richtung eingeschlagen hätte. Man nannte sie „Kriegsdemokraten", weil sie darauf bestanden, daß die Südlinger allerdings mit Gewalt der Waffen zur Rückkehr in die Union gezwungen werden müßten. Sie machten freilich die Be-

dingung, daß dann den Besiegten die verfassungsmäßige Ga
verainetät der Einzelstaaten garantirt werden müsse, daß de
Eingriff in deren innere Angelegenheiten stattfinden dürf
am wenigsten in die Sklaverei, um „auf fanatische Wei
eine sociale und politische Gleichheit zwischen von Nat
verschiedenen Racen durchzusetzen." Nun hätte die radika
oder liberale Partei, ehe sie sich eine solche Restauration g
fallen ließ, jedenfalls lieber mit den Friedensfreunden a
jeden Preis gemeinsame Sache gemacht und ihrerseits sofo
auf Trennung vom Süden gedrungen. Aber sie wußte an
wohl, daß von den Conservativen mit Vorbehalt nichts
fürchten sei. Sie gab ihnen das zweideutige Schlagwort „loyal
und verfolgte um so energischer die allein richtig blickend
Friedensdemokraten. Vallandigham wurde processirt und d
Landes verwiesen, Long aus Ohio und Harris aus Maryla
aber entgingen mit Mühe dem Schicksal, als verrätherisch
Gönner der „Rebellen" aus dem Congreß ausgestoßen
werden.

Mit Muth und Principientreue hätte die conservati
(„demokratische") Partei an die Spitze einer großen Volk
bewegung treten und dem Verderben Einhalt thun könne
Die Halbheit der Kriegsdemokraten hat Alles vereitelt u
die schwere Niederlage der Partei bei der Präsidentenwa
herbeigeführt. Ihr erwähltes Haupt, der beliebte Obergener
Mac-Clellan, hat seitdem Amerika verlassen und reist zu
Zeitvertreib in Europa umher.

III. Die Negersklaverei-Frage.

Es ist nicht wahr, daß der furchtbare Bürgerkrieg f
die Befreiung der Neger unternommen wurde, aber es
wahr, daß die herrschende Partei es ohne den Neger zu de
erwünschten Kriege gar nicht gebracht hätte. Der unfreie Neg
mußte ihr den Vorwand bieten zu der ersten Einmischung
das Selbstbestimmungsrecht der Einzelstaaten. Der unfre

Neger diente dazu, um die Köpfe mit dem gehörigen Fanatismus gegen die südlichen Sklavenhalter zu entflammen. Der unfreie Neger wand den nöthigen Heiligenschein um das Haupt der Partei, wodurch das arglose Publikum und namentlich das faselnde Europa geblendet ward. Sind uns nicht die Haare zu Berg gestanden, als wir uns aus „Onkel Toms Hütte“ von der schrecklichen Lage dieser Schwarzen überzeugten, und sind diejenigen nicht unserer wärmsten Sympathien werth, welche gegen solche Gräuel endlich das Schwert der Gerechtigkeit und Humanität gezogen haben?!

Sehr apropos ist über diese Negerfrage vor Kurzem ein Schriftchen erschienen*), von dem wir nur bedauern, daß wir es nicht vollständig abdrucken können. Wir haben seit Jahren viel über das fragliche Thema gelesen, aber nichts Prägnanteres, Schlagenderes, Ueberzeugenderes. Die genaueste Sachkenntniß leuchtet aus jeder Zeile hervor und der Ton unbefangener Wahrheitsliebe ist unnachahmbar. Verfasser soll der jetzige Bischof von Charleston seyn; er selber nennt sich einfach einen katholischen Missionär, der sein ganzes Leben in den Staaten des Südens zugebracht und 24 Jahre daselbst die Seelsorge bei jeder Classe von Menschen, bei Herren und Sklaven, ausgeübt habe. An ihm bewährt sich neuerdings die Bemerkung, daß nur Fernstehende in das fanatische Geschrei der Nordpartei einstimmen können, niemals aber Einer, der die Sache täglich selbst vor Augen hat. Sein Endurtheil geht dahin, daß die Freiheit allerdings besser wäre als die Sklaverei, wie die Gesundheit besser sei als die Krankheit; wo aber die Krankheit einmal dasei, komme es darauf an, sie zu heilen und nicht die Kranken sammt den Aerzten todtzuschlagen.

Der Verfasser macht vor Allem darauf aufmerksam, daß

*) Die Sklaverei in den Südstaaten Nordamerika's. Dargestellt von einem katholischen Missionär. Frankfurt a. M. 1865.

es in den Südstaaten neu importirte schwarze Sklaven ge
nicht gebe, sondern alle im Lande geboren seien, zum The
schon in der zehnten Generation. Sie sind durchaus in ih
Verhältnisse eingelebt, so daß sie sich sehr oft weigern d
ihnen angebotene Freiheit anzunehmen. Allen ist der He
verpflichtet angemessenen Unterhalt von der Geburt bis zu
Tode zu gewähren. Ihre regelmäßige Lage ist so, daß ein gut
Theil unserer Fabrikarbeiter sie beneiden dürfte. Ihre Arbei
durch Sitte und Herkommen geregelt, ist bei guter Verpflegu
so leicht, daß dieselbe, abgesehen von den nur für die schwar
Haut erträglichen Klimaten, für deutsche oder englische Arbeit
Kinderspiel wäre*). Die Sklaven sind auch im Allgemeine
ihren Herren sehr anhänglich. Strafen muß es freilich gebe
aber Fälle von Grausamkeit sind selten und stets den gesetz
lichen Strafen unterworfen, so zwar daß „es leichter ist, de
Todesstrafe zu entgehen, nach der Tödtung von drei Weiße
als nach der Tödtung eines einzigen Negers." Auch Fäl
des Concubinats mit den Herren kommen vor, aber sie we
den von der öffentlichen Meinung nicht weniger verdamm
als ähnliche Verhältnisse mit weißen Frauen. Die Angabe
daß die Neger in der Weise des Zuchtviehs gepaart würde
erklärt der Verfasser für eine abscheuliche Verleumdung, d
der Haß der Puritaner erfunden habe. Wahr ist es, d
die Neger keinen Elementar-Unterricht erhalten dürfen; ab
die betreffenden Gesetze sind alle neuern Datums und sollt
nur die Mittel zerstören, mit denen nichtswürdige Aufrühr

*) Man muß mit diesen und den folgenden Thatsachen die bla
phemische Botschaft Lincolns vom 4. März d. Js. vergleichen, i
er von dem „durch 250jährige unbezahlte Arbeit aufgehäuft
Reichthum" spricht, und sich wundert, daß „Jemand es wag
sollte den Beistand Gottes anzurufen, um Brod aus dem Schwe
des Angesichts anderer Menschen zu pressen." Ja, wenn der blu
dürstige Fanatiker in Washington von den weißen Sklaven i
Civilisation so sprechen wollte, dann hätte er mehr Recht!

aus sicherer Ferne mit großer Kunst und im Geheimen wirken konnten, um neue Gräuel von St. Domingo vorzubereiten. Freilich trifft dann dieses Schulverbot auch die protestantische Bibelpropaganda mit. Uebrigens haben die Neger das traditionelle Recht sich zu einer beliebigen Religion oder auch zu gar keiner zu bekennen. Der Verfasser lobt seine katholischen Neger, man finde unter ihnen oft exemplarische Fälle von Reinheit, eine Tugend die für sie die schwerste ist. Aber es sei dieß nur eine sehr kleine Zahl. Die meisten Neger bleiben, was ihnen vom Einfluß des protestantischen Sektenwesens besonders erleichtert wird, lieber ganz ungetauft, um dann bezüglich des andern Geschlechtes um so dissoluter leben zu können. Weil sie keine Taufe kennen, kennen sie auch keine Ehe.

Hier nun müßte der Hebel der Reform eingesetzt werden, aber er müßte ein christlich-pädagogischer seyn. Die Neger als Race sind sehr zu Ausschweifungen geneigt; eine plötzliche Emancipation ist für sie Gift. Der Verfasser versichert wiederholt, daß die freien Neger viel unmoralischer seien als die Sklaven, und daß mit der Emancipation die Unsittlichkeit ein unendlich größeres Verhältniß annehmen würde. Erst müßte man allmählig den Charakter der Schwarzen ändern und sie zu bessern Menschen erziehen, namentlich durch Förderung des Familienlebens, welches jetzt öfter von den Negern selbst als von ihren Herren mißachtet wird*). Ohne solche Vorbereitung emancipirt, würden die Neger zuerst meist in den Abgrund der Lüderlichkeit versinken und endlich durch den Racenhaß der Weißen vom Erdboden vertilgt werden. Im Süden, wo ihre Zahl groß ist, wäre der Racenkrieg fast un-

*) Der Verfasser bemerkt: „Was die katholischen Eigenthümer betrifft, so erkennen sie die Lehren der Kirche an und lassen sich von ihr leiten; sie halten es daher für eine Sünde, den gesetzlich verheiratheten Mann von seiner Frau zu trennen."

vermeidlich. Die freien Schwarzen sind im Norden der Un
und in Canada die Paria's dieser Länder und schlim
daran als Paria's. Das ist eine allbekannte Thatsache;
werden verächtlicher als Thiere angesehen, und die forc
Gleichstellung, welche von den radikalen Gesetzgebern
versucht wird, dürfte daran schwerlich viel ändern. „Nur
geringe Zahl rettet sie vor unaufhörlichen Ausbrüchen
Gewaltthaten, wie man sie zuweilen in Newyork und Ph
delphia sah. Dennoch gehen sie ihrem Untergang entgeg
Die Zahl der Sterbefälle unter ihnen übersteigt mindest
um ein Drittel die der Geburten und ihre Lage ist elend
erbärmlich." Man darf eben nicht vergessen, daß es sich
nicht um eine Emancipation handelt, bei der Herr und Sk
von derselben Race sind, wie es in früheren Zeiten in Eur
der Fall war. Dann wäre es freilich ein Leichtes; ein fr
gelassener wäre dann bald nicht mehr zu unterscheiden v
einem Menschen, der immer frei war.

Ein Vergleich mit andern Ländern legt übrigens
Annahme nahe, daß bei einem katholischen Volke die Sklav
frage nie zu einem so gefährlichen Grad leidenschaftlicher
hitzung geführt hätte wie jetzt in Nordamerika. Man w
auf dem einzig richtigen Mittelweg geblieben, das ere
Institut als ein nothwendiges Uebel anzusehen, das al
unter dem Einfluß der Religion und der Sittigung allmäh
entfernt werden müsse. Mit so bescheidenen Ansichten vertr
sich aber die dortige Willkür-Theologie nicht. Die Ein
lasen mit ihrem subjektiven Licht aus der Bibel, daß
Dienstbarkeit der Neger ein Gräuel vor dem Herrn sei,
sofort mit Gewalt ausgerottet werden müsse. „Ich glaub
daß Sharps Büchse das beste moralische Hülfsmittel geg
die Sklavenhalter ist": predigte der Bruder der Verfasser
von Onkel Toms Hütte. Hingegen bewies die anglikanisc
Synode des Südens von 1863 aus der Bibel, daß die Me
nung, als müsse die Sklaverei „dereinst" abgeschafft werde
nicht nur eine gehässige sondern eine irreligiöse Meinung se

Gegen ſolche bibliſchen Offenbarungen hat hinwieder ein beliebter Volksredner im Norden geläſtert: „Wir brauchen eine Antiſklaverei-Verfaſſung, eine Antiſklaverei-Bibel und einen Antiſklaverei-Gott.“ Der Verfaſſer gibt nicht undeutlich zu verſtehen, daß von ſolchen Extremen des ſubjektiven Chriſtenthums für die Schwarzen freilich in keiner Weiſe Heil zu erwarten ſei.

Unter Bezeugung des tiefſten Unmuths erinnert ſodann der Verfaſſer noch an eine andere Thatſache, welche auf die heutigen Beſtrebungen des Nordens und ſeiner Partei-Theologie ein wahrhaft haarſträubendes Licht wirft. Das Faktum iſt zwar im Allgemeinen bekannt, aber immer nicht genug gewürdigt. Es ſteht nämlich hiſtoriſch feſt, daß die Negerſklaverei von den Südſtaaten nicht ſelber eingeführt wurde; ſie haben ſich vielmehr in richtiger Vorahnung des Unheils wiederholt verwahrt und geweigert, aber ſie wurden vom engliſchen Mutterland und nachher vom Norden gezwungen, der Einfuhr von Negern kein Hinderniß entgegenzuſtellen. Namentlich Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgien erhoben mehrmals energiſchen Proteſt gegen den fortdauernden Neger-Import; aber England beſtand darauf, daß derſelbe, wie das Dekret von 1749 ſagt, zur Unterhaltung der Pflanzungen und Colonien ſehr vortheilhaft ſei. Nach dem Unabhängigkeits-Kriege verlangten die ſüdlichen Staaten in der Convention von 1787 abermals, daß die Einführung von Afrikanern ganz verboten werde. Aber die nördlichen Staaten, welche von jeher mehr Handel als Ackerbau trieben und mit ihren Sklavenſchiffen bedeutenden Gewinn machten, wollten ſich nicht herbeilaſſen. So kam es zu einem Compromiß; der Sklavenhandel ſollte nämlich noch 20 Jahre lang erlaubt ſeyn, im Jahre 1807 aber ganz abgeſchafft werden. Mit dieſem Jahre hat der Süden die Negereinfuhr wirklich vollſtändig unterdrückt, der Norden aber fuhr fort Sklaven zu importiren. Immer noch hörte man in den Nordſtaaten kein Wort von Emancipation. Erſt als ſie fanden, daß die Ein-

wanderung der Europäer es ihnen möglich machte, die Arbe
eines Freien wohlfeiler zu erlangen, als die eines Sklave
beſchloſſen ſie, ſich nunmehr von den Sklaven zu befreien, d
ihnen zu koſtſpielig waren. So kamen in den verſchieden
Nordſtaaten nach und nach Emancipations-Akte zu Stand
die aber hinreichende Friſt gewährten, um die Sklaven ei
fach — nach dem Süden zu verkaufen. Alle Südſtaat
mußten Geſetze erlaſſen gegen dieſe Sklaven-Ueberfluthu
aus dem Norden; aber der ſchlaue Yankee wußte die Ve
bote zu umgehen. Er kaufte ſich zum Schein im Süden a
mit ſeinen Sklaven von dem Eigenthum Beſitz zu nehme
konnte man ihm nicht verwehren; nach einiger Zeit verkauf
er dann die Pflanzung ſammt den Sklaven, kehrte mit voll
Taſchen nach Hauſe zurück und dankte Gott, daß ſein frei
Staat nicht wäre wie die Staaten des Südens, wo ma
Sklaven halte. So iſt der Norden „freies Land“, der Süd
aber die Heimath von vier Millionen Negerſklaven g
worden!

Jenſeits des Potomak kennt jedes Kind dieſe Thatſache
will man ſich noch wundern über die leidenſchaftliche Gl
der Erbitterung gegen die Nordpolitik! In ihrem eigen
Handelsintereſſe haben die Engländer und die Nordſtaat
dem Süden die Sklaverei aufgedrungen; im Lauf der Jah
hat ſich das Verhältniß zu den Schwarzen mit dem Leb
der Südländer ſo innig verwachſen, daß eine gewaltſam
Operation augenſcheinlich mit der Gefahr tödtlicher Ve
blutung verbunden wäre; aber ſie fordern jetzt auf d
Stelle dieſe Operation, und zwar abermals in ihrem
Handelsintereſſe!

Der Verfaſſer betont dieſen Punkt nicht, aber er gehö
zum ganzen Bilde. Die mächtigſte, obſchon verborgenſ
Triebfeder des nördlichen Haſſes gegen die Geſellſchaft d
Südens iſt das Intereſſe des Handels und der Fabrikante
Das läßt ſich leicht begreifen, wenn man erwägt, daß d
Norden in doppelter Weiſe vom Süden zehren muß. D

Handelsbilanz beider ſtellte ſich unmittelbar vor dem Kriege wie folgt: der Norden 91 Millionen D. Waaren-Ausfuhr, 305 Millionen Einfuhr; der Süden allein an Baumwolle 161 Mill. Ausfuhr und bloß 32 Mill. Einfuhr. Faßt man dieſes merkwürdige Zahlenverhältniß ins Auge, ſo drängt ſich vor Allem die Frage auf: wie wollte der Norden die ungeheure Differenz zwiſchen Import und Export ausgleichen? Antwort: durch ſeine Abſichten auf den Süden. Schon der neue Zolltarif (Morill-Bill) hatte den Hauptzweck, den ſüdlichen Conſum zu theuern Preiſen an die Fabrikate des Nordens zu feſſeln. Aber es mußte noch mehr geſchehen. Man hatte entdeckt, daß die „freie Arbeit" viel wohlfeiler zu ſtehen komme, auch produktiver ſei, als der Sklavendienſt der Neger; daß alſo der Süden nach der Emancipation dem Norden die benöthigten Rohprodukte viel wohlfeiler verkaufen könnte als vorher. Man hatte ferner entdeckt, daß die Länder der freien Arbeit viel mehr Fabrikate zu conſumiren pflegen, als die mit dienſtbaren Arbeitern und Großgrundbeſitz, daß ſomit die Neger-Befreiung das ſüdliche Abſatzgebiet des Nordens bedeutend ſteigern würde. Man hatte endlich berechnet, daß die Concurrenz der befreiten Neger den Arbeitermarkt im Norden bald überfüllen und die weißen Arbeitslöhne tief herunterdrücken müſſe; die fabricirende und handeltreibende Bourgeoiſie ſoll ſich von der Emancipation einen Abſchlag der „Hände" um nicht weniger als zwei Drittel verſprochen haben. Gewiß laſſen ſich dieſe von der ungünſtigen Handelsbilanz des Nordens hergenommenen Gründe für den brennenden Eifer, die dienſtbaren Neger zu „befreien", ſehr wohl begreifen!

Man hat freilich ganz andere Motive geheuchelt, man hat von einer ſchrecklichen Lage der armen Sklaven gefabelt, und iſt damit gründlich zu Schanden geworden. Wer erinnert ſich nicht, wie beim Beginne des Kriegs alle Organe der Nordpartei darauf pochten, daß man mit den widerſpenſtigen Südlingern ſchnell fertig ſeyn werde; dieſe Unſinnigen könnten

im Ernſt gar nicht an Widerſtand denken, da hinter ihn
die grauſenhafte Macht von vier Millionen mißhandelt
Sklaven drohend ſtehe. Um die Rebellen zur Beſinnung
bringen, bedürfte es nur eines Aufrufs der Unionsregieru
an die Schwarzen im Süden, und ſofort würden dieſe über
Hayti'ſche Scenen aufführen und die Frechheit ihrer Herr
in deren eigenem Blut erſäufen. So wurde mit einer Z
verſicht perorirt, die auch uns ſelbſt zum Theile beſtoch
hat. Wären aber die Schilderungen der Partei von der T
handlung und Stimmung der Neger im Süden nur zu
hundertſten Theile wahr geweſen, ſo hätten unfehlbar au
die von der Partei prophezeiten Folgen eintreten müſſen. D
Nordpartei hat nichts unterlaſſen, um den Sklavenaufſta
im Süden zu entzünden, aber ſie ſteht beſchämt vor ihr
fruchtloſen Verſuchen.

„Die Neger", ſagt der Verfaſſer, „achteten gar nicht a
die Proklamation der Unioniſten und hielten ſich ſo viel als mögl
von den Unionstruppen fern. Ja, tauſende von ihnen folgten
Treue ihren Herren in den Krieg und theilten mit denſelben
Anſtrengungen der Märſche, die Strapazen des Lagers wie
Gefahren der Schlacht. Tauſende arbeiteten daran, Erdwälle au
zuwerfen, welche auf dem ganzen Gebiete der Conföderation j
Eiſenbahnbrücke und jede Paſſage, die im Verlaufe des Krieg
von Wichtigkeit werden könnte, beſchützen. Die große Maſſe al
wünſchte von jeher und wünſcht auch heute noch nichts Ander
als ruhig in der Heimath bleiben zu können und unter der Leitu
und der Diſciplin ihrer Herren den friedlichen Anbau der Felt
wie ihre Väter zu betreiben. Ich glaube nicht, daß unter tauſe
Sklaven fünf freiwillig zu dem feindlichen Heere übergegang
ſind. Es iſt den Unioniſten allerdings gelungen, viele Neger
fangen, die in den von ihnen beſetzten Städten, Dörfern u
Diſtrikten lebten und nicht entkommen konnten; aber viele v
dieſen Gefangenen benutzten jede ſich ihnen darbietende Gelegenhe
um zu ihren Herren in das Gebiet der Conföderation zurückz
kehren . . . Woher kommt es, daß jeder tüchtige und kräfti
weiße Mann unter die Fahnen getreten iſt und zu Hauſe Fr

und Kinder, und vielleicht Hunderte von Angehörigen, unter Tausenden von Sklaven faſt ohne allen Schutz zurückließ? Denn die Südlinger haben entweder nur bartloſe und noch nicht zum Kriegsdienſt tüchtige Knaben oder hinfällige Alte zu Hauſe belaſſen. Keinem Soldaten der Südſtaaten fällt es ein, daß ſeine Familie zu Hauſe gefährdet ſei oder einer Vertheidigung bedürfe."

Um der Wichtigkeit der Sache willen führen wir noch eine andere ſüdſtaatliche Stimme an:

„Die armen Sklaven, um deren willen der Krieg ſcheinbar geführt wird, leiden unausſprechlich auf beiden Seiten. Es müſſen ihrer mehr denn 200,000 traurig umgekommen ſeyn. Bis jetzt ſind ſie aber ohne Ausnahme dem Süden treu geblieben. Wo die Heere des Nordens einrücken, folgen ſie natürlich dem Anerbieten der Freiheit und des Wohllebens und kommen elendiglich um. In allen andern Theilen des Südens arbeiten ſie ruhig fort, und noch iſt kein Beiſpiel der Empörung bekannt geworden. Viele folgen der Armee als Fuhrleute oder Officiersburſche, und letztere namentlich haben ihre Treue bis in den Tod bewährt und ſind entweder mit ihren Herren auf dem Felde gefallen, oder haben den Leichnam auf eigenen Antrieb und eigene Gefahr oft Tauſende von Meilen weit in die Heimath zurückgebracht. Man fühlt weder Furcht noch Mißtrauen in dieſer Beziehung und ſelbſt die im Frieden gewöhnlichen Vorſichtsmaßregeln ſind mit ſüdländiſcher Sorgloſigkeit während des Krieges außer Acht gelaſſen worden" *).

Im Sommer von 1863 iſt eine genaue ſtatiſtiſche Ueberſicht erſchienen und im Stuttgarter „Ausland" veröffentlicht worden, welche nachweist, daß von faſt vier Millionen Negern während des dreijährigen Kriegs, der angeblich zu ihrer Befreiung geführt wurde, und zwar zum guten Theil ſchon auf Sklaven-Territorien, nicht mehr als — 803 Individuen die Gelegenheit benützt hatten, um ſich frei zu machen. Der beſte Beweis für die Wahrheit der Angaben des vorliegenden Schriftchens:

*) Aus Virginien. Neue Preuß. Zeitung vom 28. Aug. 1863.

Achseln und erntet den Vorwurf mit der praktischen B
merkung: jeder Schwarze vermindere durch seinen Tod d
Zahl der Neger und erleichtere so die Sache! Diese Logik
bereits zum Gemeinplatz geworden unter den Politikern d
Nordens, und selbst ein deutsches Missionsmagazin fin
eine derartige Anschauung der Frage ganz in der Ordnun
„Nachdem einmal die Abschaffung der Sklaverei als das Z
des Kampfes ins Auge gefaßt ist, verlangt der Norden n
Recht, daß die welche am meisten dabei zu gewinnen habe
auch dafür bluten, und überdieß erleichtert jeder Neg
der im Kampfe fällt, den Ueberlebenden die endlic
Lösung der Frage, indem er die Zahl der Schwarz
vermindert“ *).

*) Aus Ostertags Missionsmagazin. Allg. Zeitung vom 12. Aug
1864.

Den 23. März 1865.

XXXV.

Zur Geneſis der erſten Theilung Polens.

III. Polens unglückliche nationale Erhebung ſeit der Conföderation von Bar 1768 bis zum Abſchluß des Theilungsvertrags zwiſchen Rußland und Preußen 1772.

Die nationale Erhebung Polens gegen die ruſſiſche Tyrannei ging von der durch die türkiſche Nachbarſchaft gedeckten Provinz Podolien aus, aber bald bildeten ſich in allen Provinzen bewaffnete Schaaren und ſchon im Monat April 1768 begann der Kampf mit den Ruſſen. Repnin ſetzte ſich in den Beſitz aller polniſchen Kriegsvorräthe, und der verrätheriſche König Stanislaus Poniatowski ſchickte auf Befehl Rußlands am 10. Mai zweitauſend Mann gegen die Conföderirten ab*), obgleich er wenige Tage vorher dem engliſchen Geſandten geſagt hatte: „ſeine dem Elend und dem Gemetzel preisgegebenen Unterthanen föchten nur für ihre Rechte und ihre Religion“**). Die Conföderirten, erklärte Katharina durch ihren Botſchafter am 29. Mai, ſeien „ſtrafwürdige Rebellen, öffentliche Räuber und Feinde

*) Bericht des Nuntius vom 25. Mai 1768 bei Theiner 4b, 269.

**) Bericht des engliſchen Geſandten vom 11. Mai 1768 bei Raumer 2, 189.

ihres Vaterlandes" und sie werde in ihrer uneigennützi
Vorsorge für Polen neue Truppen gegen dieselben absend
um sie zu vernichten und dadurch, in gewohnter Weise, „
die Ruhe und das Glück der Menschheit" zu wirken*). A
der König von Preußen ließ am 9. Juli den Polen v
kündigen: Er beharre unveränderlich bei den Maßnahm
die er im Bunde mit Rußland zum Wohle der Republik
troffen, und sei überzeugt, daß die katholische Religion u
die Freiheit Polens niemals besser befestigt worden, als
dem letzten Reichstag. Er betrachte deßhalb die Conföderir
von Bar als „Störer der öffentlichen Ruhe", die unter d
falschen Vorgeben, Religion und Freiheit zu schützen,
Vaterland in die größte Noth stürzten, vornehmlich we
gar kein Anschein vorhanden, daß sie auf die Unte
stützung auswärtiger Mächte rechnen könnten. Frie
rich II. wollte diese Versicherung betrachtet wissen als „e
neues Zeugniß seiner unverbrüchlichen Freundschaft für Polen
und sprach die Hoffnung aus, die Republik werde ihm dal
jene Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche „der Reinh
seiner Absichten" gebühre**). Der preußische Resident Ben
gestand seinen Freunden, die ihm ihr Erstaunen über d
Ton dieser Erklärung ausdrückten, daß „gerade die ihnen a
stößigen Ausdrücke auf besonderes Verlangen des Ministe
Panin hineingekommen seien"***). Die Vertreter Preußen
spielten in Warschau und in Petersburg eine ganz unte
geordnete Rolle. Als Graf Solms, der preußische Gesand
in Petersburg, sich einmal über die zu gebieterische und rä

*) Bei D'Angeberg 59 — 61.

**) Bei D'Angeberg 66 — 67.

***) Vergl. Hermann 5, 447. Katharina verlangte später sogar v
Friedrich II., daß Benoit von vornherein alle Befehle, die sie ihre
Gesandten in Warschau gab, unterstützen sollte, ohne daß de
König auch nur der Inhalt derselben bekannt war. Oeuvres
Frédéric le Grand 26, 330.

ſichtsloſe Handlungsweiſe Repnin's äußerte, durch die ganz Polen in Feuer und Flammen gerathe, zeigte ſich Panin darüber ſo unzufrieden, daß der Geſandte ſich genöthigt ſah, die Gemahlin Repnin's zu beſuchen und um Entſchuldigung zu bitten*). Repnin inſultirte ungeſtraft in Warſchau die Geſandten Englands und Dänemarks, beging gegen Biſchöfe und Senatoren Rohheiten, die ſich ohne Verletzung der Decenz nicht näher bezeichnen laſſen, prügelte ſeine Bedienten „und führte ſich überhaupt auf wie ein Menſch, der ſich nur ſeiner Leidenſchaft und ſeiner üblen Laune überläßt“**).

Inzwiſchen hatte Joſeph Pulawski, der Anführer der Conföderirten, am 30. Juni ſein beredtes Manifeſt gegen Katharina geſchleudert. Seit ſechszig Jahren, ſagt er, habe Rußland einen „verdeckten Krieg“ gegen Polen geführt, und er freue ſich, daß dieſer Krieg jetzt ein offener geworden, an dem ſich alle Polen, ſelbſt wider Willen, betheiligen müßten. Rußland habe die Republik mit ſeinen Truppen beſetzt, die Religion geſchändet, einen freien Staat unter das Joch gebeugt, die Gerechtigkeit verhöhnt, das Völkerrecht mit Füßen getreten und polniſche Biſchöfe, Senatoren und Landboten in den Kerker geſchleppt. Zwiſchen den Ruſſen und den Polen ſei jetzt kein Friede möglich. „Im Kampfe gegen dieſes uns verhöhnende übermüthige Volk müſſen wir Polen“, heißt es weiter, „uns an die Zeit erinnern, wo dieſes Volk vor unſern Vorfahren geflohen iſt, wo ſeine Gebieter unſern Königen huldigten, wo ſie inmitten von Wäldern und Wüſten ein neues Reich nur gründen konnten, weil wir damals mit andern Kriegen beſchäftigt waren, die das Intereſſe der europäiſchen Civiliſation erheiſchte . . . Freilich haben die Ruſſen gegenwärtig große Vortheile vor uns voraus, ſie haben er-

*) Bericht des däniſchen Geſandten von Aſſeburg in Petersburg, inſerirt in Eſſen's Bericht vom 27. Juli 1768 bei Hermann 5, 446.

**) Eſſen's Berichte vom 30. April, 7. Mai und 16. Juli 1768 bei Hermann 5, 435, 444.

fahrene Offiziere, kriegsgeübte Soldaten, strenge Disciplin, e
zahlreiche Artillerie, aber wir haben noch größere Vorth
durch unsern persönlichen Muth und das Ehrgefühl, welc
den Moskowitern nicht einmal dem Namen nach beka
ist . . . Die Moskowiter sind nur blinde Vollstrecker je
schändlichen Pläne, die in den Alkoven und Bädern ei
wollüstigen, mit dem Morde ihres Gemahls befleckten Wei
gegen Polen geschmiedet werden . . . Die Moskowiter hand
nur aus Furcht vor der Knute." „Dieses ehrgeizige und r
lose Weib, so schloß Pulawski, welches keine einzige Tug
besitzt, aber es in ihrem Interesse findet alle zu erheuch
soll ihre Künste an der hochherzigen Aufopferung edler Po
scheitern sehen. Unser Blut wird gegen ihre Tyran
Zeugniß ablegen, und der falsche Ruhm, nach welchem
geizet, wird ebenso gut durch unsere Niederlagen, wie du
unsere Siege befleckt werden" *).

Die Kraft und Wahrheit dieser Worte fand allenthalb
in Polen ihren Widerhall. Die Lithauer verbanden sich
der Conföderation von Bar und erließen im August ein
gleicher patriotischer Entrüstung diktirtes Manifest, worin
vor Europa ein Gemälde aller Treulosigkeiten und Gewa
thätigkeiten Rußlands aufrollten und um Hülfe flehten
ihr armes, zertretenes Vaterland, welches die Czarin un
lügnerischen Vorspiegelungen völlig zu unterjochen sich a
schicke. Wir protestiren, sagen sie, vor allen Mächten geg
die Verträge, welche Rußland auf dem letzten Reichstag
roher Gewalt durchgesetzt hat, wir haben nie dazu uns
Einwilligung gegeben, Nichts dazu beigetragen, wir betracht
sie als nichtig und rechtlos. Wir protestiren auch vor d
Dissidenten selbst und vor den nicht unirten Griechen
mögen diese mit uns in gleichem Range oder auf nieder

*) Bei D'Angeberg 62—66. Rulhière 2, 301—306. Vergl. Thei
Neueste Zustände 222 — 223.

Stufe stehen — daß wir ihnen niemals ein Unrecht zugefügt oder zufügen wollten, denn wir erkennen zu gut den wahren Geist unserer Religion, dessen zweites Gesetz die Nächstenliebe ist, welche uns verbietet gegen die Anhänger irgend eines Glaubens gewaltthätig aufzutreten. Haben aber die Dissidenten Ursache sich zu beklagen, so stehen ihnen unsere Gerichtshöfe offen, und wir sind bereit ihnen nach den Gesetzen unseres Königreiches Gerechtigkeit angedeihen zu lassen*). Der Bischof von Kaminiec legte den Conföderirten vor allem ans Herz, sich vor Gewaltthätigkeiten gegen die Dissidenten zu hüten, um das durch Rußland betrogene Europa zu enttäuschen und kundzuthun, daß ihr Krieg kein Religionskrieg sei**).

Katharina dagegen proklamirte den Religionskrieg.

Nachdem sie gegen Ende Mai 1768 in Warschau versichert hatte, sie wolle „für das Glück der Menschheit" wirken, rief sie am 20. Juni die wilden Horden der Zaporeger-Kosaken und der Haidamaken zum Kampfe gegen die Polen auf und entfesselte deren religiösen Fanatismus in einem gräßlichen Mordedikt. Sie gebe, heißt es darin, im Interesse der von den Polen und Juden „verfolgten heiligen Religion" Befehl „dem Maximilian Zelasneak, Colonel und Anführer der Zaporeger, mit seinen eigenen Leuten und den russischen Truppen und den Kosaken am Don einzurücken in Polen, um auszurotten und niederzumetzeln mit Hülfe Gottes alle Polen und Juden, Verräther unserer heiligen Religion . . . jene verruchten Meuchler, jene Treubrüchigen, Verletzer der Gesetze, jene Polen, die den falschen Glauben der ruchlosen Juden beschützen und ein treues und unschuldiges Volk unterdrücken . . . deren Namen und Andenken ihr für immer vernichten sollt"***).

*) Bei D'Angeberg 67—69. Chodzko 153—155.

**) Rulhière 2, 349.

***) Katharina's Aufruf vom 9/20 Juni 1768 bei D'Angeberg 61—62.

Solche Vorſchriften gab Katharina, die „Philoſophin a
dem Throne.“ Es war dieſelbe Katharina, die Voltai
„ſeine Heilige“ nannte, für die Voltaire eine Art v
Cultus beanſpruchte*)!

---

*) Wir wollen aus dem Briefwechſel der damaligen „Philoſophe
einige Polen betreffende Stellen herausheben. Ueber das Manif
der Conföderirten von Bar ſchreibt Voltaire an Katharina
6. Mai 1771: „Je pense que c'est un bedeau d'une parois
de Paris qui a écrit cette belle apologie.“ Am 18. Oktol
1771: „J'ai le coeur navré de voir qu'il y a de mes comp
triotes parmi ces fous de confédérés. Nos Velches n'ont jama
été trop sages, mais du moins ils passaient pour galant
Daignez observer, Madame, que je ne suis point Velche; j
suis Suisse et si j'étais plus jeune, je me ferais Russe.“ A
1. Jan. 1772: „Une autre peste est celle des confédérés
Pologne; je me flatte que notre Maj. Imp. les guérira de le
maladie contagieuse.“ Voltaire iſt außer ſich vor Freude üb
Katharina's Erfolge in Polen. Am 3. Dec. 1771: „La gloi
se dégage des lambeaux, dont on la couvre, et paraît à
fin dans toute sa splendeur. Heureux l'écrivain qui donne
dans un siècle l'histoire de Catherine II.“ Am 31. Juli 177
„Je n'ai plus qu'un souffle de vie, je l'emploierai à vous invoqu
en mourant comme ma sainte!“ Vergl. die Citate bei Lescoe
L'église catholique en Pologne pag. 3 flg. Katharina nann
deßhalb auch den „Philoſophen“ Voltaire ihren bon protecteu
„Wiſſen Sie, ſagte ſie einmal zum Fürſten von Ligne, daß er es
der mich in die Mode gebracht hat! Für den Geſchmack, d
ich an ihm finde, ihn mein ganzes Leben zu leſen, hat er mi
reichlich belohnt.“ Mélanges militaires etc. du prince de Lig
20, 252. Voltaire's „Heilige“ ließ Medaillen weihen und a
Gegenſtände der Verehrung vertheilen, worauf ſtatt der Madon
ihr Bildniß geprägt war (vergl. Hiſtor.-polit. Blätter 26, 21
Aber ſie ſah ein, daß zwiſchen ihr und den „Philoſophen“ bezügl
des Erfolgs ihres Thuns ein großer Unterſchied vorhanden. D
„Philoſophen“, äußerte ſie einmal zu Diderot, den ſie nach Petersbu
berufen hatte, „arbeiten nur auf dem Papier, das ſich Alles g
fallen läßt, aber ich arme Kaiſerin muß auf der Menſchenha
arbeiten, die ganz anders empfindlich und reizbar iſt.“ Ver

Und die „ruſſiſche Heilige“ fand getreue Vollſtrecker ihrer Vorſchriften. Wie reiſſende Wölfe fielen die Zaporoger

---

Hiſtor.-polit. Blätter 27, 576. — König Friedrich II. machte bekanntlich auf die polniſchen Conföderirten eine poetiſche Diatribe, von der ein preußiſcher Hiſtoriker ſagt: „Es erweckt eine bittere Wehmuth, daß ein ſo großer Geiſt wie Friedrich II. in den ſchmerzlichen Todeskämpfen eines mißhandelten Volkes nichts ſah als den paſſenden Stoff zu einem weniger komiſchen als vielmehr frivolen und unwürdigen Gedicht“ (Raumer, Polens Untergang im Hiſtoriſchen Jahrbuch, Jahrgang 3, 466). Am 30. Nov. 1771 überſchickte der König dem „Philoſophen“ d'Alembert dieſes Gedicht mit dem Bedeuten, er habe es gemacht, um ſich bei ſeinen Gichtſchmerzen zu zerſtreuen. D'Alembert fragt ihn verwundert am 2. Jan. 1772, ob es denn wahr ſei, daß der Biſchof von Kijow, wie der König angegeben, ſtatt aller Bibliothek nur ein Gemälde der Bartholomäusnacht beſitze. „Ich kenne einige Philoſophen, fügt er hinzu, die für dieſe armen Conföderirten Mitleid fühlen in dem guten Glauben, daß dieſe bloß für die Freiheit ihres Vaterlandes fechten; wenn ſie aber wüßten, daß der Prälat, der zu ihren Oberhäuptern gehört, ſtatt aller Bibliothek Nichts als ein ſolches Gemälde hätte, ſo würden ſie ohne Zweifel ſagen, wie jener Freund der Frau von Brinvilliers, als man ihm erzählte, daß ſie ihren Vater vergiftet habe: Ja, wenn das iſt, ſo laſſe ich um Vieles nach.“ Der König antwortet am 26. Jan. 1772, daß die Conföderirten mit all' ihren Häuptern nur werth ſeien ausgepfiffen zu werden. Ob der Biſchof von Kijow ein ſolches Gemälde habe, wiſſe er nicht, „allein wenigſtens könnte er es haben; Heinrich III. (von Frankreich, ſpäter König von Polen) hatte dieſer Schlächterei mit beigewohnt; er kann ſie ſich haben malen laſſen, und kann das Gemälde dem damaligen Biſchof von Kijow als einen Beweis ſeiner Rechtgläubigkeit verehrt haben, und dieſer Biſchof kann es dem jetzigen hinterlaſſen haben, der keinen eifrigern Wunſch hat als in ſeinem Vaterlande eine ſolche Metzelei noch einmal aufführen zu können.“ Allerdings eine eigenthümliche licentia poëtica! „Ich bedauere, bemerkt Friedrich weiter, die Philoſophen, die ſich für dieſes in jeder Hinſicht verächtliche Volk intereſſiren. Nur ihre Unwiſſenheit kann ihnen zu einiger Entſchuldigung dienen.“ Nachdem Friedrich dann ſpäter polniſche Gebiete occupirt hatte, ſchreibt er am 6. Oktober 1772 an d'Alembert: „Ich ſchicke Ihnen hierbei

und Haidamaken in Polen ein, brannten Alles nieder u
mordeten, angefeuert von ruſſiſchen Popen, zu Tauſend
ohne Unterſchied des Standes und Alters Frauen und Kind
Greiſe, Mönche und Nonnen, die nicht zur ſchismatiſch
Kirche gehörten. Wer ſeine Rechtgläubigkeit beweiſen woll
mußte Edelleute oder Prieſter umbringen. Man fand Galg
an denen ein Adeliger, ein Mönch, ein Jude und ein Hu
neben einander hingen mit der Ueberſchrift: „Alles iſt gleic
Man grub einige hundert Menſchen bis an den Hals in
Erde und mähte ihnen die Köpfe ab; man gab beſond
Vorſchriften, wie die gefeſſelten unglücklichen Schlachtop
nach Hunderten langſam zu erdroſſeln, zu erdolchen oder du
andere fürchterliche Todesqualen zu martern ſeien. In
Stadt Human allein, in die ſich von weit und breit aus d
Dörfern und Städten Frauen, Kinder und Greiſe geflüch
hatten, ſollen ſechszehntauſend Menſchen gemordet word
ſeyn. Auch die Geſchichte des Heidenthums iſt von Grauſa
keiten voll, aber niemals hat man in der vorchriſtlichen Z
aus religiöſen Scheingründen Grauſamkeiten begangen,
an Dauer und Ausdehnung zu vergleichen wären mit dene
welche Katharina von Rußland gegen ein wehrloſes Volk
„Intereſſe der Humanität“ und im „Namen des allerheiligſt
Gottes“ in Polen verüben ließ. Und als die Zaporeger u
Haidamaken ihren Blutdurſt geſtillt und die von der Czar

---

eine Medaille auf ein Ereigniß, das die Sarmaten intereſſirt, u
ich weiß nicht wen“, worauf der Philoſoph am 20. Nov. 17
ironiſch antwortet: „Ich habe die ſchöne Medaille erhalten,
Ew. Maj. mir zu überſenden geruhten, deren Gegenſtand die neu
Staaten ſind, die Ew. Maj. kürzlich erwarben. Die Aufſchri
Regno Redintegrato beweiſt, daß Ew. Maj. bloß in Beſitzung
die Ihr früher gehörten, zurückgetreten ſind.“ Oeuvres de Frédé
le Grand 24; 550, 553, 556, 579, 585. „Man behauptet, Si
ſchreibt Voltaire am 18. Nov. 1772 an Friedrich, daß Sie
Theilung Polens ausgedacht haben, und ich glaube es, denn da
liegt Genie.“ Oeuvres de Frédéric le Grand 23, 224.

erhaltene Miſſion erfüllt hatten, nahmen ihnen die Ruſſen die ungeheure Beute ab, welche ſie zuſammengeſchleppt hatten, und in ſpäteren Jahren wurden auf Befehl Katharina's dieſe Volksſtämme mit ebenſo ausgeſuchten Grauſamkeiten von der Erde vertilgt, und wiederum erklärte Katharina (am 14. Aug. 1775) vor Europa, ſie ſei zu dieſer Vertilgung „aus Pflichten gegen Gott und das ganze Menſchengeſchlecht" genöthigt worden!

Die ruſſiſchen Truppen überboten in Polen wo möglich noch die Grauſamkeiten der Zaporeger. Der ruſſiſche Colonel Drewitz band die Kriegsgefangenen entblößt an die Bäume und gab ſeinen Soldaten Befehl an ihnen wie an Zielſcheiben ihre Geſchicklichkeit im Schießen zu üben. Haufen von Unglücklichen kettete er zuſammen, ließ ihnen mit Piken die Köpfe abhauen und wußte dieſen Mordſcenen zu ſeiner Beluſtigung den Anblick von Carouſſelſpielen zu geben. Vielen Gefangenen ließ er die Hände abhauen und trieb ſie in die Felder, bis ſie ausgeblutet zu Boden fielen. Auch hatte er die Kunſt erfunden, polniſche Bauern und Juden lebendig ſo ſchinden zu laſſen, daß ihre Haut die polniſchen Nationalfarben darſtellte *).

---

*) Für das Geſagte vergl. Rulhière 2, 336 — 343, 371; 3, 291. Krasinski The Cossaks of the Ukraine (Lond. 1848) 108, 110—112, 282. Geſchichte der Staatsveränderungen von Polen 2, 24 flg. Genaues Detail in Eſſen's Berichten von April bis Juli 1768, und von April bis Oktober 1769 bei Hermann 5, 435, 437, 441—445, 463—465, 578—579. Der päpſtliche Nuntius gibt die Anzahl der von den Koſaken ermordeten Juden auf 18,000 an. „Das vergoſſene Blut, ſchreibt er am 14. Sept. 1768, ſchreie um Rache zum Himmel nicht bloß gegen die barbariſchen Schlächter, ſondern viel mehr noch gegen die Ruſſen, die ihnen die Waffen in die Hände gegeben und durch Patente, wie man ſie bei gefangen genommenen Koſaken gefunden, aufgeſtachelt hätten." Theiner 4b, 272. Vergl. den Bericht des Nuntius vom 25. Mai 1768 bei Theiner 4b, 269. Nachdem die Zaporeger und Haidamaken ihr Werk

„Die Nachwelt wird es kaum glauben wollen, rufen d
Conföderirten des Palatinates von Ruſſiſch-Polen in ihre
Manifeſt aus, daß freigeborne Edelleute, bloß weil ſie z
Vertheidigung ihrer Religion und der Freiheit ihres Vate
landes zu den Waffen gegriffen, von den Ruſſen überliſt
gefangen genommen, nackt erdroſſelt und kaltblütig mit Pik
und Bajonetten niedergemetzelt worden. Nur mit Schaude
können wir dieſe Blutſcenen, die den wüthendſten Wild
vielleicht unbekannt waren, erwähnen.“ Die Verfolgung
der Ruſſen gegen die Katholiken, heißt es in einem Manif
aus Lemberg, gleichen den Chriſtenverfolgungen der erſt
Jahrhunderte. Wir Polen können auf zahlreiche geplünder
eingeäſcherte und entweihte Kirchen verweiſen, auf zerſtö
Klöſter, gefangen genommene Biſchöfe, gemeuchelte Prieſte
auf unſägliche Grauſamkeiten, die unſere Feder zu beſchreib
ſich weigert und die begangen wurden in einem Jahrhunde
„welches ſich mit dem koſtbaren Titel der Humanität ſchmück
will.“ Unſer ehedem ſo blühendes Reich, ſagen die Co
föderirten des Palatinates von Sandomir, iſt verheert, au
geraubt und eingeäſchert worden durch Truppen einer Mac
die ſich eine befreundete und verbündete Macht Polens
nennen wagt. Die Ruſſen brandſchatzen, rauben und morde
entweihen die Geheimniſſe unſeres Glaubens, plündern unſe
Kirchen, tödten unſere Prieſter und ſchleppen unſere Biſchö
in den Kerker. Wir rufen deßhalb alle katholiſchen Mäch
um Schutz an und auch alle Mächte, die die Verträge v
Oliva, von Karlowitz und am Pruth garantirten: unſe
gegenwärtige Lage verunehrt, beſchimpft, ja ve

---

vollendet, erklärten die Ruſſen: „Die Ruhe herrſcht in d
Ukraine“ (Aehnlich dem bekannten: L'ordre règne à Varsovie
Rulhière 2, 349. Man erröthet über einen Brief Friedrich's II, v
ſeinem Bruder Heinrich ſchreibt, er habe den Colonel Drewitz n
Kriegsmunition unterſtützt, „damit er die Conföderirten zur Vernu
bringe.“ Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 333.

nichtet ihre Autorität. Wir machen diese Mächte auf die Gefahr aufmerksam, die sie bedroht, wenn unser Land zerstückelt wird und zu Grunde geht*).

Aber die europäischen Mächte hatten kein Herz für die Leiden Polens. Die europäischen Mächte beschworen die französische Revolution herauf, deren Grundsätze zwanzig Jahre vor ihrem Ausbruch ungestraft durch eine gekrönte Autokratin in Polen durchgeführt wurden. Die französische Revolution saß später über die gekrönten Häupter zu Gericht.

Nur zwei Mächte traten für Polen ein, der Papst und der Sultan. Der Papst setzte für sie die Kraft des apostolischen Wortes ein und der Sultan wollte für Polen das Glück der Waffen versuchen.

Die Pforte hatte sich durch die Vorspiegelungen Rußlands und Preußens, daß man „nur zum Schutze der polnischen Freiheit Truppen ins Land geschickt habe und gar nicht daran denke dort Eroberungen zu machen", lange Zeit hinhalten lassen, bis das von den russischen Truppen in der türkischen Stadt Balta angerichtete entsetzliche Blutbad und die Eroberung Krakau's durch die Russen im Oktober 1768 ihre Kriegserklärung gegen Rußland veranlaßte. „Erröthen Sie nicht, sagte der Großvezir dem russischen Gesandten in Constantinopel, vor Gott und vor den Menschen über die Gräuel, welche die russischen Truppen zum Hohn aller göttlichen Gesetze und zur Schmach der Menschheit in Polen begangen, in einem Lande, das euch nicht gehört?" Die Conföderirten von Bar ermahnte der Großvezir zur Einigkeit und Ausdauer und stellte ihnen die Vertreibung der Russen und die Herstellung der alten Kraft und des alten Glanzes ihres Vaterlandes durch die einmüthige Wahl eines neuen Königs als

*) Vergl. die zahlreichen Manifeste der Conföderirten bei Theiner 4b, 278—280, 286—290, 324—337, 377—380. Theiner Neueste Zustände 253 und Dokumentenband 187—189.

das letzte Ziel des Kampfes vor Augen*). Vor allem suc
die Pforte Oesterreich zu gewinnen und bot dem Wiener H
alle mögliche Unterstützung an, um Schlesien wieder zu
obern und den Kurfürsten von Sachsen auf den polnisch
Thron zu erheben. Aber Oesterreich war nicht zum Kriege
bringen. Oesterreich „sei gewohnt sein gegebenes Wort
halten", versicherte der Wiener Hof in Constantinopel, u
wolle deßhalb weder den mit dem König von Preußen
einigen Jahren abgeschlossenen Frieden brechen, noch a
gegen den von ihm anerkannten König Stanislaus Pon
towski von Polen auftreten**).

Katharina erließ gegen die türkische Kriegserklärung
18. November 1768 ein Manifest, worin sie, alle Thatsach
entstellend, auch den Krieg gegen die Pforte als einen Rel
gionskrieg proklamirte. Sie suche, erklärt sie, nur d
Frieden des Menschengeschlechtes, und nur aus Liebe z
Menschheit, nicht aber um die Unabhängigkeit der Pol
zu unterdrücken, habe sie durch ihre Truppen Polen v
seinem Sturze bewahrt. Aber die Polen hätten als u
dankbare Rebellen die gehässige Lüge verbreitet, daß sie
polnische Freiheit unterdrücken wolle. Sie weise diesen „u
gerechten und gottlosen Vorwurf" zurück, denn sie habe
ihrer Thronbesteigung „unabänderlich den Grundsatz befol
mit den Nachbaren auf Grund der Traktate beständig
gutem Einverständniß zu leben." Sie berufe sich vor G

*) Wortlaut bei Hammer Geschichte des osmanischen Reiches
547—549; 555—559. Vergl. Zinkeisen Geschichte des osmanisch
Reiches in Europa (Gotha 1857) 919.

**) Memoria presentata dal C. R. Internunzio il S. de Brogna
Pera li 28. Dec. 1768 bei Hammer 8, 559—60. Maria There
beklagte später, daß sie beim ersten Ausbruch des Türkenkrieges ni
entschlossener gehandelt und keine entschiedene Partei ergriffen hät
Bericht des englischen Gesandten aus Wien vom 5. Dec. 1772
Raumer 2, 539.

und der Welt und ihren treuen Unterthanen auf ihr Gewissen, daß sie Alles aufgeboten habe, um den Krieg zu verhindern, da sie aber nun einmal zu demselben gezwungen sei, so erflehe sie vom Himmel den Sieg für ihre Heere „weil es sich ja um die Ehre des heiligen göttlichen Namens und um die Vertheidigung der heiligen orthodoxen Kirche handle, damit der Todfeind des christlichen Namens zu Boden geschmettert würde“ *). Während die Czarin in diesem Manifest betheuerte, den Türken keine Veranlassung zum Kriege gegeben zu haben, wurde in einem andern russischen Manifest, durch welches man die Griechen zur Empörung gegen die Pforte aufzuhetzen suchte, versichert: Wie Peter I. und die Czarin Anna lediglich um ihre Glaubensbrüder von türkischem Joch zu erlösen, zu wiederholten Kämpfen mit den Türken bewogen worden, so habe lediglich „der glühende Eifer für den heiligen Glauben“ die rechtgläubige Czarin Katharina vermocht, nochmals die Ausführung desselben Werks zu versuchen. Die Ungläubigen, diese heilige Absicht errathend, hätten dem heiligen Rußland den Krieg erklärt, aber die Czarin gedenke Constantinopel in Besitz zu nehmen, die Erbfeinde des christlichen Namens zu vertilgen und müsse daher Jeden der „einem so heiligen Unternehmen seinen Beistand verweigere, als einen Verräther Christi und einen Verräther seines Vaterlandes ansehen.“ In demselben Manifest wurde versichert, daß die Czarin als Beschützerin der griechischen Religion auch in Polen zahlreiche Heere habe einrücken lassen, um diese Religion gegen die Schmach der Unterdrückung zu rächen“ **).

Es war ein wahrhaft diabolisches Vorgehen. Wie Katharina die Kosaken gegen die Polen fanatisirte, weil diese

*) Storia della guerra presente tra la Russia e la Porta Ottomanna 4, 72—83. Vergl. Theiner Neueste Zustände 232—234.

**) Storia della guerra presente 5, 85—91.

Beschützer der „ruchlosen Juden“ seien, so bethörte sie
Griechen durch Vorspiegelung religiöser Motive zum Kam
gegen die Türken, entfesselte den Fanatismus ihrer Rus
gegen die Polen, die mit „dem Erbfeind des christlichen N
mens“ ein Bündniß geschlossen, und rief gleichzeitig die Pol
zum Beistand gegen die Türken auf, weil es sich im Krie
gegen dieselben nur um die katholische Kirche und das Glü
die Freiheit und Integrität Polens handle. Ganz Euro
sagt Fürst Golizyn, Generalcommandant aller russisch
Truppen in Polen, in seiner Proklamation vom 14. M
1769, wisse längst, daß die Czarin nur auf Bitten wei
polnischer Patrioten bewogen worden, sich um Polen zu
kümmern und mit edler Uneigennützigkeit die Garantie
polnischen Verfassung zu übernehmen. Weil man in Pol
die Dissidenten aus fanatischem Haß so gewaltsam unterdrü
habe, daß diesen „kaum der Genuß der freien Luf
übrig geblieben, so sei die Czarin auf Grund geheilig
Pflichten und aus Humanität für die Unterdrückten in
Schranken getreten und habe alle Angelegenheiten so treffl
geleitet, daß der Republik eine Epoche neuen Glückes u
Friedens bevorgestanden. Aber die Neider dieses Glück
hätten, durch Vorspiegelungen des Auslandes ve
führt, plötzlich alle Hoffnungen zu Schanden gemacht u
in zügelloser Rebellion die russischen Hülfstruppen angegriffe
welche die Czarin als Beweis ihrer Freundschaft, zum Woh
der Republik nach Polen gesendet. Aber nicht einmal dam
hätten sich die Rebellen begnügt. Um den vollständigen Ru
ihres Vaterlandes herbeizuführen, hätten sie alle patriotisch
und religiösen Gefühle unterdrückt, hätten den Erbfeind d
Christenthums zu Hülfe gerufen und diesem aus freiem A
triebe den Vorschlag gemacht eine Theilung der polnische
Provinzen, deren Erhaltung den Polen und allen Christ
so viel Blut gekostet, ins Werk zu setzen! Nach der Schilderu
solch' schändlicher Verbrechen fordert dann der Fürst alle Pol
auf sich mit Rußland gegen die Conföderirten von Bar u

gegen die Türken zu verbinden, da es sich in diesem Kriege vor allem darum handle die polnische Nation zu schützen und ihren Staat und ihre Freiheit sicher zu stellen. Wer dieser Aufforderung nicht nachkomme, trage dazu bei, daß das edle Vorhaben der Czarin die Integrität Polens zu schützen, vereitelt würde, und darum werde er einen jeden Widerspenstigen als einen Feind Polens behandeln*).

Der Pascha Achmet Selim Aga beantwortete diese „lügnerische" Proklamation am 30. Mai 1769 in einem würdevollen Aktenstück, worin er auseinandersetzte, daß Rußland ohne alles Recht sich in die Angelegenheiten Polens eingemischt habe, um das Land unter seine Herrschaft zu bringen, oder dasselbe zu theilen. Die Russen, sagt er, haben die Polen geplündert, haben sich mit polnischen Schätzen bereichert, alle Rechte mit Füßen getreten, und doch sprechen sie von der „Seelengröße, der Sanftmuth und der Humanität der Czarin Katharina." Die Czarin hat wahrlich einen vollgültigen Beweis ihrer Humanität gegeben, als sie Bischöfe und Senatoren einer freien Nation in Ketten warf und zwar in Gegenwart des Königs und an demselben Orte, wo sie sich die „Garantie der polnischen Freiheit" übertragen ließ. Die Russen haben Tausende von Unschuldigen in Polen erwürgt, haben durch schändliche Künste die Bewohner der Ukraine zum Aufruhr und zum Morde aufgestachelt und zahllose Adeligen, Priester und Juden hinschlachten lassen: Schwert und Feuer, Schändung und Raub heißen die Mittel, mit denen die Russen „Ueberzeugungen" verbreiten; mit der Religion treiben sie ein schändliches Spiel und suchen mit dem heiligen Namen Gottes ihre Verruchtheiten zu bedecken. Und dieselben Russen wagen es, die Conföderirten von Bar, die für ihr armes, unterdrücktes und mißhandeltes Vaterland zu

*) Bei D'Angeberg 72—76. Storia della guerra presente 5, 21—25. Vergl. Theiner Neueste Zustände 236—239.

den Waffen gegriffen, als Rebellen und Straßenräuber bezeichnen*).

Es iſt unſere Aufgabe nicht die einzelnen Kämpfe, i in allen polniſchen Provinzen zwiſchen den Conföderirten u den Ruſſen geliefert wurden, des Näheren zu verfolgen. A können wir nicht im Einzelnen die jammervollen Zuſtä des Landes ſchildern, welches nicht bloß durch die Schrec des Krieges, ſondern auch durch eine große Peſt, durch Vi ſeuchen und Hungersnoth heimgeſucht ward. So viel ſt feſt: die polniſche Erhebung gegen Rußland war in Euro das erſte große Schauſpiel eines erbitterten Nationalkamp gegen eine fremde, revolutionäre Uebermacht, und die Pol fochten mit demſelben Recht, mit welchem ſpäter die Span und die Tyroler gegen die Franzoſen fochten und mit welch die Deutſchen ſich in den Freiheitskriegen gegen die fra zöſiſche Diktatur erhoben. Aber der polniſche Nationalkam war nicht, wie der der Spanier, Tyroler und des geſammt Deutſchlands, ein Kampf des ganzen Volkes, ſondern nur Kampf jenes Standes, der ſich bisher in Polen allein die Nation gehalten, ein Kampf des Adels. Und darin l ſeine Schwäche und der Grund ſeines Mißlingens. D Bürger blieben ruhige Zuſchauer, und weniger noch wollt die geknechteten Bauern für die adeligen Gutsherren zu Schwerte greifen: Bürger und Bauern betheiligten ſich Polen an dem Kampfe nur durch grauenhaftes Leiden. Nur d iſolirte Adel focht und lernte in ſeiner Iſolirtheit kenne was in Zeiten der Noth die Unterdrückung des Bürger- u Bauernſtandes bedeutet. Aber der Adel focht mit eine Muth, einer Ausdauer und einer Opferwilligkeit, die unſe volle Sympathie verdient. Es miſchten ſich in ſeine Kämp allerdings ſehr viele unedle Elemente ein, es fanden geg die Ruſſen grauſame Repreſſalien ſtatt, es herrſchte Uneinigk

*) Bei D'Angeberg 76—85.

zwiſchen den Führern; aber im Allgemeinen gebührt den Conföderirten das Zeugniß, daß ſie innerlich größer wurden, je größer die ſie umgebenden Gefahren, daß ſie ſich, von Allen verlaſſen, von ihren Leidenſchaften zu reinigen ſuchten, und zugleich den „politiſchen Grund ihrer Schwäche“ erkannten. Während ihr Blut auf den Schlachtfeldern für die Befreiung Polens in Strömen floß, gingen ſie die tüchtigſten Geiſter Europas um Rathſchläge an, welche Verfaſſung ſie dem Vaterlande geben ſollten, wenn ihnen deſſen Befreiung gelungen*).

Auch in Warſchau regte ſich noch einmal die politiſche Reformpartei der Czartoryski's und zählte jetzt einen der edelſten Männer Polens, den fleckenloſen Grafen Zamoyski, zu ihren Anhängern. Zamoyski verfolgte im Bunde mit den Czartoryski's den Plan, die polniſche Verfaſſung nach dem Muſter der engliſchen umzubilden, alſo dem Bürgerſtand politiſche Rechte zu gewähren und die Leibeigenſchaft der Bauern aufzuheben. Hierzu aber war zunächſt die „Pacifikation Polens“ erforderlich, und zu dieſem Zweck machte die Partei am 29. September 1769 dem Senate folgende Vorſchläge: Man ſolle die Vermittelung Englands und Hollands nachſuchen, um die Pforte zur Aufhebung der gegen den König von Polen erlaſſenen Kriegserklärung zu bewegen; die Czarin bitten, daß ſie die durch Repnin auf dem letzten Reichstag mit Gewalt erzwungenen Stipulationen rückgängig mache, die gefangenen Biſchöfe und Senatoren in Freiheit ſetze und ihre Truppen aus Polen zurückziehe; endlich die Bürgen des Friedens von Oliva angehen, daß den Diſſidenten nicht größere Rechte bewilligt würden, als ihnen zufolge dieſes Friedensſchluſſes zukämen. Zamoyski ſetzte im Senat auseinander, daß ihm die Annahme dieſer Vorſchläge um ſo unerläßlicher erſcheine, weil man nur durch ſo entſchiedene Maßregeln den Conföderirten das Vorurtheil benehmen könne, als wenn alle diejenigen,

*) Rulhière 2, 357.

die in der Hauptſtadt wohnten und lebten, blinde Anhän
der Ruſſen und Feinde des Vaterlandes, wie der Con
derirten ſeien. Es liege, meinte er, in dieſen Schritten Nic
was Rußland, es ſei denn daß es Polen unterjochen wo
mißfallen könne; die Czarin könne es nicht tadelnswe
finden, wenn die Polen ihrer Freiheit und Unabhängig
eingedenk ſeien, und wenn ſie in Wahrheit Nichts als
Pacifikation wünſche, ſo würde ihr zu dieſem Zweck e
durch ein ſolches Entgegenkommen des Senats das b
Mittel geboten*).

Am 6. Oktober 1769 wurden dieſe Vorſchläge im Sen
zum Beſchluß erhoben und drei Geſandte nach England, R
land und Frankreich abgeſchickt. Der König, der zu
Beſchlüſſen ſeine Beiſtimmung gegeben, erhielt von Pa
ein im Namen Katharina's ausgefertigtes Schreiben, wo
ihm unter Vorwürfen der Inconſequenz und Undankbar
angekündigt wurde, daß die Czarin, wenn er ſich nicht beſſ
zum Aeußerſten ſchreiten werde. Der nach Repnin's Ab
rufung zum ruſſiſchen Geſandten ernannte Fürſt Wolkon
überreichte dem König das Schreiben mit den Worten:
müſſe ſich kurz erklären, ob er Ruſſe ſeyn und ſich einf
den Forderungen und Intereſſen der Czarin fügen wolle, o
ob er bei dem durch den Senatsbeſchluß vom 6. Oktober
genommenen Syſteme beharre. Nach einem zwiſchen d
Geſandten und dem König erfolgten heftigen Wortwech
trat der preußiſche Reſident Benoit herein und bedeutete ſeine
ſeits dem König: wenn er ſich nicht ſchleunigſt für die ruſſiſ
preußiſche Partei entſcheide, ſo würde man ihn ohne Nachſi
preisgeben; nur dem König von Preußen verdanke er
daß die Czarin ihn nicht ſchon habe fallen laſſen**). Anfan

*) Hermann 5, 471 — 473 nach Oſſen's Berichten vom 4., 10., 1
und 21. Oktober 1769.

**) Oſſen's Berichte vom Nov. und Dec 1769 bei Hermann 5, 47
Bericht des Nuntius vom 25. Nov. 1769 bei Theiner 4b, 31

nahm Stanislaus Poniatowski wieder den Anſchein, als wolle er bei den Senatsbeſchlüſſen verharren, aber ſchon im December erklärte er in öffentlicher Audienz: Alles iſt verloren und ich ſuche hin und her, ob mir noch irgend etwas zu thun übrig bleibt*). Seine Verbindung mit Rußland wurde nun immer enger; er ließ im März 1770 von Neuem mehrere tauſend Mann zu den Ruſſen ſtoßen und fühlte ſich ſo als „ergebener Diener ſeiner angebeteten Katharina“ ſicher auf dem Throne. „Sagen Sie mir doch, Monſignore — ſo redete er im April in einer Audienz den päpſtlichen Nuntius an — wer ſchreibt nach Rom, daß ich entthront ſeyn werde?“ Als ihm dieſer erwiderte: er wiſſe es nicht, er ſetze ſeinerſeits die Curie nur von Allem in Kenntniß, was in Polen vorgehe, und wünſche ihm den beſten Erfolg, antwortete der König: „Nun gut, ſo melden Sie nach Rom, daß ich noch auf dem Throne bin und darauf bleiben werde.“ Sodann ſich zu dem ſächſiſchen Reſidenten wendend, fragte er: „Mein Herr, was bedeutet die Reiſe der Kurfürſtin von Sachſen nach Berlin?“ Auf deſſen Antwort: es handle ſich bei dieſer Reiſe um den Abſchluß eines Handelsvertrags zwiſchen Sachſen und Preußen, erwiderte er: „Es geſchieht nicht zu dieſem Zweck, ſondern man will mich entthronen, aber ſo lange man noch aufrecht ſteht, iſt man noch nicht geſtorben.“ Und bei dieſen Worten ſtampfte er heftig mit den Füßen auf den Boden, und verließ mit Ungeſtüm den Audienzſaal. „Da ſehen Sie wieder, meine Herren, ſagte der ruſſiſche Geſandte Wolkonski, einen Zug des großen Geiſtes Sr. Majeſtät“ **).

Um die Czartoryski's und andere hervorragende Mitglieder der Reformpartei für ihre „Empörung“ zu beſtrafen, wurden im Namen Panin's die Güter derſelben mit Beſchlag belegt***) und Wolkonski kündigte den erſtern, dem Vicekanzler

*) Bericht des Nuntius vom 9. Dez. 1769 bei Theiner 4^{b}, 319.

**) Bericht des Nuntius vom 7. April 1770 bei Theiner 4^{b}, 347—348.

***) Vergl. den Erlaß des Generals Liſander vom 28. Oktober 1770 bei Hermann 5, 579.

der Krone, dem Vicekanzler von Lithauen und dem Gr
marschall der Krone augenblickliche Verhaftung an, wenn
nicht gutwillig ihre Stellen niederlegen und Warschau v
lassen würden*). Je glücklicher Rußland gegen die Türk
focht, desto mehr gewöhnten sich die russischen Diktato
Polen förmlich als eine russische Provinz zu betrachten,
demnächst in jedem Palatinate einen russischen Obersten
Vorgesetzten erhalten sollte**). Auf Betreiben Wolkonsk
stellte sich der Primas Podoski im December 1770 an
Spitze einer „Patriotischen Union", deren Theilnehmer
lediglich durch eine schamlose Jagd nach Stellen und Ei
künften hervorthaten und von Saldern als „hochangesehe
Tagediebe", als eine „Handvoll sogenannter Patrioten" b
zeichnet wurden, die man „auf den Straßen von Warsch
aufgelesen habe, um mit ihnen, wie mit einem Phantom d
übrigen Adel zu erschrecken"***).

Saldern, Panin's Vertrauter und einflußreichster Rat
geber, kam im April 1771 als russischer Gesandter na
Warschau, um die polnischen Angelegenheiten mit größer
Energie, als Wolkonski bewiesen hatte, zu betreiben und d
russische Oberhoheit in Polen noch vor Beendigung d
Türkenkriegs zu ordnen. Obgleich der König den russ
schen Befehlen unter Wolkonski sich seit März 1770 ste
dienstwillig erwiesen, und einen Theil seiner Truppen geg
die Conföderirten von Bar abgeschickt hatte, so mißfi
er doch dem Petersburger Hof, weil er immer öffentlich na
eine gewisse „Neutralität" festhalten wollte und davor zurü
schrack, nach russischer Vorschrift durch Bildung einer Gege
conföderation einen eigentlichen Bürgerkrieg in Polen

*) Essen's Berichte von September, Oktober und November 1770 b
Hermann 5, 476—477.

**) Vergl. Hermann 5, 478—479.

***) Essen's Berichte vom Oktober 1770 bis Februar 1771 bei Herma
5, 485—488. Saldern's Brief an Panin vom 15. Juni 1771 b
Chodzko 172.

entzünden. Er ſollte nun vollends „zur Maſchine werden“, wozu Saldern bald nach ſeiner Ankunft die von den Conföderirten proklamirte „Erledigung des polniſchen Thrones“ benutzte. „Ich bedauere, Sire, ſagte Saldern in einer öffentlichen Audienz zum König, mit einem ſehr unangenehmen Auftrag betraut zu ſeyn. Die Kaiſerin, meine Herrin, befiehlt mir Ew. Maj. zu bedeuten, daß ſie keine neuen Truppen nach Polen ſenden könne, daß ſie vielmehr genöthigt ſei, auch die hier vorhandenen zurückzurufen.“ Der König wurde ſprachlos vor Schrecken. Einige Anweſende ſeines Hofes nahmen das Wort. „Wie, die Kaiſerin will ſo ihren und unſern König in Stich laſſen? Was wird dann aus uns werden? Und Sie ſelbſt, Herr Geſandter, werden hier nicht ſicher ſeyn, wenn die Ruſſen aus Polen ziehen.“ Darauf Saldern: „Ich? ich habe Nichts zu fürchten; ich bedarf keiner Soldaten, um mich zu ſchützen. Ich kann mich ſogar der conföderirten Republik vorſtellen ohne Gefahr, da ich keine Feindſchaft gegen ſie bewieſen habe und nicht habe beweiſen können, weil ich erſt neulich angekommen bin. Ich beſchränke mich darauf die mir gewordenen Befehle zu vollſtrecken. Wenn die conföderirte Republik ſich weigert mich als ruſſiſchen Geſandten anzuerkennen, ſo bleibe ich als Privatmann hier, der Nichts zu beſorgen hat.“ Inzwiſchen war der König wieder zu Athem gekommen und fragte, ob denn nicht wenigſtens 4000 Ruſſen in Polen bleiben könnten zu ſeinem und ſeiner Freunde Schutz? „Das kann nicht ſeyn, Sire“, war die Antwort Salderns. „Aber bitten Sie doch die Kaiſerin, flehte der König, daß es mir erlaubt ſei viertauſend Ruſſen in polniſcher Uniform zu behalten.“ „Auch dieſes Wenige nicht“, ſagte der Geſandte. „Dann will ich als König ſelbſt die Kaiſerin darum bitten.“ Saldern ſchloß darauf die Unterredung mit den Worten: „Handeln Ew. Maj. nach Wohlgefallen, ich kann nur meine Befehle erfüllen.“ Am folgenden Tag erſchien auch der preußiſche Reſident Benoit und erklärte dem König: da die übrigen Souveräne das polniſche Interregnum aner-

kannt hätten, so werde auch Preußen nicht umhin könne ein Gleiches zu thun*).

Der König sandte nun gegen Ende Mai 1771 wieder mehrere Regimenter Uhlanen gegen die Conföderirten a aber die unter russischer Fahne zu bildende Gegenconföderati kam doch nicht zu Stande. Saldern gerieth in Wuth u warf mit den Ausdrücken „Lumpen und Canaillen" sich**). „Ich bin das Porträt meiner Souveränin, sagte einmal zum Bischof von Cujavien, einem Mitgliede patriotischen Union, und Sie haben Alles zu thun, w ich Ihnen befehle." Als der Bischof meinte, man müsse auch den König berücksichtigen, fuhr der Gesandte auf: „ König ist ein Wortbrüchiger, ein Narr, ein Schaukler, wissen Sie nur, wenn ich ihm Folge geleistet, so wären und ihr Anhang schon in Ketten und auf dem Weg n Sibirien." „Kann ich das, fragte der Bischof, im Nam Ew. Excellenz dem Könige mittheilen?" „Ja wohl, sa Saldern, ich trage es Ihnen sogar auf, und wenn es N thut, werde ich es drucken lassen." Ein anderesmal bedeut er demselben Bischof und dem Grafen Flemming, sie sollt in seinem Auftrage dem König ankündigen, daß er alle sei Truppen gegen die Conföderirten nach Lithauen schicken müs und ihm, wenn er dieß für unmöglich erkläre, weil Truppen nicht unter seinem Oberbefehl stünden, einfach widern: die Noth kenne kein Gesetz und die Czarin wo es so. Als der Bischof zu entgegnen wagte: er möge di

*) Bericht des Nuntius vom 19. Mai 1771 bei Theiner 4 b, 39

**) Von Essen schreibt am 3. Juli 1771: „On nomme ici ce Mr. Saldern un enragé, auquel on a donné un sabre à la ma Il traite le roi de Pologne, les Czartoryski, les Senateurs, Polonois Confédérés ou non Confédérés, les Prussiens Pologne, de gueux, de Canailles. Il parle continuellement faire brûler, pendre, ravaler. Il dit des sottises et d grossièretés à tous les Ministres étrangers. Hermann 5, 4 Note.

Forderung doch durch die Minister an den König ergehen lassen, ergoß sich Saldern gegen ihn in einen Strom von Schimpfreden und Schmähungen und nannte ihn schließlich einen Dummkopf und eine Bestie *).

Mit solch' „russischer Liebe" wurde der Bischof von Cujavien für seine Anhänglichkeit an die russisch-schismatische Partei belohnt. Der Bischof spielte eine traurige Rolle, aber noch trauriger war die des Erzbischofs und Reichsprimas Podoski. Im Juni 1771 hatte Saldern ein Manifest veröffentlicht, worin er die Conföderirten von Bar für „Banditen, Diebe und Räuber" ausgab und sie als gemeine Verbrecher aufzugreifen und zu richten befahl, damit sich die „hochherzigen Sorgen" seiner Herrin für Polen und ihre „Uneigennützigkeit" recht bewähren könnten; an allen Heerstraßen wurden Galgen errichtet, an welche er das Manifest in polnischer und französischer Sprache anschlagen ließ **). Um nun die Conföderirten in den Augen des Auslandes als „wirkliche Räuber" herabzuwürdigen, verabredete Podoski im Juli mit Saldern eine große „Entführungsscene". Russische Truppen, als Conföderirte verkleidet, sollten den Primas nach einem glänzenden Mahl, welches dieser dem russischen Gesandten gab, aufheben und gewaltsam aus Warschau wegführen. Alle Vorbereitungen zu der Komödie waren schon getroffen, als Saldern auf die Vorstellung eines höheren russischen Offiziers: Niemand in Polen werde den Conföderirten die Entführung zuschreiben und die ganze Sache würde nur zum Gespötte dienen, von dem Plane abstand. Nun wurde eine andere Scene aufgeführt. Damit sich die Nation mit den akatholischen Bestrebungen des Primas besser befreunde, sollte dieser zum politischen Märtyrer erhoben werden. Nachdem Podoski öffentlich angekündigt, daß er sich auf seine Güter zurückziehen wolle, erschien plötzlich, als er sich einmal mit

*) Bericht des Nuntius vom 7. Juni 1771 bei Theiner 4b, 398.

**) Theiner 4b, 377. Histoire des trois démembrements 1, 383—395.

einigen Diſſidenten bei Tiſch befand, ein ruſſiſcher Colonel mit ſeinen Soldaten und bedeutete, er habe Befehl ihn zum Geſandten zu führen, da er ohne deſſen Erlaubniß nicht abreiſen dürfe. Und nun blieb Podoski mehrere Wochen hindurch unter ruſſiſcher Obhut, und fuhr oder ritt, von Koſaken begleitet, wie ein ruſſiſcher Gefangener durch die Straßen von Warſchau. Da man aber allgemein von ſeinem Einverſtändniß mit Saldern, der ihn öfters beſuchte, überzeugt war, ſo wurde die Verachtung des Volkes gegen ihn grenzenlos. Der Großkanzler Czartoryski ging den ruſſiſchen Geſandten an, dafür ſorgen zu wollen, daß der Primas wenigſtens nicht gleichzeitig mit ſeiner Maitreſſe reiſe! Saldern erfüllte die Bitte. Die Maitreſſe des Primas wurde unter dem Schutz von Koſaken nach Elbing gebracht, wohin dann dieſer ſelbſt bald nachfolgte.

Bei ſolchen Verhältniſſen iſt es wahrlich nicht zu verwundern, daß den Ruſſen bei der Schismatiſirung des katholiſchen Polens ein ſo geringer Widerſtand geleiſtet ward. Dieſe Schismatiſirung machte ungeheure Fortſchritte. So wurden z. B. in der Ukraine von den 1900 griechiſch-unirten Gemeinden, die dort vor dem Einbruch der Zaporeger und Haidamaken beſtanden, in wenigen Jahren mehr als 1200 mit Gewalt und Liſt zum Schisma „bekehrt“. Katharina von Rußland nannte mit ſchändlichem Mißbrauch ehrwürdiger Namen ein ſolches Vorgehen eine „mütterliche Sorgfalt für die Freiheit der Gewiſſen“, aber ſie konnte mit Recht ſich rühmen, daß ſie auf einem von vielen katholiſchen Biſchöfen „gepflügten Boden“ arbeite. Die Berichte der päpſtlichen Nuntien geben uns darüber betrübende Aufſchlüſſe. War auch das Projekt einer „polniſchen Nationalſynode“ gefallen, ſo verbot doch der Primas bereits alle Appellationen an die römiſche Curie, der Biſchof von Poſen unterſtand ſich eine päpſtliche Encyclika zu fälſchen, und die geſammte ruſſiſch-ſchismatiſche Partei ging darauf aus die Klöſter als die Hauptſtützen des katholiſchen Volksthums theils aufzuheben,

theils vom Hofe und den mit dieſem verbündeten Biſchöfen abhängig zu machen, um ſie dann zur Schismatiſirung zu benutzen.

Wie früher der Nuntius Visconti, ſo entwirft auch der Nuntius Durini ein höchſt trauriges Bild von den kirchlichen Zuſtänden Polens. Wie ein großer Theil der Biſchöfe nicht auf den Namen „kirchliche Würdenträger“ Anſpruch machen könne, ſo ſei auch der niedere Weltklerus vielfach verweltlicht, und beim Adel herrſche der Geiſt des modernen falſchen Philoſophismus. Ohne die Orden, verſichert er, die in adeliger Armuth die Reinheit des alten Glaubens hegen und pflegen und ſeine Vorſchriften durch ihren Lebenswandel befolgen, iſt es geſchehen um die katholiſche Kirche Polens. Durini zeichnete ſich aus durch Unparteilichkeit, Einſicht, Kraft und Maß; er war über alle niedern Motive erhaben, und darum ſind ſeine Berichte wahrhaft glänzende Schriftſtücke und verdienen Bewunderung. Kein früherer Nuntius, ſagt er, habe mit ſolchem Freimuth und ſolchem Nachdruck geſchrieben, wie er, aber es habe auch keiner vor ihm ſo viele Gelegenheit gehabt, Dinge und Perſonen ſo kennen zu lernen, wie er ſie jetzt bei der Revolution, die ſich in Polen vollziehe, kennen lernen könne. Rußland wollte anfangs den Nuntius einſchüchtern durch Androhung einer Deportation nach Sibirien, dann ſuchte es ihn durch glänzende Anerbietungen und Geldſpenden zu gewinnen, und zuletzt meinte die ruſſiſch-ſchismatiſche Partei ihn durch perſönliche Inſulte aller Art vom Wege ſeiner Pflicht abzubringen. Aber alle Mittel waren vergeblich. Durini hielt unerſchütterlich feſt an dem, was ſeines Rechtes war und wirkte unermüdlich durch Wort und Schrift für die Ehre ſeiner Kirche. Er befände ſich, ſchreibt er, in Warſchau wie im Fegfeuer, aber er werde ſtandhaft auf ſeinem Poſten bleiben und den bittern Kelch ausleeren, denn er kenne nur Eine Furcht, die Furcht des Herrn.

Während der König ſich in Gegenwart des Nuntius verlauten ließ: „Polen werde nicht eher eine Figur in der

Welt ſpielen, bis alle Kuttenträger aus dem Lande entfernt ſeien", begünſtigte er die geheimen Geſellſchaften und veranſtaltete einmal in Warſchau zum Aergerniß des altgläubigen Volkes einen großen öffentlichen Freimaurer-Aufzug, an welchem ſich gegen dreitauſend Menſchen betheiligten. Auch der Primas war Mitglied des Ordens, und auch Damen (unter anderen die Fürſtin Lubomirski, eine Nichte des Königs) wurden feierlichſt in den Geheimbund aufgenommen. Als man den in Warſchau anweſenden Biſchof von Poſen aufforderte, gegen dieſen öffentlichen Skandal auf Grund der päpſtlichen Bullen Einſpruch einzulegen, antwortete er, er habe ganz andere Dinge zu thun. „Dieſer Biſchof", meldet der Nuntius, „kennt keine anderen Bullen als die königlichen Erlaſſe und den neuen Codex Katharina's II." Was aber bei der ganzen unkirchlichen Richtung des ausſchweifenden Königs und ſeines ſittenloſen Hofes am widrigſten berührt, iſt die Heuchelei, welche man mit kirchlichen Uebungen, mit „vierzigſtündigem Gebet" u. ſ. w. betrieb *).

*) Vergl. für das Geſagte insbeſondere die Berichte des Nuntius Durini vom 26. Aug., 2. Sept. und 28. Okt. 1767; vom 20. Mai und 28. Oktober 1769; vom 7., 21. April und 7. Juli 1770 bei Theiner 4b, 220, 221, 236, 284, 315, 346, 347, 349, 364. Ferner Theiner Histoire du pontificat de Clement XIV. (Paris 1852) tom. 1, 314—318 und 439—447. Berichte des Nuntius vom 7, 22. und 29. Juni, 20. Juli, 17. Auguſt, 7. und 14. Sept. 1771 bei Theiner 4b, 396, 398, 400, 404, wo auch ſehr anzügliche Spottverſe, die man in Warſchau auf den Primas verbreitete. — Eſſen's Bericht vom 4. Auguſt 1771 bei Hermann 5, 493. — Friedrich's II. Brief an den Grafen Solms vom 6. Oktober 1771 bei Smitt II, 55. — Theiner Hist. de Clement XIV. tom. 2, 36. — Verhandlungen zwiſchen der Republik und dem ruſſiſchen Geſandten in Sachen der Schismatiſirung Polens bei Theiner 4b, 512—515, und Berichte des Nuntius Garampi vom 10. März und 7. April 1773, loc. cit. 519—522. — Rußland und Preußen (eine ſchismatiſche und eine proteſtantiſche Macht) hielten es für rechtmäßig, ſich in die inneren kirchlichen Angelegenheiten des katholiſchen Polens einzumiſchen, als aber auch katholiſche Mächte in Ueber-

Der König verlor den letzten Schatten von Macht und Anſehen ſeit dem geheimnißvollen „Attentat“ vom 3. Nov. 1771. Als er am Abend dieſes Tages zwiſchen neun und zehn Uhr das Haus ſeines Oheims, des Großkanzlers von Lithauen, verließ, wurde er plötzlich von zwölf bis fünfzehn Männern überfallen, die ihn aus dem Wagen riſſen und, nachdem ſie ſeine Begleitung zerſtreut oder verwundet und einen Haiducken getödtet hatten, aus der Stadt wegführten. Er erhielt einen Säbelhieb auf den Kopf und durch ein zweimaliges Stürzen ſeines Pferdes eine Quetſchung an der linken Seite. Draußen im Gehölz glaubten ſeine Entführer ruſſiſche Truppen zu hören und zerſtreuten ſich; nur ein einziger, Koſinski, blieb und brachte ihn, gegen die Verſicherung völliger Begnadigung, Morgens gegen vier Uhr auf das Schloß nach Warſchau zurück. Hier hatten ſich ſchon hohe Herren und Damen zahlreich eingefunden und beglückwünſchten den in „übernatürlicher Weiſe“ Geretteten. Mit blutendem Geſicht, zerriſſenen Kleidern, von Schmutz bedeckt, ſtieg der König aus dem Wagen und ſprach ihnen mit Thränen in den Augen ſeinen Dank aus. Das „Schauſpiel“, durch viele Fackeln erhellt, erſchien wie ein großartiges Theaterſtück mit magiſcher Beleuchtung, und der König gefiel ſich darin, es recht zu verlängern.

So wurden die näheren Umſtände des „Attentates“ erzählt. In der Warſchauer Zeitung wurde Pulawski, der Anführer der Conföderirten, als Urheber der „ſchwarzen That“

einſtimmung mit den polniſchen Katholiken meinten, es ſei billig auch ſie zu hören und ihre Vermittelung anzunehmen, erklärte ſich Rußland dagegen und der engliſche Geſandte in Petersburg erhielt am 1. Januar 1770 aus London die Weiſung: „das Urtheil Rußlands, daß man katholiſche Mächte bei den polniſchen Angelegenheiten nicht zulaſſen könne, hat hier Beifall gefunden!“ Vergl. Raumer Europa vom Ende des 7jährigen Krieges 2, 263. — England gab Rußland in Polen ganz freie Hand. Vergl. die Inſtruktion für den engliſchen Geſandten in Petersburg vom 2. Oktober 1770 bei Raumer 2, 272.

bezeichnet, die man dann den auswärtigen Höfen als einen beabsichtigten Königsmord darstellte, der mehr als alles Andere geeignet sei, die wahren Pläne der Barer Conföderation zu enthüllen. Friedrich II. beeilte sich, sie auch seinerseits vor Europa in diesem Sinne auszulegen. Die Unmenschlichkeit der Conföderirten, schrieb er an Stanislaus, verdiene, daß alle Mächte Europa's sich vereinigten, um für das abscheuliche Verbrechen, dessen sie sich schuldig gemacht, eine eclatante Rache zu nehmen.

Aber war denn die Wegführung des Königs ein wirkliches Attentat? Oder war sie nicht vielmehr eine „große Scene", die Saldern, sei es mit oder ohne Wissen des Königs aufführte, nachdem er früher mit dem Primas eine ähnliche aufzuführen beabsichtigt hatte, um den Conföderirten alle Hülfe und allen Schutz auswärtiger Mächte zu entziehen? Als man den Großkanzler von Lithauen, bei dem der König zu Abend gewesen, von dessen Wegführung, die wenige Schritte von seinem Palaste stattfand, sofort benachrichtigte, antwortete er: „Man schließe die Thüre, Niemand verlasse das Haus, man trage das Abendessen auf"! Als der Italiener Pernicotti, ein Kammerherr des Königs, in voller Hast zum russischen Gesandten stürzte, um das Ereigniß zu melden, sagte Saldern: „Wer hat Euch aufgetragen, hierher zu kommen?" Und auf dessen Antwort: „Mein Eifer für meinen König", fuhr er ihn an: „Ihr habt daran nicht wohlgethan", und entließ ihn! Die russischen Truppen und die königlichen Truppen blieben in der Nacht der Gefangennehmung ganz ruhig; Niemand dachte daran, dem König zu Hülfe zu eilen; Adam Czartoryski machte in der Nacht einen einsamen Spaziergang durch die Stadt! Die Entführer des Königs hörte man russisch sprechen, nicht bloß zu den sich nähernden Polen, die sie fern halten wollten, sondern auch unter sich! Kosinski, der den König ins Schloß zurückführte, war nicht, wie man angab, ein Offizier der Conföderirten, sondern ein berüchtigter Räuber, von dem man in Warschau allgemein glaubte, er

ſei durch ruſſiſches Geld für den Streich gewonnen worden. So viel iſt ſicher, daß man ſchon im December das „Attentat", nachdem deſſen näheren Umſtände bekannt geworden, in der ganzen Stadt als ein bloßes ruſſiſches Manövre betrachtete, „wodurch man die auswärtigen Höfe von der Sache der Conföderirten abwendig machen, die fremden Kroncandidaten in Schrecken ſetzen und den König und den Adel zur Bildung einer Gegenconföderation antreiben wollte" *).

„Wir proteſtiren", ſagten die Conföderirten von Bar in einer gegen das ihnen zugeſchriebene Verbrechen gerichteten Denkſchrift vom 4. December 1771, „vor Gott, dem Zeugen und Richter der tiefſten Geheimniſſe, daß wir das Attentat weder veranlaßt, noch von demſelben Kunde gehabt haben". Als ſie den König des Thrones verluſtig erklärt, hätten ſie nicht den verbrecheriſchen Arm von Mördern bewaffnen, ſondern nur die für ihre Religion und Freiheit kämpfenden Mitbürger ermuthigen wollen, mit den Waffen in der Hand offen zu kämpfen **).

Aber das „Attentat" hatte die erwünſchten Folgen. Die Conföderirten galten nunmehr im Ausland als Männer des „Schreckens", die weder Hülfe noch Mitleid verdienten ***), und König Stanislaus warf ſich mehr wie je den Ruſſen in die Arme. Saldern führte in Polen nur noch die Worte: Diktatur und Sibirien im Munde. Er kam außer ſich vor Wuth, wenn man ihm davon ſprach, daß andere Mächte ſich in die polniſchen Angelegenheiten einmiſchen wollten. Er nannte das einen Schimpf gegen Rußland, welches über Polen wie über eine Provinz zu verfügen habe. „Der König

*) Näheres in den zahlreichen Berichten des Nuntius Durini vom Nov. und Dec. 1771 bei Theiner 4b, 381 — 382, 409 — 412. Vgl. Theiner Hist. du pontificat de Clement XIV., tom. 2, 35—36. Hist. des trois démembrements 1, 379. Hermann 5, 503—507.

**) Bei Theiner 4b, 383. Vergl. auch die Proteſtation Pulawski's loc. cit 385.

***) Vgl. den Bericht aus Paris vom 26. Nov. 1771 bei Smitt II, 88 - 89.

nun zu dem Gewicht der kirchlichen und politischen Stellung des Mainzer Metropoliten noch eine ungewöhnliche persönliche Tüchtigkeit, wie dieß im Laufe der Jahrhunderte gar oftmals, und besonders im 12. Jahrhundert der Fall war, dann erscheinen sie als der Mittelpunkt der großen Ereignisse, dann hängt der Ausgang der vom Haupte des Reiches unternommenen Werke nicht selten von den Beziehungen ab, in welche sich der Erzkanzler zu jenen stellt.

Hiernach begreift es sich leicht, daß in den chronikalischen und annalistischen Aufzeichnungen des Mittelalters die Nachrichten über die Mainzer Kirchenfürsten sehr zahlreich sind, daß aber auch die historischen Aufzeichnungen innerhalb der Diöcese Mainz von der größten Bedeutung für die allgemeine deutsche Geschichte sind. Das letztere gilt in hohem Grade auch von den Urkunden, den eigentlich überlebenden Zeugen längst entschwundener Vergangenheit. Daß die Zahl derjenigen, welche entweder geradezu von den Erzkanzlern des Reichs ausgingen oder doch mit denselben in der nächsten Beziehung stehen, eine ungewöhnlich große ist, darf nicht Wunder nehmen. Aus dem 12. Jahrhundert allein liegen jetzt bei sechshundert direkte urkundliche Nachrichten von den Mainzer Erzbischöfen vor, wovon gegen vierhundert aus erzbischöflichen Urkunden selbst und zweihundert aus Zeugenunterfertigungen derselben herrühren. Es sind diese Urkunden in einer großen Menge von Werken zerstreut gedruckt, weßhalb es als ein Verdienst des Herausgebers der vorliegenden Urkundensammlung hervorgehoben zu werden verdient, daß derselbe in der Vorrede eine „Bibliotheca Maguntina diplomatica seculi XII" zusammengestellt hat.

Als eine höchst werthvolle Bereicherung dieser Bibliotheca muß aber die neue, auf sehr mühsame Weise zusammengebrachte erstmalige Publikation von 145 Stück Acta Maguntina seculi XII. erscheinen. Zur Ausführung einer solchen Aufgabe bedarf es eines ungewöhnlichen Fleißes, einer aufopfernden Hingebung an seinen Gegenstand. Bedenken wir

nur, in wieviel Archiven und Bibliotheken die einzelnen Stücke aufgespürt werden mußten und welche Mühe es dem Herausgeber hin und wider gekostet haben mag, bis er in den glücklichen Besitz derselben gelangte. Hierüber werden in der Vorrede einige ergötzlichen Notizen gegeben.

Von den 149 Urkunden, die hier zusammengestellt sind, waren seither nur vier gedruckt; da sich diese letztern an außerordentlich schwer zugänglichen Orten befinden, so sind sie mit den anderen, die alle zum erstenmal an das Licht traten, noch einmal edirt worden, was wohl als hinlänglich gerechtfertigt erscheint. Als Orte, an welchen die erzbischöflich Mainzischen Originaldokumente aufbewahrt werden, bezeichnet der Herausgeber: Cassel, Coblenz, Darmstadt, Dresden, Düsseldorf, Duisburg, Frankfurt am Main, Gotha, Hannover, Heidelberg, Idstein, Karlsruhe, Mainz, München, Münster, Rudolstadt, Vollrads, Weimar, Wertheim, Wolfenbüttel, Würzburg. Freilich durfte bei unserer Sammlung nicht ausschließlich auf die wirklichen Originaldokumente Rücksicht genommen werden, sondern auch die Copialbücher waren ebensowohl in Betracht zu ziehen, und so dürfte denn die Annahme begründet seyn, daß nunmehr das urkundliche Material für die Geschichte des Erzbisthums Mainz im 12. Jahrhundert beinahe vollständig gedruckt vorliegt. Einzelne Ergänzungen sind wohl noch immer möglich, zumal da manche Schriftstücke, die urkundlich erwähnt oder von andern benutzt und angezogen wurden, seitdem verschollen sind und noch nicht wieder aufgefunden werden konnten. Der Herausgeber macht auf eine Anzahl derselben aufmerksam.

In paläographischer Beziehung ward in unserer Edition der Grundsatz der diplomatischen Genauigkeit festgehalten, ohne daß jedoch der Hauptzweck, das leichte Verständniß, die historische Ausbeutung außer Acht gelassen worden wäre; im Ganzen wurde nach den Vorschlägen Böhmers verfahren, welche sich in der Praxis längst als zweckdienlich bewährt haben. Ergänzungen im Texte setzte der Herausgeber stets

in Klammern, Zweifel deutete er durch Fragezeichen an. Daß er offenbare Schreibfehler der Copisten ohne jedwede Notiz zu nehmen corrigirt hat, dürfte nur löblich erscheinen, da es doch allzu kleinlich seyn würde in einer Note oder auch auf eine andere Weise bemerkbar zu machen, daß consuali in censuali, munime in munimine, obvirare in obviare und dgl. verbessert worden sei.

Eine besondere Sorgfalt hat der Herausgeber den Zeugenunterschriften zugewendet. Zunächst hat er sich durch Vergleichung mit andern Urkunden bemüht, Irrthümer in der Lesung der Namen zu vermeiden, dann aber ist es ihm gelungen, den Nachweis zu liefern, daß in Abschriften und Drucken die Namen verschrieben, die Würden verwechselt, die Interpunktion verfehlt wurde, wodurch der oftmals wichtigste Theil einer Urkunde, die Zeugenaufführung, unverzeihlich verstümmelt wurde.

Für Herstellung einer richtigen Chronologie, was oftmals außerordentlich schwer ist, hat Hr. Stumpf alle Mittel angewendet, so daß die gewonnene Zeitbestimmung nur in wenigen Urkunden innerhalb eines Zeitraums von 20 bis 30 Jahren schwankt.

Auch die Besiegelung entzieht sich der Aufmerksamkeit des Herausgebers nicht. Er hebt hervor, daß ursprünglich die Siegel auf der Vorderseite der Urkunde aufgedrückt, seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts aber erst nach dem Vorgang in der kaiserlichen Kanzlei auch den Mainzer Urkunden angehängt wurden. Das Mainzer Stadtsiegel, das älteste der uns erhaltenen Stadtsiegel, findet sich in sorgfältiger Ausführung nach einer Urkunde von 1175 auf dem Titelvorblatt abgebildet, was dem Werke zu besonderer Zierde gereicht.

Die Kunst, vollständig befriedigende Register anzufertigen, schien eine Zeitlang abhanden gekommen, und erst in der neueren Zeit ist sie, vorzüglich wohl durch die Herausgeber der Monumenta Germaniae, wieder entdeckt worden.

Der Nutzen tüchtiger Regiſter zu Quellenwerken iſt bekanntlich ſo ungeheuer groß, daß der Forſcher täglich Veranlaſſung hat, denſelben einzuſehen, und wir zweifeln daher nicht, daß diejenigen, welche aus dem reichen Born hiſtoriſcher Daten unſeres Werkes ſchöpfen, dem Herausgeber den verdienten Dank für die mit großer Umſicht angelegten und mit einem faſt verſchwenderiſchen Aufwand von Fleiß ausgeführten Regiſter zollen werden. Das Perſonenregiſter iſt in eine Reihe von Unterabtheilungen zergliedert. Zuerſt werden die Päpſte und die der römiſchen Curie angehörigen Perſonen aufgeführt, dann folgt die Reihe der Erzbiſchöfe und Biſchöfe und der Beamten in der Mainzer erzbiſchöflichen Kanzlei. Sehr reichhaltig iſt das Verzeichniß der Stifter und Klöſter. Auch die Mainzer Capelläne und die andern Geiſtlichen ohne beſtimmte Aemter und Würden finden ſich zu beſonderen Abtheilungen gruppirt. Ebenſo ſind die weltlichen Herrn von den Kaiſern an bis zu den Miniſterialen und Bürgern nach Ständen geſchieden. Das topographiſche Regiſter iſt nicht auf bloße Verzeichnung der Ortsnamen beſchränkt, wie ſich dieſelben in den Urkunden finden, ſondern es iſt ihnen auch der gegenwärtige Name beigefügt und in den meiſten Fällen iſt es dem Herausgeber gelungen, die Lage derſelben anzugeben. So ſchwierig dieſe Arbeit ſeyn mußte, ſo verdienſtlich iſt ſie und darf als die Krone der höchſt gelungenen Edition angeſehen werden.

Stillleben vereint würden Blätter eine
bilden, aus dem ſich erſehen ließe, wi
Leben eines einzelnen, vielleicht jetzt kau
nach bekannten Mannes in das große
ſeinen Folgen geblieben iſt. Solche Fam
die Klöſter, deren Geſchichte vereint ſich
geſchichte bilden würde. Deßhalb iſt jed
ſchichte eines ſolchen Kloſters zu entwick
lung eine pragmatiſche oder eine chronik
voller Bauſtein zur allgemeinen Geſchich
dachten wir von jeher und ſo dachten w
oben genannte Chronik des Stiftes La
von Linz auf einer wunderſchönen Anh
eine Frucht der den Berufspflichten
Stunden des wackeren jugendlichen S
Schmieder, der ſeine auf archivaliſche
ſich gründende Arbeit zunächſt nur für
und Hausgenoſſen des Stiftes ſchrieb *
Leitfaden für die Hausgeſchichte bieten w
nur aus größeren, zumeiſt älteren Werken
muß. Allein eben dieſes Stift Lambach i

ein Mann, wenn auch nicht von der Kirche als Heiliger anerkannt, doch seit Jahrhunderten vom Volke als solcher genannt, ein Charakter würdig seiner beiden Jugendfreunde, des Erzbischofs Gebhard von Salzburg und des Bischofs Altmann von Passau, die wie er Stifter herrlicher, heute noch in Oesterreich blühender Klöster wurden, ersterer von Admont, der andere von Gottweih!

Adalbero, geboren um das Jahr 1010, ein Graf von Lambach, ward von seinem Vater in frühester Jugend nach Würzburg gebracht. „Deo et Sanctis ibidem quiescentibus“ — nämlich Kylian, Colonat und Totnan, Frankens Apostel — „in aeternum militaturum obtulit,“ sagt die älteste Biographie. Er erhielt an der Domschule seine erste Bildung, die er mit obigen Freunden in Paris fortsetzte, und wohl mit Erfolg, da er an seinen dortigen Lehrer Gilbert eine Epistola de quaestione diametri super Macrobium geschrieben haben soll. Gilbert war der nachherige Papst Sylvester II. Adalbero bestieg, als Nachfolger des heil. Bruno am 29. Juni 1045 einstimmig erwählt, den bischöflichen Stuhl, bezeichnet als „Pater orphanorum, solator et recreator pauperum, judex viduarum, defensor pupillorum,“ um in einer traurigen, durch den Investiturstreit zerrissenen Zeit als treuer Anhänger des römischen Stuhles und entschiedener Gegner Kaisers Heinrich IV. wirklich in großartiger Weise für das Wohl seines Frankenlandes zu wirken, wozu die Begründung oder Wiederherstellung klösterlicher Institute ihm die Hauptsache schien, da von ihnen die Cultur und Volksbildung im christlichen Sinne ausging und erhalten wurde. Es ist ein unumstößlicher Erfahrungssatz, daß so oft diese auf den evangelischen Räthen sich gründenden Schöpfungen vernichtet werden, auch der wirklich christliche Sinn im Volke allmählich abnimmt und endlich auslöscht. Die fränkischen Annalen erzählen, was er für Neumünster in Würzburg, wo die fränkischen Apostel ruhen, und für das Benediktinerkloster St. Stephan daselbst, für das am Maine liegende uralte Stift Schwarzach, für

Banz und andere Stiftungen in Franken gethan, hauptsächlich den Orden des heil. Benedikt's fördernd. Allein auch der heimatlichen Gegend wollte er den Segen eines von Gott gesegneten Ordens nicht vorenthalten, und so verwandelte er ein schon von seinem Vater Arnold II. im Stammschlosse Lambach begründetes Chorherrnstift im Jahre 1056 in ein Benediktinerkloster zu Ehren der heil. Mutter Gottes Maria und des heil. Kylian, Colonat und Totnan, als der Patronen seines Stiftes Würzburg. „Deo et Sanctis ibidem quiescentibus in aeternum militaturum obtulit pater," hörten wir oben. Seinen fränkischen Heiligen wollte Adalbero auch in der Heimat treu bleiben, vielleicht bei der Stiftung nicht ahnend, daß er vom Kaiser vertrieben aus seinem Bisthume und von der Grabstätte der heil. fränkischen Märtyrer, sie nur noch in seinem Kloster Lambach verehren und dort im heimischen Boden seine Ruhestätte und zwar in der Kiliankirche seines Stiftes (1090) finden würde, die ihm im St. Kiliansdome in Würzburg versagt war, obschon er deßhalb seinem lieben Würzburg nicht zürnte. Im Gegentheil, er bedachte noch sterbend sein Hochstift gegen Abhaltung eines ewigen Jahrtages reichlich, nur sollten die Bischöfe jährlich einmal persönlich in Lambach, zu dessen Schutzherren und Vormünder er sie ernannte, erscheinen und da die reichlichen Gefälle in Empfang nehmen, was sie auch, die Stiftung vielfach mit neuem Besitze begnadigend, erfüllten, bis Otto von Lobdenburg, ein Würzburger Bischof der nach außen glänzen wollte und deßhalb viel bedurfte, das Stiftungsgut, entgegen dem Willen seines Capitels, an Herzog Leopold VII. von Oesterreich im Jahre 1216 um 1300 Mark Silbers verpfändete, wo sie dann später um 1500 Mark als Eigenthum an selben übergingen.

Hiemit war das Band, welches der Stifter so fest mit Franken gebunden hatte, daß er selbst die ersten Aebte Ekbert und Bezmann (1056—1104) aus dem obigen fränkischen Kloster Schwarzach berief, für die Folge gelöst.

Die Aebte Sigibold (1104), Bero (1116), Helmbert (1124), Wigand (1128), Bernard I. (1148), Pabo (1167), Suarzmann (1194), Waesigrim (1197), Alramm (1209) standen dem Stifte mit mehr oder minderem Glücke vor, bis unter dem Abte Otto (1213—1241) im Jahre 1233 eine schreckliche Katastrophe über Lambach hereinbrach, indem Herzog Otto von Bayern, in Oesterreich einfallend, mit Feuer und Schwert es dergestalt verheerte, daß nur eine einzige Gruft, in der sich ein Altar St. Stephan's befand, noch übrig blieb. Groß war der Jammer und groß das Mitleiden des Passauer Bischofs Rudiger, der Alles aufbot, das Stift wieder herzustellen. Es fühlten die Bischöfe immer am tiefsten, was sie an den Klöstern besaßen! Deßhalb zögerten sie auch nicht, selbst Pfarreien ihnen einzuverleiben, wenn dadurch ihr Bestand gesichert werden konnte, und so übertrug er dem Stifte die Pfarrei Oberkirchen im Jahr 1248 für ewige Zeiten, eine Hülfe, die dem Stifte unter dem Abte Bernard († 1264) zu Theil ward, unter dem besonders auch die Wissenschaft in Lambach gepflegt worden zu seyn scheint. Sein Nachfolger, Abt Heinrich, hatte viel gegen die Aufdringlichkeit der Vögte, welche die Klöster auszusaugen pflegten, zu kämpfen, in welchem Kampfe er an Herzog Heinrich von Bayern eine mächtige Stütze fand. Zu seiner Zeit ward in einer Synode (1268) zu Wien beschlossen, daß die Benediktinerklöster durch die Diöcesanbischöfe unter Beiziehung zweier Cisterzienseräbte visitirt werden sollten, und Salzburger Synoden schrieben Aehnliches vor. „Sed frustra!" sagt die Chronik. „Tributa, exactiones, censurae spiritum monasticum extinxerunt." Mit diesen wenigen Worten ist leider der Charakter der Zeit hinreichend bezeichnet, die ihren Einfluß mehr oder minder unter den Aebten Conrad I. (1286), Christian (1291), der sich zuerst „Dei misericordia indigens abbas" nannte, Sigmar (1302), Griffo (1321), Johann I. (1330), Conrad II. (1345), Udalric I. (1349), Johann II. (1361), Udalric II. (1368), Simon Thalhamer (1395), Erasmus

de Pulgarn (1405) und Jacob (1410—1422) geltend mach
wie sie solchen damals auf Kirche und Papst, Kaiser u
Reich, Könige und Fürsten übte.

Abt Johannes III., ein Edler von Dachsberg, ergri
1422 mit fester Hand die Regierung des Klosters, unterst
von vier Mönchen aus Melk, und es gelang ihm, eine heili
Zucht in das Stift zurückzuführen, die auch den strengen A
forderungen einer aus verschiedenen Ordensleuten zusamme
gesetzten Visitationscommission, unter der sich selbst ein Car
häuser befand, vollkommen genügte. Sein Nachfolger Tho
mas von Retz war das vollendete Charakterbild eines Kl
sterobern, der für Gottseligkeit und Wissenschaft begeister
durch sein eigenes Beispiel die Seinigen für treue Berufs
erfüllung zu entflammen und die Flamme auch zu unterhalt
verstand. Selbst Cardinal Nicolaus von Cusa, der als päpst
licher Legat so viele Klöster visitirte und verbesserte, fand u
anerkennendes Lob für Adalbero's Stiftung, dessen Söhne
andere Klöster öfters verschickt wurden, um belebend u
kräftigend auf solche zu wirken. Thomas, erwählt 1436, g
storben 1474, war auch der erste Abt, dem Papst Pius
1458 den Gebrauch der Pontificalien verlieh. Unermüdl
für sein Kloster, welches er auch in seinen Gebäuden u
Einnahmen verbesserte, verschönerte er besonders die Kirc
in der Art, daß er als der zweite Begründer derselben g
priesen wurde: „Alter qui templi conditor hujus erat," s
seine Grabschrift. Im gleichen Geiste wirkte sein Nachfolg
Johann IV. Swerzwadel (erwählt 1474, † 1504) auf
segensreichste fort, so daß Stift Lambach weithin als ei
Leuchte des Benediktinerordens glänzte. Das Jahrhunde
in welchem die sogenannten Reformatoren auch Oesterrei
zum Felde ihrer Thätigkeit wählten, konnte auch an Lamba
nicht einflußlos vorübergehen. „Tempora duriora appropi
quabant." Damals wurden viele Stiftungen bis an d
Rand des Verderbens gebracht, und nur wirklich kräftige u
gottbegeisterte Männer waren im Stande, der hereinbrechend

Auflösung aller Zucht und Ordnung Einhalt zu thun. Mit vollem Fuge kann man die Geschichtsblätter voller 70 Jahre, in denen 8 Aebte und 2 Administratoren dem Stifte, oft fast als die alleinigen Bewohner desselben, vorstanden, übergehen, da erst der 38. Abt, Wolfgang II. Kammerschreiber (erwählt 1571, † 1585) im Stande war, wieder 10 Mönche zusammenzubringen, wenn es ihm auch trotz aller Unverdrossenheit nicht gelingen wollte, den alten frommen Geist zurückzurufen.

Diese Freude sollte erst sein Nachfolger Burcard Furtenbacher aus Fuessen, geboren 1544, seit 1560 Benediktiner zu St. Ulrich und Afra in Augsburg, erleben, der durch Erzherzog Ernst nach Lambach eingeladen, im April 1585 die Abtei übernahm, einer jener wahrhaft reformatorischen Geister, deren die Vorsehung um jene Zeit so manche aufrief, um der altkatholischen väterlichen Religion da, wo man sie undankbar und leichtsinnig verlassen, wieder Eingang zu verschaffen und selbe in ihr altes Recht und in die ihr gebührenden Prärogative einzusetzen. Das bewirkte er glänzend im Stifte selbst, so wie bei den Stiftsunterthanen († 1599). Voll katholischem Eifer war sein Nachfolger, Abt Johann VIII. Bimmel, der 35 Jahre lang unter den schwierigsten Verhältnissen dem Stifte vor-, aber auch den rebellischen Bauern, die sich mehr als 30,000 an der Zahl auf Lambach warfen, mit Todesmuth entgegenstand. Trotz schwerer Verluste dachte doch der Abt an Fortbildung seiner Angehörigen, Hebung des Cultus (er ließ selbst ein eigenes Breviarium Lambacense drucken) und an die religiöse Pflege seiner Unterthanen. Manches Gute veranstaltete Philipp Nagl (1635—1640), wenn er auch weniger die Eigenschaften eines geistlichen Vorstehers besaß: „familiae suae nimis addictus, in fratres exorbitans"; indessen sein unmittelbarer Nachfolger, Placidus Hieber, der mit 25 Jahren den Abtstab ergriff und 38 Jahre lang auf's glücklichste führte, der Begründer eines ganz neuen Klosters ward.

Selbst eine ganz neue Stiftskirche ward erbaut und so e
Haus nach dem Geschmacke jener Zeit erbaut, welche a
stillen Klöstern wahre Residenzen schuf († 1678). Was
begonnen, vollendeten in seinem Geiste die beiden Nachfolg
Severin Blaß († 1705) und Maximilian Pagl († 1725
gleich ausgezeichnete Männer, so daß Lambach nunmehr i
vollsten Glanze sich zeigte. Für literarische Hülfsmitt
prachtvolle Ausstattung der Bibliothek und Herbeischaffu
von Bildungsmitteln waren sie ungemein besorgt, wor
auch ihr Nachfolger Gotthard Haslinger († 1735) nicht z
rückblieb, auch sonst wohlthätig für Arme und Waisen wirken
dabei gastfrei in seltenem Grade, und hierin im schroffe
Gegensatze mit seinem Nachfolger Johann IX. Seiz († 1739
einem einfachen Benediktiner, der im Greisenalter zur Pr
latur gelangt, das einfachste und strengste Ordensleben führ
und geführt wissen wollte. Unter Florentius Müller b
gannen die Drangsale des Kriegs; aber Alles, was ha
und bitter war, selbst die vom Kaiser Joseph II. am 17. Au
1784 ausgesprochene, aber nicht zum Vollzuge gekomme
Aufhebung des Stiftes erlebte Abt Amandus Schickmay
der durch ein halbes Jahrhundert (1746—1794), wahrha
durch die göttliche Vorsehung bestimmt, der Abtei vorstan
ohne durch all' den Jammer, den weltliche Hände und wel
liche Befehle, die sogar das Grab des Stifters Adalbero nic
verschonten, über das Stift bringen mußten, niedergedrückt
werden. Der letzte Prälat des geschiedenen Jahrhunderts w
Julian Ricci, erwählt 1794, † 1812, der das Vollmaß d
Bitterkeit, welche die Kriege über Lambach und seine B
wohner in jeder Beziehung bringen mußten, austrank.

Alles Andere, Gutes und Schlimmes, was an Lamba
vorüberzog, gehört bereits unserer Zeit an und leben hiefi
noch sprechende Zeugen.

Fragt man sich nach dem Totaleindruck, den dieses m
sichtbarer Wahrheitsliebe geschriebene Chronicon auf den Les
macht, so muß man einbekennen, daß die achthundertjährig

Wirksamkeit der Stiftung Adalbero's auf den engen Kreis, auf den sie zu wirken den Beruf hatte, eine heilbringende war, wie sich aus den vielen einzelnen mit unendlichem Fleiße vom Archivare Pater Pius gesammelten Thatsachen überzeugend ergibt. Ebenso sieht man, wie zu allen Zeiten auch in Lambach eine ordensreformatorische Hand eingriff, wenn merkliche Auswüchse sich kundgaben; aber ebenso deutlich sieht man auch, wie dann immer der sittliche und wissenschaftliche Stand des Stiftes sich hob. Die Hervorhebung dieser literarischen Momente, wenn auch nur — wie das Chronicon selbst — kurz, gewährt dem Ganzen einen besondern Reiz, und zeigt, daß es auch in Lambach immer Männer gab *), denen die Nachwelt Dank schuldet. Der Zweck des Verfassers, durch die „rerum praeteritarum notitiam" seinen Brüdern auch „rerum praeteritarum gratam memoriam" einzuflößen, wird vollkommen erreicht werden, und wir können nur den Wunsch aussprechen, daß er nicht ermüden, sondern im gleichen Eifer, in gleicher Liebe für die Geschichte seines Stiftes und dessen Stifters Adalbero thätig bleiben möge.

*) Etwas hart scheint ein Urtheil pag. 46: „*P. Benedictus Oberhauser*, vir principiis Quesnelii et Vanespenii deceptus illorumque mordax propugnator, alias doctissimus etc.", da es schwer werden dürfte ein richtiges Urtheil über diesen ehemaligen Professor der Philosophie zu Salzburg und des Kirchenrechtes zu Fulda zu fällen, ohne die eigenthümliche Zeit in der er wirkte überschaut zu haben. Man vergleiche das lobende Urtheil S. 46—47 der Schrift: „Verzeichniß aller akademischen Professoren zu Salzburg vom J. 1728 bis zur Aufhebung der Universität", herausgegeben von einem Mitgenossen, Salzburg 1813. Uebrigens war Oberhauser am 25. Jan. 1719 geboren, legte den 13. Nov. 1740 seine Gelübde in Lambach ab, und starb daselbst am 20. April 1786.

XXXVII.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienſt.

(Geſchrieben auf einer Reiſe in der Schweiz und in Oberitalien.)

XXII.

Die Möglichkeiten eines italieniſchen Angriffs oder der Umgehung im Süden oder Norden.

Mailand 28. September 1863.

Der Menſch denkt, Gott lenkt. Meiner Rechnung nach müßt' ich jetzt in Genua ſeyn und ſiehe da, ich ſitze noch hier in dem Albergo della Villa. Der italieniſche Himmel iſt graugelb geworden; es regnet in Strömen und da mag ich denn doch nicht mit Nebelmaſſen durch die Apenninen wandern und ich mag nicht am Geſtade des Mittelmeeres mich in ein einſames Zimmer einſperren. Der Regen iſt eine Macht. Danton war einſt mit ſeinen Freunden zuſammen; dieſe waren unruhig und beſorgt, denn die Sektionen waren in Bewegung; er aber öffnete ein Fenſter, betrachtete den Himmel, trat in das Zimmer zurück und ſagte: „die Nacht wird ruhig vorüber gehen, denn es wird regnen.“ Die Mailänder Signori ſitzen Tag und Nacht auf der Straße; jetzt haben ſie ſich in die inneren Räume der Kaffeehäuſer gezogen, um

ihre Lügen zu erzählen und ihren Unſinn zu ſchwatzen. Unter mir, auf dem Corſo Vittore Emanuele iſt ſonſt ein betäubendes Getümmel, jetzt aber iſt es ſehr viel ſtiller geworden. Wenn nun nicht nur die Pariſer dem Regen weichen, ſondern ſelbſt die Italianiſſimi in Mailand, warum ſollte der alte Soldat nicht ebenſo thun?

Ich will im Sonnenſchein durch die Gebirge ziehen, ich will auf dem Golf von Genua herumfahren, wenn in ſeinen Waſſern ein tiefblauer Himmel ſich ſpiegelt, und ſo will ich denn in Gottesnamen abwarten, bis ein friſcher Wind die Regenwolken verjagt. Ich bin behaglich in meinem geräumigen Zimmer, denn in den letzten Tagen bin ich ſehr müde geworden. Allerdings ſummt und raſſelt das Treiben des Gaſthofes um mich herum, aber ich habe mich daran gewöhnt, wie man ſich an das Rauſchen eines fließenden Waſſers oder an das Klappern einer Mühle gewöhnt. Das Schellen, das Rennen, das Knarren und Schlagen der Thüren, das Schwätzen und Rufen der Fremden, es ſtört meine Ruhe nicht mehr und dieſe Ruhe will ich verwenden, um die Betrachtungen über das Feſtungs-Viereck weiter zu führen. Ich möchte ſie ſchnell vollenden, aber der Stoff wächst mir unter der Feder und ſo muß die eine Ungeduld eine andere verzehren.

Ich habe Dir den Landſtrich beſchrieben, welcher in Italien der erſte Vertheidigungsraum der Oeſterreicher iſt. Ein Geognoſt hätte das auch thun können und ohne Zweifel viel beſſer als ich; aber ſolche Beſchreibung mußte nun einmal den Betrachtungen des Kriegsmannes vorangehen. In dieſen, ſei ohne Sorge, werd' ich nicht gelehrt thun, ich werde nicht Napoleons Denkwürdigkeiten und nicht die Schriften von Clauſewitz anführen, und ich werde nicht die Feldzüge auf dieſem claſſiſchen Boden in ihren einzelnen Operationen erörtern.

Wer auf den Grenzen Krieg führen will, der muß vor Allem ſeine Verbindungen mit dem rückliegenden Lande frei haben. Oeſterreich hat mehrere Hauptſtraßen nach Italien:

die eine aus Tyrol über den Brenner und durch das Etschthal, eine andere von der Drau in das Pusterthal an die Etsch, eine dritte von der Drau über den Paß von Pontafel (Malborghetto) in das Thal des Tagliamento und aus diesem in die venetianische Ebene oder auch in das Etschthal, und endlich eine vierte von Görz in das Thal des Isonzo und aus diesem über Palmanuova in die Ebene nach Verona oder wieder durch die Gebirge zur Etsch. Von Botzen aus zieht die Eisenbahn in dem Etschthal nach Peschiera und von hier setzt sie sich fort einerseits nach Verona und Mantua und andererseits über Vicenza und Padua nach Venedig und von dort nach Triest.

Da man nun ohne gewisse Voraussetzungen eine vernünftige Erörterung nicht machen kann, so setzen wir voraus, daß der Angriff von Westen her geführt werde und daß der Vertheidiger mit seiner Hauptmacht zwischen dem Mincio und der Etsch stehe. Ob ein Angriff von Osten her möglich sei, darüber werde ich mir später einige Worte erlauben.

Was kann der vorausgesetzte Angriff wollen? Offenbar will er zunächst die Linie der Etsch gewinnen, um diese als Basis oder als Operationslinie zu seinen ferneren Unternehmungen zu verwenden. Ist dieß festgestellt, so entsteht wieder die Frage: wird der Angriff auf die Mitte des Vertheidigungsraumes, auf die Linie des Mincio, fallen oder wird er diese auf der einen oder auf der anderen Seite umgehen?

Betrachten wir zuerst die Umgehung auf der nördlichen Seite. Hat sich der Angriff in das Gebirge geworfen und hat er die Etsch erreicht, so hat er die wichtigste von allen Verbindungen, er hat die Verbindung mit Tyrol verlegt und er findet brauchbare Straßen in das östliche Alpenland, z. B. von Trient durch das Val di Sugana in das Thal der Brenta und in verschiedenen Richtungen zur oberen Piave. Der Angreifer kann aus dem Gebirge nach Vicenza, in die Ebene von Padua oder aus dem Thal des Tagliamento an die Küste von Venedig herabsteigen und die Stellung zwischen

der Etsch und dem Mincio im Rücken fassen. Von der Etsch ausgehend kann er, an den Tagliamento vorgerückt, die bezeichneten Hauptstraßen gewinnen, also die Verbindungen zu dem Herzen von Deutschland verlegen. Würde nun die österreichische von der überlegenen feindlichen Seemacht in die Häfen zurückgetrieben, so würden die Küsten blokirt; und um nicht gänzlich abgeschnitten zu werden, müßte der Vertheidiger Venetien räumen und sich bis an den Tagliamento oder gar bis an den Isonzo zurückziehen.

Nun, so auf der Karte nimmt das Alles sich nicht übel aus, aber die Karte ist eben nicht der wirkliche Boden und auf diesem bewegt sich eine Armee nicht so leicht, wie auf dem glatten Papier sich Dein Finger bewegt.

Wenn ich von einer Unternehmung in dem Alpenland rede, so mein' ich nicht Freischaaren, die man in das Gebirge laufen läßt, um die italienische Tricolore aufzustecken und die welschen Tyroler zum Aufstand zu bringen. Im J. 1848 sind Welden und Zobel mit solchem Volk schnell fertig geworden, und Garibaldis Zug gehört jetzt noch zu den Unbegreiflichkeiten des Feldzuges vom J. 1859. Sollten sogenannte fliegende Corps den Garda-See umgehen, durch die Gebirge vorrücken, aus diesen in die Ebene von Vicenza und Padua herabsteigen, so könnten sie für den Augenblick wohl mancherlei Unfug treiben, aber sie müßten sehr gewandt und glücklich oder die Oesterreicher müßten sehr träg und ungeschickt seyn, wenn diese Truppen nur wieder in die Gebirge zurückkämen, wo dann ihre Lage keine angenehme wäre. Eine Umgehung des Vertheidigers auf seiner rechten Flanke soll doch wohl nicht bedeuten, daß der Angreifer die Oesterreicher am Mincio stehen ließe, um mit der gesammelten Hauptmacht sich diesen in Flanke und Rücken zu werfen, und dadurch die eigenen Verbindungen und die ganze Lombardei preiszugeben. Sollte die Unternehmung einen Sinn haben, so müßte man annehmen, daß ein Heer des Angreifers an dem Mincio den Vertheidiger beschäftigte und daß ein anderes

die Umgehung verſuchte; dazu aber wäre eine Uebermacht nöthig, welche Frankreich und Italien zuſammen nicht aufſtellen könnten. Stünde aber auch eine ſolche Uebermacht gegen die Oeſterreicher, ſo kann eine vernünftige Auffaſſung nur meinen, daß eine große Heeresabtheilung ſich ablöſe, um durch die Gebirge ſich auf die Vertheidigungslinie der Oeſterreicher zu werfen. Auch dieſes Manöver hätte ſeine großen Gefahren; denn ſolang Jene die mittlere Etſch hielten, würde, auf die rückwärtsliegenden Befeſtigungen geſtützt, eine mäßige, bei Udine und Palmanuova aufgeſtellte Reſerve dem Heerestheil, welcher die Umgehung verſuchte, das Vorrücken ſehr ſchwer machen, der Hauptarmee des Vertheidigers an der Etſch aber Gelegenheit und günſtige Umſtände ſchaffen, um kräftige Stöße gegen die eigentliche Front des Angriffes zu führen. Ohne uns mit abenteuerlichen Möglichkeiten zu quälen, müſſen wir eben doch die Wahrſcheinlichkeit anerkennen, daß ein mehr oder weniger ſtarker Heerestheil in die Gebirge ziehen werde, um auf der rechten Flanke des Vertheidigers die Etſch zu gewinnen, dadurch deſſen Kräfte zu theilen und auf die Verbindungen nach dem Inneren von Oeſterreich zu fallen, wenn in dem mittleren Vertheidigungsraum der Angriff Vortheile errungen hat. Der Vertheidiger dagegen muß ſeinem Feinde die Annäherung an die obere Etſch verwehren. Das iſt der Fall, welchen ich im Auge habe bei der nachfolgenden Betrachtung.

Das Corps, welches von Weſten her an die obere Etſch vorrücken will, muß die Linie von dem Stilfſer Joch bis zum Garda-See durchbrechen. Ein ſolches Corps mit Geſchützen und Troß kann nicht auf Saumwegen über Firnen und Gletſcher oder über die Felſenkämme der hohen Gebirgsjoche klettern; es muß Uebergänge, d. h. es muß Straßen finden, um über die Päſſe zu ſteigen. Wenn ich aber von Straßen rede, ſo mein' ich ſolche, welche aus der Ebene abgehend, ohne Unterbrechung für alle Waffen gangbar, zu der bezeichneten Linie geführt ſind. Bemerke nun, daß dieſe Straßen, faſt

alle schwierig, aus tiefen Thälern einen Paß erklimmen, von welchem sie in ein anderes Thal herabsteigen; bemerke ferner, daß der Vertheidiger mit Befestigungswerken die Engpässe gesperrt oder solche dort angelegt hat, wo zwei Thäler, also zwei Straßen zusammentreffen, daß er folglich die Hauptpunkte der Verbindungen beherrscht.

Eine solche Straße zieht von Como oder wenn Du willst von Mailand aus durch das Thal der Adda zu dem Stilfser-Joch, senkt sich von dort in das Vintschgau, setzt sich über Meran in das eigentliche Etschthal und von diesem in das Thal der Eisack fort. Diese Straße ist gesperrt durch das Stilfser-Joch selbst, und wo sie von diesem in das Vintschgau herabsteigt, haben die Oesterreicher Befestigungswerke angelegt unweit Trafoi. Eine andere Straße mag man von Bergamo ausgehend betrachten. Sie steigt in dem Thale des Oglio (Valle Camonica) bis zu dem Porta di Legno und dort theilt sie sich in zwei Zweige; der eine steigt über den Col di Nabio, durch das Val del Monte in das Veithal; der andere geht über den Tonalpaß unmittelbar in das Sulzbergerthal (Val di Sole), wo diese die andere aufnimmt und nun aus dem Rosthal die Etschlinie erreicht. Sie ist vertheidigt durch ein Werk unweit Ossona, wo das Veithal in das Sulzbergerthal eintritt. Eine dritte Straße, etwa von Brescia ausgehend, zieht zu dem Idrosee, wo sie den wichtigen Punkt Rocca d'Anfo, jetzt zu dem Königreich Italien gehörend, berührt; sie zieht durch das obere Thal der Chiese (Val Bona) in die Giudicaria, sie setzt sich in das untere Rosthal fort oder sie steigt in dem Sarcathal aufwärts. Jener Zweig trifft die Straße von dem Tonal, wo die Nos in das Etschthal eintritt. Der andere erreicht dieses bei Trient. — Wer jemals in diesen Gegenden war, der kennt die wunderschöne Straße, welche an dem nördlichen Ende des Gardasees über Torbole nach Roveredo geführt ist. Man kann diese Verbindung erreichen durch Seitenwege in verschiedenen Thälern, z. B. dem Ledrothal,

und man kann sie erreichen durch Fahrzeuge, die von Desenzano oder einem anderen italienischen Uferpunkt den Gardasee aufwärts fahren; aber die Verbindung des Gardasees mit dem Etschthal, nämlich mit Roveredo ist vertheidigt durch die Werke bei Riva und bei Nago. Der Gardasee selber ist vertheidigt durch die österreichische Flottille, und wer bei Riva landen will, den empfängt eine Strandbatterie mit schweren Geschützen. — Wohl gibt es noch viele Wege in diesen Gebirgen, aber alle schwierig, sind sie höchstens brauchbar für kleine Commando's, und nimmer gehören sie zu den wichtigeren Manöverlinien.

Alle diese Verbindungen sind eigentliche Alpenstraßen; sie ersteigen hohe Joche, sie senken sich in tiefe Thäler und ersteigen wieder die Berge. Die Straßen liegen hier auf der Sohle des Thales, dort sind sie hoch über dieser, einerseits die unersteigliche Bergwand und andererseits den furchtbaren Abgrund neben sich. Manche Strecken sind gut geführt, gut gebaut und gut unterhalten, andere sind schmale, kaum brauchbare Fahrwege mit sehr starken Steigen und Gefällen. Soll ich Dir die Beschwerlichkeiten und die Gefahren eines Marsches oder eines Gefechtes auf diesen Straßen schildern? Es ist nicht nöthig, wenn Du Dir vorstellst, wie auf der schmalen Straße, neben welcher man sich nicht ausbreiten kann, eine kleine Truppenabtheilung sich in eine lange Colonne zieht, deren Spitze vernichtet werden kann, ohne daß das Ende sich zu rühren vermag. Eine Vorhut kannst Du wohl bilden, aber Du kannst keine Seitenpatrouillen versenden. Stelle Dir vor die Verwirrung, die daraus entstehen muß, wenn auf der engen Straße die Vorhut auf die Colonne zurückgeworfen oder wenn diese in ihrer Flanke angegriffen wird von einer kleinen Abtheilung, die aus einem Seitenthale heranschleicht. Ist die Spitze in eine weitere Thalstrecke gekommen, wo sie einige Compagnien zu entwickeln vermag, so steht sie vor einer guten Stellung des Vertheidigers, hinter sich einen Engpaß, in welchen der größte Theil der Colonne noch ein-

geklemmt ist. Willst Du auf mehreren Straßen vorrücken, so sind die Abtheilungen getrennt, jede ein vereinzeltes Corps, wo bist Du gegen Ueberfälle gesichert?

Du sagst, der Vertheidiger habe mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das ist wohl wahr, aber bemerke, daß dieser die Hauptpunkte besetzt hält, daß er auf solchen die Vertheidigung vorbereitet und daß er, auf sie gestützt, mancherlei wagen kann, was dem Angreifer unmöglich ist. Wenn Du nun bedenkst, daß das Land nur geringe Hülfsmittel bietet, daß man fast alle Bedürfnisse, welche der Vertheidiger in seinen festen Punkten sammelt, nachschleppen muß; wenn Du Dir vorstellst, was der Soldat in den rauhen Gebirgen leidet, wie er sich allen Stürmen und Ungewittern aussetzen muß, so wirst Du die Schwierigkeit größerer Operationen im hohen Gebirgsland erkennen. Im Allgemeinen ist bei gleichen Kräften der Angriff der Vertheidigung überlegen, aber in dem Alpenland hat diese den Vortheil, wenn der Vertheidiger den Gebirgskrieg versteht und wenn er zur Führung dieses Krieges die rechten Leute hat.

Da man doch Alles sich unter einer gewissen Form vorstellen muß, so stelle Dir vor eine Linie, welche nur angegriffen werden kann auf wenigen, durch Befestigungswerke vertheidigten Punkten, und hinter welcher Linie dem Vertheidiger eine freie oder doch eine freiere Bewegung gestattet ist. Diese Angriffspunkte sind das Stilfser Joch, die Werke von Gomagoi oder Trafoi, der Tonal oder die Befestigungen von Ossona und die Batterien von Riva und Nago. Wohl können einzelne gewandte und verwegene Männer an vielen Orten die Joche übersteigen, aber Colonnen können zwischen diesen Punkten nicht durchbrechen. Würden mehrere dieser Punkte zugleich angegriffen, so wären diese Angriffe vereinzelt, während die Vertheidigung schon Mittel hätte, um ihre einzelnen Handlungen in Verbindung zu bringen.

Wäre die erste Linie durchbrochen, so wäre der Angreifer deßhalb noch immer nicht an der Etsch und man

könnte ihm das Vorrücken in dem kleinen Raum noch gewaltig ſchwer machen. Die Vertheidigung der Etſchlinie und ihrer Zugänge muß eine lebendige ſeyn; aber dieſe kann ſich wieder auf einige feſte Anſtalten ſtützen. Die wichtigſte Umgehungslinie durch das Puſterthal iſt durch die Franzensfeſte geſperrt; ſie iſt der Sammelplatz und der Stützpunkt für die Landesvertheidigung von Tyrol. Wo das Rosthal in das Etſchthal ausmündet, da liegt das Fort San Michele; wo die Straße aus dem Sarcathal, die Höhen überſteigend, ſich in das Etſchthal ſenkt, da liegt das Fort Cadine unweit Trient, und die Straße von Riva oder Torbole nach Roveredo vertheidigen die Werke von Rago. Trient wird nie mehr eine ökumeniſche Kirchenverſammlung, aber es wird wohl noch blutige Gefechte ſehen; denn es iſt ein Knotenpunkt für die Vertheidigung des Gebirges und es liegt auf der Verbindung, welche von Trient in das Suganathal eintritt, bei Feltre die Piave erreicht und zu venetianiſchen Lagunen abfällt und andererſeits ſich im Gebirge nach Conegliano und Udine, alſo zu einer der großen Verbindungslinien fortſetzt. Hier hat man die Etſch ohne ein neues Werk gelaſſen, wahrſcheinlich weil man auf die Vertheidigungsfähigkeit der Stadt rechnet, welche von einer mittelalterlichen Ringmauer umgeben und von der befeſtigten Kaſerne, ehemals das Schloß Buon Conſiglio, beherrſcht iſt.

Von Roveredo geht eine gute Straße durch das Thal der Lena in das Herrenthal (Val dei Signori) nach Schio und Vicenza. Hat man dieſe Straße für unwichtig gehalten? Blutige Gefechte, zu allen Zeiten geſchlagen, haben die Wichtigkeit von Roveredo dargethan und es hat dieſe Wichtigkeit nicht durch die Forts von Paſtrengo und von Ceraino verloren. Warum hat man an dieſem Poſten nicht Anſtalten geſchaffen, welche den Uebergang über die Etſch vertheidigen und ſichern?

So bildet denn die Etſch die zweite Vertheidigungslinie, als deren Hauptpunkte der Brenner, die Franzensfeſte

bei Brixen, das Fort San Michele, das Fort von Cadine sowie die Städte Trient und Roveredo die Aufstellung bestimmen. Diese Hauptpunkte liegen alle an einer prachtvollen Hauptstraße und von Botzen abwärts an der Eisenbahn. Die Bewegung des Vertheidigers auf dieser Linie ist daher vollkommen frei, während sie auf kurze Strecken dem Angreifer durch die Befestigungen gesperrt ist. Ich lege auf alle diese Befestigungen keinen größeren Werth als sie verdienen; immer aber bilden sie feste Punkte für die lebendige Vertheidigung und hemmen die Bewegung des Feindes.

Der Erzherzog Carl hat gesagt: das Gebirge werde in der Ebene vertheidigt. Viele Ereigniſſe haben den Ausspruch des berühmten Feldherrn erwahrt und es ist jetzt ein fester Satz der heutigen Strategie. So lange die Oesterreicher zwischen der Etsch und dem Mincio in der Ebene stehen, so lange können die Italiener das Gebirge nicht behaupten; wenn sie aber in dieses einbrechen, so werden sie es thun um ihre Gegner aus der Ebene heraus zu manövriren. Wie es aber damit auch sei, so ersiehst Du doch wohl, daß von Westen her der Angriff auf Venetien den Hauptschlag nicht in dem Alpenland führen wird.

Ueberspringe jetzt den mittleren Abschnitt des Vertheidigungsraumes und steige mit mir von den Höhen der Alpen in die Niederung an dem adriatischen Meer.

Wenig entfernt von der Grenze am untern Po liegt eine Gruppe italienischer Waffenplätze. Die Oesterreicher haben das Besatzungsrecht in Comacchio und in Ferrara verloren; die Italiener dagegen haben Bologna zu einem mächtigen Waffenplatze gemacht. Sollte nun der Hauptangriff auf Venetien sich nicht auf die italienische Festungsgruppe stützen und von dieser ausgehen; sollten die Italiener nicht über Comacchio bis Brondolo, über Rovigo und Este nach Padua vordringen, die Aufstellung der Oesterreicher in der Flanke angreifen und sie gegen das Gebirge aufrollen? Ein neuerer Militärschriftsteller, ich meine Rüstow, hat eine be-

sondere Ansicht ausgesprochen. Er meint: wenn in der Niederung des Po auch keine Felder zu finden seien, auf welchen eine große Armee sich zusammenhängend entwickeln könne, so folge daraus keineswegs die Unmöglichkeit, planmäßige Schlachten auf diesem Boden zu schlagen. Ueberraschungen in der Schlacht seien geboten, man könne mit geringer Mannschaft an der einen Stelle vertheidigend verfahren, um an anderen Punkten mit bereit gehaltenen Reserven entscheidende Schläge zu führen. Das Alles ist nun viel leichter gesagt als gethan, und meines Wissens ist auf der linken Seite des Po, unterhalb der Mündung des Mincio, ein solcher Schlag noch niemals geführt worden. Doch laß uns die Sache etwas näher betrachten.

Durch den südlichen Abschnitt des Vertheidigungsraumes ziehen zwei Hauptstraßen, von welchen die nördliche noch auf dem besseren Boden liegt. Diese kommt von Ferrara, überschreitet bei Ponte Lagoscuro den Po, bei Rovigo den Adigetto, bei San Marco die Etsch und trifft bei Monselice die Straße, die von Mantua nach Padua führt. Die andere Hauptstraße zieht über Ravenna und Comacchio, längs dem Strande meistens nicht einmal eine halbe Meile weit von dem Meere entfernt; sie überschreitet alle Arme des Po, geht bei Cavanella über die Etsch und setzt sich nach Brondolo fort. Diese beiden Straßen liegen auf hohen Dämmen, rechts und links ungangbares Land, und die Uebergänge über die unzähligen Wasserzüge haben wenige Brücken. Selbst über den Po sind nur einige Uebergangswerke hergestellt; man setzt über den mächtigen Strom auf den sogenannten Porti, d. h. auf zwei Fahrzeugen, welche gekuppelt, mit einem Boden bedeckt und mit einem Schutzgeländer versehen sind. Diese Porti werden nur selten gerudert, sie gehen an einem Scheertau, sind also eigentliche Fähren, deren jede wohl zwei Stunden bedarf, um ein Bataillon überzusetzen. Allerdings sind noch viele Wege in dieser traurigen Landstrecke, aber sie liegen alle auf Dämmen, oft ohne Ver-

bindung und selbstverständlich von den unzähligen Wassern unterbrochen.

Ich weiß sehr wohl, daß die heutige Kriegführung ganz andere Regeln als die frühere befolgt, und ich weiß, daß dieselbe von dem Boden viel weniger abhängig ist; aber ich meine: wenn man Schlachten auch ganz mit Plänklerketten und wenigen Geschützen ausföchte, so müßte man doch einen Boden haben, auf welchem die Plänkler gehen, die Geschütze auffahren und die Truppen lagern können; und ich meine ferner, es sei ein gewagtes Spiel um Kriegshandlungen in einem Lande, in welchem die Sumpfluft die Spitäler mehr füllt als die Waffen des Feindes.

Wohl kann man auf den Dämmen marschiren, aber die Colonnen können sich nirgend entwickeln. Wie in dem Gebirge, ist jeder Bestandtheil an seine Stelle gebannt und kaum kann ein Geschütz, welches in der langen Colonne steckt, aus der Mitte zu der Spitze vorfahren. Wenn ein beträchtliches Corps in mehreren Abtheilungen vorrückt, so sind diese von dem Vertheidiger gesehen; ganz nah die eine bei der andern können sie sich doch nicht unterstützen; die eine kann die Niederlage der andern mit Augen sehen und sie kann ihr nicht helfen. Der einfache Marsch unterliegt ungeheuern Schwierigkeiten. Ein Bataillon überschreitet ein Wasser und es steht schon wieder an dem nächsten, wenn das folgende noch über das erste geht. Woher soll man das Material nehmen, um so viele Wasserzüge zu gleicher Zeit zu überbrücken? Will man mit den Brückenzügen von dem einen zu dem andern vorfahren, wo sollen die Truppen marschiren? Will man nur auf Nachen übersetzen, woher soll man die nöthige Anzahl nehmen, denn der Vertheidiger hat die vorhandenen gewiß in Sicherheit gebracht, und wenn man eine Anzahl solcher Fahrzeuge besäße, so würde der Marsch von wenigen Meilen ganze Tage verzehren. Wo soll man lagern? Die armen Soldaten, die den Tag über mit aller Mühseligkeit marschiren oder fechten, sollen Nachts noch im Sumpf liegen oder im

Wasser? Woher die Lebensmittel, deren die Truppen auf diesem Boden mehr und bessere als auf einem andern bedürfen? Der Nachschub würde die Schwierigkeit vergrößern. Brächten auch kleine Fahrzeuge, welche dem Strande sich nähern können, die Lebensmittel und alle Bedürfnisse herbei, so bestünde noch immer die Schwierigkeit sie zu den verschiedenen Abtheilungen der Truppen zu bringen. Die besten Anstalten könnten in diesem Landstrich die Truppen nicht gegen Mangel schützen und nach wenigen Tagen wüßte man nicht mehr, wohin mit den Kranken.

Jedermann weiß, daß heutzutage die Beweglichkeit der Truppen viele Unternehmungen, die früher unmöglich gewesen, ausführbar macht. Jedermann weiß, daß ein entschlossener Führer mit guten Truppen scheinbare Unmöglichkeiten zu überwinden vermag; aber die natürlichen Schwierigkeiten kann er eben nicht wegschaffen und eben ihretwegen kann ein kleiner Umstand Katastrophen herbeiführen. Eine jede Schlappe, auf einem andern Boden ohne Folgen, könnte hier den Angreifer in schlimme Lage versetzen. Der Vertheidiger dagegen ist in ungeheuerm Vortheil gegen den Angreifer. Er kennt alle Wasser, alle Wege, alle Sümpfe und alle trockenen Stellen, er kann seinem Feinde alle in dem Lande vorhandenen Mittel entziehen, er kann der wichtigen Punkte sich zum voraus versichern; er ist in dem Besitz der Dämme und Schleußen, er kann große Strecken des Bodens ganz unter Wasser setzen und er kann jeglichen Umstand benützen. Der Vertheidiger steht auf besserem Boden, er kann eine Frontveränderung oder jede andere taktische Bewegung schnell und ungehindert ausführen; kampfbereit steht er dem Feinde in Flanke oder im Rücken, gerade wenn dieser sich in der schwierigsten Lage befindet, und will man von Ueberraschungen reden, so kann solche nur der Vertheidiger machen. Die Schwierigkeiten des Angriffes in diesem Landstrich sind so groß, daß selbst das Genie sie nur bei vollkommener Unfähigkeit und Unthätigkeit der entgegenstehenden Führer oder

gegen ſchlechte, demoraliſirte und verweichlichte Soldaten zu überwinden vermöchte.

Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß ein mäßiges Truppencorps eine Diverſion in die linke Flanke des Vertheidigers machen könnte, aber eine große Kriegshandlung könnte nur gegen eine erbärmliche Vertheidigung oder bei einem Zahlenverhältniß der Truppen ausgeführt werden, welches fabelhaft günſtig wäre für den Angriff.

Was folgt nun aus dieſer langen Erörterung? Es folgt daraus, daß weder in den Gebirgen noch in der Niederung eine entſcheidende Angriffsoperation ausgeführt werden kann, ſolang der Vertheidiger kampfbereit zwiſchen der Etſch und dem Mincio ſteht.

Sieh doch, der Regen hört auf, die Abendſonne ſcheint von dem klar gewordenen Himmel. Jetzt fort nach Genua!

Dein N. N.

XXXVIII.

Pius IX. und Polen.

Unter den zahlloſen anderen Vorwürfen, welche die Feinde des Papſtes und des Papſtthums Pius IX. und zum Theil auch ſchon ſeinem Vorgänger Gregor XVI. wiederholt gemacht haben, iſt auch der Vorwurf, der Papſt habe nichts für Polen gethan, während wieder Andere den entgegengeſetzten Vorwurf gegen Pius IX. erheben und behaupten, er habe die polniſche Revolution ermuntert. In einem Augen-

blicke, wo die unglückliche polnische Nation aus frischen Wunden blutet und unter den eisernen Fußtritten ihres übermüthigen Siegers sich krümmt, in einem Augenblicke, wo die ganze fanatische Wuth des „heiligen" Rußlands gegen das katholische Polen zum offenen Vernichtungskampfe aufgerufen wird, scheint es uns wohl der Mühe werth, das Verhalten des Oberhauptes der katholischen Christenheit gegen die unterdrückten Polen und gegen ihre Unterdrücker näher in's Auge zu fassen, und die Vertheidigung Pius IX. gegen den oben erwähnten doppelten Vorwurf aus den Akten selbst zu führen, wie sie uns (unter dem Titel Pii IX. Pontificis Maximi Acta. Pars I. Vol. I. Romae 1854. Vol. II. 1858. Vol. III. 1864. Ex Typographia Bonarum Artium) vorliegen. Diese drei Bände der Akten Pius IX. umfassen alle des gegenwärtigen Pontificats, vom Regierungsantritte Pius IX. angefangen bis auf die Encyclika vom 8. December 1864 mit dem Syllabus einschließlich, mit Ausnahme der Motu-proprio's und der Handschreiben des Papstes, welche sich nur auf die Regierung des Kirchenstaates beziehen. Ein Blick in diese drei Bände genügt, um uns zu überzeugen, daß Pius IX. oft genug im Laufe seines glorreichen Pontificats Gelegenheit genommen hat, sich mit der katholischen Kirche Polens und ihren russischen Unterdrückern zu beschäftigen. Er that dieß in zwei Allocutionen vom 3. Juli 1848 und 16. März 1863, und fünf apostolischen Schreiben vom 3. Juli 1848, 31. Jänner 1859, 6. Juni 1861, 20. Februar 1862, 22. April 1863 und 30. Juli 1864. Wenden wir uns nun zur näheren Betrachtung dieser einzelnen Akte.

Den Beginn der Thätigkeit Pius IX. zu Gunsten der katholischen Kirche in Rußland und Polen bezeichnet ein hochwichtiger Akt, nämlich das Concordat mit Rußland vom 3. August 1847, publicirt in der Allocution vom 3. Juli 1848. Durch dieses Concordat wurde die Zahl der römisch-katholischen Diöcesen im russischen Reiche mit Ausschluß des Königreichs Polen auf sieben festgesetzt: ein Erzbisthum

(Mohilew) und ſechs Bisthümer (Wilna, Telsk oder Samogitien, Minsk, Lutzk und Zitomir, Kamenieck, Kherſon in Beſſarabien). Das Bisthum Kherſon wurde von Pius IX. neu errichtet mit einem Suffragan-Biſchof in Saratoff. Die Circumſcriptions-Bulle vom 3. Juli 1848 beſtimmte die Grenzen der erwähnten Bisthümer. Das neue Bisthum Kherſon erhielt ein Cathedral-Kapitel von neun Mitgliedern mit zwei Prälaten und ein Diöceſan-Seminar, in welchem fünfzehn bis fünfundzwanzig Zöglinge auf Koſten der Regierung erhalten werden ſollten. Das Concordat trifft ferner Beſtimmungen zum Beſten der in den Diöceſen von Kherſon und Kamenieck wohnenden katholiſchen Armenier, welche bis zur Ernennung eines armeniſch-katholiſchen Biſchofs den lateiniſchen Biſchöfen der erwähnten Diöceſen unterſtehen. In der Zahl der im Königreich Polen beſtehenden Diöceſen wurde nichts geändert. Bezüglich der Ernennung der Biſchöfe in Rußland und Polen verlangt das Concordat eine jedesmalige Uebereinkunft zwiſchen dem Kaiſer und dem heil. Stuhle. Das ſind die wichtigſten Beſtimmungen des ruſſiſchen Concordats.

Obwohl Pius IX. Urſache hatte, ſich zu dieſem Erfolge Glück zu wünſchen, ſo war der Erfolg doch keineswegs ein vollſtändiger. Weit mehr als in dem Concordat wirklich erreicht wurde, blieb für die Freiheit und für die Rechte der Kirche in Rußland und Polen noch zu wünſchen übrig; und der Papſt zählt in derſelben Allocution vom 3. Juli 1848 eine lange Reihe von Beſchwerden auf, gegen welche das Concordat noch keine Abhülfe gewährt. Noch immer iſt der freie Verkehr der Gläubigen mit dem heil. Stuhle gehindert; noch immer werden dem Klerus die ihm entzogenen Güter nicht zurückerſtattet; noch immer wohnt ein von der Regierung gewählter Laie den Sitzungen der biſchöflichen Conſiſtorien bei. Noch immer beſteht das Geſetz, welches gemiſchte Ehen für ungültig erklärt, ſo lange ſie nicht von einem ſchismatiſchen ruſſiſchen Prieſter eingeſegnet ſind. Die Eheſachen der Katholiken ſind den geiſtlichen Gerichten entzogen.

Staatsgesetze bestimmen das Alter für die Ablegung von Ordensgelübden; den religiösen Orden sind die Schulen ganz genommen; Ordensprovinziale werden nicht zugelassen. Die Bekehrung zur katholischen Religion ist verboten. Die ruthenischen Katholiken sind ohne Bischöfe und befinden sich in einem beklagenswerthen religiösen Zustande. Indeß konnte der Papst in jener Allocution die Hoffnung aussprechen, die russische Regierung werde den größten Theil dieser Beschwerden abstellen, da er die Nachricht erhalten habe, der Kaiser beschäftige sich ernstlich mit der Abstellung derselben.

Wie wenig diese Hoffnungen in Erfüllung gingen, zeigte ein in französischer Sprache abgefaßtes Schreiben vom 31. Januar 1859, welches der Papst an den Kaiser Alexander richten mußte, und worin er sich beklagt, daß mehrere Artikel des Concordats und der Circumscriptions-Bulle ein todter Buchstabe geblieben seien, trotz der wiederholten Reclamationen der päpstlichen Regierung, für welche, um das gute Einvernehmen mit der russischen Regierung nicht zu stören, jedesmal die schonende Form vertraulicher Noten gewählt worden sei. Damit aber diese Zurückhaltung nicht länger zum Nachtheil des Papstes und der katholischen Unterthanen Rußlands ausschlage, fordert Pius IX. den Kaiser auf, wirksame Maßregeln zur Ausführung des Concordats zu ergreifen, und erinnert ihn dann an die andern durch die Allocution vom 3. Juli 1848 der ganzen katholischen Welt bekannten Beschwerden, vor deren Abstellung der Kaiser Nikolaus vom Tod überrascht worden sei. „Wir fordern mit vollem Vertrauen", sagt der Papst, „von Eurer Majestät, daß Sie die letzte Hand an dieses Werk legen. Ein einziges Wort von Ihnen gab vor Kurzem ganz Europa den Frieden wieder, und ganz Europa wird Ihnen diese Wohlthat nie vergessen. Möge ein anderes Wort aus Ihrem Munde die Wünsche erfüllen, die Wir hier aussprechen, und die katholische Kirche beider Riten wird Ihnen ewig dafür dankbar seyn". Weiter spricht der Papst den Wunsch aus, daß die noch erledigten

bischöflichen Stühle mit würdigen Hirten besetzt, und daß ein päpstlicher Nuntius in St. Petersburg zugelassen werden möge.

Wie wenig dieser Schritt Pius IX. bei dem Kaiser Alexander fruchtete, zeigt ein Breve an den Erzbischof von Warschau vom 6. Juni 1861. In diesem Breve beklagt sich der Papst zunächst über die Verläumdung, als hätte er sich nie um das geistliche Wohl der polnischen Katholiken bekümmert, als hätte er nie etwas gethan, um die volle Freiheit der katholischen Kirche in Polen zu sichern. Wie überall, so habe er auch in Polen die Sache und die Rechte der katholischen Kirche tapfer vertheidigt. Denselben grundlosen Vorwurf habe man schon seinem Vorgänger Gregor XVI. gemacht und den gläubigen Polen vorgespiegelt, dieser Papst habe sie ganz und gar im Stiche gelassen. Gegen diese Verläumdung habe derselbe nicht nur in einer Allocution protestirt, sondern auch gleichzeitig eine thatsächliche Darstellung seiner Bemühungen zu Gunsten der katholischen Kirche in Rußland und Polen mit vielen Aktenstücken drucken lassen. Dieselbe Verläumdung werde nun über Pius IX. wiederholt. Um sie zu widerlegen, zählt der Papst Alles auf, was er seit dem Abschlusse des Concordats vom 3. August 1847 zu Gunsten der katholischen Kirche in Rußland und Polen gethan. Insbesondere erwähnt er, daß die schon in der Allocution vom 3. Juli 1848 aufgezählten Beschwerden in ein eigenes Protokoll aufgenommen wurden, und daß die kaiserlichen Bevollmächtigten versprochen haben, nach erhaltener Instruktion über die Abstellung dieser Beschwerden einen neuen Vertrag zu entwerfen.

Außer den schon oben aufgeführten Punkten verlangte das erwähnte Protokoll insbesondere die Abschaffung der Strafgesetze gegen den Uebertritt von der russisch-griechischen zur katholischen Kirche, und gegen die katholischen Geistlichen, welche Andersgläubige zum katholischen Glauben bekehren oder solchen, welche früher nicht katholisch waren, die heil.

Sakramente ſpenden, und die Abſchaffung der neuen Eidesformel, welche die katholiſchen Unterthanen Rußlands und Polens dem Kaiſer leiſten müſſen. Statt der gehofften Abſtellung der Beſchwerden habe, fährt der Papſt fort, die ruſſiſche Regierung Grund zu neuen Beſchwerden gegeben durch die Verfolgung der barmherzigen Schweſtern in Polen, durch die Bedrohung des Eigenthums des Weltklerus und durch die beabſichtigte Ausdehnung des Geſetzes über die gemiſchten Ehen vom Jahre 1832 auf das Königreich Polen, wogegen er unverzüglich Vorſtellungen erhoben und zugleich auf die Beſetzung aller in Rußland und Polen erledigten biſchöflichen Stühle habe dringen laſſen. Ebenſo habe er gegen das neue Geſetz proteſtirt, durch welches die Katholiken in gewiſſen Fällen zum Aufbau ſchismatiſcher Kirchen gezwungen werden, und gegen die Verletzung der geiſtlichen Immunität im Dominikanerkloſter durch die Beſchlagnahme einiger Dokumente, welche ſich auf die Angelegenheit des ſeligen Bobola bezogen. Im J. 1853 habe er durch ſeinen Cardinal-Staatsſekretär die ruſſiſche Regierung wiederholt aufgefordert, die begonnenen Verhandlungen zu Ende zu führen und die ſchon ſo lange erledigten polniſchen Bisthümer zu beſetzen. Die Thronbeſteigung des Kaiſers Alexander, welcher ſchon frühzeitig und beſonders während ſeines Aufenthaltes in Rom wohlwollende Geſinnungen gegen die Katholiken gezeigt, habe den Papſt mit neuen Hoffnungen erfüllt, und ſein Krönungsgeſandter ſei beauftragt worden, bei dem Kaiſer und ſeiner Regierung die Ausführung des Concordats, die Abſtellung der im Protokoll aufgeführten Beſchwerden und die Zulaſſung eines päpſtlichen Nuntius in St. Petersburg zu betreiben. Auch zu Gunſten der Katholiken des orientaliſchen Ritus habe er wiederholte Vorſtellungen erhoben, beſonders dagegen, daß die Kleriker der Diöceſe Chelm auf eine griechiſch-ruſſiſche Univerſität geſchickt wurden. Ferner gegen die vorgeſchlagenen Regeln des Diöceſan-Seminars von Chelm, gegen die Unterdrückung der Schulen des Baſi-

lianer-Ordens, gegen die Verfolgung der unirten Ruthenen und gegen die Einsperrung mehrerer ruthenischer Priester in russisch-griechischen Klöstern, wo sie seit 1839 wegen ihrer Anhänglichkeit an die Union gefangen gehalten werden. Vergebens habe er lange Zeit auf die Entschließungen des Kaisers gewartet, und als er sah, daß nichts geschehe, habe er das vertrauliche Schreiben von 1859 an denselben gerichtet (dessen Inhalt wir oben mitgetheilt haben). Nachdem der Papst so seine Schritte zu Gunsten der polnischen Katholiken aufgezählt, spricht er die Hoffnung eines endlichen günstigen Erfolgs derselben aus, ermahnt zur Uebung der christlichen Tugenden und zum Gebete, und rügt den Mißbrauch der häufigen Ehescheidungen in Polen.

Am 20. Februar 1862 richtete Pius IX. ein Breve an den nach dem Tode seines Vorgängers neu ernannten Erzbischof von Warschau, Sigmund Felinski. Im Eingange desselben beklagt er die traurige Lage Polens und die Verhaftung des Capitel-Verwesers von Warschau, in Folge der bekannten revolutionären Ereignisse jener Zeit; dann spricht er seine Befürchtungen wegen der Schwierigkeiten aus, mit welchen der neue Erzbischof bei der Leitung seiner Diöcese zu kämpfen haben werde, zumal gegenüber den vielen Staatsgesetzen, welche der Lehre, den Rechten und der Freiheit der katholischen Kirche widersprechen, und ermahnt ihn, die Sache der katholischen Kirche unerschrocken zu verfechten und mit allem Eifer dahin zu trachten, daß er die Leiden, welche seiner Diöcese und der polnischen Nation bevorzustehen scheinen, abwende. Insbesondere möge er dafür sorgen, daß die Geistlichen ihres Berufes würdig leben und sich sorgfältig von Allem enthalten, was sich für sie nicht ziemt. Auch möge er die Gläubigen in der katholischen Religion befestigen und zur sorgfältigen Beobachtung der Gebote Gottes und der Kirche anhalten. Insbesondere aber möge er mit aller Festigkeit dahin streben, daß er volle Freiheit zur Ausübung seines bischöflichen Amtes erlange. In diesem Be-

ſtreben verſpricht der Papſt ihn durch ſeine Vorſtellung
bei dem Kaiſer und bei der Regierung zu unterſtützen, u
gibt ſich der Hoffnung hin, daß die Forderungen des he
Stuhles ihrer endlichen Erfüllung entgegen gehen, da d
Kaiſer ihm angezeigt habe, daß der Abſendung eines ap
ſtoliſchen Nuntius nach St. Petersburg kein Hinderniß me
im Wege ſtehe. Sodann bittet der Papſt den Erzbiſchof, ſi
bei dem Kaiſer dringend für die Begnadigung der wegen d
letzten Ereigniſſe im Königreiche Polen theils eingekerkerte
theils verurtheilten Geiſtlichen und Laien zu verwende
Namentlich möge er Alles aufbieten, was in ſeinen Kräfte
ſtehe, um dem aller Empfehlung würdigen Capitelsverweſ
von Warſchau die Freiheit wieder zu verſchaffen. Endli
ladet der Papſt den Erzbiſchof zur Feier der Heiligſprechu
der japaneſiſchen Märtyrer auf das Pfingſtfeſt deſſelbe
Jahres nach Rom ein. (Dieſes Aktenſtück fehlt in der un
vorliegenden Sammlung, und wir entnehmen es einem po
niſchen katholiſchen Blatte, dem Tygodnik katolicki.)

Die katholiſche Welt weiß, daß der Erzbiſchof Felin
die Erwartungen des heil. Vaters nicht getäuſcht hat, u
daß er dafür jetzt als ruſſiſcher Staatsgefangener büßt u
unter den glorreichen Bekennern der katholiſchen Kirche P
lens in erſter Reihe glänzt. Ebenſo weiß die katholiſc
Welt, daß der Kaiſer Alexander die Hoffnungen des Papſt
auf endliche Erfüllung der wohlbegründeten Forderungen d
heil. Stuhles arg getäuſcht hat. Denn obwohl Pius IX. i
der Allocution vom 16. März 1863 die endliche Beſetzun
der biſchöflichen Stühle von Plock, Auguſtow und Chelm i
Polen (das letztere rutheniſchen Ritus) und die Ernennun
der Suffragan-Biſchöfe von Chelm ankünden konnte, muß
er doch gleichzeitig die traurige Lage Polens und die vie
fachen Leiden und Schäden beklagen, mit welchen die kath
liſche Kirche in Polen ſeit langer Zeit heimgeſucht wir
Noch in demſelben Jahre, am 22. April 1863, wendete ſi
der Papſt in ſeiner unermüdlichen Sorgfalt für das Wo

der katholiſchen Kirche in Rußland und Polen abermals in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiſer Alexander. Es war von dieſem in italieniſcher Sprache abgefaßten Schreiben in der zweiten Hälfte des Jahres 1863 viel die Rede; faſt alle europäiſchen Journale brachten mehr oder weniger unvollſtändige Andeutungen über ſeinen wörtlichen Inhalt. Wörtlich iſt es aber unſeres Wiſſens bisjetzt noch nirgends mitgetheilt worden *). Wir laſſen es daher, da es ebenfalls unter die wichtigſten Akte Pius IX. zählt, ſeinem vollen Inhalte nach folgen. Es lautet in deutſcher Ueberſetzung:

Majeſtät!

Ew. Majeſtät darf ſich nicht wundern, wenn Wir bei dem ſchweren Mißgeſchicke, welchem das Königreich Polen gegenwärtig anheimgefallen iſt, und bei dem lebendigen Intereſſe, welches Völker und Regierungen für die Zukunft dieſer Nation an den Tag legen, durch ſo viele und ſo oft ſich wiederholende Leiden gerührt, Uns an Ew. Majeſtät ſelbſt wenden, um Ihre wohlwollende Aufmerkſamkeit auf die Haupturſachen der gegenwärtigen Wirren und auf die Mittel zu lenken welche Wir für die wirkſamſten halten, um den von einem grauſamen und hartnäckigen Kampfe auf das tiefſte erregten Gemüthern die Ruhe und den Frieden baldigſt wieder zu ſchenken. Das legt Uns die Pflicht des apoſtoliſchen Amtes auf; das fordert Unſere Liebe zu der berühmten und hochherzigen polniſchen Nation; das verlangt ſogar Unſere Theilnahme für Ew. Majeſtät und für die Wohlfahrt und Ruhe Ihres Reiches. Geſtatten daher Eure Majeſtät, daß Wir mit der Stimme der Wahrheit und der Gerechtigkeit, frei von dem Geiſte der Lüge und von jedem menſchlichen und politiſchen Intereſſe, Ihnen bekannt geben, auf welche Thatſachen ſich die fortwährenden Klagen dieſer unglücklichen Nation gründen, und Ihnen noch einmal Unſere Bitten und Aufmunterungen erneuern, denn es würde Uns ſonſt der Gedanke, einer ſolchen Unterlaſſungsſünde ſchuldig vor dem unerbittlichen Richterſtuhl Gottes erſcheinen zu müſſen, allzuſehr beängſtigen.

Majeſtät! es iſt Uns ſchmerzlich, daran erinnern zu müſſen:

*) Im Chillianeum iſt es, wenn wir nicht irren, abgedruckt A. d. R.

als der Theilungsvertrag über das Königreich Polen kaum unter
ſchrieben war, wurde in den annexirten Provinzen eine ſtarke Opp
ſition gegen die katholiſche Religion wachgerufen, welche mit kurz
Zwiſchenräumen einer ſcheinbaren Ruhe in den folgenden Jahr
fortdauerte. Ohne in eine wehklagende Beſchreibung der vo
Klerus und den Gläubigen beider Riten erduldeten Bedrückung
einzugehen, wird es genügen, wenn Ew. Majeſtät Ihr Augenme
auf die zahlreichen von Zeit zu Zeit unter der Herrſchaft Ihr
Vorgänger veröffentlichten Dokumente richten, welche jeden Auge
blick an die beinahe gänzliche Beraubung des Klerus, an die Unte
drückung vieler Mönchs- und Nonnenklöſter, an die Verkündu
von Geſetzen welche der Autorität der Biſchöfe und der Kirche
zucht widerſprechen, an die ſchweren Strafandrohungen gegen d
Verbreiter der katholiſchen Religion, an die Umtriebe und A
ſtrengungen um Millionen von Ruthenen ſelbſt mit Gewalt
nöthigen den Glauben ihrer Väter zu verlaſſen, an die zahlloſ
den Katholiken weggenommenen Kirchen um ſie den Diſſident
zum Gebrauch und als Eigenthum zu übergeben, an die Verpflic
tung alle aus gemiſchten Ehen erzeugten Kinder in der herrſche
den Religion zu erziehen, an das Verbot des direkten Verkeh
mit dem heil. Stuhle und an die endloſe Reihe ſo vieler ander
zum Nachtheil der Einheit der katholiſchen Kirche und zur B
ängſtigung des Gewiſſens der Gläubigen getroffenen Verfügung
erinnern.

Alle dieſe zum Nachtheil der katholiſchen Religion ergriffen
Maßregeln mußten in den Augen Europas welches ihre Entfaltu
beklagte, und in den Augen Polens welches ihren Druck fühlte, u
ſo drückender und unerträglicher erſcheinen, als die von Ihren Vo
gängern zur Zeit der verſchiedenen Theilungen des Reiches feierli
geſchloſſenen Uebereinkünfte und Verträge noch ganz friſch war
und ganz deutlich ſprachen.

Insbeſondere der Warſchauer Vertrag vom 18. Sept. 177
und der Vertrag von Grodno vom 13. Juli 1793. In dieſ
beiden Verträgen erklärten die Souveraine von Rußland bei d
Uebernahme der Regierung über die abgetretenen Provinzen Pole
feierlich: Die römiſchen Katholiken beider Riten werde
ganz in dem Status erhalten, in welchem ſie ſich dama
befanden, nämlich in der freien Ausübung ihres Cultus u

ihrer Disciplin mit allen einzelnen Kirchen und Kirchengütern, welche sie in dem Augenblicke des Uebergangs unter die russische Herrschaft besaßen. Und daß der neue Souverain für sich und seine Nachfolger das unwiderrufliche Versprechen mache, den erwähnten römischen Katholiken beider Riten für ewige Zeiten den ruhigen Besitz der Privilegien und Güter der Kirchen, die freie Ausübung ihrer Religion und Kirchenzucht sammt allen damit verbundenen Rechten erhalten zu wollen; und endlich betheuerte der Souverain, daß weder er noch seine Nachfolger jemals ihre Souverainetätsrechte zum Nachtheil der römisch-katholischen Religion beider Riten in den unter die russische Herrschaft gekommenen Ländern ausüben wollen.

Ew. Majestät sieht wohl, daß wenn diese und andere Verträge loyal beobachtet worden wären, viele Uebel verhindert, und daß die katholische Religion in russisch Polen jetzt in keiner schlimmeren Lage wäre, als in den polnischen Provinzen unter anderer Herrschaft.

Es ist also nicht zu verwundern, wenn Unsere Vorgänger im gerechten Schmerz über die Lage einer den öffentlichen Verträgen zum Trotz unterdrückten und mißhandelten Kirche dieselbe oft zum Gegenstande ihrer Klagen und Beschwerden bei den Potentaten Europas machten. Auch kann es Ew. Majestät nicht unbekannt seyn, wie dieser apostolische Stuhl die Leiden der Braut Christi beweinend immer zu ihrer Hülfe und Vertheidigung herbei zu eilen besorgt war, indem er bald öffentlich die gegen sie geübten Gewaltakte mißbilligte, bald der katholischen Welt die Seufzer eines mit Gewalt zum Abfall von seiner Religion gezwungenen Volkes anzeigte, welches flehte, man möge es den katholischen Glauben frei bekennen lassen, bald eine Reihe von Aktenstücken veröffentlichte, welche er zur immerwährenden Bestätigung der Gerechtigkeit und Grundhaltigkeit der päpstlichen Beschwerden und Proteste abfassen ließ. Aber man muß auch daran erinnern wie der heilige Stuhl, indem er für die Sache der Kirche sprach, immer von den Gesinnungen der Sanftmuth und der christlichen Liebe geleitet, niemals die zartesten Rücksichten gegen die Regierung Ew. Majestät und Ihrer erhabenen Vorgänger außer Acht ließ, wie sogar, man darf es wohl sagen, die Nachgiebigkeit und Langmuth manchesmal so weit ging, daß sie bei denen welche die Bewe-

gründe dieſes zurückhaltenden und klugen Vorgehens nicht kannte Verwunderung hervorrief, und eine zeitlang die alte Liebe u Anhänglichkeit der Polen gegen die Perſon des römiſchen Papſ beeinträchtigte.

Aber dieſer heil. Stuhl begnügte ſich nicht damit, von Z zu Zeit ſeine Stimme zur Vertheidigung der unterdrückten Religi zu erheben, ſondern er ſah ſich auch nach den Mitteln um, geg die Fluth der Leiden einen Damm zu errichten, und die durch d Mißbrauch der Staatsgewalt entſtandenen Schäden auszubeſſe Von dem erſten Augenblicke der Theilung Polens ſandten Unſ Vorgänger, welche vergebens die unheilvollen Wirkungen derſelb zu verhindern geſucht hatten, ihre Geſandten an den Hof der mä tigen Monarchen aller Reußen, um die Großmuth und die Gere tigkeit derſelben zu Gunſten des unterdrückten Katholicismus a zurufen. Andere wurden nach ihnen geſendet, und nie wurde ei günſtige Gelegenheit übergangen, ſei es die Thronbeſteigung ein neuen Souverains, ſei es eine andere ähnliche Gelegenheit, ob daß außerordentliche Geſandte des heil. Stuhles an den kaiſerlich Hof geſendet wurden, mit der Inſtruktion, dieſe Augenblicke d allgemeinen Freude und des allgemeinen Jubels zu benützen, u die hohe Gnade der neuen Potentaten zu Gunſten der bedräng Katholiken anzurufen. Und Wir ſelbſt haben, als Wir bei G legenheit der feierlichen Krönung Ew. Majeſtät Unſeren auße ordentlichen Geſandten an den kaiſerlichen Hof abſendeten, E durch denſelben angehen laſſen, mit Ihrem wirkſamen Schutze d katholiſche Religion zu beſchützen und nicht ermangelt, Ihn Unſere dringenden Bitten um die Zulaſſung eines ſtändigen Ve treters von Uns bei Ihrer erhabenen Perſon zu erneuern. Leid konnte unſer Geſandter Uns nicht die glückliche Nachricht von d Zuſtimmung Ew. Majeſtät überbringen, und erſt ſpäter empfa Unſer Herz eine wahre Freude bei der von Ihrem Vertreter Rom Uns gegebenen Nachricht, daß jedes Hinderniß gegen d Abſendung Unſeres Nuntius mit dem Sitze an Ihrem kaiſerlich Hofe jetzt beſeitigt ſei. Während Wir Uns, dankbar für dieſ feierlichen Akt der Gerechtigkeit, bei dem Gedanken an die Vorthei welche aus dieſem von Uns und Unſeren Vorgängern ſo ſehr e ſehnten Ereigniſſe für die Sache der katholiſchen Religion in jen Ländern hervorgehen würden, erfreuten und Uns anſchickten, der v

Uns für eine so hohe und wichtige Mission bestimmten Person Unsere Beglaubigungsschreiben zu übergeben, vernahmen Wir mit einem an Verdruß grenzenden Erstaunen, daß die Regierung Ew. Majestät in Folge der von diesem heil. Stuhle ihr gemachten Mittheilungen durch eine Note an Ihren Vertreter erklärte, alle Gesetze und Verfügungen, welche unter den schwersten Strafen den Verkehr der Bischöfe und der Gläubigen mit den Vertretern des heil. Stuhles verbieten, müssen als fortwährend in voller Kraft und Ausübung in den kaiserlichen Gebietstheilen bestehend angesehen werden.

Damit war der Hauptzweck, welchen Wir mit jener Mission verbanden, vereitelt, und die Ehre und Würde dieses apostolischen Stuhles riethen Uns jeden weiteren Schritt aufzuschieben, bis Uns neue Zusicherungen wegen der freien Ausübung unserer Autorität und des Amtes Unseres Vertreters gegeben würden. Aber statt daß dieses Hinderniß beseitigt wurde, sahen Wir mit Schmerz die erwähnten auf den Verkehr der Gläubigen mit dem heil. Stuhle bezüglichen Gesetze in einem neuen Ukas mit dem Datum St. Petersburg 8. Januar 1862 neuerdings kundgemacht und erweitert. Da dieser Ukas Artikel enthält, welche der Verfassung der katholischen Kirche und den mit dem heil. Stuhl getroffenen Uebereinkünften widersprechen, so hat er den Gegenstand einiger Erwägungen und Bemerkungen gebildet, welche in Unserem päpstlichen Namen von Unserem Cardinal Staatssekretär Ihrer kaiserlichen Regierung werden mitgetheilt werden.

Ew. Majestät kennt überdieß Unsere angelegentliche Sorge, welche Wir seit dem ersten Tage Unseres Pontificats in Betreff des im J. 1847 zwischen Unseren Bevollmächtigten und denen Ihres erhabenen Vaters abgeschlossenen Concordats an den Tag gelegt haben.

Sie werden sich wohl an den Privatbrief erinnern, welchen Wir Ihnen mit vollem Vertrauen auf Ihre Billigkeit und Gerechtigkeit am 31. Januar 1859 schrieben, um die Beendigung der Verhandlungen über die in jenem Concordate nicht vereinbarten Punkte und die loyale Ausführung der bereits getroffenen Uebereinkünfte zu verlangen. Aber nicht nur erwarteten Wir bis jetzt vergebens die Antwort, welche Ew. Majestät Unserem Cardinal Staatssekretär durch Ihren Gesandten in Rom übermitteln lassen

zu wollen verſicherten, ſondern Wir hatten auch den ſchweren Kummer in den öffentlichen Journalen den Bericht zu leſen, welcher Ew. Majeſtät von der zur Prüfung verſchiedener auf jene Uebereinkunft bezüglichen Punkte ſowie des Protokolls der nicht vereinbarten Artikel niedergeſetzten Commiſſion vorgelegt worden iſt. Dieſer Bericht ließ Uns leicht erkennen, von welchen Geſinnungen die Mitglieder jenes Comités gegen die katholiſche Kirche beſeelt waren, und welche Hoffnungen Wir für den Erfolg Unſerer an Sie gerichteten Bitten hegen dürfen.

Aber da alle dieſe Unſere dringenden Bemühungen ebenſo wie die Unſerer Vorgänger zum größten Theil vereitelt wurden, muß man wohl heute die Conſequenzen beklagen, welche aus einem ſo verderblichen und dem Geiſte der katholiſchen Kirche ſo entgegengeſetzten Syſtem zum Nachtheil der Kirchenzucht bei einem Theil des Welt- und Ordens-Klerus entſprungen ſind. Da man der Kirche bald das eine bald das andere ihrer Rechte genommen, den Klerus nach und nach aller ſeiner Güter und Freiheiten beraubt, den Unterricht auf Collegien und Univerſitäten mit einem ſchädlichen Unterrichtsſyſtem geregelt, in geiſtlichen Collegien oder in Regierungs-Commiſſionen die nach göttlichem Rechte dem Papſte und den betreffenden Biſchöfen zuſtehende Jurisdiktion an ſich geriſſen, die Correſpondenz der Ordensgeiſtlichkeit mit ihren Generaloberen und die Viſitationen derſelben verhindert, und insbeſondere eine Scheidewand zwiſchen der Heerde und dem allgemeinen Hirten aufgerichtet hat: darf man ſich nicht wundern, wenn die Religion geſchädigt wurde, wenn die Principien des Gehorſams und der Unterwürfigkeit, welche ſie lehrt, keine tiefen Wurzeln geſchlagen haben, wenn die Diener des Heiligthums theilweiſe ſchwach geworden ſind, wenn endlich auch einige aus dem Welt- ſowohl wie aus dem Ordens-Klerus von ihrer Pflicht abgewichen ſind und an Handlungen Theil genommen haben, welche weder ihrem Beruf noch ihrem ehrwürdigen Charakter entſprachen. Majeſtät! Wir ſind weit entfernt es zu billigen, daß der Klerus an politiſchen Kämpfen Theil nehme und die Waffen ergreife, um die Autorität der Regierung zu ſtürzen; Wir beklagen im Gegentheil dieſe Thatſache und verurtheilen ſie, aber Wir wollen gleichzeitig Ew. Majeſtät gegenüber den Urſprung und die Veranlaſſung conſtatiren, aus welcher ſie entſpringt. Möge Unſere apoſtoliſche Autorität ihren

heilsamen Einfluß auf Ihre katholischen Unterthanen wieder erlangen, mögen die Bischöfe zur freien Ausübung ihrer Gewalt nach Maßgabe der heiligen Canones zurückkehren, möge der Klerus seinen Einfluß auf die Unterweisung und Leitung des Volkes wieder erlangen, mögen die Ordensgeistlichen durchaus von ihren General-Oberen abhängen, mögen die Gläubigen die katholische Religion frei bekennen dürfen — dann werden Ew. Majestät sich überzeugen, daß die Haupturſache der fortwährenden politischen Agitationen Polens die religiöse Unterdrückung, die Beängstigung der Gewissen, der Verfall des Klerus, die Muthlosigkeit der geweihten Hirten und die Verbreitung von antireligiösen Grundsätzen und Lehren waren.

Wir bitten Ew. Majestät sich überzeugen zu wollen, daß Sie Alles, was Sie für die Ruhe der Kirche und für die Ehrfurcht gegen Unsere heilige Religion thun und unterstützen werden, zum Vortheile des Reiches thun, und daß Sie, wenn Sie die Kirche mit Ihrem offenen Schutze stützen, auf die Achtung und Treue der ganzen polnischen Nation zählen können, welche niemals so blühend und glücklich war, als da sie die Religion ihrer Väter frei bekennen durfte. Ach Majestät! Möchten die Klagen dieser Nation, welche in ganz Europa ein Echo gefunden und sogar jene Herzen gerührt haben die in religiösen Dingen gleichgültig sind, an Ihren Thron gelangen und zu Ihrem großmüthigen Herzen dringen. Ein Wort von Ihnen kann einem hochherzigen Volke die verlorne Ruhe wieder schenken und die unaufhörliche Veranlassung so vieler Wirren und Zwietracht beseitigen. Wollen doch Ew. Majestät Uns das schmerzliche Schauspiel der Leiden, von welchen die katholische Religion in Ihren weiten Gebieten fortwährend bedrängt wird, ersparen und auch Unserem durch die Ruchlosigkeit der Zeiten ohnehin so sehr gepeinigten Herzen die Ruhe und den Frieden wieder schenken, welche Wir nur dann wieder erlangen können, wenn Wir dort die Religion zum geistlichen und zeitlichen Vortheil und Nutzen Ihrer Unterthanen allenthalben wieder aufblühen sehen.

Die Untersuchung, die Ew. Majestät über die Ursachen anstellen wollen, welche zum großen Theil den gegenwärtigen blutigen Conflikt herbeigeführt haben, und vor Allem die Redlichkeit und Hochherzigkeit Ew. Majestät sind Uns eine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft dieses Reiches. Wir werden indessen,

Sakramente spenden, und die Abschaffung der neuen Eidesformel, welche die katholischen Unterthanen Rußlands und Polens dem Kaiser leisten müssen. Statt der gehofften Abstellung der Beschwerden habe, fährt der Papst fort, die russische Regierung Grund zu neuen Beschwerden gegeben durch die Verfolgung der barmherzigen Schwestern in Polen, durch die Bedrohung des Eigenthums des Weltklerus und durch die beabsichtigte Ausdehnung des Gesetzes über die gemischten Ehen vom Jahre 1832 auf das Königreich Polen, wogegen er unverzüglich Vorstellungen erhoben und zugleich auf die Besetzung aller in Rußland und Polen erledigten bischöflichen Stühle habe dringen lassen. Ebenso habe er gegen das neue Gesetz protestirt, durch welches die Katholiken in gewissen Fällen zum Aufbau schismatischer Kirchen gezwungen werden, und gegen die Verletzung der geistlichen Immunität im Dominikanerkloster durch die Beschlagnahme einiger Dokumente, welche sich auf die Angelegenheit des seligen Bobola bezogen. Im J. 1853 habe er durch seinen Cardinal-Staatssekretär die russische Regierung wiederholt aufgefordert, die begonnenen Verhandlungen zu Ende zu führen und die schon so lange erledigten polnischen Bisthümer zu besetzen. Die Thronbesteigung des Kaisers Alexander, welcher schon frühzeitig und besonders während seines Aufenthaltes in Rom wohlwollende Gesinnungen gegen die Katholiken gezeigt, habe den Papst mit neuen Hoffnungen erfüllt, und sein Krönungsgesandter sei beauftragt worden, bei dem Kaiser und seiner Regierung die Ausführung des Concordats, die Abstellung der im Protokoll aufgeführten Beschwerden und die Zulassung eines päpstlichen Nuntius in St. Petersburg zu betreiben. Auch zu Gunsten der Katholiken des orientalischen Ritus habe er wiederholte Vorstellungen erhoben, besonders dagegen, daß die Kleriker der Diöcese Chelm auf eine griechisch-russische Universität geschickt wurden. Ferner gegen die vorgeschlagenen Regeln des Diöcesan-Seminars von Chelm, gegen die Unterdrückung der Schulen des Basi-

lianer-Ordens, gegen die Verfolgung der unirten Ruthenen und gegen die Einsperrung mehrerer ruthenischer Priester in russisch-griechischen Klöstern, wo sie seit 1839 wegen ihrer Anhänglichkeit an die Union gefangen gehalten werden. Vergebens habe er lange Zeit auf die Entschließungen des Kaisers gewartet, und als er sah, daß nichts geschehe, habe er das vertrauliche Schreiben von 1859 an denselben gerichtet (dessen Inhalt wir oben mitgetheilt haben). Nachdem der Papst so seine Schritte zu Gunsten der polnischen Katholiken aufgezählt, spricht er die Hoffnung eines endlichen günstigen Erfolgs derselben aus, ermahnt zur Uebung der christlichen Tugenden und zum Gebete, und rügt den Mißbrauch der häufigen Ehescheidungen in Polen.

Am 20. Februar 1862 richtete Pius IX. ein Breve an den nach dem Tode seines Vorgängers neu ernannten Erzbischof von Warschau, Sigmund Felinski. Im Eingange desselben beklagt er die traurige Lage Polens und die Verhaftung des Capitel-Verwesers von Warschau, in Folge der bekannten revolutionären Ereignisse jener Zeit; dann spricht er seine Befürchtungen wegen der Schwierigkeiten aus, mit welchen der neue Erzbischof bei der Leitung seiner Diöcese zu kämpfen haben werde, zumal gegenüber den vielen Staatsgesetzen, welche der Lehre, den Rechten und der Freiheit der katholischen Kirche widersprechen, und ermahnt ihn, die Sache der katholischen Kirche unerschrocken zu verfechten und mit allem Eifer dahin zu trachten, daß er die Leiden, welche seiner Diöcese und der polnischen Nation bevorzustehen scheinen, abwende. Insbesondere möge er dafür sorgen, daß die Geistlichen ihres Berufes würdig leben und sich sorgfältig von Allem enthalten, was sich für sie nicht ziemt. Auch möge er die Gläubigen in der katholischen Religion befestigen und zur sorgfältigen Beobachtung der Gebote Gottes und der Kirche anhalten. Insbesondere aber möge er mit aller Festigkeit dahin streben, daß er volle Freiheit zur Ausübung seines bischöflichen Amtes erlange. In diesem Be-

ſtreben verſpricht der Papſt ihn durch ſeine Vorſtellungen bei dem Kaiſer und bei der Regierung zu unterſtützen, und gibt ſich der Hoffnung hin, daß die Forderungen des heil. Stuhles ihrer endlichen Erfüllung entgegen gehen, da der Kaiſer ihm angezeigt habe, daß der Abſendung eines apoſtoliſchen Nuntius nach St. Petersburg kein Hinderniß mehr im Wege ſtehe. Sodann bittet der Papſt den Erzbiſchof, ſich bei dem Kaiſer dringend für die Begnadigung der wegen der letzten Ereigniſſe im Königreiche Polen theils eingekerkerten, theils verurtheilten Geiſtlichen und Laien zu verwenden. Namentlich möge er Alles aufbieten, was in ſeinen Kräften ſtehe, um dem aller Empfehlung würdigen Capitelsverweſer von Warſchau die Freiheit wieder zu verſchaffen. Endlich ladet der Papſt den Erzbiſchof zur Feier der Heiligſprechung der japaneſiſchen Märtyrer auf das Pfingſtfeſt deſſelben Jahres nach Rom ein. (Dieſes Aktenſtück fehlt in der uns vorliegenden Sammlung, und wir entnehmen es einem polniſchen katholiſchen Blatte, dem Tygodnik katolicki.)

Die katholiſche Welt weiß, daß der Erzbiſchof Felinski die Erwartungen des heil. Vaters nicht getäuſcht hat, und daß er dafür jetzt als ruſſiſcher Staatsgefangener büßt und unter den glorreichen Bekennern der katholiſchen Kirche Polens in erſter Reihe glänzt. Ebenſo weiß die katholiſche Welt, daß der Kaiſer Alexander die Hoffnungen des Papſtes auf endliche Erfüllung der wohlbegründeten Forderungen des heil. Stuhles arg getäuſcht hat. Denn obwohl Pius IX. in der Allocution vom 16. März 1863 die endliche Beſetzung der biſchöflichen Stühle von Plock, Auguſtow und Chelm in Polen (das letztere ruthenischen Ritus) und die Ernennung der Suffragan-Biſchöfe von Chelm ankünden konnte, mußte er doch gleichzeitig die traurige Lage Polens und die vielfachen Leiden und Schäden beklagen, mit welchen die katholiſche Kirche in Polen ſeit langer Zeit heimgeſucht wird. Noch in demſelben Jahre, am 22. April 1863, wendete ſich der Papſt in ſeiner unermüdlichen Sorgfalt für das Wohl

der katholiſchen Kirche in Rußland und Polen abermals in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiſer Alexander. Es war von dieſem in italieniſcher Sprache abgefaßten Schreiben in der zweiten Hälfte des Jahres 1863 viel die Rede; faſt alle europäiſchen Journale brachten mehr oder weniger unvollſtändige Andeutungen über ſeinen wörtlichen Inhalt. Wörtlich iſt es aber unſeres Wiſſens bisjetzt noch nirgends mitgetheilt worden *). Wir laſſen es daher, da es ebenfalls unter die wichtigſten Akte Pius IX. zählt, ſeinem vollen Inhalte nach folgen. Es lautet in deutſcher Ueberſetzung:

Majeſtät!

Ew. Majeſtät darf ſich nicht wundern, wenn Wir bei dem ſchweren Mißgeſchicke, welchem das Königreich Polen gegenwärtig anheimgefallen iſt, und bei dem lebendigen Intereſſe, welches Völker und Regierungen für die Zukunft dieſer Nation an den Tag legen, durch ſo viele und ſo oft ſich wiederholende Leiden gerührt, Uns an Ew. Majeſtät ſelbſt wenden, um Ihre wohlwollende Aufmerkſamkeit auf die Haupturſachen der gegenwärtigen Wirren und auf die Mittel zu lenken welche Wir für die wirkſamſten halten, um den von einem grauſamen und hartnäckigen Kampfe auf das tiefſte erregten Gemüthern die Ruhe und den Frieden baldigſt wieder zu ſchenken. Das legt Uns die Pflicht des apoſtoliſchen Amtes auf; das fordert Unſere Liebe zu der berühmten und hochherzigen polniſchen Nation; das verlangt ſogar Unſere Theilnahme für Ew. Majeſtät und für die Wohlfahrt und Ruhe Ihres Reiches. Geſtatten daher Eure Majeſtät, daß Wir mit der Stimme der Wahrheit und der Gerechtigkeit, frei von dem Geiſte der Lüge und von jedem menſchlichen und politiſchen Intereſſe, Ihnen bekannt geben, auf welche Thatſachen ſich die fortwährenden Klagen dieſer unglücklichen Nation gründen, und Ihnen noch einmal Unſere Bitten und Aufmunterungen erneuern, denn es würde Uns ſonſt der Gedanke, einer ſolchen Unterlaſſungsſünde ſchuldig vor dem unerbittlichen Richterſtuhl Gottes erſcheinen zu müſſen, allzuſehr beängſtigen.

Majeſtät! es iſt Uns ſchmerzlich, daran erinnern zu müſſen:

*) Im Chilianeum iſt es, wenn wir nicht irren, abgedruckt A. d. R.

als der Theilungsvertrag über das Königreich Polen kaum unterschrieben war, wurde in den annexirten Provinzen eine starke Opposition gegen die katholische Religion wachgerufen, welche mit kurzen Zwischenräumen einer scheinbaren Ruhe in den folgenden Jahren fortdauerte. Ohne in eine wehklagende Beschreibung der vom Klerus und den Gläubigen beider Riten erduldeten Bedrückungen einzugehen, wird es genügen, wenn Ew. Majestät Ihr Augenmerk auf die zahlreichen von Zeit zu Zeit unter der Herrschaft Ihrer Vorgänger veröffentlichten Dokumente richten, welche jeden Augenblick an die beinahe gänzliche Beraubung des Klerus, an die Unterdrückung vieler Mönchs- und Nonnenklöster, an die Verkündung von Gesetzen welche der Autorität der Bischöfe und der Kirchenzucht widersprechen, an die schweren Strafandrohungen gegen die Verbreiter der katholischen Religion, an die Umtriebe und Anstrengungen um Millionen von Ruthenen selbst mit Gewalt zu nöthigen den Glauben ihrer Väter zu verlassen, an die zahllosen den Katholiken weggenommenen Kirchen um sie den Dissidenten zum Gebrauch und als Eigenthum zu übergeben, an die Verpflichtung alle aus gemischten Ehen erzeugten Kinder in der herrschenden Religion zu erziehen, an das Verbot des direkten Verkehrs mit dem heil. Stuhle und an die endlose Reihe so vieler anderer zum Nachtheil der Einheit der katholischen Kirche und zur Beängstigung des Gewissens der Gläubigen getroffenen Verfügungen erinnern.

Alle diese zum Nachtheil der katholischen Religion ergriffenen Maßregeln mußten in den Augen Europas welches ihre Entfaltung beklagte, und in den Augen Polens welches ihren Druck fühlte, um so drückender und unerträglicher erscheinen, als die von Ihren Vorgängern zur Zeit der verschiedenen Theilungen des Reiches feierlich geschlossenen Uebereinkünfte und Verträge noch ganz frisch waren und ganz deutlich sprachen.

Insbesondere der Warschauer Vertrag vom 18. Sept. 1773 und der Vertrag von Grodno vom 13. Juli 1793. In diesen beiden Verträgen erklärten die Souveraine von Rußland bei der Uebernahme der Regierung über die abgetretenen Provinzen Polens feierlich: Die römischen Katholiken beider Riten werden ganz in dem Status erhalten, in welchem sie sich damals befanden, nämlich in der freien Ausübung ihres Cultus und

ihrer Disciplin mit allen einzelnen Kirchen und Kirchengütern, welche sie in dem Augenblicke des Uebergangs unter die russische Herrschaft besaßen. Und daß der neue Souverain für sich und seine Nachfolger das unwiderrufliche Versprechen mache, den erwähnten römischen Katholiken beider Riten für ewige Zeiten den ruhigen Besitz der Privilegien und Güter der Kirchen, die freie Ausübung ihrer Religion und Kirchenzucht sammt allen damit verbundenen Rechten erhalten zu wollen; und endlich betheuerte der Souverain, daß weder er noch seine Nachfolger jemals ihre Souverainetätsrechte zum Nachtheil der römisch-katholischen Religion beider Riten in den unter die russische Herrschaft gekommenen Ländern ausüben wollen.

Ew. Majestät sieht wohl, daß wenn diese und andere Verträge loyal beobachtet worden wären, viele Uebel verhindert, und daß die katholische Religion in russisch Polen jetzt in keiner schlimmeren Lage wäre, als in den polnischen Provinzen unter anderer Herrschaft.

Es ist also nicht zu verwundern, wenn Unsere Vorgänger im gerechten Schmerz über die Lage einer den öffentlichen Verträgen zum Trotz unterdrückten und mißhandelten Kirche dieselbe oft zum Gegenstande ihrer Klagen und Beschwerden bei den Potentaten Europas machten. Auch kann es Ew. Majestät nicht unbekannt seyn, wie dieser apostolische Stuhl die Leiden der Braut Christi beweinend immer zu ihrer Hülfe und Vertheidigung herbei zu eilen besorgt war, indem er bald öffentlich die gegen sie geübten Gewaltakte mißbilligte, bald der katholischen Welt die Seufzer eines mit Gewalt zum Abfall von seiner Religion gezwungenen Volkes anzeigte, welches flehte, man möge es den katholischen Glauben frei bekennen lassen, bald eine Reihe von Aktenstücken veröffentlichte, welche er zur immerwährenden Bestätigung der Gerechtigkeit und Grundhaltigkeit der päpstlichen Beschwerden und Proteste abfassen ließ. Aber man muß auch daran erinnern wie der heilige Stuhl, indem er für die Sache der Kirche sprach, immer von den Gesinnungen der Sanftmuth und der christlichen Liebe geleitet, niemals die zartesten Rücksichten gegen die Regierung Ew. Majestät und Ihrer erhabenen Vorgänger außer Acht ließ, wie sogar, man darf es wohl sagen, die Nachgiebigkeit und Langmuth manchesmal so weit ging, daß sie bei denen welche die Bewe-

gründe dieſes zurückhaltenden und klugen Vorgehens nicht kannten, Verwunderung hervorrief, und eine zeitlang die alte Liebe und Anhänglichkeit der Polen gegen die Perſon des römiſchen Papſtes beeinträchtigte.

Aber dieſer heil. Stuhl begnügte ſich nicht damit, von Zeit zu Zeit ſeine Stimme zur Vertheidigung der unterdrückten Religion zu erheben, ſondern er ſah ſich auch nach den Mitteln um, gegen die Fluth der Leiden einen Damm zu errichten, und die durch den Mißbrauch der Staatsgewalt entſtandenen Schäden auszubeſſern. Von dem erſten Augenblicke der Theilung Polens ſandten Unſere Vorgänger, welche vergebens die unheilvollen Wirkungen derſelben zu verhindern geſucht hatten, ihre Geſandten an den Hof der mächtigen Monarchen aller Reußen, um die Großmuth und die Gerechtigkeit derſelben zu Gunſten des unterdrückten Katholicismus anzurufen. Andere wurden nach ihnen geſendet, und nie wurde eine günſtige Gelegenheit übergangen, ſei es die Thronbeſteigung eines neuen Souverains, ſei es eine andere ähnliche Gelegenheit, ohne daß außerordentliche Geſandte des heil. Stuhles an den kaiſerlichen Hof geſendet wurden, mit der Inſtruktion, dieſe Augenblicke der allgemeinen Freude und des allgemeinen Jubels zu benützen, um die hohe Gnade der neuen Potentaten zu Gunſten der bedrängten Katholiken anzurufen. Und Wir ſelbſt haben, als Wir bei Gelegenheit der feierlichen Krönung Ew. Majeſtät Unſeren außerordentlichen Geſandten an den kaiſerlichen Hof abſendeten, Sie durch denſelben angehen laſſen, mit Ihrem wirkſamen Schutze die katholiſche Religion zu beſchützen und nicht ermangelt, Ihnen Unſere dringenden Bitten um die Zulaſſung eines ſtändigen Vertreters von Uns bei Ihrer erhabenen Perſon zu erneuern. Leider konnte unſer Geſandter Uns nicht die glückliche Nachricht von der Zuſtimmung Ew. Majeſtät überbringen, und erſt ſpäter empfand Unſer Herz eine wahre Freude bei der von Ihrem Vertreter in Rom Uns gegebenen Nachricht, daß jedes Hinderniß gegen die Abſendung Unſeres Nuntius mit dem Sitze an Ihrem kaiſerlichen Hofe jetzt beſeitigt ſei. Während Wir Uns, dankbar für dieſen feierlichen Akt der Gerechtigkeit, bei dem Gedanken an die Vortheile welche aus dieſem von Uns und Unſeren Vorgängern ſo ſehr erſehnten Ereigniſſe für die Sache der katholiſchen Religion in jenen Ländern hervorgehen würden, erfreuten und Uns anſchickten, der von

Uns für eine ſo hohe und wichtige Miſſion beſtimmten Perſon Unſere Beglaubigungsſchreiben zu übergeben, vernahmen Wir mit einem an Verdruß grenzenden Erſtaunen, daß die Regierung Ew. Majeſtät in Folge der von dieſem heil. Stuhle ihr gemachten Mittheilungen durch eine Note an Ihren Vertreter erklärte, alle Geſetze und Verfügungen, welche unter den ſchwerſten Strafen den Verkehr der Biſchöfe und der Gläubigen mit den Vertretern des heil. Stuhles verbieten, müſſen als fortwährend in voller Kraft und Ausübung in den kaiſerlichen Gebietstheilen beſtehend angeſehen werden.

Damit war der Hauptzweck, welchen Wir mit jener Miſſion verbanden, vereitelt, und die Ehre und Würde dieſes apoſtoliſchen Stuhles riethen Uns jeden weiteren Schritt aufzuſchieben, bis Uns neue Zuſicherungen wegen der freien Ausübung unſerer Autorität und des Amtes Unſeres Vertreters gegeben würden. Aber ſtatt daß dieſes Hinderniß beſeitigt wurde, ſahen Wir mit Schmerz die erwähnten auf den Verkehr der Gläubigen mit dem heil. Stuhle bezüglichen Geſetze in einem neuen Ukas mit dem Datum St. Petersburg 8. Januar 1862 neuerdings kundgemacht und erweitert. Da dieſer Ukas Artikel enthält, welche der Verfaſſung der katholiſchen Kirche und den mit dem heil. Stuhl getroffenen Uebereinkünften widerſprechen, ſo hat er den Gegenſtand einiger Erwägungen und Bemerkungen gebildet, welche in Unſerem päpſtlichen Namen von Unſerem Cardinal Staatsſekretär Ihrer kaiſerlichen Regierung werden mitgetheilt werden.

Ew. Majeſtät kennt überdieß Unſere angelegentliche Sorge, welche Wir ſeit dem erſten Tage Unſeres Pontificats in Betreff des im J. 1847 zwiſchen Unſeren Bevollmächtigten und denen Ihres erhabenen Vaters abgeſchloſſenen Concordats an den Tag gelegt haben.

Sie werden ſich wohl an den Privatbrief erinnern, welchen Wir Ihnen mit vollem Vertrauen auf Ihre Billigkeit und Gerechtigkeit am 31. Januar 1859 ſchrieben, um die Beendigung der Verhandlungen über die in jenem Concordate nicht vereinbarten Punkte und die loyale Ausführung der bereits getroffenen Uebereinkünfte zu verlangen. Aber nicht nur erwarteten Wir bis jetzt vergebens die Antwort, welche Ew. Majeſtät Unſerem Cardinal Staatsſekretär durch Ihren Geſandten in Rom übermitteln laſſen

zu wollen versicherten, sondern Wir hatten auch den schweren Kummer in den öffentlichen Journalen den Bericht zu lesen, welcher Ew. Majestät von der zur Prüfung verschiedener auf jene Uebereinkunft bezüglichen Punkte sowie des Protokolls der nicht vereinbarten Artikel niedergesetzten Commission vorgelegt worden ist. Dieser Bericht ließ Uns leicht erkennen, von welchen Gesinnungen die Mitglieder jenes Comités gegen die katholische Kirche beseelt waren, und welche Hoffnungen Wir für den Erfolg Unserer an Sie gerichteten Bitten hegen dürfen.

Aber da alle diese Unsere dringenden Bemühungen ebenso wie die Unserer Vorgänger zum größten Theil vereitelt wurden, muß man wohl heute die Consequenzen beklagen, welche aus einem so verderblichen und dem Geiste der katholischen Kirche so entgegengesetzten System zum Nachtheil der Kirchenzucht bei einem Theil des Welt- und Ordens-Klerus entsprungen sind. Da man der Kirche bald das eine bald das andere ihrer Rechte genommen, den Klerus nach und nach aller seiner Güter und Freiheiten beraubt, den Unterricht auf Collegien und Universitäten mit einem schädlichen Unterrichtssystem geregelt, in geistlichen Collegien oder in Regierungs-Commissionen die nach göttlichem Rechte dem Papste und den betreffenden Bischöfen zustehende Jurisdiktion an sich gerissen, die Correspondenz der Ordensgeistlichkeit mit ihren Generaloberen und die Visitationen derselben verhindert, und insbesondere eine Scheidewand zwischen der Heerde und dem allgemeinen Hirten aufgerichtet hat: darf man sich nicht wundern, wenn die Religion geschädigt wurde, wenn die Principien des Gehorsams und der Unterwürfigkeit, welche sie lehrt, keine tiefen Wurzeln geschlagen haben, wenn die Diener des Heiligthums theilweise schwach geworden sind, wenn endlich auch einige aus dem Welt- sowohl wie aus dem Ordens-Klerus von ihrer Pflicht abgewichen sind und an Handlungen Theil genommen haben, welche weder ihrem Beruf noch ihrem ehrwürdigen Charakter entsprachen. Majestät! Wir sind weit entfernt es zu billigen, daß der Klerus an politischen Kämpfen Theil nehme und die Waffen ergreife, um die Autorität der Regierung zu stürzen; Wir beklagen im Gegentheil diese Thatsache und verurtheilen sie, aber Wir wollen gleichzeitig Ew. Majestät gegenüber den Ursprung und die Veranlassung constatiren, aus welcher sie entspringt. Möge Unsere apostolische Autorität ihren

heilſamen Einfluß auf Ihre katholiſchen Unterthanen wieder erlangen, mögen die Biſchöfe zur freien Ausübung ihrer Gewalt nach Maßgabe der heiligen Canones zurückkehren, möge der Klerus ſeinen Einfluß auf die Unterweiſung und Leitung des Volkes wieder erlangen, mögen die Ordensgeiſtlichen durchaus von ihren General-Oberen abhängen, mögen die Gläubigen die katholiſche Religion frei bekennen dürfen — dann werden Ew. Majeſtät ſich überzeugen, daß die Haupturſache der fortwährenden politiſchen Agitationen Polens die religiöſe Unterdrückung, die Beängſtigung der Gewiſſen, der Verfall des Klerus, die Muthloſigkeit der geweihten Hirten und die Verbreitung von antireligiöſen Grundſätzen und Lehren waren.

Wir bitten Ew. Majeſtät ſich überzeugen zu wollen, daß Sie Alles, was Sie für die Ruhe der Kirche und für die Ehrfurcht gegen Unſere heilige Religion thun und unterſtützen werden, zum Vortheile des Reiches thun, und daß Sie, wenn Sie die Kirche mit Ihrem offenen Schutze ſtützen, auf die Achtung und Treue der ganzen polniſchen Nation zählen können, welche niemals ſo blühend und glücklich war, als da ſie die Religion ihrer Väter frei bekennen durfte. Ach Majeſtät! Möchten die Klagen dieſer Nation, welche in ganz Europa ein Echo gefunden und ſogar jene Herzen gerührt haben die in religiöſen Dingen gleichgültig ſind, an Ihren Thron gelangen und zu Ihrem großmüthigen Herzen dringen. Ein Wort von Ihnen kann einem hochherzigen Volke die verlorne Ruhe wieder ſchenken und die unaufhörliche Veranlaſſung ſo vieler Wirren und Zwietracht beſeitigen. Wollen doch Ew. Majeſtät Uns das ſchmerzliche Schauſpiel der Leiden, von welchen die katholiſche Religion in Ihren weiten Gebieten fortwährend bedrängt wird, erſparen und auch Unſerem durch die Ruchloſigkeit der Zeiten ohnehin ſo ſehr gepeinigten Herzen die Ruhe und den Frieden wieder ſchenken, welche Wir nur dann wieder erlangen können, wenn Wir dort die Religion zum geiſtlichen und zeitlichen Vortheil und Nutzen Ihrer Unterthanen allenthalben wieder aufblühen ſehen.

Die Unterſuchung, die Ew. Majeſtät über die Urſachen anſtellen wollen, welche zum großen Theil den gegenwärtigen blutigen Conflikt herbeigeführt haben, und vor Allem die Redlichkeit und Hochherzigkeit Ew. Majeſtät ſind Uns eine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft dieſes Reiches. Wir werden indeſſen,

überzeugt eine heil. Pflicht Unseres apostolischen Amtes geübt z
haben, um ein baldiges und glückliches Resultat dieser Unser
Vorstellungen beten, welche Uns in allen Fällen von der schwere
Verantwortung befreien werden, die Uns vor Gott und den Menschе
in einem für die Interessen der katholischen Religion so ernste
Augenblicke trifft. Wir wollen auch nicht aufhören demüthig zu
Herrn zu beten, daß er Ew. Majestät mit jeder wahren und vol
kommenen Glückseligkeit erfüllen wolle.

Gegeben in Unserem apostolischen Palast, im Vatikan a
22. April 1863. Pius IX. Papst.

Welchen Erfolg diese rührende Berufung des durch sein
Tugenden wie durch seine Leiden gleich ehrwürdigen Stat
halters Christi an das Herz des mächtigen Czars hatte, zei
am besten das noch im frischen Andenken stehende päpstlich
Schreiben an die Erzbischöfe und Bischöfe Rußlands un
Polens Ubi Urbaniano vom 30. Juli 1864, welches zunäch
an die schon am 24. April desselben Jahres in dem Coll
gium der Propaganda zu Rom von dem Papste gegeben
Hinweisung auf „die traurige und tief beklagenswerthe La
des Königreiches Polen", auf „die beklagenswerthe Bew
gung, welche gegen einen mächtigen Fürsten erhoben wurde
und auf die außerordentlichen Maßnahmen erinnert, „welch
die russische Regierung ergriffen habe, nicht nur um die
Bewegung zu unterdrücken, sondern auch um nach und na
die katholische Religion in diesem Königreiche auszurotten
und dann, gestützt auf „glaubwürdige, dem Papste von ve
schiedenen Seiten zugekommene Mittheilungen", die Gewal
thätigkeiten, welche die katholische Kirche, ihre Diener un
Gläubigen von Seite der russischen Regierung täglich zu e
dulden haben und für welche der Papst am 24. April no
die zuverlässige Bestätigung durch eine sichere Autorität a
warten zu müssen erklärte, als nur zu wahr anerkennt, i
der Papst bestimmt wisse, daß jene Regierung der katholisch
Kirche seit lange feindlich ist und alle ihre Kinder in d
unglückselige Schisma fortreißen will, die letzte Insurrecti

zum Vorwande nehme, um unſere heilige Religion und alle Katholiken auf jede Weiſe hart zu verfolgen. Dann recapitulirt das päpſtliche Schreiben die ſchon früher erwähnten Beſchwerden und Klagen und fügt neue Beſchwerden bei, insbeſondere daß die ruſſiſche Regierung nicht aufhöre, Schriften, die dem Katholicismus günſtig ſind, zu verbieten und gleichzeitig Bücher und Zeitungen verbreiten zu laſſen, welche die katholiſche Kirche direkt angreifen, ſowie auch Schriften der ehrenrührigſten Art gegen den Statthalter Chriſti auf Erden und gegen den apoſtoliſchen Stuhl, welche hauptſächlich dazu beſtimmt wären, das katholiſche Volk abtrünnig zu machen; daß ſie das Volk gegen die katholiſchen Prieſter aufhetze und verbiete, in Predigt und Unterricht den Unterſchied zwiſchen der katholiſchen Wahrheit und dem Schisma darzulegen; daß ſie die Ordensleute aus ihren Häuſern fortgejagt und ihre Klöſter in Kaſernen verwandelt, die katholiſchen Biſchöfe ihren Diöceſen entriſſen und in's Exil geſchickt, eine unzählbare Menge Katholiken des griechiſchen Ritus mit Liſt und Gewalt in das Schisma fortgeriſſen und an der Rückkehr in den Schooß der Kirche verhindert, die Waiſen katholiſcher Eltern unter dem Vorwande der Vormundſchaft in entfernte Gegenden gebracht und in das Schisma geſtürzt, eine Menge Katholiken jeden Ranges, Standes, Alters und Geſchlechtes in die Verbannung geſchleppt, katholiſche Kirchen beraubt und entweiht und entweder dem Schisma überliefert oder in Kaſernen verwandelt, katholiſche Prieſter in gehäſſiger Weiſe verfolgt, ihrer Güter beraubt und dem Elend preisgegeben und entweder in's Exil geſchickt oder in's Gefängniß geworfen oder ſelbſt zum Tode verurtheilt habe, weil ſie den Verwundeten und Sterbenden die Tröſtungen der Religion brachten; daß die in die Verbannung geſchickten Prieſter und Laien nicht mehr auf die Tröſtungen und Hülfe unſerer heiligen Religion rechnen dürfen; daß die Katholiken Lithauens keine andere Wahl hatten als entweder in's Exil zu ziehen oder die katholiſche

Religion zu verlaſſen; daß endlich der Erzbiſchof von Warſchau ſeiner Heerde entriſſen, jeder Autorität und Jurisdiktion über ſeine Diöceſe beraubt, der Verkehr ſeiner Bisthumsangehörigen verboten und ſein Generalvikar Paul Rzewuski als Diöceſanverweſer an ſeine Stelle geſetzt wurde. Dann proteſtirt der Papſt gegen alle dieſe Gewaltakte, verbietet die Befolgung dieſer Anordnungen, gebietet den fortwährenden Gehorſam gegen den wahren und rechtmäßigen Warſchauer Erzbiſchof Felinski und ſpricht die Ueberzeugung aus, daß der geliebte Sohn Paul Rzewuski ſich in keiner Weiſe zur Erfüllung jenes Befehls der ruſſiſchen Regierung hergeben, ſondern als Generalvikar ſeines rechtmäßigen Biſchofs demſelben fortwährend in allen Stücken getreulich gehorchen werde.

Gleichzeitig mißbilligt aber der Papſt auch „die übelberathenen Erhebungen in Polen", „welche der ruſſiſchen Regierung Anlaß gaben, die katholiſche Kirche täglich mehr zu quälen und zu unterdrücken."

Indem er aber dieſe Bewegungen verwirft und verdammt und den ſchuldigen Gehorſam gegen die obrigkeitliche Gewalt in allen jenen Dingen, die Gott, ſeinen Geſetzen und ſeiner Kirche nicht entgegen ſind, einſchärft, ruft er zugleich den Fürſten das Wort der Weisheit zu: Die Mächtigen werden mächtig geſtraft werden, wenn ſie nicht gerecht gerichtet, das Geſetz der Gerechtigkeit nicht beobachtet und nach dem Willen Gottes nicht gehandelt haben. Er bittet und beſchwört auch alle Fürſten, doch einmal einzuſehen, daß die Völker jede Autorität verachten, die Majeſtät läſtern, gegen ihre Fürſten aufſtehen und ihnen den Gehorſam verweigern, wenn man ſie von der Religion und von dem ſchuldigen Gehorſam gegen Gott, gegen die Kirche und gegen die Geſetze Gottes abwendig mache, und von dem freien Verkehr mit dem heil. Stuhle abhalte; dann ermahnt der Papſt die Erzbiſchöfe und Biſchöfe Rußlands und Polens zur Standhaftigkeit und die ihrer Obhut anvertrauten Gläubigen zum

unerſchütterlichen Feſthalten an dem katholiſchen Glauben, und ſchließt mit Gebet und Segenswünſchen und Ertheilung des apoſtoliſchen Segens.

Wenn wir endlich noch an die feierliche Bittprozeſſion erinnern, welche der Papſt vor zwei Jahren in Rom angeordnet hat, um die Hülfe des Himmels für das unglückliche Polen zu erflehen, ſowie an die liebevolle Aufnahme, welche die flüchtigen polniſchen Prieſter in Rom gefunden haben, ſo dürfte die Darſtellung deſſen was Pius IX. während ſeines bald 19jährigen Pontificates für Polen gethan hat, vollſtändig ſeyn. In den letzten Wochen ſprachen die Zeitungen von einem neuen Aktenſtücke, welches der Papſt in Bezug auf Polen veröffentlicht habe; da uns daſſelbe aber noch nicht vorliegt, können wir uns auch nicht damit beſchäftigen. Jedenfalls genügt das Mitgetheilte zur vollſtändigen Widerlegung des doppelten Vorwurfs, daß Pius IX. nichts für Polen gethan, wie die Einen, oder daß er die polniſche Revolution begünſtigt habe, wie die Andern boshafter Weiſe behaupten.

XXXIX.

Die neueren Jeſuiten.

Sendſchreiben des Herrn P. Roh.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ich bin Ihnen für Ihren langen und ſchönen Brief von Herzen dankbar. Beſonders aber intereſſirte mich die Converſation, die Sie mit Ihrem, mir unbekannten Freunde über die jetzigen Jeſuiten gehabt. Weil Sie mir den Herrn als einen äußerſt achtungswerthen und geſcheidten Mann ſchildern, ſo iſt mir an ſeiner Achtung für meinen Orden ſo viel gelegen, daß ich mir

gerne die Mühe nehme, seine Ansicht, insoferne es Wahrheit und Billigkeit fordern, zu berichtigen. Da er offenbar nur Wahrheit will, wird er, so darf ich hoffen, meine Antwort wohlwollend annehmen und unparteiisch prüfen.

Vor Allem gebe ich nun gerne zu, daß wir jezt lebenden Jesuiten unsern ersten Vätern, den Gründern des Ordens, vielfach nachstehen. Aber ist das nicht bei allen Orden, bei allen menschlichen Vereinen, und in einem gewissen Sinne selbst bei der Kirche der Fall? Zu einer neuen Schöpfung wählt Gott außerordentliche Männer und wirkt Selber Wunder, die nachher, weil nicht nothwendig, fast ganz aufhören. Andererseits schwächt sich nach und nach jede geschaffene Kraft eben durch ihre Thätigkeit. — Daß unser Orden in der Gegenwart auch keine Größen ersten Ranges, wie einen Bellarmin, Petavius, Suarez und andere der mittlern Zeit aufzuweisen habe, muß ich ebenfalls gestehen. Aber einerseits kann nur Gott große Genies erschaffen und er hat dem ganzen 19. Jahrhundert nur wenige gegeben: kein Wunder also, wenn unter der Handvoll Jesuiten sich gerade keines vorfinden sollte. Andererseits gehören auch äußere Umstände dazu, um wahrhaft große Talente auch als solche erscheinen zu lassen. Ich gebe also zu, daß ich und meine Mitbrüder Ursache genug haben, recht demüthig und bescheiden zu seyn; aber dem Orden als moralischer Person darf ein billig Denkender auch heute noch seine Achtung nicht entziehen. Dem Orden gehört seine ganze Vergangenheit wie die Gegenwart. Unsere Feinde suchen ihre Anklagen gegen uns aus der Vergangenheit und beehren uns mit demselben Maße des Hasses wie unsere Väter; wohlwollende Menschen dürfen uns also die Verdienste unserer Väter nicht zum Vorwurfe machen, es sei denn, daß wir als ganz unwürdige Söhne dastehen. Nun aber glaube ich mit voller Sachkenntniß und der Wahrheit getreu, ohne Ueberhebung sagen zu können, daß unsere Gesellschaft heute noch ihrer glorreichen Vergangenheit, soviel es menschliche Schwachheit vermag, im großen Ganzen, sowohl im innern Geiste als in ihrer äußern Wirksamkeit, treu und würdig geblieben ist. Ich habe den Orden in der Schweiz, in Oesterreich, in Frankreich, Italien, Belgien und Deutschland durch persönlichen Aufenthalt in dortigen Ordenshäusern kennen gelernt; ich kenne andererseits alle Regeln des Ordens sehr gut. Nun aber kann ich auf Ehre erklären, daß

es keine vom Ordensstifter aufgestellte Regel gibt, welche nicht heute noch ihrem ganzen Wortlaute nach als solche anerkannt und proklamirt würde, deren Uebertretung nicht Rüge oder Strafe zuzöge. Ich habe überall große Frömmigkeit, Seeleneifer, angestrengte Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und tadellose Sittenreinheit gefunden. Ich kenne in jedem Grade des Ordens viele Glieder, die man jedem Religiosen als vollgültige Muster aufstellen kann, und die ich in meinem Innern als heilige Männer verehre. Auch die nicht ausgezeichneten Ordensglieder sind doch Männer, welche der Welt, ihren Freuden und Ehren freiwillig entsagen, sich durch ein eigenes Gelübde den Weg zu kirchlichen Würden selbst abschließen, in Keuschheit, Armuth und Gehorsam ein sehr thätiges Leben zum Heile ihrer Mitmenschen führen, um dafür in der Regel von der Welt nichts als maßlosen Haß einzuernten. Dennoch gefallen sie sich in diesem ihren Berufe, wie wenige Menschen in dem ihrigen: was ohne ein bedeutendes Maß von Gottes- und Menschenliebe nicht wohl möglich scheinen dürfte. Die Krone aber und der untrüglichste Beweis dieses ächten religiösen Geistes ist nach meinem Dafürhalten die ächt brüderliche Liebe, die unter uns herrscht. Diese hat mir bisher mein Leben im Orden so versüßt, daß, wenn ich heute noch meinen Lebensberuf wählen sollte, ich, ohne mich auch nur eine Minute lang zu bedenken, dieselbe Wahl treffen würde, wie vor bereits mehr als 35 Jahren. Diese Bruderliebe ist das Geheimniß der innern und äußern Stärke des Ordens; an ihr prallen alle feindlichen Geschosse ab. — Zu diesem innern Leben nun wird im Noviziate der Grund gelegt. Ihr verehrter Freund, mehr auf die profane Bildung und äußere Wirksamkeit bedacht, hat die Bedeutung des Noviziates offenbar unterschätzt. Jeder Lebensberuf hat seine Lehrjahre; soll Jemand ein Religios seyn, so muß er vor Allem als Religios denken, fühlen, leben lernen. Wie sieht es nun in der Regel bei einem absolvirten Gymnasiasten aus? — Selbst heidnische Philosophen setzten die Selbsterkenntniß oben an. Menschenkenntniß, so unerläßlich zur äußern Wirksamkeit, erlangt man nur durch allseitige Selbstkenntniß. Soll der Mensch nicht bloß äußerlich wirken, d. h. Aufsehen machen, sondern segensreich und bleibend wirken, so muß er vor Allem sich selbst in Ordnung bringen, seine Leidenschaften zähmen und beherrschen. Die Vorbedingung zur vollen Erleuchtung des Verstandes ist Reinigung

des Herzens. Das Noviziat trägt seine reichlichen Früchte in de darauffolgenden Studienjahren, im ganzen übrigen Leben und i der Ewigkeit. — Hiemit komme ich auf die äußere Wirksamkeit Pflege der Wissenschaften und priesterliche Verrichtungen. D Orden bildet noch heute seine jungen Mitglieder wie in frühere Jahrhunderten genau nach den Vorschriften des heiligen Stifter Es werden für den höhern Ordensberuf in der Regel nur sold aufgenommen, welche ihr Gymnasium mit der ersten Note abso virt haben. Nach den zwei Jahren Noviziat, studiren dieselbe noch zwei Jahre Philologie, mit besonderer Anleitung zum Docire und zum Predigen; darauf folgen drei Jahre Philosophie m allen einschlägigen Fächern; dann 2 bis 6 Jahre Magisterium i einer Gymnasialklasse, oder Repetitorium in einem Pensionat hierauf kommen vier Jahre Theologie und endlich noch ein dritt Jahr Noviziat, wo die ganze Persönlichkeit gleichsam retouchirt u ihr eine praktische Anleitung zur Wirksamkeit in und außer de Orden ertheilt wird. Dieser Bildungsgang ist für Alle gemeinsa vorgezeichnet. Jene aber, die sich in dessen Verlaufe zu irge einer ausgezeichneten Specialität besonders geeignet erwiesen, m zum Predigen, zum Dociren der Theologie, Philosophie, Phys Mathematik, Chemie, Naturgeschichte, Astronomie und der orie talischen Sprachen, bekommen dazu noch zwei oder mehr Jahre f Privatstudium oder zur Anhörung der besten Professoren an irge einer Universität, wie z. B. jetzt in Bonn, wo einer von unse jungen Religiosen den letztes Jahr für die Botanik ausgesetzt Preis davon getragen hat und zum Mitgliede zweier gelehrt Gesellschaften postulirt worden ist. Künftige Professoren der orie talischen Sprachen schickt man auf einige Jahre in die Orden häuser des Orients. — Ich bemerke dazu, daß während die ganzen langen Bildungszeit unsere Religiosen aller fremden Sorg enthoben, und wie es mir langjährige Beobachtung beweist, ni nur aus Liebe zur Wissenschaft, sondern auch aus Liebe zu G und zum Nächsten mit ganzer Seele den Studien obliegen u sich vielfach nur zu sehr anstrengen. Nach allem dem Gesagt darf ich Ihren Freund wohl fragen, ob wir nicht anständig d Unsrige thun? — Aber die Früchte einer so reichen Aussaat sind sie? Der Orden nimmt in der Wissenschaft seinen frühe Rang nicht mehr ein! — Diese Behauptung ist nicht ganz fals

aber auch nicht ganz wahr. Wahr ist's, daß heute der Orden weder einen so allgemeinen Einfluß ausübt, noch einen solchen Vorrang wie einstens in der Wissenschaft behauptet. Aber das hat zwei triftige Gründe, die wir nicht verschuldet haben. Erstens behaupte ich ganz zuversichtlich, daß es heutigen Tages ebenso schwer ist in der Wissenschaft auf der Höhe seiner Zeit zu stehen, als in gewissen frühern Zeiten an der Spitze zu stehen. Wolle man dieß ja nicht übersehen! Daß wir keinen so allgemeinen Einfluß ausüben, ist auch sehr wahr; aber setzt man uns in die Lage einen solchen ausüben zu können? Sind wir nicht fast überall geächtet? In wessen Händen sind jetzt unsere meisten ehemaligen Universitäten und Collegien? Wie groß ist unsere Zahl im Vergleiche zu frühern Jahrhunderten? — Falsch ist obige Behauptung, wenn damit gesagt seyn soll, wir leisteten nicht, was man in den gegebenen Umständen vernünftiger Weise von uns fordern kann. Würdige Früchte der angestrengten Ausbildung seiner Glieder erntet der Orden in seinen Schulen, im Predigtamte und in seinen schriftstellerischen Produkten.

In den Ländern, wo wir öffentliche Schulen eröffnen dürfen, stehen dieselben anerkanntermaßen in gutem, ich darf fast sagen, im allerbesten Rufe. In den französischen wie in den belgischen Kammern wurde von unsern Feinden behauptet, die Staatsanstalten vermöchten unsere Concurrenz nicht auszuhalten. Ein Ordensbruder lieferte mir vor einiger Zeit Notizen über die Ergebnisse des Schuljahres 1863—64 in unsern französischen Collegien. Ich ertheile Ihnen nur jene Notizen, welche das Collegium rue des Postes 18 in Paris betreffen. In dieser Anstalt befanden sich 330 Zöglinge, die sich zu den verschiedenen Staatsprüfungen in allen wissenschaftlichen Fächern unmittelbar vorbereiteten. Aus diesen sind in dem Jahre aufgenommen worden in die école polytechnique 13, obwohl für ganz Frankreich nur 28 zugelassen werden konnten; à l'école de St. Cyr 51, obwohl für ganz Frankreich nur 250, in die école de marine 14, zum Baccalaureat zugelassen 86, Viele mit besonders guten Noten. Die Note très-bien ist in Paris dieß Jahr unter 936 Examinirten aus ganz Frankreich nur sechsmal ertheilt worden; darunter aber fünfmal an Jesuitenzöglinge, wovon 4 zur rue des Postes gehörten. — In den Staaten, welche den Unterricht monopolisirt haben, be-

haupten freilich Jene, die vom Monopol leben, wir stünden nicht auf ihrer Höhe: das ist begreiflich. Daß dieselben bei den Staatsprüfungen unsern Zöglingen auch nicht immer wohlwollend begegnen, begreife ich auch, weil ich die menschliche Armseligkeit kenne. Wenn aber unsere Studenten nicht durch eine ganz besondere Fügung ausnahmsweise dumm sind, so müssen sie, wenn sie bei uns ihre ganze Bildung erhalten haben, mit den Zöglingen jeder andern Anstalt concurriren können; namentlich aus zwei Gründen: weil für die Moralität, die für wissenschaftlichen Fortgang nicht gleichgültig ist, nirgendwo mehr als bei uns geschieht; und weil unsere Professoren weder Familiensorgen, noch Caffe's, noch Wirthshäuser kennen.

An den Leistungen des Ordens im Predigtamte wird hoffentlich Ihr verehrter Freund wenig auszusetzen haben. Von unsern Missionen wenigstens in Baden muß er doch etwas gehört haben, und als einem gebildeten Mann kann es ihm nicht unbekannt seyn, daß in allen Ländern wo Jesuiten sind, der Orden zu den berühmtern Predigern des Landes sein geziemendes Contingent liefert. Zu einem wahrhaften guten Prediger gehört aber ziemlich viel; und somit muß er wohl zugeben, daß wir nicht auffallend hinter der theologischen Zeitbildung zurückstehen.

Ihr Freund wird es wohl besonders auf gelehrte Produkte der Presse abgesehen haben. In unserer schreib- und druckseligen Zeit legt man an das Wissen gewöhnlich diesen Maßstab an. Ich muß ihn jedoch auf einige Bedingungen großer literarischer Thätigkeit aufmerksam machen. Nebst dem Wissen gehören dazu auch materielle Hülfsmittel und Muße. Durchgehen Sie nun im Geiste die Zeit vom J. 1814, wo der Orden wieder hergestellt worden, bis auf heute. In welchem Lande hat man uns eigentlich ruhig arbeiten lassen? Wo und wann konnte man sich auch nur einige Jahre des Verbleibens und der Ruhe zu einem bedeutendern Unternehmen versprechen? Wie viele Anstalten wurden uns entrissen, zerstört, nachdem wir sie mit unsäglicher Mühe kaum errichtet hatten? Wie Viele von uns konnten sich eigentlich consequent und anhaltend einem Fache widmen? Erlauben Sie, daß ich hier von mir selber rede. Nachdem ich in der Schweiz fünf Jahre lang mit innigster Lust, und, man sagte, mit Erfolg, Dogmatik docirt hatte, wurde ich im Exil für zwei Jahre lang Hauslehrer, wo ich

neben den Gymnasialfächern auch das Buchstabiren und Strichezieheu docirte; nachher kam ich auf ein Jahr zur Dogmatik zurück in Löwen; aber die Missionen in Deutschland verlangten Arbeiter; ich wurde also ex abrupto Missionsprediger auf sechs Jahre; nun vereinige ich beide Geschäfte miteinander: ist es da zu verwundern, wenn ich nur ein mittelmäßiger Theologe und mittelmäßiger Prediger bin und bleibe? Wie mir ist es aber Hunderten ergangen — Manchem noch ärger. Bemerke man ferner, daß unsere Gesellschaft nicht ein Gelehrten-Verein, sondern ein religiöser, priesterlicher Orden ist. Die Wissenschaft kann er nur als ein Mittel zum Seelenheile ansehen, und seine höchste Bildung muß er namentlich in der Theologie, und zwar in einer praktisch verwendbaren Theologie suchen. Es hatte also mehr Eile in der Bildung der Jugend und der seelsorglichen Aushülfe, in den Missionen in und außerhalb Europa thätig zu seyn, als im Verfassen gelehrter Bücher. Für die profanen Wissenschaften ist von allen Seiten reichlich gesorgt, und für die theologischen Disciplinen nicht weniger. Freilich erreichen die theologischen Produkte der Jetztzeit, weder bei Jesuiten noch bei Andern, die Größe früherer Leistungen. Aber das hat seinen innern guten Grund. Die meisten theologischen Fächer bilden positiv abgegrenzte Bezirke, in welchen nach achtzehn Jahrhunderten nur mehr eine geringe Nachlese möglich ist. Wir dürfen schon mit dem Theologen zufrieden seyn, der sich die ganze Ernte der Vorfahren anzueignen und für seine Zeitgenossen zu verwerthen versteht. Wer einen Augustin, Thomas von Aquin, Bonaventura, Suarez, Petavius, Thomassin, Bossuet, Möhler und ähnliche Auktoren gut kennt, fühlt sich ihnen gegenüber so klein, daß er ebenso wenig ein Bedürfniß als Lust fühlt, für Gelehrte über die von jenen Männern behandelten Gegenstände (sie haben aber fast Alles behandelt) ein Buch zu schreiben. Ich verarge es den Straßburgern gar nicht, daß sie nicht ein zweites Münster, ja nicht einmal den zweiten Thurm bauen. Ich sehe dafür manche Gründe, unter andern auch den letzten Entschuldigungsgrund für die modernen Jesuiten, die materiellen Hülfsmittel.

Wo stehen diese uns zu Gebote? In welchem Lande hat man uns nicht bei der Vertreibung zugleich rein ausgeplündert? Ich kam mit 15 andern Flüchtlingen aus der Schweiz in Italien an, und hatte als Zahlmeister für uns Alle zusammen noch zwei und

einen halben Silbergroschen d. h. ein Kassamännchen in der Tasche; und wir hatten doch wahrlich nicht geschlemmt auf dem Wege! Dem greisen Pater Michellond, der an 30 Jahre lang seinem Heimathskanton als Professor gedient hatte, entriß der Zollinspektor an der Grenze das Hemd und das Schnupftuch, die er mit unter dem Arme genommen, mit den Worten: „Du alter Spitzbube, du bestiehlst noch das Land!“ — Wovon leben die 1300 Jesuiten, die aus ganz Italien und Sicilien verjagt worden, nachdem man ihnen rein Alles genommen? Für die Opfer des schweizerischen Sonderbundes wurde in Belgien und Frankreich eine reiche Collekte gemacht, davon aber haben die 274 aus der Schweiz vertriebenen Jesuiten auch nicht einen Kreuzer erhalten. Und doch standen an der Spitze des Verwendungscomité katholische, sehr ehrenwerthe Männer. Man ist eben vielfach gewohnt, die Jesuiten nicht für Menschen anzusehen! Aber selbst in ruhigen Zeiten lebt der größte Theil von uns rein von Almosen, die wir uns nicht einmal wie mehrere andere Orden erbetteln dürfen. Haben wir Staatsanstalten, wie einst in der Schweiz, so sind die Professoren und nur sie, und zwar nur so lange sie in Aktivität sind, besoldet, aber sehr bescheiden. In der großartigen Anstalt von Freiburg betrug die Besoldung eines Professors nicht über 600 Franken, davon mußte nicht nur er selbst, sondern mit ihm noch studirende und ausgediente Ordensglieder und Laienbrüder ihre ganze Existenz fristen. Wo wir aber nur sogenannte freie Collegien haben, wie in Frankreich, Belgien, Holland, England und Irland, beziehen die Professoren nicht nur keine Besoldung, sondern die Anstalten selbst kosten dem Lande keinen Kreuzer, und die Externen können unsere Schulen unentgeltlich besuchen, ausgenommen da, wo die Gesetze, um unsere Concurrenz nicht so gefährlich werden zu lassen, uns zwingen, das gewöhnliche Schulgeld einzuziehen. In diesen Anstalten leben die Lehrer und Beamten vom Ueberschusse der eingesendeten Pensionsgelder. Alle Jesuiten aber, die in priesterlichen Verrichtungen beschäftigt sind, verlangen außer dem Unterhalt während der Arbeit an einem Orte und den Reisekosten Nichts. — Bei solchen Zuständen woher die Auslagen bestreiten für großartige Unternehmungen, für wissenschaftliche Reisen, lange Untersuchungen in den Archiven und großen Bibliotheken der Hauptstädte? Wo sind unsere ehemaligen schönen Bibliotheken? — Bibliotheken sind

sehr leicht zu consticiren, aber sehr schwer zu bilden. Wir sparen uns was wir können am Munde ab, um Bibliotheken, Physik-Cabinete und naturwissenschaftliche Sammlungen zusammen zu bringen. Aber in Ansehung unserer Lage und unserer Zahl sei man in seinen Anforderungen auch bescheiden. Von 7734 Jesuiten, die der Orden zu Ende des J. 1863 zählte, waren 1441 in den auswärtigen Missionen beschäftigt. In Europa ist der größte Theil entweder an Gymnasien und Pensionaten, oder Missionen oder in seelsorglicher Aushülfe, besonders in größeren Städten, wo die Pfarrsysteme nicht nach dem Bedürfnisse der stets steigenden Bevölkerungen vermehrt werden, angestrengt thätig, ohne Muße und auch ohne Veranlassung zu höhern wissenschaftlichen Arbeiten. Wird ein Buch geschrieben, so ist es im Hinblicke auf ein vorhandenes Bedürfniß, zu einem praktischen Zwecke. Innerhalb dieser Grenzen nun glaube ich, daß der Orden in unsern Tagen selbst mehr geleistet habe als man billiger Weise erwarten durfte. Die Werke eines Perrone, Cercia, Tarquini, Garrucci, Secchi, Liberatore, Curci, Longiorgi, Patrizzi, Tapparelli, Bresciani, der Civiltà cattolica in Italien, eines de Rozaven, Pratt, Rampon, Chaignon, Fournier, de Boislèves, Ramière. Daniel, Chastel, Deschamps, Cahours, Martin, Cahier, de Ravignan, Félix, de Mac-Carthy und der Etudes théologiques, philosophiques et historiques in Frankreich, der Bollandisten in Belgien, eines Kleutgen, Wilmers, Deharbe, Rieß, Schleiniger, Rothenflue, Damberger in Deutschland und andere scheinen mir, jedes in seinem Fache, zu den besten unserer Zeit zu gehören, oder doch auf der Höhe der Zeit zu stehen. — Sollen wir aber Größeres leisten, so gönne man uns Ruhe und versetze uns in die Lage es thun zu können.

Und so wäre ich mit meiner Antwort ungefähr fertig. Sie sieht freilich aus wie eine Rede pro domo sua; aber Sie, verehrter Herr, und Ihr Freund denken zu edel, um sie mir zu verargen. Man lobt es an jedem Soldaten, daß er für *sein* Regiment begeistert ist, wenn er nur dabei alle andern Regimenter und sämmtliche Kriegskameraden auch achtet und liebt; was ich unbedingt und ausnahmslos thue, weil ich noch mehr Katholik als Jesuit bin. Ist mein Herzenserguß etwas lang geworden, so hat dieß seinen Grund darin, daß ich einen 35jährigen Schmerz in

meinem Herzen trage. Ich kenne meine Ordensbrüder, und es thut mir wehe, ja oft empört es mich tief, sie so unmenschlich gehaßt, so unausgesetzt verfolgt, so maßlos verläumdet zu sehen. Besonders aber thut es mir sehr wehe, wenn sonst gute Menschen und aufrichtige Katholiken mit unsern natürlichen Feinden Chorus machen. Diese versündigen sich, nach meiner innersten Ueberzeugung, viel schwerer als sie es wohl meinen. An unserer Gesellschaft muß man zweierlei unterscheiden: das Institut selbst und die Menschen, die sich dazu bekennen. Das Institut ist von der Kirche nicht nur tolerirt, sondern vielfach von vielen Päpsten förmlich approbirt, confirmirt und von der allgemeinen Kirchenversammlung von Trient als pium institutum bezeichnet worden. Es kann also keinem Katholiken zustehen, das Institut als solches, d. h. seine Constitutionen und Regeln, seinen Zweck und seinen Geist zu tadeln, namentlich nachdem mehrere Päpste dieß unter Androhung kirchlicher Censuren, in amtlichen Erlassen förmlich untersagt haben. — Die Mitglieder des Ordens beanspruchen für ihre Personen keine Privilegien, wohl aber den Schutz des Rechts und des Gebotes der christlichen Nächstenliebe. Namentlich verlangen sie, leider aber immer vergebens! daß Jeder von ihnen nur für seine persönlichen Thaten verantwortlich gemacht werde, die Gesammtheit aber nur für das, was die Gesammtheit thut oder billigt. Ich verachte als Verläumdung jede Anklage gegen die Jesuiten, so lange sie keine Personennamen nennt; denn die Gesammtheit der Jesuiten, der Orden ist ehrwürdig, wenn er schon nur aus Menschen besteht. — Sie aber, verehrter Herr und Freund! werden es mir gerne nachsehen, daß ich als Kind am Gesichte meiner Mutter die etwaigen Runzeln nicht sehe.

Ich verbleibe in aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebenster Diener
P. Roh S. J.

Maria-Laach den 26. März 1865.

XL.

Zur Geneſis der erſten Theilung Polens.

III. Polens unglückliche nationale Erhebung ſeit der Conföderation von Bar 1768 bis zum Abſchluß des Theilungsvertrags zwiſchen Rußland und Preußen 1772. (Schluß.)

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts waren, wie wir im erſten Abſchnitt unſerer Arbeit hörten, verſchiedene Projekte zu einer Theilung Polens aufgetaucht, und am Berliner Hofe ward es ſeit dem großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm traditionelle Politik, durch den Wiedererwerb der ehemals zum deutſchen Ordensſtaat gehörigen Länder die Monarchie abzurunden. Insbeſondere galt die Annexion von Polniſch-Preußen als eine Lebensfrage des Staates, und Friedrich II. reichte ſchon als Kronprinz ſeinem Vater eine Denkſchrift ein, worin er auseinanderſetzte, wie die Eroberung zu machen und zu behaupten ſei *). Nachdem dann Friedrich in den erſten Jahrzehnten ſeiner Regierung um den Beſitz Schleſiens, dann um die Exiſtenz ſeiner Monarchie glücklich gefochten und Schleſien ſeinem Reiche einverleibt hatte, trat er in ein inniges Verhältniß zu Rußland und ſchloß im J. 1764 mit Katharina II. den von uns früher beſprochenen Vertrag ab, der das Todesurtheil Polens enthielt. In Folge

*) Vergl. Heft 4 S. 267.

dieſes Vertrags bekam Polen einen König, der den ruſſiſch-pre
ßiſchen Zwecken diente, blieb durch Vereitelung aller politiſch
Reformen in einem Zuſtande der Anarchie und wurde durch rel
giöſe Parteiumtriebe im Innerſten aufgewühlt, bis Rußland ein
förmlichen Religionskrieg heraufbeſchwor und ſchließlich das La
mit eiſerner Gewalt als eine ruſſiſche Provinz beherrſch
wollte. Bis zu dieſem Zeitpunkt war Friedrich II. in Pol
nur durch diplomatiſche Mittel thätig geweſen, hatte ab
doch die Ruſſen unter der Hand im Kriege gegen die Pole
unterſtützt und der Czarin in einem neuen Vertrag für ei
paſſende Entſchädigung Hülfe gegen Oeſterreich zug
ſichert, wenn dieſe Macht ſich gegen Rußland der bedrängt
Polen annehmen würde.

Als der Krieg gegen die Türken ausbrach, verlang
Rußland ein aktives Vorgehen Preußens, begnügte ſich ab
dann mit den vertragsmäßigen reichen Subſidien, die Friedri
mit um ſo größerem Widerwillen zahlte, als er, wie er i
ſeinen Memoiren ſagt, bei den ungewöhnlichen Erfolgen d
ruſſiſchen Waffen befürchten mußte, „daß der mit ihm ve
bündete Staat, zu mächtig geworden, ihm mit der Zeit G
ſetze vorſchreiben wolle wie den Polen“ *). „Die Ruſſe
ſehen“, ſchreibt er ſeinem Bruder Heinrich, „daß es vorthei
hafter für ſie ſei, mein Geld zu nehmen, als meine Truppe
Es iſt eine furchtbare Macht, vor der in einem halben Jah
hundert Europa erzittern wird.“ Er klagt die Oeſterreich
heftig an, daß ſie im ſiebenjährigen Krieg „aus falſcher P
litik dieſe barbariſche Nation nach Deutſchland gezogen u
ihr die Kriegskunſt gelehrt haben“ **). Wir halten dieſe Kla

*) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 24.

**) Briefe Friedrich's an ſeinen Bruder Heinrich vom 3. Dec. 17
und 8. März 1769 in Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 31
313. Es gebe, betont der König in letzterem Brief, gegen Ru
lands Vordringen kein anderes Mittel, als daß mit der Zeit ſi
ein „Bündniß der größeren Souveräne bilde, um dieſem gefäh
lichen Strom zu widerſtehen.“

für begründet, aber mit dem Zusatz, daß Niemand in Europa mehr als Friedrich seit 1763 die Ausbreitung Rußlands nach Westen gefördert hat und durch vertragsmäßige Stipulationen selbst auf die Gefahr eines neuen deutschen Bürgerkrieges fördern wollte, von welchem er selbst sagt, daß er ihn nur im russischen Interesse hätte führen müssen*).

Durch Rußlands Fortschritte gegen die Türken und seine dominirende Stellung in Polen für die Unabhängigkeit seines eigenen Staates besorgt geworden, nahm nun Friedrich den alten Plan einer Theilung Polens von Neuem auf; er ergriff, um seine eigenen „mit erschreckender Offenheit**)" ausgesprochenen Worte zu gebrauchen, die Gelegenheit bei den Haaren, um Polnisch-Preußen zu gewinnen, was ihm durch Negociationen und Intriguen wirklich gelungen sei***).

Aber es gelang ihm erst nach langen Mühen. Im Anfang des Jahres 1769 schickte der König unter dem Namen des Grafen von Lynar ein „politisches Projekt" nach Petersburg, in welchem er die Theilung einiger polnischen Provinzen zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen vorschlug†), und für seinen Theil Polnisch-Preußen, Ermeland

*) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 17—18.

**) Sagt Waitz in den Gött. Gel. Anzeigen Jahrg. 1850, S. 707.

***) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, Avant-propos 7. Es ist bezeichnend, daß Friedrich die Annexion von Polnisch-Preußen eine Entschädigung seiner Monarchie für „frühere Verluste" nennt. Diese Verluste datiren aus der Zeit der deutschen Ordensritter, als deren Erben sich die Hohenzollern ansahen.

†) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 26. In der ältern Ausgabe der Memoiren des Königs hatte der Minister Herzberg den Inhalt des betreffenden Projektes weggelassen. Der Herausgeber der neuen Ausgabe macht in der Vorrede XI, XII auf die Lücken der ältern aufmerksam. Vergl. Waitz loc. cit. und Smitt I, 6. Nach Friedrich's Darstellung in den Memoiren fiele die Uebersendung des Projektes nach Petersburg in den Herbst 1769, nach der Zusammenkunft mit Kaiser Joseph II. zu Neisse im August dieses

und das Protectionsrecht über Danzig zu erlangen gedachte. Der Graf Lynar — d. h. Friedrich ſelbſt — ſchreibt der König am 2. Februar 1769 an den Grafen Solms, ſeinen Geſandten in Petersburg, habe eine eigenthümliche Idee, um alle Intereſſen der Fürſten zu Gunſten Rußlands zu vereinigen und wie mit einem Schlag den europäiſchen Angelegenheiten eine andere Geſtalt zu geben. Er wolle, daß Rußland dem Wiener Hof für deſſen Beiſtand gegen die Türken die Stadt Lemberg und ihre Umgebung anbieten ſolle, daß es Polniſch-Preußen, Ermeland und das Protectionsrecht über Danzig an Preußen abtrete und für ſich ſelbſt als Entſchädigung für die Kriegskoſten (gegen die Türken) diejenigen Theile von Polen annexire, die ihm paſſend ſchienen. Da dann zwiſchen Oeſterreich und Preußen keine Eiferſucht mehr vorhanden, ſo würden beide wetteifern, um Rußland gegen die Türken zu unterſtützen*). Friedrich hoffte auf einen glücklichen Erfolg dieſes höchſt geſchickten Manövres und inſtruirte ſeinen Reſidenten in Warſchau. „Der preußiſche Geſandte in Warſchau", ſchreibt der engliſche Geſandte am 1. März 1769, „iſt ſehr thätig, alten Urkunden nachzuforſchen und ſie zu prüfen. Insbeſondere bemüht er ſich aufzufinden, daß Samogitien ehemals einen Theil von Preußen ausmachte"**).

Aber Rußland, berichtet Friedrich weiter***), berauſcht von ſeinen großen Erfolgen gegen die Türken, ſchenkte „dem ſogenannten Memoire des Grafen Lynar" keine Aufmerkſamkeit, und die zur weitern Sondirung des Petersburger Hofes vom preußiſchen Geſandten abgegebene Erklärung: Frankreich habe

---

Jahres, aber der in der folgenden Note angezogene Brief des Königs zeigt, daß ſie in den Februar fällt.

*) Friedrich's Brief an Solms vom 2. Februar 1769 bei Schlözer 210. Smitt I, 7.

**) Bei Raumer 2, 237.

***) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 27.

dem König von Preußen, um ihn auf ſeine Seite zu ziehen, das Bisthum Ermeland und das Herzogthum Curland angeboten*), blieb ebenſo wirkungslos. So kam es, daß Friedrich für die ihm vom Oberpräſidenten Domhardt über Ermeland und das Gebiet von Marienburg eingeſchickten Nachrichten bloß danken, aber „davon zur Zeit keinen Gebrauch machen" konnte**).

Rußland war zu keiner Theilung Polens geneigt. Wie Peter I. nur Theilungspläne gehegt hatte, ſo lange er noch mit der Conſolidirung ſeines neuen Reiches beſchäftigt war, aber die preußiſchen Vorſchläge verwarf, als er ſeine Macht der Art gefeſtigt glaubte, daß er über Polen „ſo gut wie wenn es ſein eigen wäre" gebieten könne, ſo war ein Gleiches bei Katharina II. der Fall. Als Katharina den durch Gattenmord uſurpirten Thron beſtiegen, dachte ſie, wie wir früher angaben, an eine Annexion des polniſchen Livland, im Fall ſich die Polen ihrer Einſchüchterungspolitik und der Wahl des ruſſiſchen Throncandidaten widerſetzen würden, und ſie würde Preußen für die ſtipulirte Hülfe gern auf Koſten Polens Entſchädigungen zugeſtanden haben***); ſie beraubte dann

*) Solms an Panin im Nov. 1769 bei Smitt II, 3.

**) Friedrich's Brief an Domhardt vom 22. Oktober 1769 bei Preuß Friedrich der Große, Urkundenbuch 5, 183.

***) Darauf bezieht ſich die Unterredung des Grafen Panin mit Solms im Dec. 1763 bei Schlözer 160. Solms ſchreibt an Friedrich: „Il (Panin) ajouta que Votre Maj. n'aurait pas raison de regretter d'avoir pris des engagements avec sa Cour, parce que, si contre toute attente, les choses devaient en venir à une grande extrémité, il me repondait que Votre Maj. *aurait sa peine payée* aussi bien que la Russie, et qu'on n'aurait pas travaillé pour rien." Was Smitt III, 18 dagegen vorbringt, zerfällt in ſich ſelbſt durch Katharina's früher von uns analyſirte geheime Inſtruktion vom 6. Nov. 1763 (bei D'Angeberg 3—11), worin eine eventuelle Annexion Livlands an Rußland beſtimmt in Ausſicht genommen wurde. Smitt III, 21 meint: „Ce qui prouve,

die Republik um ein ansehnliches Gebiet und warf ih
Augen auf Weißrußland: aber je gebieterischer Rußland i
Europa auftreten konnte und je mächtiger sein Einfluß i
Polen wurde, desto mehr gedachte man in Petersburg d
Beherrschung des ganzen Landes gleichzeitig mit der Ve
treibung der Türken aus Konstantinopel zu erreichen. U
die Vertreibung der Türken schien in sicherer Aussich
da die russischen Waffen überall siegreich vordrangen u
die Pforte vollständig entkräftet und erschöpft war. Fran
reich hatte die Pforte zum Kriege gegen Rußland an
gestachelt, aber die in Aussicht gestellte Unterstützung niema
geleistet; England hatte, in vollständiger Abhängigkeit v
Rußland, der russischen Flotte Offiziere geliefert, das Ei
laufen der russischen Kriegsschiffe in die britischen Häf
ruhig geschehen lassen und an den Höfen von Madrid u

---

combien peu alors la Russie pensait à un partage, c'est u
dépêche de Beranger à Praslin", worin der französische Gesand
am 20. Nov. 1763 nach Paris meldete, Panin habe erklärt, d
Rußland nicht nur an keine Theilung Polens denke, sondern e
solche verhindern werde. Aber dann müßte man auch annehme
der Petersburger Hof habe auch wenige Tage vor dem Abschl
des Theilungsvertrags mit Preußen (Februar 1772), nachde
darüber schon fast ein Jahr lang verhandelt worden, an kei
Theilung gedacht, indem der englische Gesandte in Petersburg a
7. Februar 1772 gerade so nach London schrieb, wie der französisch
Gesandte am 20. Nov. 1763 nach Paris. „Die unverletzte Erhaltu
der Republik Polens, berichtet der englische Gesandte am genannt
Tag, sei der Hauptgegenstand der Staatskunst Rußlands und selbig
wisse von keinem preußischen Plan wider Polen!" Bei Raumer
461. Versicherte doch, wie wir unten hören werden, der russisch
Botschafter in Wien dem Fürsten Kaunitz noch im Oktober 177
„daß weder die Czarin noch Panin eine Theilung Polens beab
sichtige." Brief Golizyn's an Panin vom 25. Oktober 1771 b
Chodzko 174. Es war dieselbe Versicherung, die Panin im J. 176
dem französischen Gesandten gab. Smitt's Eifer in der Vertheid
gung Katharina's übersteigt das Maß der wünschenswerthen ruhige
Würdigung der Verhältnisse.

Versailles geradezu erklärt: es sehe eine Behinderung der russischen Flotte von Seiten Spaniens und Frankreichs als einen Akt der Feindseligkeit gegen sich an. Auch von Oesterreich erhielt die Pforte keine thätliche Hülfe. Beim Beginn des Krieges hatte sie dem Wiener Hof alle mögliche Unterstützung zur Wiedereroberung Schlesiens angeboten, wenn er sich gegen Rußland erkläre, aber Kaunitz antwortete: man denke an keinen Friedensbruch mit Preußen, dem Schlesien jetzt rechtlich gehöre. Im Drang der Noth schlug man dann in Konstantinopel dem österreichischen Geschäftsträger Thugut eine Theilung Polens vor, die man nach der Vertreibung der Russen leicht bewerkstelligen könne, aber Thugut erwiderte: „es sei nicht Zeit, sich bei so weitaussehenden Ideen aufzuhalten, die nur eine neue Vergießung von Menschenblut nach sich ziehen müßten, welcher ein Ende zu machen der Zweck der angetragenen Vermittelung sei" *).

Von Anfang an seit 1768 wollte Oesterreich im Kriege zwischen Rußland und der Türkei vermitteln, und auch Friedrich II. ging, nachdem sein in Petersburg vorgelegter Plan einer Theilung Polens gescheitert war, im Bunde mit Oesterreich auf dieselbe Politik der Vermittelung ein. Voltaire, der seine Philosopheme über Völkerbeglückung bereits in das Gewand des modernen Philhellenismus einkleidete, ermunterte in seinen Briefen den König zu einer Theilung der Türkei, die auch ihm eine vortreffliche Gelegenheit zu neuem Ländererwerb bieten würde; aber diese Ideen zündeten nicht in dem praktischen Kopfe Friedrichs, der den Besitz des Hafens von Danzig dem Piräus vorzog **). Es habe nicht im Interesse Preußens gelegen, sagt Friedrich, die Türkei, die man gelegentlich gegen Rußland oder gegen

*) Thugut's Bericht an Kaunitz vom 24. März 1770 bei Hammer 8. 373. Das Wiener Cabinet erklärte sich mit der Antwort Thugut's einverstanden. Loc. cit.

**) Vergl. Zinkeisen Gesch. des osmanischen Reiches in Europa 927.

Oesterreich benutzen könnte, ganz zu Grunde gehen zu lasse
und darum habe er in Petersburg und Konstantinopel dahi
gewirkt, daß die kriegführenden Mächte seine und Oesterreich
Vermittelung annähmen. Die Pforte habe sich willfähri
gezeigt, aber Rußland nicht. Panin habe freilich g
schrieben, daß die Czarin, auf deren „Mäßigung und Ui
eigennützigkeit" er eine Lobrede gehalten, die Friedensprop
sitionen anzuhören geneigt sei, habe aber zugleich die „übe
triebenen Ansprüche" gemacht. Im Juli 1770 hätten dan
die Russen in der Seeschlacht von Tschesme fast die gan
türkische Flotte vernichtet, im August entscheidende Siege üb
die Landtruppen erfochten und in Folge dessen über die gan
Moldau und Wallachei verfügt. Der Petersburger Hof wä
„wie trunken gewesen von seinem Glück"*).

Unter solchen Verhältnissen kam am 3. September 177
die Zusammenkunft zwischen Friedrich II. und Joseph II.
Neustadt in Mähren zu Stande. Schon bei der ersten Zu
sammenkunft zu Neisse (August 1769) hatte Joseph de
Könige erklärt, weder Maria Theresia noch er würden
zulassen, daß die Russen im Besitze der Moldau und Wa
lachei blieben, und diese Erklärung wiederholte jetzt der b
der Zusammenkunft in Neustadt anwesende Minister Kaunit
Der Minister schilderte lebhaft die Gefahr, welche aus de
Uebergewicht Rußlands für Europa zu erwarten sei. N
eine Allianz zwischen Oesterreich und Preußen bilde, en
wickelte er, den einzigen Damm, den man gegen den übe
schwellenden Strom, der ganz Europa zu überfluten droh
errichten könne; Oesterreich und Preußen hätten ihre Kra
gemessen und durch die Erfahrung erkannt, daß jeder Stre
zwischen ihnen eine Schwächung ihrer Kraft bedinge. Die
Worte des kaiserlichen Ministers sind unvergeßlich**). Friedri

* Oeuvres de Frédéric le Grand 6. 27.

** Ueber die Zusammenkunft in Neustadt vergl. Oeuvres de Frédé
ric le Grand 6. 29—30. Friedrich's Brief an seinen Bruder Heinr

erkannte ihre Wahrheit, aber er ging der Allianz mit Oeſterreich aus dem Wege. Er ſchätze, ſagte er, die Freundſchaft Oeſterreichs, aber er könne in Nichts eingehen, was ſeiner Allianz mit Rußland entgegen ſei. Friedrich's Bündniß mit Rußland bezog ſich nur auf einen Angriff deſſelben in Polen, als aber der Wiener Hof ſpäter an ihn die Anforderung ſtellte, „daß Preußen neutral bleiben möge, wenn Rußland anderswo als in Polen angegriffen würde", habe er dies, berichtet Friedrich, „rund heraus abgeſchlagen" *).

Bezüglich der Türkei ſtimmten Friedrich und Kaunitz in ihren „Principien und Ideen hinlänglich überein", und nachdem während der Zuſammenkunft ein Courier aus Konſtantinopel die Nachricht gebracht hatte, daß die Pforte die preußiſch-öſterreichiſche Intervention annehme, bemühte ſich der König mit nachdrücklichem Ernſt, auch Rußland zur Annahme derſelben zu bewegen **).

Was Polen betrifft, ſo muß die von Coxe und vielen Andern ausgeſprochene Behauptung, daß in Neiſſe oder in Neuſtadt über eine Theilung des Landes verhandelt oder der Plan einer ſolchen entworfen worden ſei, nach allen jetzt vorliegenden Dokumenten als irrig bezeichnet werden ***). Aber die polniſchen Angelegenheiten kamen doch in Neuſtadt ſehr zur Sprache. Kaunitz betonte, wie er berichtet, „die Nutzbarkeit einer in dieſem Königreich zu veranlaſſenden Vereini-

---

vom 9. Sept. und an Voltaire vom 16. Sept. 1770 loc. cit. 26, 323 und 23, 168, ferner ſeine Depeſche an Solms vom Sept. 1770 bei Smitt II, 5—9. Bericht von Kaunitz an den Grafen Mercy, öſterreichiſchen Geſandten in Paris, vom 12. Sept. 1770, mitgetheilt von Adam Wolf im erſten Jahrgang des Jahrbuchs für Vaterländiſche Geſchichte (Wien 1861) p. 12—19. Mémoires par le prince de Ligne 1, 4—21. Dohm 1, 455.

*) Oeuvres de Frédéric le Grand 6, 35.

**) Friedrich's Brief an ſeinen Bruder Heinrich vom 9. Sept. 1770 in Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 323.

***) Vergl. Smitt I, 62 flg., III, 6 flg. Waitz in „Neue Mittheilungen über die erſte Theilung Polens" in Sybel's Hiſtor. Zeitſchr. 6, 3.

richtete, zeigen uns deutlich, eine wie geringe innere Anhän
lichkeit der König an Rußland hatte. In den zum Vorzeig
beſtimmten Schreiben verſchwendet er freilich eine Fülle v
ausgeſuchten Schmeicheleien gegen die Czarin, die ein
Friedrich ganz unwürdig waren, und gab dem Bruder d
Weiſung, ſich ein „Magazin von Lobſprüchen“ zu ſammel
deren er ſich bei Gelegenheit bedienen könne. Aber in d
vertraulichen Briefen bricht ſeine Abneigung gegen Rußla
in den ſtärkſten Ausdrücken hervor. Er rechnet Rußland g
nicht zu Europa, er nennt es Scythien und ſeine Bewohn
Barbaren. „Alle Schätze der Welt“, ſagt er, „brächten m
nicht dahin. Auch die gezähmteſten Löwen geben oft Bewei
daß der Inſtinkt ihrer wilden Natur ſich nicht zähmen lä
und ich glaube, daß es mit den Ruſſen ebenſo der Fall iſt“ *

Katharina empfing (am 12. Oktober 1770) den Prinz
Heinrich mit aller Höflichkeit und ließ ihm zu Ehren glä
zende Feſte und Schauſpiele veranſtalten, aber ſie ging n
ihm in keine politiſchen Verhandlungen ein. Friedrich dräng
Die Geduld der Oeſterreicher, ſchreibt er am 30. Oktobe
gehe zu Ende; wenn die Czarin nicht ſeinen Rathſchläg
folge, ſo werde ein Kriegsfeuer ausbrechen, welches ga
Europa in Brand zu ſtecken drohe **). Würde ſich die Czari
betonte im November der preußiſche Geſandte Solms
einer Note an Panin, bezüglich der Bedingungen des Fri
dens mit den Türken nicht bald gegen den Prinzen erkläre
ſo ſtehe eine Erkaltung der freundlichen Beziehungen zwiſch
Rußland und Preußen bevor ***). Im December folgten n
die Erklärungen, aber die Czarin ſtellte wiederum ſolche Bedi
gungen, daß Friedrich ſie in Wien und Konſtantinopel ni
einmal mitzutheilen wagte. Der König betrachtete ſie als ein

*) Vergl. Friedrich's Briefe loc. cit. 329—349.
**) loc. cit. 330
***) Bei Smitt II, 10—11.

Spott gegen Preußen, und zweifelte daran, daß Rußland überhaupt den Frieden wolle *).

Nun kam die Nachricht nach Petersburg, daß ſich die Oeſterreicher in den Beſitz der Zipſer Geſpannſchaft geſetzt hätten, und es erfolgte am 8. Januar 1771 die berühmte Unterredung zwiſchen Katharina und Heinrich, die den erſten Anſtoß zu der wirklichen Theilung Polens gab. „Ich war am Abend", berichtet Heinrich ſeinem Bruder am 8. Januar, „bei der Kaiſerin, die mir ſcherzend (en badinant) ſagte: die Oeſterreicher hätten ſich in Polen zweier Staroſteien bemächtigt und an deren Grenzen das kaiſerliche Wappen aufgepflanzt. Sie fügte hinzu: Aber warum ſoll nicht Jedermann auch davon nehmen? Ich erwiderte, daß Sie, theuerſter Bruder, in Polen wohl einen Cordon gezogen, aber doch keine Staroſteien beſetzt hätten. Aber, ſagte die Kaiſerin lachend, warum nicht beſetzen? Einen Augenblick ſpäter näherte ſich mir der Graf Czernichew, ſprach über denſelben Gegenſtand und fügte bei: Warum nicht das Bisthum Ermeland in Beſitz nehmen? Denn wie die Dinge liegen, muß doch Jeder Etwas haben." „Obwohl es nur Scherzreden waren", ſchreibt Heinrich weiter, „ſo iſt es doch ſicher, daß ſie nicht umſonſt geſprochen wurden, und ich zweifele nicht, daß es ſehr leicht möglich ſeyn wird, daß Sie von dieſer Gelegenheit Vortheil ziehen können. Morgen wird der Graf Panin zu mir kommen. Ich werde ihm ſagen, was Sie mir bezüglich der Oeſterreicher geſchrieben haben, und werde Ihnen mit der nächſten Poſt über unſere Unterhaltung Nachricht geben." Am 11. Januar meldet dann Heinrich, daß Panin mit Oeſterreich nur zu thun haben wolle durch preußiſche Vermittelung, denn der erſte Grundſatz am Hofe ſei, einig mit Preußen zu ſeyn. Panin ſei mit der Beſetzung der

*) Friedrich an Heinrich am 16. Dec. 1770 und 3. Jan. 1771 in Oeuvres 26, 334, 342.

politischen Streitigkeiten durch die Oesterreicher nicht so zu [illegible], und habe von dem Bisthum Ermeland nicht gesprochen. Es komme dies, sagt der Prinz, von den verschiedenen Parteien am Hofe, aber er glaube, der König werde Nichts aufs Spiel setzen, wenn er sich unter irgend einem plausiblen Vorwand Ermelands bemächtige. Friedrich antwortet am 24. Januar: er halte den Krieg zwischen Rußland und Oesterreich für unvermeidlich, da letztere Macht niemals in eine Demüthigung der Pforte willigen würde: er selbst werde dabei neutral bleiben, denn der Krieg sei für ihn noch zu frühe. Das Bisthum Ermeland, welches man ihm in Aussicht stelle, sei nicht der Mühe werth: er werde die Ereignisse abwarten und zusehen, ob er durch sie neue Länder erwerben könne; durch Abwarten werde er stärker. Würden sich Oesterreich und Rußland im Kriege gegenseitig erschöpfen, so sei für den Neutralen mehr zu gewinnen als für die kriegführenden Mächte. Mündlich werde er dem Bruder Näheres mittheilen; er glaube einen unverzeihlichen politischen Fehler zu begehen, wenn er für die Vergrößerung einer Macht arbeite, die ihm ein gefährlicher Nachbar und für ganz Europa furchtbar werden könnte. Am 31. Jan. schreibt er: „Der geheime Haß, den man in Oesterreich gegen Rußland hegt, übersteigt alle Vorstellung, und wenn ich es sagen darf, so bin ich es allein, der ihn zu ersticken sucht und seinen Ausbruch verhindert". Er werde das ihm zugedachte Ermeland nicht besetzen, denn „diese Portion ist zu gering, so daß sie mich nicht für das Geschrei entschädigen wird, welches die Sache erregen muß. Aber Polnisch-Preußen würde der Mühe werth seyn, auch selbst ohne Danzig, denn wir würden dann die Weichsel haben und freien Verkehr mit dem Königreich Polen, was sehr wichtig wäre. Das würde der Mühe lohnen Geld herzugeben, selbst reichlich. Aber wenn man Kleinigkeiten mit Hast ergreift, so zeigt das den Charakter einer Gier und Unersättlichkeit, und ich möchte nicht, daß man diesen mir noch in einem höhern Grade beilege, als es schon

verstärkte, Kriegsmagazine anlegte und der Krieg unvermeidlich schien, suchte Friedrich vergeblich die Russen von ihren übertriebenen Friedensbedingungen abzubringen. Der Uebermuth des Petersburger Hofes war so grenzenlos, daß er auch an Preußen schon Anforderungen wie an einen russischen Vasallenstaat stellte*). Eine solche Lage mußte vor allem einem Charakter wie Friedrich ganz unerträglich seyn. Friedrich hatte sich an Rußland angeschlossen, weil nach seiner Ansicht Preußen überhaupt eines solchen Anschlusses bedurfte, weil er, nach Beendigung des siebenjährigen Krieges gänzlich isolirt, das russische Bündniß gegen den deutschen Kaiserstaat nothwendig zu haben glaubte und weil er durch Rußland seine Pläne auf Polen zu erreichen hoffte. Aber die verbündete Macht wollte ihm jetzt Gesetze vorschreiben, sie herrschte allein in Polen und verwarf seine Vorschläge zu einer Theilung desselben, sie gebot über die Donaufürstenthümer und war im Begriff die Türken aus Konstantinopel zu vertreiben.

So lagen die Dinge, als im Oktober 1770 Friedrich's Bruder Heinrich nach Petersburg kam. Der König dachte für den Augenblick nur an die Beendigung des Türkenkrieges und wagte nicht durch seinen Bruder neue Projekte einer Theilung Polens vorzuschlagen, weil er, wie er schreibt, nicht wußte, ob der Petersburger Hof in dieser Beziehung zu seinen Gunsten disponirt sei**). Die Briefe, welche Friedrich an Heinrich während dessen Aufenthaltes in Petersburg

*) Vergl. Friedrich's Briefe an seinen Bruder Heinrich vom 3. Aug. 1769 und 26. Oktober 1770 in Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 319, 330.

**) Friedrich an seinen Bruder Heinrich am 2. Oktober 1771: „Sans vous, je n'aurais pas cru pouvoir former de tels projets, ne sachant pas bien, avant votre voyage de Pétersbourg, dans quelles dispositions cette cour se trouvait en ma faveur." loc. cit. 355.

richtete, zeigen uns deutlich, eine wie geringe innere Anhänglichkeit der König an Rußland hatte. In den zum Vorzeigen bestimmten Schreiben verschwendet er freilich eine Fülle von ausgesuchten Schmeicheleien gegen die Czarin, die eines Friedrich ganz unwürdig waren, und gab dem Bruder die Weisung, sich ein „Magazin von Lobsprüchen" zu sammeln, deren er sich bei Gelegenheit bedienen könne. Aber in den vertraulichen Briefen bricht seine Abneigung gegen Rußland in den stärksten Ausdrücken hervor. Er rechnet Rußland gar nicht zu Europa, er nennt es Scythien und seine Bewohner Barbaren. „Alle Schätze der Welt", sagt er, „brächten mich nicht dahin. Auch die gezähmtesten Löwen geben oft Beweise, daß der Instinkt ihrer wilden Natur sich nicht zähmen läßt, und ich glaube, daß es mit den Russen ebenso der Fall ist" *).

Katharina empfing (am 12. Oktober 1770) den Prinzen Heinrich mit aller Höflichkeit und ließ ihm zu Ehren glänzende Feste und Schauspiele veranstalten, aber sie ging mit ihm in keine politischen Verhandlungen ein. Friedrich drängte. Die Geduld der Oesterreicher, schreibt er am 30. Oktober, gehe zu Ende; wenn die Czarin nicht seinen Rathschlägen folge, so werde ein Kriegsfeuer ausbrechen, welches ganz Europa in Brand zu stecken drohe **). Würde sich die Czarin, betonte im November der preußische Gesandte Solms in einer Note an Panin, bezüglich der Bedingungen des Friedens mit den Türken nicht bald gegen den Prinzen erklären, so stehe eine Erkaltung der freundlichen Beziehungen zwischen Rußland und Preußen bevor ***). Im December folgten nun die Erklärungen, aber die Czarin stellte wiederum solche Bedingungen, daß Friedrich sie in Wien und Konstantinopel nicht einmal mitzutheilen wagte. Der König betrachtete sie als einen

*) Vergl. Friedrich's Briefe loc. cit. 329—349.

**) loc. cit. 330

***) Bei Smitt II, 10—11.

Spott gegen Preußen, und zweifelte daran, daß Rußland überhaupt den Frieden wolle *).

Nun kam die Nachricht nach Petersburg, daß ſich die Oeſterreicher in den Beſitz der Zipſer Geſpannſchaft geſetzt hätten, und es erfolgte am 8. Januar 1771 die berühmte Unterredung zwiſchen Katharina und Heinrich, die den erſten Anſtoß zu der wirklichen Theilung Polens gab. „Ich war am Abend", berichtet Heinrich ſeinem Bruder am 8. Januar, „bei der Kaiſerin, die mir ſcherzend (en badinant) ſagte: die Oeſterreicher hätten ſich in Polen zweier Staroſteien bemächtigt und an deren Grenzen das kaiſerliche Wappen aufgepflanzt. Sie fügte hinzu: Aber warum ſoll nicht Jedermann auch davon nehmen? Ich erwiderte, daß Sie, theuerſter Bruder, in Polen wohl einen Cordon gezogen, aber doch keine Staroſteien beſetzt hätten. Aber, ſagte die Kaiſerin lachend, warum nicht beſetzen? Einen Augenblick ſpäter näherte ſich mir der Graf Czernichew, ſprach über denſelben Gegenſtand und fügte bei: Warum nicht das Bisthum Ermeland in Beſitz nehmen? Denn wie die Dinge liegen, muß doch Jeder Etwas haben." „Obwohl es nur Scherzreden waren", ſchreibt Heinrich weiter, „ſo iſt es doch ſicher, daß ſie nicht umſonſt geſprochen wurden, und ich zweifele nicht, daß es ſehr leicht möglich ſeyn wird, daß Sie von dieſer Gelegenheit Vortheil ziehen können. Morgen wird der Graf Panin zu mir kommen. Ich werde ihm ſagen, was Sie mir bezüglich der Oeſterreicher geſchrieben haben, und werde Ihnen mit der nächſten Poſt über unſere Unterhaltung Nachricht geben." Am 11. Januar meldet dann Heinrich, daß Panin mit Oeſterreich nur zu thun haben wolle durch preußiſche Vermittelung, denn der erſte Grundſatz am Hofe ſei, einig mit Preußen zu ſeyn. Panin ſei mit der Beſetzung der

*) Friedrich an Heinrich am 16. Dec. 1770 und 3. Jan. 1771 in Oeuvres 26, 334, 342.

polniſchen Staroſteien durch die Oeſterreicher nicht ſo zufrieden, und habe von dem Bisthum Ermeland nicht geſprochen. Es komme dies, ſagt der Prinz, von den verſchiedenen Parteien am Hofe, aber er glaube, der König werde Nichts auf's Spiel ſetzen, wenn er ſich unter irgend einem plauſiblen Vorwand Ermelands bemächtige. Friedrich antwortet am 24. Januar: er halte den Krieg zwiſchen Rußland und Oeſterreich für unvermeidlich, da letztere Macht niemals in eine Demüthigung der Pforte willigen würde; er ſelbſt werde dabei neutral bleiben, denn der Krieg ſei für ihn noch zu frühe. Das Bisthum Ermeland, welches man ihm in Ausſicht ſtelle, ſei nicht der Mühe werth; er werde die Ereigniſſe abwarten und zuſehen, ob er durch ſie neue Länder erwerben könne; durch Abwarten werde er ſtärker. Würden ſich Oeſterreich und Rußland im Kriege gegenſeitig erſchöpfen, ſo ſei für den Neutralen mehr zu gewinnen als für die kriegführenden Mächte. Mündlich werde er dem Bruder Näheres mittheilen; er glaube einen unverzeihlichen politiſchen Fehler zu begehen, wenn er für die Vergrößerung einer Macht arbeite, die ihm ein gefährlicher Nachbar und für ganz Europa furchtbar werden könnte. Am 31. Jan. ſchreibt er: „Der geheime Haß, den man in Oeſterreich gegen Rußland hegt, überſteigt alle Vorſtellung, und wenn ich es ſagen darf, ſo bin ich es allein, der ihn zu erſticken ſucht und ſeinen Ausbruch verhindert". Er werde das ihm zugedachte Ermeland nicht beſetzen, denn „dieſe Portion iſt zu gering, ſo daß ſie mich nicht für das Geſchrei entſchädigen wird, welches die Sache erregen muß. Aber Polniſch-Preußen würde der Mühe werth ſeyn, auch ſelbſt ohne Danzig, denn wir würden dann die Weichſel haben und freien Verkehr mit dem Königreich Polen, was ſehr wichtig wäre. Das würde der Mühe lohnen Geld herzugeben, ſelbſt reichlich. Aber wenn man Kleinigkeiten mit Haſt ergreift, ſo zeigt das den Charakter einer Gier und Unerſättlichkeit, und ich möchte nicht, daß man dieſen mir noch in einem höhern Grade beilege, als es ſchon

jetzt in Europa geſchieht“ *). Aeußerſt merkwürdige Briefe. Fragen des Rechts und der Nationalität kommen bezüglich Polens nie in Betracht. Nur an den Vortheil für den eigenen Staat wurde gedacht. Nur der Grundſatz des „eigenen Intereſſes“ war maßgebend, auch wenn dabei eine andere deutſche Macht ſich erſchöpfe.

Mit großer Ungeduld **) erwartete Friedrich die Rückkehr ſeines Bruders aus Petersburg. Er hatte ihm aufgetragen, ohne Verzug nach Potsdam zu kommen, und man ſprach in Berlin davon, es handele ſich um eine Theilung Polens, und der beſte Theil von Polniſch-Preußen würde dem Könige zufallen. Am 17. Februar 1771 kam Heinrich in Berlin an und begab ſich ſofort nach Potsdam, wo er ſechs Tage beim Könige blieb. Wie geringfügig auch Friedrich von Ermeland geſprochen, ſo erhielt doch ſchon am 19. Februar der Oberpräſident Domhardt, unter dem Gebote der äußerſten Verſchwiegenheit, den Befehl, ſich genau zu erkundigen, wie hoch ſich der Ertrag von Ermeland belaufe ***). Tags darauf ſchickte Friedrich dem Grafen Solms eine Depeſche nach Petersburg †). Er zählt ſeinem Geſandten die Städte und Dörfer auf, welche die Oeſterreicher in Beſitz genommen und auf die ſie alte Rechte geltend machen wollten. „Ich zweifele nicht“, ſagt er, „daß man von den meiſten dieſer Dinge in Petersburg unterrichtet iſt. Ich erinnere mich, daß die erſte Nachricht, welche man dort von der Beſitzergreifung erhielt, bei mehreren Perſonen des Hofes die Idee einer ähnlichen Vergrößerung für alle Nachbaren Polens entſtehen ließ, und obgleich ich aus einem Ihrer Briefe weiß, daß dieſe Idee nicht allgemein Boden gewonnen, und obgleich ich recht gut die Gründe

*) Oeuvres 26, 345—350.

**) Brief des holländiſchen Geſandten in Berlin vom 16. Febr. 1771 bei Hermann 5, 587.

***) Preuß, Urkundenbuch 5, 183.

†) Friedrich's Depeſche an Solms vom 20. Febr. 1771 bei Schlözer 257. Smitt III, 46.

kenne, die man anführen kann, um ſie zu bekämpfen, ſo ha
ich doch geglaubt, Ihnen darüber ſchreiben zu müſſen, w
dieſe Gründe immer vorausſetzen, daß der Wiener Hof v
ſeinem Unternehmen abſtehen müſſe, während er offenbar d
feſten Entſchluß gefaßt hat, dabei zu beharren". Nun fol
eine äußerſt geſchickte Wendung. „Es handelt ſich alſo n
dem wahren Stand der Frage nicht mehr darum, Pol
unverſehrt zu erhalten, weil die Oeſterreicher einen Th
davon ſich aneignen wollen, ſondern es handelt ſich dar
zu verhindern, daß die Theilung nicht das Gleichgewicht
zwiſchen mir und dem Hauſe Oeſterreich verletze, welches f
mich ſo gewichtig iſt, und auch die Intereſſen Rußlands
rührt". Um dieſes „Gleichgewicht" zu erhalten, ſchlie
Friedrich, gebe es kein anderes Mittel als nach dem Beiſpi
Oeſterreichs vorzugehen, auf einige Theile Polens „a
Rechte" (wie der König ſelbſt über dieſe „Rechte" dach
werden wir ſpäter hören) geltend zu machen und ſich in d
Beſitz irgend einer polniſchen Provinz zu ſetzen.

Noch bevor der König Antwort erhalten konnte, gi
ſchon am 2. März eine neue Depeſche nach Petersburg
Solms ab. Für Rußland und Preußen, entwickelt Friedrich v
Neuem, würde es am beſten ſeyn, dem Beiſpiele Oeſterreichs
folgen, dadurch für die eigenen Intereſſen zu ſorgen und ſi
reeller Vortheile zu verſichern. Es könne Rußland ja gleic
gültig ſeyn, von welcher Seite ihm eine Entſchädigung f
die Kriegskoſten, auf die es mit Recht Anſpruch mach
könne, zu Theile werde; es ſolle ſich dieſe Entſchädigu

*) C'est la phrase banale, ſagt Smitt III, 48 mit Recht, que to
ceux qui se mêlaient de politique, avaient alors dans
bouche, à peu près comme de nos jours ils ont les mots
Nationalité ou de Légitimité. Sous ce point de vue, pris da
un sens tout matériel, que les plus rusés, qui en riaient so
cape, mettaient toujours en avant, il suffissait de quelqu
villages en plus d'un côté pour renverser tout l'équilibre p
litique!

durch polnische Grenzprovinzen verschaffen, da Polen die eigentliche Veranlassung des Krieges gewesen. Auch er müsse dann behufs Aufrechthaltung des Gleichgewichtes gegen Oesterreich sich einiger polnischer Gebiete bemächtigen, die ihm ebenfalls zur Entschädigung für die Subsidien und für die Verluste, die er im russisch-türkischen Krieg erlitten, dienen würden. Er würde sich freuen sagen zu können, daß es Rußland sei, dem er vorzugsweise diese neuen Besitzungen verdanke, durch die zugleich seine Verbindung mit Rußland sich noch enger knüpfe und durch die er bei anderer Gelegenheit sich dem Petersburger Hof noch nützlicher erweisen könne. Bezüglich der Verhandlungen mit den Türken werde er Alles aufbieten, damit der Friedensschluß für Rußland glorreich würde *).

Auf Antwort wartend ertheilte Friedrich am 6. März dem Oberpräsidenten Domhardt den Befehl, Erkundigungen einzuziehen über den Ertrag der Gebiete von Culm und Marienburg, und am 10. März Erkundigungen über den Ertrag von Pomerellen außer Danzig **). „Bis jetzt habe ich", schreibt er seinem Bruder Heinrich am 17. März, „noch keine Antwort auf die große Depesche erhalten, die ich, nachdem Sie, theurer Bruder, dieselbe gebilligt, nach Petersburg schickte. Gemäß dieser Antwort werden wir unsere kleinen Projekte von Gebietserwerb regeln, die ich, wenn sie glücklichen Erfolg haben, Ihnen ganz allein verdanke" ***). Aber die Antwort Rußlands blieb lange aus, und so erhielt Graf Solms im Monat März noch eine dritte Depesche, worin Friedrich ihm die für Preußens „Arrondirung" besonders geeigneten Provinzen Polens, welche er am liebsten annexiren wolle, des Näheren bezeichnet, aber seine Bereitwilligkeit ausspricht, falls Rußland Schwie-

*) Bei Smitt II, 12—14. D'Angeberg 85—76.

**) Preuß, Urkundenbuch 5, 184.

***) Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 350.

rigkeiten mache, sich mit dem Palatinate von Culm oder d
Gebiete von Marienburg und dem Bisthum Ermeland
begnügen*).

Im Monat April benachrichtigte Solms den Köni
daß Panin sich dahin ausgesprochen habe: „man könne üb
das von Friedrich vorgelegte Theilungsprojekt keine Entsch
dung treffen, bevor man nicht bestimmt wisse, wie sich d
Wiener Hof zu demselben stellen würde." Nun eröffne
Friedrich dem österreichischen Gesandten van Swieten
Berlin: Rußland und Preußen seien weit entfernt sich de
Vorgehen Oesterreichs in Polen zu widersetzen, sie würd
sich vielmehr das Beispiel des Wiener Hofes zum Mus
nehmen und ebenfalls einige polnische Landschaften sich a
eignen. Van Swieten berichtete darüber nach Wien, m
erhielt von Kaunitz die Antwort: daß eine Theilung Pole
zu große Schwierigkeiten und Gefahren hätte und unberech
bare Verwicklungen mit den übrigen europäischen Mächt
hervorrufen würde; er rathe davon ab, und versprech
Oesterreich werde, obgleich es nur ein ihm zugehöriges
Territorium besetzt habe, seine Truppen aus Polen zurü
ziehen, sobald Rußland und Preußen die ihrigen zurü
zögen**). Friedrich hütete sich, diese Antwort des Wien
Cabinets in Petersburg mitzutheilen. Oesterreich erklä
schreibt er am 28. April an Solms, daß es in Polen n
ein altes Eigenthum wieder in Besitz genommen habe u
seine Ansprüche und Rechte darauf nachweisen werde. Ma
solle diesem Beispiele folgen; Rußland solle mit Oesterrei
bezüglich des Friedens mit den Türken in Unterhan
lungen treten und sich mit Preußen über die Erwerbunge
die man preußischer- und russischerseits in Polen mach
wolle, verständigen. Wenn Rußland auf die Moldau u
Wallachei verzichte, so werde Alles ohne Blutvergieße

*) Schlözer loc. cit. Vergl. Smitt III, 49—50.
**) Bei Smitt III, 50—53.

glücklich zu Ende geführt werden; er vertraue, daß Oeſterreich ſich den ruſſiſch-preußiſchen Annexionen in Polen nicht mit den Waffen widerſetzen werde*).

Von nun an werden alle Verhandlungen bis zum Abſchluß des Theilungsvertrags zwiſchen Rußland und Preußen ohne alle Betheiligung des Wiener Hofes gepflogen, und die oft ausgeſprochene Behauptung, die Theilung Polens ſei nur unternommen worden, um Oeſterreich zu beſchwichtigen und zu gewinnen, iſt ſo wenig richtig, daß in dem Notenwechſel zwiſchen Berlin und Petersburg auf Oeſterreich nicht nur keine Rückſicht mehr genommen, ſondern ernſtlich darüber verhandelt wird, die Theilung ſelbſt mit Waffengewalt gegen den Kaiſerſtaat durchzuführen**).

Als Panin immer noch mit einer Antwort auf die preußiſchen Vorſchläge zögerte, wurde Solms vom König zu der faſt drohenden Erklärung ermächtigt (am 16. Mai): Friedrich laſſe von ſeinem bezüglich Polens gefaßten Plane nicht mehr ab. Würde Rußland keine beſtimmten Zuſicherungen machen, ſo könne er nicht dafür ſtehen, welche Partei der König auf eigene Fauſt ergreifen werde; man ſolle deſſen Gefälligkeit nicht allzuſehr auf die Probe ſtellen***).

So gab denn Rußland endlich nach.

Im Türkenkrieg hatten die Ruſſen glänzende Triumphe gefeiert, aber die Staatsfinanzen waren erſchöpft, der Credit war ruinirt und die ungeheueren Verluſte an waffenfähiger Mannſchaft ließen ſich aus der dünngeſäeten Bevölkerung Rußlands nur ſchwer erſetzen. Dazu kam die Auswanderung von 320,000 Kalmücken, die ſich der tyranniſchen Regierung Katharina's nicht mehr fügen wollten und ſich unter den Schutz des Kaiſers von China ſtellten; dann folgte eine große Peſt, die ſich im J. 1771 von der Moldau und der polniſchen Ukraine

*) Bei Smitt III, 15—18 und für das Datum III, 54.

**) Vergl. Waitz in Sybel's Hiſtor. Zeitſchrift 6, 6—7.

***) Bei Smitt II, 19.

aus im ſüdlichen Rußland und von da bis über Mosk
hinaus verbreitete und ſchreckliche Verheerungen anrichte
darauf brach ein Aufruhr in Moskau aus, und ein noch g
fährlicherer Aufſtand der Koſaken, welche die der Regieru
durch den Aufbruch der Kalmücken erwachſenen Verlegenheit
benutzen wollten*). Alle dieſe Unglücksfälle, die faſt gleic
zeitig über das Reich hereinbrachen, und die Nachrichten üb
die Kriegsrüſtungen Oeſterreichs bewirkten die Nachgiebigk
der Czarin gegen den König von Preußen, deſſen tre
Bundesgenoſſenſchaft ſie nicht aufs Spiel ſetzen konnte.

Am 1. Juni 1771 meldete Solms nach Berlin: d
Kaiſerin von Rußland gebe zu der Theilung Polens ih
Zuſtimmung und erwarte die deßfallſigen näheren Vorſchlä
des Königs**). Friedrich, ſeinen wärmſten Dank gegen Ru
land äußernd, beantragte nun am 14. Juni für ſich d
Beſitz von Pomerellen außer Danzig und als Erſatz fi
dieſe Stadt Culm und Marienburg, und überließ es de
Eifer und der Geſchicklichkeit des Geſandten, dieſen Plan
Petersburg annehmbar zu machen. Würde aber der Vo
ſchlag dort auf Schwierigkeiten ſtoßen, ſo wünſche er Erm
land, Elbing, Marienburg und Culm. Vor allem ſei -
hebt der König hervor — für die gegenſeitigen Erwerbung
der Abſchluß einer Convention zwiſchen Rußland und Preuß
nothwendig, und er füge die Vorlage einer ſolchen bei. De
Petersburger Hof läßt er in ſeinen Anſprüchen völlig fre
Hand. „Ich ſpreche nicht", ſagt der König, „von dem A
theil, den Rußland für ſich beſtimmt; ich habe dafür a
ſichtlich tabula rasa gelaſſen, damit es denſelben rege
nach ſeinem Intereſſe und freiem Belieben". Das „Gleic
gewicht" gegen Rußland kam alſo bei Friedrich nicht in B
tracht. Was Oeſterreich angehe, heißt es in ſeiner Depeſc

*) Vergl. Hermann 5, 629, 666—670, 681.
**) Bei Smitt III, 54.

weiter, ſo freue er ſich, daß Panin gegen den Wiener Hof, als er ihm die Bedingungen eines Friedens mit den Türken mitgetheilt habe, Polens und einer Theilung desſelben gar keine Erwähnung gethan, denn es ſei klug, zuerſt die Anſichten Oeſterreichs über den Frieden zu hören, bevor man ihm neue Propoſitionen mache. Man müſſe mit den Anſprüchen auf Polen erſt dann hervortreten, wenn die Friedensverhandlungen mit den Türken bis zu dem Punkt gediehen ſeien, daß es nicht mehr von Oeſterreich abhänge, ſie abzubrechen. Oeſterreich könne, nach den Erkundigungen, die er eingezogen, auf die Unterſtützung des gänzlich erſchöpften Frankreichs nicht rechnen, und würde, weil ohne Hoffnung auf irgend einen Bundesgenoſſen, ſich hüten, gegen Rußland und Preußen zugleich den Krieg zu erklären. Es komme bei der ganzen Sache nur auf ein inniges Verſtändniß zwiſchen Rußland und Preußen an, und auf Feſtigkeit. Er habe keine Furcht vor einem Krieg und übernehme deßhalb von vornherein die Garantie für Alles, was Rußland in Polen annexiren wolle! Friedrich ſpricht in der Depeſche auch von einem Landſtrich in Italien, den man Oeſterreich, um es zu beruhigen, anbieten könne *). Zwei Tage ſpäter, am 16. Juni, ſchreibt er ſeinem Bruder Heinrich, daß er Polens wegen auf den Abſchluß einer Convention mit Rußland hoffe, und dann, ſagt er, „mache ich mich luſtig über die Oeſterreicher, die, da ſie von ihren Verbündeten keine Hülfe erwarten können, gezwungen ſeyn werden, zu thun, was wir wollen“ **). Da die Moldau und Wallachei, die Oeſterreich unter keiner Bedingung unter ruſſiſcher Oberhoheit belaſſen wollte, bei den Friedensverhandlungen zwiſchen Rußland und den Türken den eigentlichen Stein des Anſtoßes bildeten, ſo ſchlug Friedrich in Petersburg vor, dieſe Fürſtenthümer an Polen zu geben, zur Entſchädigung

*) Bei Smitt II, 23—27. D'Angeberg 89—92.

**) Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 351.

für die Länder, welche man der Republik zu nehmen gedenk
Das würde, meint er, „alle Welt befriedigen“ (auch d
Türken!) und bei Oesterreich schwerlich Widerstand finden“
Aber bei Rußland fand die Sache Widerstand, und d
preußischen Anforderungen bezüglich Polens erschienen d
Russen zu hoch. Nochmals drängte Solms. Da der Wien
Hof, heißt es in seiner Note an Panin vom 11. Juli, unt
dem Vorwand einer völligen Uneigennützigkeit sich weige
mit Rußland und Preußen über den Ländererwerb in Pol
zu unterhandeln, so sei eine baldige Verständigung zwisch
den beiden letzteren Mächten nothwendig, denn damit sei d
Wesentliche der Sache abgemacht und es handele sich dan
nur noch um Formalitäten**). Bald darauf erfolgte ein
zusagende Antwort Panin's. Am 21. Juli meldet Friedri
seinem Bruder Heinrich: „Nach den Nachrichten, die ich hen
über die Convention mit Rußland aus Petersburg erhalt
würde, so weit ich sehe, mein Antheil bestehen in Pom
rellen bis zur Netze, Culm, Marienburg und Elbing. D
ist höchst rechtschaffen und vergilt die Subsidien, die i
bezahlt habe, und andere unvermeidliche Ausgaben, die d
Türkenkrieg mir verursacht hat. Man schreibt aus Wien, d
Fürst Kaunitz sei fortwährend übler Laune. Da ich nic
glaube, daß er auf die Franzosen rechnen kann, so kann di
wohl dazu beitragen. Ich erwarte jetzt Nachrichten, wie ma
in Rußland die Antwort des Wiener Hofes aufgenomm
hat. Allem Anschein nach wird sie die beiden Höfe mel
als jemals gegen einander verfeinden“***). An demselb
Tage schrieb der König an Solms, er wolle, um Rußlan
keine Schwierigkeiten zu bereiten, auf Thorn verzichten, vo
ausgesetzt daß er Elbing erhalte; es sei das nur ein

*) Bei Smitt II, 31—33.

**) Bei Smitt II, 34.

***) Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 352.

Bagatelle, die dem Petersburger Hof nur einen Federſtrich koſte*).

Hatte auch Rußland eine Theilung Polens im Allgemeinen zugeſtanden und dem König von Preußen beſtimmte polniſche Gebiete in Ausſicht geſtellt, ſo verſchob es doch immer noch den Abſchluß der gewünſchten geheimen Convention und ſetzte dadurch den König in die äußerſte Verlegenheit. Während Friedrich früher in Petersburg ſeine Zwecke zu erreichen hoffte durch die Verſicherung, Oeſterreich werde es nicht zum Kriege kommen laſſen, ſo ſchlug er jetzt im Auguſt und September 1771 das entgegengeſetzte Verfahren ein. Er ſtellte dieſen Krieg in nahe Ausſicht und wies auf die Gefahren hin, die er für Rußland und Preußen haben würde. Wenn Oeſterreich ſich für den Krieg erkläre, ſo würde es gemeinſam mit den Türken in der Moldau und Wallachei auftreten, und Rußland habe ſo mit zwei Feinden zu thun. Zudem werde ſich dann unzweifelhaft in Polen eine allgemeine Conföderation gegen Rußland bilden, die einen neuen König wählen und vielleicht gar einen Einfall in ruſſiſches Gebiet machen würde, und dadurch würde Rußland genöthigt durch beſondere Truppencorps ſeine eigenen Grenzen zu decken. Trete dann Preußen activ auf, ſo habe es mit der ganzen Macht Oeſterreichs zu kämpfen, ferner mit den franzöſiſchen Hülfstruppen und den Truppen, die Oeſterreich von den kleinen deutſchen Reichsfürſten erhalte, im Ganzen mit einem Heer von wenigſtens 200,000 Mann, während er im Augenblick in Folge einer zweijährigen Hungersnoth nicht im Stande ſei, eine Armee von 10,000 Mann in Bewegung zu ſetzen**). So Friedrich am 10. September. Damals

*) Bei Smitt II, 35.

**) Friedrich's Depeſche an Solms vom 10. Sept. 1771 bei Smitt II, 42 — 46. Vergl. ſeine Depeſchen vom 10. und 29. Auguſt und 8. Sept. loc. cit. 35—41.

wußte er noch nichts*) von dem geheimen Subsidienvertrag, den Oesterreich mit der Pforte am 6. Juli 1771 abgeschlossen hatte und den wir später kennen lernen werden. Nach dem 10. September erhielt Preußen durch den britischen Botschafter in Konstantinopel Kunde von diesem Vertrag, und Friedrich benutzte ihn in seinen Depeschen nach Petersburg als Schreckschuß gegen Rußland. Am 25. September proponirte er den Russen bereits einen Operationsplan gegen Oesterreich. Die Russen sollten Ungarn angreifen und er wolle in Mähren einrücken, aber Rußland müsse ihn dafür in Polen durch Danzig entschädigen; in jedem Falle müsse die Czarin ein Heer von 50,000 Mann in Polen einrücken lassen, weil dadurch der Friede um so schneller zu Stande komme; dem Wiener Hofe habe er bedeutet, daß er, obgleich er den Russen die Moldau und Wallachei nicht garantirt habe, dennoch nicht unthätig bleiben könne, falls Rußland angegriffen würde**). Am 6. Oktober berechnete Friedrich die Kosten eines Krieges gegen Oesterreich für die preußischen Truppen und für den Ankauf hessischer und braunschweigischer Hülfstruppen auf jährlich 13,700,000 Thaler. Deßhalb müsse er darauf bestehen, in Polen auch noch Danzig zu erhalten***).

Aber glaubte der König wirklich an einen Krieg mit Oesterreich? Am 27. September schreibt er an seinen Bruder Heinrich, daß seit seinem letzten Brief die Dinge für Preußen sich unendlich viel günstiger gestellt hätten. „Die Russen sind erzürnt über die trockene und herrische Antwort Oesterreichs und haben sich entschlossen im nächsten Januar eine Armee von 50,000 Mann in Polen einrücken zu lassen. Ihre ganze Animosität hat sich gegen Oesterreich gekehrt; sie wollen der Türkei die Moldau und Wallachei zurückgeben und diese

*) Vergl. Smitt II, 44.

**) Bei Smitt II, 47—51.

***) Bei Smitt II, 52—55.

Macht ſogar dazu ermuntern ſich gegen Oeſterreich zu erklären. Das iſt der rechte Zeitpunkt, unſere Convention mit Rußland zu unterzeichnen. Dadurch werden ſich die von mir gewünſchten Bedingungen günſtiger ſtellen und andererſeits wird die neue Armee in Polen die Oeſterreicher verhindern handelnd aufzutreten, und wir können Erwerbungen machen ohne den Degen zu ziehen." Er beſpricht aber dann doch die Möglichkeit eines Krieges. Sachſen würde für Oeſterreich keine mächtige Hülfe ſeyn, und was auch der gute Kurfürſt thun möge, wenn das Kriegsfeuer entbrenne, werde ſein Land den kriegführenden Parteien zum Tummelplatze dienen. Am 2. Oktober berichtet er dem Bruder, er ſtelle in Petersburg Verſuche an, ob es ihm nicht gelinge auch noch Danzig zu erhalten; man fürchte dort die öſterreichiſchen Kriegsrüſtungen und darum ſei jetzt, wiederholt er, der rechte Moment zum Abſchluß der Convention mit Rußland. Sollte der Krieg mit Oeſterreich wirklich ausbrechen, ſo würde wohl Czernichew nach Berlin kommen, um mit ihm gemeinſam den Feldzugsplan zu berathen, aber er glaube nicht, daß Oeſterreich mit Rußland brechen und ſich den ſo großen Gefahren eines Krieges ausſetzen werde, ſobald nur einmal die 50,000 Ruſſen in Polen eingerückt ſeien. Er fügt hinzu: „Die Ehre der Ereigniſſe, die wir vorausſehen, wird Ihnen, theuerer Bruder, gleichmäßig gebühren, denn Sie ſind der erſte, der den Eckſtein des Gebäudes geſetzt hat; ohne Sie würde ich niemals geglaubt haben ſolche Projekte machen zu können, weil ich vor Ihrer Reiſe nach Petersburg nicht wußte, in welcher Dispoſition ſich dieſer Hof zu meinen Gunſten befand. Kurz, bis jetzt haben uns die Verhältniſſe begünſtigt und wenn das ſo fortgeht bis zum Friedensſchluß, ſo werden alle unſere Wünſche in Erfüllung gehen" *). Ueberhaupt ſtrömt Friedrich in ſeinen Briefen von Erkenntlichkeit gegen ſeinen Bruder über, dem er allein, ſagt er mehrmals, Polniſch-Preußen verdanke.

*) Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 353, 354

Und Heinrich nahm seinerseits die Ehre für sich in Anspru die Theilung Polens „aufs Tapet gebracht" und die Ve handlungen für die russisch-preußische Convention zuerst ve anlaßt zu haben; er habe darüber, sagt er, das Geständn des Königs in mehr als zwanzig eigenhändigen Briefe desselben, beanspruche aber keine andere Belohnung als d Ruhm und schätze sich glücklich, daß er diesen durch d russische Czarin besitze*).

Inzwischen hatte Oesterreich von den geheimen preußisc russischen Verhandlungen eine gewisse Kunde erhalten un Kaunitz eröffnete im Oktober 1771 dem russischen Botschafte Golizyn in Wien, daß er für den Frieden zwischen Rußlan und der Türkei nur wirken könne, wenn man in Petersbu jeglichen Gedanken an eine Theilung Polens, sei es z eigenem oder fremdem Nutzen, aufgebe, worauf ihm der Bo schafter versicherte, weder die Czarin, noch ihr Minist habe jemals an eine solche Theilung gedacht**. Nun begann ein Notenwechsel zwischen Wien und Petersbur der uns zur Beantwortung der Frage führt, wie sich Oeste reich zu den polnischen Angelegenheiten stellte und in welch Zeit es sich bei den Anschlägen auf Polen zu betheiligen began

---

Wir haben früher angegeben, daß Maria Theresia au Furcht vor einem neuen Kriege nur eine passive Rolle bezügli Polens gespielt habe, daß sie dann, als die innern Verwi lungen in der Republik einen immer ernstern Charakter a nahmen, sich eifrigst bemühte, sowohl den König von Pol aus seiner Abhängigkeit von Rußland zu befreien, als d Bündniß Preußens mit Rußland zu lockern. Aber alle die

*) Prinz Heinrich an Solms im April 1772 bei Smitt II, 114.

**) Golizyn an Panin am 25. Oktober 1771 bei Chodzko 174. Ver Friedrich's Depesche vom November 1771, die uns ebenfalls deutli zeigt, daß Oesterreich allen Verhandlungen über die Theilu Polens damals noch fern stand. Bei Smitt II, 66—71.

Mühen waren vergeblich. Beim Ausbruch des Krieges zwiſchen Rußland und der Pforte erbot ſich der Wiener Hof von Anfang an zur Vermittelung und ſuchte, weil auf England gar nicht zu rechnen war, wenigſtens das mit ihm verbündete Frankreich zu einer gemeinſamen Politik zu bewegen. Auch dieſe Mühen waren vergeblich. Weil es nun als eine eigentliche Lebensfrage des Kaiſerſtaates galt die Donaufürſtenthümer nicht an Rußland kommen zu laſſen, und Rußland auf dieſelben nicht Verzicht leiſten wollte, beſonders auch weil der Kaiſerin in innerſter Seele eine Theilung Polens zuwider war, ſo ſchloß Oeſterreich am 6. Juli 1771 im tiefſten Geheimniß mit der Pforte einen Subſidienvertrag zur bewaffneten Friedensvermittelung ab. Die Pforte verſprach eine Summe von 11,250,000 Gulden als Ausrüſtungskoſten an Oeſterreich zu zahlen, ſicherte dem öſterreichiſchen Handel alle möglichen Vortheile zu und trat zugleich, um „ihren vollen Dank“ zu bekunden, einen Theil der Wallachei an Oeſterreich ab. Oeſterreich verpflichtete ſich dagegen der Pforte alle ſeit dem Beginn des Krieges von Rußland gemachten Eroberungen wieder zu verſchaffen und ihr überhaupt zur Erlangung eines vortheilhaften Friedens behülflich zu ſeyn. Gegenſeitig ſicherten ſich die Vertragsmächte zu, daß die Unabhängigkeit und Freiheit Polens, welches den Krieg veranlaßt habe, nicht die geringſte Einbuße erleiden ſolle *).

Nun wurden die öſterreichiſchen Kriegsrüſtungen mit allem Ernſt betrieben und die Bemühungen, um den Verſailler Hof zu energiſchen Maßregeln zu bringen, verdoppelt. Aber Frankreich verſagte dem mit ihm verbundenen Oeſterreich jegliche Unterſtützung. Im November 1771 erhielt Ludwig von Rohan, außerordentlicher franzöſiſcher Bevollmächtigter in Wien, die Inſtruktion „den kaiſerlichen Hof mit dem Beſchluſſe des Königs von Frankreich bekannt zu machen, daß er ſich weder unmittelbar noch mittelbar in

*) Bei Hammer 8, 567—570. D'Angeberg 92—94.

die polnischen Unruhen oder in den Krieg zwischen Russ
und Türken einmischen wolle, selbst nicht für den Fall, d
sich Rußland und Preußen zur Beendigung der polnisch
Unruhen einigen sollten"*). Dem König von Preußen g
der Versailler Hof die bestimmte Zusicherung: „so lange S
Maj. sich auf Polen beschränke, möge er daselbst thun, w
er wolle, Frankreich werde sich nicht einmischen"**).

Unter solchen Verhältnissen mußten freilich Maria Theresia
Versuche zu einer Pacifikation Polens erfolglos bleibe
Im November 1771 hatte die Kaiserin einen Pacifikationspl
entworfen, nach welchem der König von Polen im ruhigen Be
seines Thrones verbleiben und die Integrität der Republ
gesichert werden sollte; kein Theil derselben sollte unter irge
einem Vorwand von irgend einem Nachbarn abgerissen we
den; die im J. 1766 erzwungene russische Garantie der Ve
fassung sollte widerrufen oder in irgend einer Weise abgescha
werden; die Dissidenten sollten eine volle und umfassen
Duldung genießen, aber weder Sitz und Stimme auf d
Reichstagen, noch Antheil an der Gesetzgebung haben. D
Conföderirten sollten amnestirt werden. Bei jeder Thronvaka
solle eine freie Königswahl stattfinden und keine frem
Macht dürfe Truppen in Polen einrücken lassen oder Einflu
auf die Wahl ausüben***). Auf diesen Grundlagen woll
die Kaiserin mit Rußland und Preußen zur Beruhigu

*) Bericht des englischen Gesandten aus Wien vom 20. Nov. 17
bei Raumer 2, 451.

**) Vergl. die Berichte des französischen Gesandten Durand aus Wi
vom 7. Aug. und 20. Nov. 1771 und die Antworten des fra
zösischen Ministers Aiguillon vom 24. Aug. und 6. Dec. 1771 b
Raumer 2, 532—535; ferner den Bericht des englischen Gesandt
aus Wien vom 26. Nov. 1772 bei Raumer 2, 524.

***) Bericht des englischen Gesandten aus Wien vom 23. Nov. 17
bei Raumer 2, 448 flg. Vergl. die Berichte des französischen G
sandten Durand aus Wien vom 14. Juli 1770 und August 17
in der Hist. des trois démembrements de la Pologne 1, 311, 31

Polens verhandeln, und ihre Truppen aus dem Zipserland abberufen, sobald die beiden andern Mächte die ihrigen zurückzögen. „Kein Theilungsplan, sagte sie dem englischen Gesandten, wie vortheilhaft er auch seyn möge, wird mich auch nur einen Augenblick lang in Versuchung führen, vielmehr werde ich alle Plane solcher Art mit Verachtung verwerfen"; und ein anderesmal äußerte sie gegen denselben: „Sie kennen meinen Widerwillen gegen einen Krieg, aber eine Theilung Polens und solch eine Machtvergrößerung meines Nebenbuhlers (Friedrich II.) kann nicht geduldet werden" *). Auch der Minister Kaunitz hätte in seinem entschiedenen Gegensatz gegen Rußlands Plane auf die Donaufürstenthümer und gegen eine Theilung Polens zwischen Rußland und Preußen am liebsten den Statusquo aufrechterhalten, aber sein Widerstand war nicht principiell. Sein Grundsatz war, wenn Andere Gewinn davontragen, darf Oesterreich nicht leer ausgehen.

Als Friedrich II. im April 1771 dem österreichischen Gesandten im Allgemeinen die Mittheilung gemacht, man habe gegen die Besitzergreifung des Zipserlandes Nichts einzuwenden und wolle gleichfalls einige Theile von Polen in Besitz nehmen, hatte Kaunitz, wie wir hörten, in Berlin von einer Theilung Polens abgerathen mit dem Bemerken, Oesterreich habe nicht die Absicht die Zips zu behalten. Im September sprach sich Friedrich bestimmter in Wien dahin aus, „daß er einige Theile von Polen und namentlich Pomerellen im Auge habe und dem österreichischen Hof zu gleichem Antheil behülflich seyn wolle" **), und „zugleich wurde unter der Hand an Oesterreich ein Anwurf zur Theilung des türkischen Reiches gemacht, wodurch die Moldau und Wallachei für Rußland in Anspruch genommen, Bosnien und Dalmatien dem kaiserlichen Hofe nicht mißgönnt werden sollte" ***). Darauf erfolgte im

*) Bei Raumer 2, 389. 449.

**) Kaunitz an Thugut am 4. Oktober 1771 bei Hammer 8, 378.

***) Thugut's Bericht bei Hammer 8, 379.

Officier die Unterredung zwischen Kaunitz und dem russischen Botschafter Golitzin, die denn auch sogleich einen Brief vom 21. Oktober veranlaßte. Kaunitz erklärte, daß Oesterreich bereit sei, seine Friedensvermittlung mit den Türken an Rußland keine weiteren Zugeständnisse machen könne, als den Besitz der Stadt und des Gebietes von Kilia und von der Kabarda, Handel und freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meere und eine angemessene Entschädigung für die Kriegskosten; in jedem Fall aber müsse jeder Gedanke an eine Theilung Polens aufgegeben werden. Aber Fragen des Rechts kamen auch bei Kaunitz nicht in Betracht. Er betonte nur die Gefahren, die mit einer Theilung Polens, weil sie zwischen den Theilungsmächten selbst zu Streitigkeiten führen würde, verbunden sein könnten, und meinte, Oesterreich habe ein volles Recht die streitigen Städte der Zipser Gespannschaft zu behalten, wenn es die Pfandsumme, für die sie an Polen gekommen, wieder auszahle*).

Der russische Botschafter gab Kaunitz zur Antwort, Rußland habe niemals an eine Theilung Polens gedacht, und berichtete nach Petersburg über die von Oesterreich für eine Vermittelung des Friedens mit den Türken gestellten Bedingungen. Panin theilte dieselbe in Berlin mit, wo sie, wie wir aus einer Depesche Friedrich's II. vom 8. Dec. an Solms ersehen, große Besorgnisse hervorriefen. Kaunitz wolle sich, sagt Friedrich in dieser Depesche, die Solms dem Minister Panin vorzulesen beauftragt wurde, nur zum Herrn der Situation machen, Rußland mit leeren Hoffnungen hinhalten, nach dem Vortheile des Wiener Hofes den Frieden mit den Türken diktiren, polnisches Gebiet an sich reißen, aber nicht gestatten, daß Rußland und Preußen ein Gleiches thäte. Es zieme einer Macht wie Rußland nicht, „vor dem feindlichen Tribunal des Wiener Hofes" die Rechte auf Polen

*) Chodzko 174. Vergl. Hermann 5, 630.

zu vertheidigen; Polen gehöre nicht dem Wiener Hof und dieſer beabſichtige nur ſich in deſſen Angelegenheiten einzumiſchen, um dort ſpäter zu jeder Zeit interveniren zu können. Man müſſe erſt nach geſchehener Beſitzergreifung der polniſchen Gebiete in Wien einfach erklären, man habe das aus dieſen oder jenen Gründen gethan; in einem ſolchen Verfahren liege mehr Würde, und der feſte Ton werde dem Wiener Hof imponiren *).

Nachdem der König inzwiſchen von ſeinem Geſandten in Wien vernommen, Maria Thereſia und Kaiſer Joſeph hätten in allgemeinen Ausdrücken davon geſprochen: „man wolle auch ſeinen Theil haben, falls es ſich um eine Zerſtückelung Polens handle; man müſſe ſich darüber verſtändigen“ **), ſchickte er am Weihnachtstage 1771 eine Depeſche nach Petersburg, worin er jede vorherige Verſtändigung mit Oeſterreich über die Erwerbungen in Polen entſchieden zurückwies. Er wolle ſich nicht, ſagt er, den Phantaſien des Fürſten Kaunitz fügen und in Rußland werde ſchwerlich Jemand der Kaiſerin rathen, ſo etwas zu thun; man bedürfe für die Annexionen in Polen weder der Inveſtitur noch der Beiſtimmung Oeſterreichs, welches auch mehrere Staroſteien in Beſitz genommen habe, ohne ſich darüber mit Jemanden zu verſtändigen. Es ſei beſſer ſich noch vor dem Abſchluß des Friedens mit den Türken der polniſchen Gebiete zu bemächtigen, denn nach geſchloſſenem Frieden könnte eine ſolche Beſitzergreifung als eine Verletzung deſſelben ausſehen, und der Wiener Hof würde dann das Feuer ſchüren. „Es iſt deßhalb einfacher, fährt der König fort, ſich in den Beſitz deſſen zu ſetzen, worüber man übereingekommen, ſobald die ruſſiſchen Truppen an der Weichſel ſtehen; erſtens: wir folgen nur dem Beiſpiele Oeſterreichs; zweitens: die Armee an der

*) Bei Smitt II, 85—88.

**) Bericht des preußiſchen Geſandten Rhods aus Wien vom 4. Dec. 1771 bei Smitt II, 84.

Zweifel wird auf die Oeſterreicher einen ſtarken Eindru
machen und ſie in Zaum halten: drittens: wenn dann unſe
Geſandten in Wien die Gründe erklären, weßhalb wir d
Theilung unternommen, ſo wird der Wiener Hof zur Beiſtimmu
geſtimmt ſein, und wenn er mit ſeinem Antheil nicht z
frieden iſt, ſo möge er ſich ſelbſt nach Belieben entſchädige
ſei es durch Belgrad oder durch einige polniſche Staroſtei
viertens: bezüglich der Türken iſt es vortheilhafter, daß die
Theilungserklärung vor dem Beginn der Friedensverhandlunge
geſchehe, weil ſie die Pille leichter verſchlucken werden, wen
man ihnen bedeutet, es ſei ein Aequivalent, für welches m
ihnen die Moldau und Wallachei zurückgegeben, und wen
man ihnen zeigt, daß die Oeſterreicher das Beiſpiel gegeb
und Gleiches gethan haben. Was aber die Polen betrif
ſo muß man ſich darauf gefaßt machen, daß ſie doch au
ſchreien werden, denn dieſe eitle und intrigante N
tion ſchreit über Alles, aber die Armee an der Weichſ
wird die Schreier bald zum Schweigen bringen und nach de
Friedensſchluß mit den Türken Polen beruhigen*)! S
Friedrich II. Er nannte das ein „folgerichtiges und an
nehmliches Raiſonnement.“ Schon im November vorher hat
der König in Petersburg ſeine Bereitwilligkeit ausgeſprochen
mit ſeiner ganzen Macht in die öſterreichiſchen Staaten ei
zufallen, falls Oeſterreich, nachdem Rußland jetzt auf d
Donaufürſtenthümer verzichtet, wegen Polens einen Krie
anfangen werde**).

Aber Rußlands am 17. Dec.***) ausgeſprochene Verzich
leiſtung auf die Donaufürſtenthümer brachte die Höfe v
Wien und Petersburg einander näher. Kaunitz zeigte ſi
jetzt willfährig bei der Pforte Congreß und Waffenſtillſta

*) Bei D'Angeberg 95—97. Ohne Datum bei Smitt II. 80—83.
**) Bei Smitt II. 66—71.
***) Kaunitz an Thugut am 22. Jan. 1772 bei Hammer 8, 395.

zur Sprache zu bringen, und ging, nachdem ein neues ruſſiſches Heer von 40,000 Mann in Polen eingerückt war, auf die Theilung Polens ein. Friedrich II. hatte die Dinge richtig berechnet. Am 29. Jan. 1772 meldet der Botſchafter Golizyn aus Wien nach Petersburg: „Der Miniſter hat ſein Syſtem völlig gewechſelt und wünſcht, weit entfernt ſich unſern Abſichten noch länger entgegenzuſetzen, ſich über alle Sachen mit uns und dem König von Preußen freundlichſt zu vereinbaren.“ Kaunitz habe zu verſtehen gegeben: wenn man einmal das Theilungsſyſtem adoptire, um nicht das Gleichgewicht der Staaten zu ſtören, ſo würde es vielleicht nothwendig ſeyn, ſich nicht bloß auf Polen zu beſchränken, ſondern auch noch eine andere Macht (nämlich die Türkei, mit der ſich Oeſterreich im Juli 1771 verbunden hatte!) hineinzuziehen, falls Polen nicht hinlänglichen Stoff (assez d'étoffe) biete, um zwiſchen den drei Höfen eine gleichmäßige Theilung vorzunehmen*).

Nach ſolchen Eröffnungen erklärte ſich auch Friedrich am 1. Februar in einer Depeſche an Solms damit einverſtanden, daß Rußland ſich über die gegenſeitigen Annexionen in Polen mit Oeſterreich verſtändige**), und ſchrieb ſeinem Geſandten am 5. Februar über eine Unterredung, die er mit dem öſterreichiſchen Geſandten van Swieten gehabt hatte. Van Swieten habe im Namen der Kaiſerin verlangt, daß man ſich über die Anſprüche, die man auf Polen erheben wolle und über die Theilung des Landes im Voraus erkläre; Oeſterreich ſei bereit ſeinen polniſchen Antheil an Preußen abzutreten für die Zurückgabe der Grafſchaft Glatz.

*) Bei Chodzko 175. Am 7. Jan. 1772 kam der Courier, der Panin's geheime Depeſche bezüglich der Theilung Polens an Kaunitz beförderte, in Wien an. Alſo am 7. Januar erhielt Oeſterreich die erſten Eröffnungen Rußlands. Am 25. Januar ſchickte Kaunitz einen Courier nach Petersburg ab. Hist. des trois démembrements de la Pologne 1, 264.

**) Bei Smitt 90—91.

Darauf habe er geantwortet: „er habe die Gicht nur an d
Füßen, und dieſen Vorſchlag könne man ihm etwa mache
wenn er ſie im Kopfe hätte; es handle ſich um Polen, nic
aber um preußiſche Länder.“ Als dann der Geſandte vo
geſchlagen, ſtatt eines polniſchen Gebietes Oeſterreich m
Belgrad und Serbien zu entſchädigen, habe er ſeine Ve
wunderung ausgeſprochen, daß Oeſterreich das Gebiet ein
mit ihm verbündeten Macht verlange, zugleich aber auch z
großen Freude van Swieten's die Möglichkeit betont die
Idee zu verwirklichen. „Aus all' dieſen Eröffnungen, fü
Friedrich hinzu, geht hervor, daß eine vollſtändige Revolutio
in der Denkungsart des Wiener Hofes vor ſich gegang
iſt.“ Er erläutert auch die Gründe dieſer „Revolution.“ E
ſchreibt ſie dem Einmarſch der 40,000 Ruſſen in Polen
und ſeiner frühern Erklärung gegen van Swieten, daß d
ganze preußiſche Kriegsmacht bereit ſei ſich auf Oeſterreich
ſtürzen, falls dieſes die Ruſſen angreife. Oeſterreich ha
einen Widerwillen, Polen mit Rußland und Preußen
theilen, um die Polen zu ſchonen und den ganzen Haß d
Nation auf die Ruſſen und Preußen fallen zu laſſen. Me
müſſe Oeſterreich für ſein „früheres Betragen“ beſtrafen, ih
nicht Belgrad und Serbien geben, ſondern nur ein Stück v
Polen. „Sie werden dieſe ganze Depeſche, heißt es am Schlu
dem Grafen Panin mittheilen, und mich benachrichtigen, w
man dort über die einzelnen Punkte denkt. Ich hoffe in Kurze
unſern Vertrag unterzeichnet zu erhalten. Alles, was ich Ihn
geſchrieben, zeigt deutlich, daß wir den Frieden ſchließen könne
wie wir wollen, wenn Rußland und ich feſt zuſammenhalten“*

So kam dann am 17. Februar 1772 ohne Oeſterreic
Betheiligung zwiſchen Rußland und Preußen der Vertrag üb
die Theilung Polens zu Stande. Die einzelnen Provinze
um die man Polen berauben wollte, wurden des Näher
beſtimmt. Die Beſitzergreifung ſollte im Monat Mai ſta

*) Bei Smitt II, 92—96.

finden und bis dahin Alles im tiefsten Geheimnisse bleiben; erst in dem Augenblick, wo sie stattfinde, wollte man den Wiener Hof zur Theilnahme einladen, aber auch wenn Oesterreich nicht beitrete, sollte der Vertrag in Kraft bleiben und ausgeführt werden. In einem geheimen Artikel versprach Friedrich II. im Falle eines Widerstandes Oesterreichs mit einem Heer von 20,000 Mann die Russen in Polen zu unterstützen und nöthigenfalls mit seiner ganzen Macht in die österreichischen Staaten einzubrechen, wogegen sich die Czarin verpflichtete, ihre polnische Armee von 50,000 Mann nicht zu vermindern, dem König von Preußen, falls ihn Oesterreich angreife, ein Corps von 6000 Mann Infanterie und 4000 Kosaken, und nach dem Friedensschluß mit den Türken 20,000 Mann zu Hülfe zu schicken und eventuell ihre polnische Armee zu einem Einfall in Ungarn zu verwenden *).

Friedrich war am Ziel seiner Wünsche. „Die Unterzeichnung unserer Convention, schreibt er am 1. März an Solms, hat mir ein unendliches Vergnügen bereitet. Ich habe sie stets als ein neues Band betrachtet, um die Freundschaft und das gute Einvernehmen zwischen den beiden Höfen unauflöslich zu machen, und ich kann Ihnen kaum genug meine Zufriedenheit ausdrücken über den Abschluß eines für beide Höfe so heilsamen Werks" **). Katharina hatte gleichsam polnische Provinzen verschenkt, und zu wiederholten Malen versichert Friedrich, daß er der Geberin für sein ganzes Leben dankbar seyn werde ***).

*) Bei Smitt II, 72—79. Am 8. Mai versicherte Panin dem englischen Gesandten in Petersburg: „Er wisse Nichts von einer Theilung Polens und glaube nicht daran!" Bei Raumer 2, 487 flg.

**) Bei Smitt II, 101.

***) Vergl. die Depeschen Friedrich's an Solms vom 2. März 1771, 28. Sept. und 24. Nov. 1772 bei Smitt II, 13, 177, 190; vergl. auch die Depesche vom 4. Sept. 1772 pag. 172.

XLI.

Von Rouſſeau bis zum neuen badiſchen Schulgeſetz.

I. Bis Rouſſeau.

Revolutionen auf politiſchem Gebiete ſah wohl auch das chriſtliche Zeitalter durch alle Jahrhunderte; Kronenträger wurden durch Verſchwörungen oder durch die Waffenmacht des Adels geſtürzt; in den Stadtrepubliken warfen ſich abwechſelnd die Demokratie und Ariſtokratie nieder; Deutſchland, Frankreich und England hatten Bauernaufſtände zu bekämpfen: aber der Stoß war jedesmal gegen eine wirkliche oder angebliche Unterdrückung gerichtet, und keine Partei erklärte jemals als ihr Endziel den Umſturz des geſammten Staatengebäudes und nahm für ſich das Recht in Anſpruch, nach eigenem Gutdünken auf den Trümmern einen neuen Bau aufzurichten und denſelben, wenn es ihr gefallen würde, abermals nach eigenem Ermeſſen umzugeſtalten. Die Parteien ſtritten um Rechte und Freiheiten, aber die Freiheit alles thun zu dürfen, ihren Willen zu jeder Zeit an die Stelle der beſtehenden Rechte zu ſetzen (Volksſouveränität, Adels- oder Monarchendeſpotie) vindicirte ſich weder Krone, noch Adel, noch die Maſſen des dritten und vierten Standes (Stadtbürger und Bauern). Gegen die Kirche erhoben ſich Häreſien in tödtlicher Feindſeligkeit; ſie verkündeten jedoch nicht die

Freiheit dieß oder das, wenig oder viel oder gar nichts zu glauben, ſondern ſie wollten allein das wahre Chriſtenthum gefunden haben, und wenn ſie ſich ſtark genug fühlten, ſo gingen ſie von der geheimen Werbung für ihren Glauben zu gewaltſamer Eroberung über.

In der Reformationsperiode errang die Revolution gegen die Kirche in einigen Staaten den Sieg, ſie führte aber nicht die Glaubensfreiheit ein, ſondern errichtete die ausſchließlichſte Herrſchaft eines Glaubensbekenntniſſes, z. B. des angsburgiſchen, helvetiſchen, des anglikaniſchen; es conſtituirten ſich Staats- oder Landeskirchen, an deren Spitze je nach der politiſchen Verfaſſung des betreffenden Staates eine Art republikaniſchen Senates oder der Monarch ſtand und ſeine Macht über Kirche und Schule als „Landesbiſchof“ oft in der furchtbarſten Weiſe geltend machte.

Die Reformation hatte den Grundſatz der freien Forſchung in den heiligen Schriften mit Gewalt durchgeführt, aber das Ergebniß dieſer Forſchung ein für allemal, für die Gegenwart und Zukunft, fixirt, indem einzelne Schriftſtücke von Reformatoren, Beſchlüſſe von Synoden und Colloquien, Dekrete von republikaniſchen Senaten, Diktate von Monarchen als unverrückbare und unabänderliche Normen für Glauben, Gottesdienſt und Kirchenverfaſſung zu Grunde gelegt wurden. Die auf ſolche Weiſe entſtandenen „Kirchen“, „Evangelien“, „wahren Chriſtenthümer“ einzelner Staaten vermochten jedoch mit allen Gewaltmaßregeln den Anſprüchen auf freie Forſchung in den heiligen Schriften nicht zu widerſtehen, Sekte auf Sekte entwand ſich dem Mutterſchooße der Reformation, der evangeliſchen Freiheit, und pflanzte trotz aller Mißhandlung ihr eigenes Evangelium, ihr eigenes wahres Chriſtenthum auf. Die Sekten wurden faſt durchgängig von Männern geſtiftet, die dem gemeinen Volke angehörten, und fanden ihre Anhänger faſt ausſchließlich unter dem gemeinen, meiſtentheils armen Volke; in ihnen verkörperte ſich der Widerſtand des Volkes gegen den Glaubenszwang, der ihm unter dem

Namen der evangeliſchen Freiheit war auferlegt worden. Ein viel gefährlichere Feindſchaft entwickelte ſich aber aus den Kreiſe der ſogenannten „Gebildeten" in der neuen Philoſophi Mit „Philoſophie" bezeichnen wir übrigens nicht bloß d nacheinander entſtandenen Syſteme (des Carteſius, Spino u. A.) ſondern nach der urſprünglichen Bedeutung des griech ſchen Wortes das Beſtreben, unabhängig von den Lehren d Religion, unabhängig von dem poſitiven Glauben, das G heimniß der Weltordnung zu entſchleiern und die Beſtimmun des Menſchen nachzuweiſen; unſere Volksſprache hat auch hi den Nagel auf den Kopf getroffen, indem ſie die neuen Ph loſophen als „Freidenker" bezeichnet. Der Vater der neu Philoſophie war wie der antiken — der Zweifel; wie ſich d antike Philoſophie mittelbar oder unmittelbar gegen die pol theiſtiſchen Religionen kehrte, ſo die neue gegen die chriſtlic Religion. Sie hatte, inſoweit ſie als ſpekulative Philoſoph ſchaffend verfuhr und abgeſchloſſene Syſteme aufbaute, nur einem beſchränkten Kreiſe von Gelehrten ihre Adepten; die wurden auch nicht von dem Volke als dem ſchaffenden Leb angehörig betrachtet, ſondern als eine Art von Anachorete die eine gewiſſe Scheu umgab, weil das chriſtliche Bewuß ſeyn der Zeitgenoſſen der philoſophiſchen Speculation kei Vorausſetzungsloſigkeit für ihre Operationen einräumte, das Chriſtenthum als die abſolute Wahrheit Geltung, d. Glauben fordert, deßwegen ſich mit Geiſtern nicht befreund kann, die außerhalb des heiligen Kreiſes einen eigenen Stan punkt einnehmen und einen eigenen Horizont ſuchen.

Neben den wenigen Baumeiſtern philoſophiſcher Syſte erhoben ſich aber ganze Schaaren von ſogenannten Philoſoph oder freien Denkern, welche zuerſt die Geſchichte der chri lichen Religion, dann die Lehren derſelben und die dara gegründete Weltanſchauung und ſittliche Pflicht angriffe gegen ſie einen förmlichen Krieg eröffneten und auf dieſe Wege theils zum Skepticismus, theils zum Theismus od Pantheismus, theils zum craſſen Atheismus und Materialism

gelangten. Dieſer Geiſt des Zweifels und der Verneinung entſtieg dem engliſchen Boden, wo die katholiſche Kirche von dem Anglikanismus und Presbyterianismus mit Wuth unterdrückt und von der Politik der Krone und Ariſtokratie durch Parlamentsakten in Feſſeln geſchlagen wurde. Von England ging jener Geiſt hinüber nach dem katholiſchen Frankreich, wo Gallicanismus und Janſenismus die kirchliche Autorität befehdeten und die Frivolität der höhern Klaſſen im Leben und Denken das Feld für die philoſophiſche Ausſaat beſtellten. In Deutſchland fand ſie zuerſt auf proteſtantiſchen Hochſchulen heimliche Aufnahme, dann bei proteſtantiſchen Höfen, Hof- und Staatsmännern, endlich auch bei katholiſchen, nnd es dauerte nicht lange bis die Staaten oder Monarchen lenkenden Miniſter ſich der Philoſophie gegen die Rechte und Güter der Kirche bedienten, wie früher ihre proteſtantiſchen Collegen ſich auf das Evangelium (der Reformatoren) beriefen, als ſie die Stiftsgüter ſäkulariſirten. Es ſind jetzt gerade 100 Jahre verfloſſen, daß der dynaſtiſche Abſolutismus in katholiſchen Reichen ſich mit den Chorführern der Philoſophie verbündete und die Geſellſchaft Jeſu auseinanderſprengte; ein Hauptſtreich gegen den heil. Stuhl war alſo geglückt: auf katholiſchem Boden war das Recht der Gewalt gegen die Kirche aufgepflanzt, katholiſche Monarchen ſchlugen die kirchliche Pietät ihrer Völker in das Geſicht, denn der Jeſuitenorden war bei denſelben mehr geachtet und geliebt als jeder andere Orden.

Aber die Philoſophie machte, wie es nicht anders ſeyn konnte, auch die ſtaatliche und geſellſchaftliche Ordnung zum Gegenſtande ihrer kritiſchen Betrachtung. Sie fand, der erſte König ſei ein glücklicher Feldherr geweſen, der ſich der Herrſchaft mit Hülfe ſeiner Krieger bemächtigte und ſie dafür mit Gütern und Vorrechten belohnte; ſo ſei der Adel entſtanden, der ſich mit der Monarchie in die Herrſchaft theilte und durch dieſe Gemeinſchaftlichkeit der Intereſſen mit der Monarchie verbunden blieb. Monarchie und Adel haben als Dritten im Bunde die Prieſterſchaft aufgenommen, d. h. jene Leute, welche

bei dem abergläubiſchen Volke als Opferer, Beſchwörer, Heilkünſtler, Wahrſager, Schreiber ꝛc. in beſonderem Anſehen geſtanden ſeien; für ihren Antheil an Herrſchaft, Anſehen und Gütern habe die Prieſterſchaft den Thron und den Adel ſammt dem ganzen Staatsgebäude geſegnet und geweiht, das nun von dieſer Tripelallianz zum gemeinſchaftlichen Vortheile weiter ausgebildet worden ſei. Die germaniſch-chriſtliche Staatenbildung vom 5. bis 7. Jahrhundert habe an dieſen Verhältniſſen nichts geändert, ſondern dieſelben vielmehr erneuert und in dem Feudalſyſtem mauerfeſt gegründet. Demnach waren es Gewalt und Betrug, auf welchen die ſtaatliche und geſellſchaftliche Ordnung ruhte, und folgerichtig hätten die Philoſophen des vorigen Jahrhunderts den Umſturz der Staatsordnung predigen müſſen; allein nach der Anſicht der meiſten iſt die große Volksmaſſe der höheren Bildung nicht fähig, ſie bleibt den rohen Inſtinkten hingegeben, ſie muß demnach gebändigt und gezäumt werden, und zu dieſem Zwecke dient die Religion in Verbindung mit der Staatsgewalt, welche als Monarchie am nachdrücklichſten wirkt und deßwegen auch am wohlthätigſten wirken kann. Der große Haufe der Philoſophen fand in der Monarchie oder in dem Throne nichts Vernunft- und Naturwidriges, auch nicht in dem Adel, ſondern foderte nur, daß die Volksmaſſe ſo umſichtig geführt, ſo klug dreſſirt und ſo ökonomiſch benutzt werde, als dieß von vernünftigen Hirten mit ihren Heerden geſchieht. Sie ließen ſogar der Prieſterſchaft (der Geiſtlichkeit) einen Antheil an dem Hirtengeſchäfte, nur ſollte ſie einerſeits den Monarchen und hohen Herren nicht im Namen Gottes Weiſungen geben wollen, andererſeits ſich nicht unterſtehen die Cirkel der Philoſophen, der Archimede der höheren Bildung, mit biſchöflichen Stäben zu zerſtören. Die freien Denker jener Aera ließen leben und wollten leben und zwar gut leben; darum blieben ſie in der Höhe, ſpeisten an den Tafeln der Großen, ſchrieben nur für die gebildeten Stände und für hohes Honorar. Ich erinnere zum Beweiſe, daß eine Charakteriſtik und keine

Carrikatur der freien Denker jener Aera gezeichnet wird, an das Verhalten dieſer Herren zu der erſten Theilung Polens, an Voltaire's, Diderots u. a. Huldigungen, die ſie Katharina II. und Friedrich II. darbrachten. Dieſer Servilismus der damaligen Ritter vom Geiſte war klug, denn er rentirte ſich, er war ſelbſt geboten, denn hätten ſie für allgemeine Freiheit, für allgemeine Bildung, für die Rechte des Volkes an das Volk geredet, ſo mochten ſie ſich in Acht nehmen, daß ſie nicht in den Bereich ihrer geprieſenen gekrönten Patrone kamen, denn „die Semiramis des Nordens" hätte ſie in Sibirien, „der Philoſoph von Sansſouci" in Spandau verſorgt und aufgehoben.

In letzterem, in Friedrich II., gipfelte die philoſophiſche Aera des vorigen Jahrhunderts. Er gab nach längerer Diſputation Voltairen zu, der erſte König ſei ein glücklicher Soldat geweſen und ganz folgerichtig machte er aus Preußen einen Militärſtaat, in welchem die Volksmaſſe die gemeinen Soldaten, der Adel die Offiziere lieferte und der König ſich den unbedingten Gehorſam gegen ſeinen Befehl vorbehielt. Von einem Thronrechte, das auf Gottes Gnaden und der Legitimität beruhte, wollte er nichts wiſſen, er mußte alſo den Beſitz des Thrones dadurch rechtfertigen, daß er für das Volk beſſer ſorgte, als ein anderer hätte thun können; darum erklärte er auch, er ſei nur der erſte Beamte des Staates, arbeitete bekanntlich mit beiſpielloſer Arbeitskraft, regierte bis in das kleinſte Detail hinab und hielt ſeine Unterbeamten auf das ſtrengſte zur gewiſſenhaften Arbeitſamkeit an. Dafür mußte der gemeine Mann den Beamten auf das prompteſte gehorchen, die Steuern pünktlich entrichten und was waffenfähig war, für den Militärdienſt ſtellen — bei dieſem allem aber durfte er nicht raiſonniren. „Raiſonnir er!" ſagte der König hingegen zu Sulzer, dem nach Berlin berufenen ſchweizeriſchen Aeſthetiker und Moraliſten, nämlich über Gott und Welt, über alte und neue Philoſophie, über das Schöne und Gute, ſelbſtverſtändlich aber nicht über den preußiſchen Staat

und den preußiſchen König außer zu deren Verherrlichun
Friedrich II. hatte keine Religion und achtete keine, aber
hielt ſie für einen nothwendigen Kappzaum um das gemei
Volk zu bändigen, und gönnte ſie beſchränkten Köpfen u
phantaſtiſchen Geiſtern als Erſatz für die Philoſophie u
Poeſie, daher ſollte in ſeinem Staate „jeder nach ſeiner Faç
ſelig werden", doch durfte ſich kein Geiſtlicher unterfange
auch nur den Zahn eines Rädchens der bureaukratiſ
militäriſchen Staatsmaſchine zu berühren; der Geiſtliche, welch
die Beichte eines Deſerteurs nicht verrieth, wurde auf B
fehl des königlichen Philoſophen ohne weiteres gehängt. D
„aufgeklärte Deſpotismus" ſah in Friedrich II. ſeinen glänzen
ſten Träger, und dieſem huldigten die Philoſophen und Au
geklärten jener Tage in ihrer Mehrzahl, wenn nicht a
Ueberzeugung, ſo doch aus Heuchelei, Schmeichelei und Eige
nutz. Das Volk wollte man ſo wenig aufklären als fr
machen, daher verſetzte Friedrich II. abgedankte Corporale u
gemeine Soldaten als Schulmeiſter in die Dörfer; ſie ſollt
die Bauernbuben im Leſen, Schreiben und Rechnen ei
exerciren und ihnen zugleich Mores eindreſſiren, damit ſie zu g
horſamen Unterthanen und brauchbaren Rekruten heranwüchſe

Wären wir nicht Augenzeuge davon, in welchem Gra
ein Akrobate, ein Tänzer, ein Reit- oder Feuerkünſtler, e
Sänger oder Inſtrumentalvirtuos einen hohen Adel und ve
ehrliches Publikum der Reſidenzen und Merkantilſtädte f
ſich begeiſtern und rentabel machen kann, ſo würden wir ni
begreifen, wie Voltaire der Liebling der Großen und Geb
deten ſeiner Zeit werden und ſich ein fürſtliches Vermög
erwerben konnte. Er war ein höchſt oberflächlicher Geſchich
ſchreiber, verſtand von den Naturwiſſenſchaften nichts und e
mangelte der ſchöpferiſchen Phantaſie des Dichters; aber
handhabte die Sprache mit derſelben Eleganz und Gewand
heit wie ein Fechtmeiſter ſeine Waffe, meißelte graziöſe Ver
beluſtigte durch die Satyrſprünge ſeines Muthwillens u
entzückte durch die Brillantfeuerwerke ſeines Witzes. Verleg

er auch manchmal durch einen kecken Witz, ſo entſchädigte er durch zwei geiſtreiche Schmeicheleien, und ſeine Gehäſſigkeit gegen das Chriſtenthum maskirte er als Satire gegen die Geiſtlichkeit, wodurch er nur die Volkslaune abzulöſen ſchien, welche in Sprichwörtern und Schwänken die ſchwachen Seiten der geiſtlichen Herren von jeher mit Vorliebe geprickelt hat. Iſt nicht auch der Verhöhner und Verführer Mephiſtopheles im Götheſchen Drama der Liebling des heutigen hochgebildeten Publikums und warum?

Hr. A. von Voltaire (er hielt darauf, daß das vornehme „de“ vor ſeinem Namen nicht weggelaſſen wurde) ward höchſt unangenehm erregt, als ihm der jüngere melancholiſche Genfer J. J. Rouſſeau an die Seite geſtellt wurde. Sie ſtießen ſich auch bald gegenſeitig ab, denn ſie waren zwei gänzlich verſchiedene Naturen nach Leben und Streben. Rouſſeau war als Genfer geborner Republikaner und als Sohn eines Plebejers geborner Feind der Ariſtokratie, mit welcher das gemeine Volk Genfs in ſtetem Streite begriffen war. Der erſten Erziehung durch die Mutter wurde er durch deren Tod beraubt, der Vater liebte ihn nicht und übergab ihn fremder Pflege, um ihn bald ſich ſelbſt zu überlaſſen. Den Jüngling trieb es hinaus in das Leben und er irrte volle 13 Jahre umher, ohne ſich einen Beruf und eine Heimath zu wählen, obwohl ſich ihm mehr als einmal Gelegenheit bot. Die innere Unruhe duldete ihn nirgends. Seine Phantaſie hatte er ſchon als Knabe durch Romanleſerei überreizt und verdorben; eine üppige Dame hatte den entlaufenen Graveurlehrling aufgenommen und zugleich in die Myſterien der Wolluſt eingeführt. Seinem Wiſſensdurſte folgend machte er Streifzüge in das klaſſiſche Alterthum, indem er einige Autoren in Ueberſetzungen las; beſchäftigte er ſich abwechſelnd mit Botanik, Phyſik und Chemie; nahm er ſo viel aus den Schriften der neuen Philoſophen in ſich auf, als hinreichte um den chriſtlichen Glauben, der in ihm ohnehin keine tiefen Wurzeln geſchlagen hatte, zu verdrängen. Stolz genug um

ſich für die höchſte Stellung befähigt zu halten, fand er jed
untergeordnete unleidlich und beſaß doch nicht die geiſtig
Energie, um ſich durch planmäßige Anſtrengung emporzu
arbeiten, nährte aber in ſich den bitterſten Haß gegen d
beſtehende politiſche und geſellſchaftliche Ordnung. Sein He
war der Liebe und Freundſchaft bedürftig, aber um dere
Pflichten zu übernehmen, fehlte ihm die ſittliche Kraft, dah
entzweite er ſich mit jedem Manne, nahm er ſtatt eines eh
lichen Weibes eine Concubine, zeugte er Kinder die er nic
erzog, ſondern in das Findelhaus ſchickte. So trug Rouſſea
das volle Unglück in ſich, das nicht minder verwüſtete, ab
weniger begabte Geiſter in unſeren Tagen als „Weltſchmer
bezeichnet haben, und das tiefe Gefühl ſeines Unglück
welches in ſeinem Herzen vielmal die Sehnſucht nach d
Seligkeit des Glaubens und der Gewiſſensruhe weckte, verli
ihm jene Macht der Rede, die ihm den Rang des erſten unt
den Propheten der Revolution für alle Zeiten ſichert. I
ſeinem „geſellſchaftlichen Vertrage" (Contrat social) ſchrieb
das förmliche Programm der neuen Revolution, das wenig
Jahre nach ſeinem Tode von den Männern der Revolutio
anerkannt und z. B. von St. Juſt in der Rocktaſche herum
getragen wurde. Die bürgerliche Geſellſchaft, lehrte Rouſſea
iſt durch einen Vertrag entſtanden, indem der Geſammtwil
des Volkes um des gemeinen Nutzens willen Obrigkeiten d
Ausübung der Gewalt übertrug; das Volk bleibt aber imm
Eigenthümer dieſer Gewalt und es kann ſie zu jeder Ze
den Obrigkeiten wieder abnehmen, wenn ſie die ihnen ob
liegenden Verpflichtungen nicht erfüllen; jede Regierung ob
Verfaſſung iſt daher nur eine Form der Verwaltung, welc
von dem Volke zu jeder Zeit abgeändert werden kann. D
demokratiſche Republik mußte unter dieſen Vorausſetzung
Rouſſeau's nothwendig als die beſte und natürlichſte Staatsfor
erſcheinen, die Erbmonarchie als die unnatürlichſte und gefährlichſt
Er ſprach es ausdrücklich aus, daß jeder Fürſt abgeſetzt werd
könne, ſobald er nicht nach den Geſetzen regiere, denn dann ſei d

Geſellſchaftsvertrag gebrochen und allen Bürgern die natürliche Freiheit zurückgegeben. In dem Augenblicke, in welchem ſich das Volk ſeine urſprüngliche Freiheit zurücknehme, ſei es ſouverän und berechtigt, den Staat nach ſeinem Gutdünken zu conſtituiren, und jede Regierung, ob monarchiſch oder republikaniſch, habe dem Volke gegenüber, wenn es ſich als ſouveräne Körperſchaft ausſpreche, nur die Pflicht des Gehorſams. Was dann geſchehen müßte, wenn eine monarchiſche Regierung mit den höheren Ständen und ihren Anhängern ſich weigern würde, die von dem Volke zurückgefoderte urſprüngliche Freiheit und Gleichheit zurückzugeben, führt Rouſſeau nicht weiter aus, wir wiſſen aber, was ſeine Schüler in der erſten Revolution gethan haben. Wenn Voltaire und ſeine Geiſtesverwandten die Monarchie zwar als ein Werk der Gewalt und Liſt erklärten, dieſelbe aber wegen der Rohheit und geiſtigen Beſchränktheit der Volksmaſſen als eine Art von nothwendigem Uebel gelten ließen und ihr ſelbſt einen Vorzug einräumten vor den ſchweizeriſchen Bauernrepubliken wie vor der venetianiſchen Ariſtokratie, wenn ſie wie durch Ludwig XIV. oder Friedrich II. ſich die Förderung der Künſte und Wiſſenſchaften, überhaupt der Bildung zur Aufgabe macht: ſo verachtet Rouſſeau jede Wiſſenſchaft und Kunſt, wenn ſie nicht zum Nutzen und zur Sicherung des Lebens beitragen, ſind ihm Künſtler und Kunſthandwerker Tagediebe, die Ackerbauer, Handwerker, Tagearbeiter die ehrwürdigſten Glieder der Geſellſchaft, die Rentiers, Bankiers, die Händler mit Luxusartikeln, die Grundherren, überhaupt alle die nicht der ſogenannten arbeitenden Klaſſe angehören, unnatürliche und ſchädliche Auswüchſe der Geſellſchaft. Man weiß, wie die erſte franzöſiſche Revolution die Theorie Roſſeau's in die Praxis übertragen hat, und wie ſie im Namen des Volkes mit jenen Auswüchſen der Geſellſchaft verfahren iſt, und wir ſelbſt haben vor wenigen Jahren von den deutſchen Revolutionären die Blouſe als das Emblem bürgerlicher Tugenden, als die Toga der neuen Republikaner erwählen ſehen.

Rouſſeau ſcheint nicht geahnt zu haben, daß ſeine Schül
nach wenigen Jahren ſich in Frankreich der Gewalt bemäd
tigen könnten; er glaubte zwar, daß Lykurg ein Ideal v
Verfaſſung ausgeſonnen und ſeine Spartaner vermocht hab
die bisherigen Geſetze und Verhältniſſe des Rechts und Eige
thums zu beſeitigen und einen neuen Staat nach Lykur
Grundriß aufzubauen — denn ſo ſtellten die Hiſtorik
des vorigen Jahrhunderts die Sache dar; allein das fra
zöſiſche Volk und Reich ſah denn doch dem antiken Völkle
zu wenig ähnlich, als daß er von ihm einen derartigen Au
ſchwung und einen ſolchen Verzicht auf den bisherigen Beſ
und Lebensgenuß erwarten mochte. Daran dachte er nich
daß eine allgemeine Calamität die unteren Volksſchichten ſo
zur Verzweiflung treibt, die ſich von ſelbſt gegen die höher
Stände richtet und ſich in Grimm verwandelt, wenn dieſelb
die erwartete Hülfe nicht leiſten können oder wollen, ob
wenn ſie gar als Urſache der Calamität bezeichnet werde
Er hatte die Jacquerie (Bauernaufſtand) vergeſſen, welche v
Jahrhunderten den Adel mit Vernichtung bedrohte; dieſ
ſiegte damals, weil er der diſciplinirte Kriegerſtand wa
aber der Adel am Schluſſe des 18. Jahrhunderts bildete kei
ſchlagfertige Macht mehr, dieſe war im Gegentheil in ihr
Maſſe aus den unteren Volksſchichten entnommen. We
mußte geſchehen, wenn das gemeine Volk in Paris und
den andern großen Städten ſich als Jacquerie erheben u
das Militär ſich nicht gegen dieſelbe verwenden laſſen, wer
eine ſolche ſtädtiſche Jacquerie ſich auch gegen die Kirche empör
ſollte? Dann brauchten ſich die Schüler Rouſſeau's nur an t
Spitze zu ſtellen um gleichzeitig einen Sturm gegen Monarchie u
Kirche auszuführen und Frankreich in eine Republik nach de
Sinne ihres Meiſters umzugeſtalten. Es geſchah ſo, da ab
ein großer Theil des franzöſiſchen Volks ebenſowenig ſein
kirchlichen Glauben für den Theismus und Atheismus au
tauſchen als die Herrſchaft ſeines angeſtammten Königs
die Herrſchaft einer deſpotiſchen Partei verwandeln laſſ

wollte, ſo wütheten die republikaniſchen Philoſophen des Conventes gegen ihre Mitbürger mit einer Grauſamkeit, vor welcher die Barbareien der Hunnen, Vandalen und Türken gegen feindliche Völker verſchwinden, und bewieſen der Welt zum erſtenmale, daß der Unglauben einen Fanatismus ausbrütet, der den des Islam noch übertrifft. Die franzöſiſche Revolution widerlegte auch Rouſſeau's Behauptung, daß der Menſch um ſo beſſer ſei, je weniger ihn die Bildung beleckt habe, daher die untere Volksſchichte auch einen größeren Fond von Tugenden in ſich trage als die höheren Klaſſen; denn der Theil des gemeinen franzöſiſchen Volkes, welcher der Leitung der philoſophiſchen Geſetzgeber folgend die Religion über Bord warf, zeigte ſich während dieſer Periode als eine beſtialiſche Maſſe, als eine Schande der Menſchheit. Und hatte man der vornehmen Welt des Königthums — nämlich den Adeligen, Hofleuten, den höheren Beamten — Verſchwendung, Schwelgerei, Habſucht auf Koſten des Staates oder Volkes, Beſtechlichkeit und Trägheit nicht ohne Grund, aber mit Uebertreibung vorgeworfen, ſo zeigte ſich nun bei den republikaniſchen Größen eine ſolche durchgreifende und allſeitige Corruption, daß das Aufſuchen der Ausnahmen eine faſt vergebliche Arbeit iſt, denn außer Carnot können wenige republikaniſche Celebritäten und Funktionäre genannt werden, die ſich in der Revolutionszeit nicht bereichert haben. Die franzöſiſche Nation wäre durch die republikaniſche Freiheit in ſelbſtmörderiſche Verzweiflung geſtürzt worden, wenn nicht durch den langen und gewaltigen Krieg mit dem Auslande der Kern der Nation in dem Heere concentrirt worden wäre; hier machte ſich der Gehorſam gegen die Autorität der Befehlshaber und die Diſciplin für den Soldaten mit unabweisbarer Nothwendigkeit geltend, den Feldherren aber wurde der Gehorſam, den der in Paris herrſchende Club, der ſich allein auf den bewaffneten Pöbel ſtützte, unerträglich, daher gelang es dem glücklichſten Heerführer, dem jungen Napoleon Bonaparte, ſo leicht, nachdem er der Nation den Frieden mit dem Auslande erkämpft hatte, der

tollen Wirthſchaft der republikaniſchen Machthaber durch d
Militär ein Ende zu machen. Die Nation ſehnte ſich na
innerem Frieden, nach Ruhe und Ordnung, und weil ſie n
in der Monarchie die Bürgſchaft gegen die Wiederkehr d
Furien der Revolution erblickte, gab ſie das Scepter n
Freuden in die eiſerne Hand Napoleons.

Dem geiſtreichſten und erregbarſten Volke, dem franzö
ſchen, war die Freiheit nach den Ideen des Contrat soci
nicht beizubringen, obwohl die philoſophiſchen Machthab
Jahre lang die draſtiſche Methode des Schreckens und Ve
nichtens gegen die Ungelehrigen anwandten. Das franzöſiſc
Volk war eben für die Republik noch nicht reif, meinten d
Philoſophen von damals und ihre Epigonen ſagen es ihn
heute nach, indem ſie hinzufügen, jedes unfreie Volk mü
zur Freiheit allmälig herangezogen werden. An eine ſolc
Volkserziehung dachte Rouſſeau nicht, denn die Maſſe d
Volkes, die Bauern, Handwerker, Lohnarbeiter, haben ni
Zeit ſich philoſophiſch bilden zu laſſen, weil ſie arbeiten müſſe
und ſind froh, wenn ihre Kinder ſo weit erſtarkt ſind, daß
arbeitsfähig werden und ihnen dadurch die Lebensſorgen e
leichtern. Die philoſophiſche Erziehung iſt daher bei Rouſſe
ein Privilegium für die höheren Stände oder für Familie
die reich genug ſind, um aus eigenen Mitteln leben zu könne
die durch eine ſolche Erziehung erreichbare Freiheit blei
daher immer eine individuelle und überdieß eine ſehr b
ſchränkte, inſofern auch ein ſolcher Freigewordener ſich de
Zwange der geſellſchaftlichen und politiſchen Verhältniſſe ni
entziehen kann; ſeine Freiheit iſt gleichſam eine geheime od
eſoteriſche, die er nur mit Geſinnungsgenoſſen, nicht mit de
Volke theilen kann, daher ſolche Freie ſich wohl zu geheim
Geſellſchaften (Freimaurer, Illuminaten ꝛc.) vereinigen, mö
licher Weiſe einen Staat für einige Zeit beherrſchen, ab
keinen Staat nach ihren Principien organiſiren können.

Die Grundſätze einer philoſophiſchen Erziehung h
Rouſſeau in ſeinem „Emil, ou de l'éducation“ niedergele

durch welches Buch er das Signal zu der Revolution in der Pädagogik gab. Oberſtes Princip iſt: „jeder Menſch iſt von Natur aus gut und es gibt nichts Böſes im menſchlichen Herzen, von welchem man nicht nachweiſen könnte, auf welchem Wege es in daſſelbe gekommen iſt.“ Es gibt demnach keine Erbſünde, keine angebornen Leidenſchaften, keinen Unterſchied in den moraliſchen Anlagen der einzelnen Menſchen, ſie ſind bei ihrer Geburt einander ganz gleich, lauter Emile. Da der Wille von Natur aus gut iſt, ſo iſt es die Aufgabe des Erziehers zu verhindern, daß der Wille nicht durch andere Menſchen verdorben werde. Der Erzieher befiehlt jedoch ſeinem Zögling nicht, nimmt keine zwingende oder gar beſtrafende Autorität in Anſpruch, der Bube iſt ja von Natur aus gut, wahrſcheinlich beſſer als ſein Lehrer, auf den der Umgang mit den verbildeten Menſchen nicht ohne übeln Einfluß geblieben ſeyn kann, der Bube iſt demnach frei und hat ein volles Recht auf dieſe Freiheit. Er kennt keinen Unterſchied zwiſchen gut und bös, aber er findet böſe Handlungen häßlich oder ſchädlich, gute Handlungen ſchön oder nützlich und bildet ſich ſelbſt ſeine Moral, ohne ſich um Andere zu bekümmern; denn wie er ſelbſt ſich ſeine Meinungen und Urtheile bildet und ſich nur durch ſie zum Wollen und Handeln beſtimmen läßt, ſo läßt er jeden Andern frei gewähren, ſo lange er ihm nicht in die Quere kommt. Von Religion ſagt ihm der Erzieher nichts, denn Emil bedarf einſtweilen noch keiner, weil es ihm noch gar nicht in den Sinn kommt, daß es ein höchſtes Weſen gebe, ſo wenig es ihm einfällt, daß er eine Seele habe. In eine Schule könnte Emil begreiflich nicht geſchickt werden, denn in jeder Schule muß der Lehrer befehlen und der Schüler gehorchen, Emil aber denkt ſelbſtſtändig, lernt was er mag, thut was er will und würde dem Schulzwange jeden möglichen Widerſtand entgegenſetzen. Er braucht deßwegen einen eigenen Lehrer, den ihm Rouſſeau in der Perſon des Erziehers gibt; Emil muß alſo der Sohn eines reichen adeligen Herrn oder eines bürgerlichen Geldmanns erſter Größe

ſeyn, denn nur ſolche können einen Erzieher von der A
halten, die man ſonſt Hofmeiſter nennt. Dieſer verfährt n
eigener Methode. Emil iſt ein wohlgenährter aber ni
überfütterter Bube, denn der Erzieher hat ſeinen Gaum
nicht durch Leckereien reizen laſſen, daher Emil nur ißt, we
ihn hungert und nur trinkt, wenn ihn dürſtet; die einfachſt
Nahrungsmittel ſind ihm die liebſten, weil er ſich dabei
beſten befindet. Er iſt kräftig und gewandt, denn ſein L
wird nicht durch überwarmes Lager und Kleid verzärte
verkümmert nicht durch langes Schulſitzen, erſtarkt durch B
wegung in friſcher freier Luft, durch gymnaſtiſche Uebung
und mit der Zeit durch nützliche Arbeit. Dieſe hat er acht
gelernt und liebt ſie, darum beſucht er mit ſeinem Erzie
die Werkſtätten und legt ſelbſt Hand an, aber Handwerl
wird er deßwegen doch nicht, denn dann müßte er in
Lehre gehen und einem Meiſter gehorchen und angewieſe
Arbeiten nach Vorſchrift machen, einen ſolchen Zwang wür
er nicht ertragen und nach eigenen Ideen oder Einfällen a
beiten wollen. Was ſeine intellektuelle Bildung anbetrifft,
bleibt er mit dem Wiſſensqualm verſchont, mit welchem
mancher Knabe geplagt wird, er wird nicht mit dem ve
ſchiedenartigſten Unterricht halb oder ganz erdrückt, ſondern
lernt nur ſo viel, als er begreifen kann, daher bleiben ih
die erworbenen Kenntniſſe. Der Erzieher regt nur den Wiſſen
trieb in ihm an und leitet ihn ſo, daß Emil alles, was
weiß, ſelbſt zu finden glaubt. Ihn intereſſirt vor allem u
längere Zeit ausſchließlich die Natur mit ihren vielerlei E
zeugniſſen, er wird Botaniker, Mineralog, Aſtronom ꝛc. i
ſoweit ihn ſein Wiſſensbedürfniß treibt, er wird Phyſiker u
Chemiker, aber nicht von Profeſſion, er lernt die Verwendun
der Naturerzeugniſſe für die Erhaltung und Verſchönerun
des menſchlichen Lebens kennen, ohne deßwegen ein Ziege
brenner, Töpfer, Schmied ꝛc. zu werden. Alles, was nich
nützt, alles unpraktiſche Wiſſen verachtet er, und ebenſowen
führt ihn ſein Erzieher in die ſogenannten höhern Wiſſe

ſchaften ein, am allerwenigſten denkt er daran, ſeinem Zögling den Katechismus und die bibliſche Geſchichte beizubringen, denn Emil fühlt kein Bedürfniß nach denſelben und hat auch kein Verſtändniß für ſie, er könnte ſie nur mechaniſch ſeinem Gedächtniß auflaſten. Es kann bis zum 18. Jahre dauern, bevor Emil zu der Frage gelangt, ob es über der ſichtbaren Welt und den Menſchen ein höchſtes Weſen gebe und in welchem Verhältniß daſſelbe zu ihnen ſtehe, bevor er zu der Ueberzeugung kommt, daß er eine Seele habe, ehe er überhaupt etwas von Religion erfährt. Natürlich anerkennt er auch hier keine Autorität, ſondern bildet ſich ſelbſt ſeine Religion, indem er ſo viel oder ſo wenig von einer Gottheit und höheren Weltordnung in ſein Credo aufnimmt, als ihm ſeine Vernunft deducirt. Seine Religion muß eine ſogenannte Naturreligion ſeyn und ſchließt er ſich einer poſitiven Religion an, ſo geſchieht dieß nur äußerlich, weil es die Verhältniſſe als räthlich und nützlich erſcheinen laſſen; das religiöſe Bekenntniß iſt ihm nur eine Förmlichkeit, wie es denn auch noch andere gibt, denen man ſich nicht entziehen kann. Steht er etwa beſſer und ehrlicher mit dem Staate, beſonders mit der Monarchie? Keineswegs, denn faſt alle Inſtitutionen deſſelben, vor allem der Unterſchied der Stände, müſſen ihm unvernünftig und unnatürlich erſcheinen, aber er ſchweigt, wenn und wo er Schweigen räthlich findet, und fügt ſich, weil er muß. Er findet Sitten und Bräuche vielfach unvernünftig, er accommodirt ſich aber, weil er nicht geſtraft oder nicht zurückgeſtoßen ſeyn will. Er iſt voll Selbſtgefühl, denn er verſteht und weiß alles, was zu verſtehen nützlich und nothwendig iſt, er verachtet alle diejenigen, welche ſich den ſchönen Künſten und den „todten Wiſſenſchaften“ hingegeben haben, er muß aber auch die in zahlloſen Vorurtheilen, in Unwiſſenheit, ja nach ſeinen Begriffen in förmlicher Dummheit befangenen Handwerker und Bauern verachten oder bemitleiden, wenn wir ihm trotz ſeiner Erziehung ein weiches Herz zutrauen. Welchen Mann haben wir zuletzt in dem erwachſenen Emil

vor uns? Er theilt den religiöſen Glauben ſeiner Mitbürger nicht und achtet ihn nicht; bekennt er dieſe Geſinnung, ſo iſt er der erklärte Feind der Religion ſeiner Mitbürger und muß gegen dieſelbe thätig ſeyn; oder er bequemt ſich äußerlich zu einem Bekenntniß poſitiver Religion, dann iſt er ein Heuchler und Lügner, der ſeiner Feindſeligkeit in geheimen Operationen Genugthuung verſchafft. Er findet die ſtaatliche und geſellſchaftliche Ordnung vernunft- und naturwidrig; entweder bekämpft er dieſelbe offen und ehrlich, dann iſt er ein Revolutionär, der im günſtigſten Falle von dem zur Selbſtvertheidigung verpflichteten Staate nur ſo lange geduldet werden kann, als ſein Treiben unbeachtet und lächerlich bleibt, oder er ſchweigt und gehorcht wie jeder andere Staatsbürger, dann iſt er ein Schwächling und keineswegs der Kraftmenſch, zu welchem ihn ſeine Erziehung ſtempeln ſollte, und dieſe hat ſich als eine zweckloſe und unvernünftige gerichtet. Ein ſolches „entweder-oder" iſt jedesmal das Ergebniß, wenn wir Emils Stellung zu irgend einer Inſtitution der civiliſirten Völker betrachten; er findet unter der einen Vorausſetzung keinen Platz und muß untergehen ſei es durch politiſche Verfolgung oder Selbſtmord oder Wahnſinn, unter der andern wird er ein Heuchler, dem Glaube und Treue fremd ſind, der convertirt und rückconvertirt (wie Rouſſeau), ein Schmeichler der Gewalthaber, und wo es angeht, ein Spötter und Störenfried.

Rouſſeau's Emil machte in Frankreich Aufſehen mehr wegen der in dem Buche enthaltenen Angriffe gegen das Chriſtenthum als wegen der neuen pädagogiſchen Ideen, in Deutſchland dagegen, das ſchon damals in ſeinen proteſtantiſchen Staaten auch das Kindervolk aus den Kanzleien heraus regierte und maßregelte, entzündete der miſanthropiſche Rouſſeau das Feuer der philanthropiſchen Pädagogik. Die Foderung, daß der Leib vernünftig gepflegt, geübt und gekräftigt werde, war in der That gerechtfertigt, ſoweit ſie an die Reichen und Vornehmen gerichtet wurde, denn die Kinder des gemeinen

Volks wurden von der Arbeit und der damaligen Nahrung (Kartoffeln, Branntwein, Thee, Kaffee und Tabak waren noch nicht populär) gegen Erſchlaffung, Trägheit und Ueppigkeit geſchützt, ſie wuchſen noch damals ſo hoch empor, daß man aus ihnen die ſchönſten Regimenter Grenadiere und Reiter ausheben konnte und das Militärmaß durchgängig wenigſtens 2 Zoll höher reichte als heutzutage, wo uns der Staat im erſten Lebensjahr impft, vom 6. Jahr an auf die Schulbank ſetzt und im 20. zum Militär aushebt. Was die Arbeit in gymnaſtiſcher Beziehung nicht leiſten konnte, erſetzten die Spiele und Luſtbarkeiten: bei den Buben das Ballſpiel mit dem damit verbundenen Rennen und Springen, das Fangſpiel, die Diebs- und Räuberſpiele, wobei in die Wette gelaufen, gerungen und geklettert wurde; bei den Jünglingen das Kegelſpiel in ſeinen verſchiedenen Formen, der Wettlauf, der Tanz und die Raufereien. In dieſer Beziehung fanden die philanthropiſchen Pädagogen wenig zu thun in den unteren Kreiſen; ſie mußten ſich deßwegen darauf beſchränken, gegen ſympathetiſche und abergläubiſche Heilungen zu eifern, einige Regeln der Vorſicht einzuſchärfen (z. B. daß man nicht erkältete Glieder alsbald dem warmen Ofen nahe bringe, erhitzt nicht kaltes Waſſer trinke), einige Vorſchriften für die Behandlung Scheintodter zu geben, vor der Heilung der Krätze durch Schwefelſalben zu warnen und dgl. mehr, wie man das Alles in Salzmanns „Conſtant“ in die Länge und Breite entwickelt findet.

In der vorrevolutionären Zeit betrachteten chriſtliche Eltern die Erziehung ihrer Kinder als eine ſehr einfache, wenn auch ſehr ſchwierige Aufgabe. Als eine ſehr einfache deßwegen, weil ſie die Kinder für einen beſtimmten Stand oder Beruf erzogen, in der Regel für den elterlichen; trat aber ein Kind über den ererbten Berufskreis hinaus, ſo empfing es durch beſondere Anſtalten der Kirche oder des Staates die ſpecifiſch nothwendige Ausbildung. Das Volk oder der Grundſtock deſſelben, der ſogenannte gemeine Mann, hatte ſeinen päda-

gogiſchen Katechismus, der dahin lautete: lehre das Kind gehorchen, beten, arbeiten und ſparen! Dabei waren ſich die Eltern recht wohl bewußt, daß ihr Beiſpiel das Meiſte thun müſſe, denn wie ſollen die Kinder fromm, gehorſam, fleißig und haushälteriſch werden, wenn ſie an den Eltern nicht das Beiſpiel täglich vor Augen haben? In der Pflicht der Eltern, ihren Kindern immer mit dem Beiſpiele des Guten voranzuleuchten, erkannten ſie die einzige, aber große Schwierigkeit der Erziehung. Dieſelbe wurde jedoch durch den Beiſtand der Kirche erleichtert. Vater und Mutter entzogen ſich den Kirchengeboten nicht, ehrten in dem Seelſorger ihren geiſtlichen Vater, flößten ihren Kindern Ehrfurcht vor demſelben ein, ſchickten ſie in den Gottesdienſt und Religionsunterricht, ſo daß Kirche und Elternhaus einträchtig und kräftig zuſammenwirkten. Was beide nicht geben konnten, die elementaren Kenntniſſe: Leſen Schreiben und Rechnen, deren Unentbehrlichkeit bei der neuen Geſtaltung des ſocialen Lebens anerkannt wurde, das ſollte die Elementarſchule erſetzen, der es gleichzeitig oblag, die Schüler in chriſtlicher Zucht zu erhalten und zu fördern.

II. Bis Peſtalozzi.

Den Reigen der neuen Erziehungskünſtler eröffnete in Deutſchland der ungezogene Joh. Bernh. Baſedow 1771 durch ſein Elementarwerk (mit 100 Kupfern von Chodowiecki), für welches er das an pädagogiſche Wunder glaubende vornehme Publikum mehrmals in Contribution zu ſetzen verſtand. In Deſſau räumte ihm der Fürſt Gebäulichkeiten für die Muſterſchule ein, die als Philanthropin (1774) einige Jahre wie ein pädagogiſcher Gnadenort bewallfahrtet wurde. Die radikal-revolutionären Sätze Rouſſeau's wurden natürlich bei Seite gelaſſen, denn die aufgeklärten Regierungen wollten nach wie vor zwar vernünftige, aber auch zugleich treu gehorſamſte Unterthanen, und die reichen Väter ließen ſich zwar ſehr gern die Laſt der Erziehung von einem Inſtitute ab-

nehmen, aber die Söhne ſollten nicht zu eigenſinnigen Sonderlingen, zu Wappen- und Procentverächtern, ſondern zu Carriere machenden Beamten und Geſchäftsmännern herangebildet werden. Rouſſeau's gegenchriſtliche Sätze wurden ebenſowenig unbedingt angenommen, ſondern in einen ſehr humanen Rationalismus umgeſetzt und die proteſtantiſche Orthodoxie nicht förmlich herausgefodert, während es ſich von ſelbſt verſtand, daß der Katholicismus als ein Syſtem des Aberglaubens und Trugs kurzweg abgefertigt wurde, wenn man zufällig auf denſelben ſtieß. Da das Philanthropin ein ſtark bevölkertes Knabeninſtitut war, ſo konnte der einzelne nicht die Emilsfreiheit genießen, ſondern mußte ſich den Inſtitutsregeln oder der Hausordnung unterwerfen, doch wurde der nothwendige Zwang möglichſt erleichtert und verſüßt. Lernen mußten die Buben, ſonſt hätten ihre Eltern ſie aus dem Inſtitute genommen, das Lernen ſollte aber ohne Anſtrengung vor ſich gehen, ſollte, wenn nicht gerade ein Spiel, ſo doch wenigſtens eine angenehme und anregende Unterhaltung ſeyn. Der Unterricht wurde deßwegen weſentlich in einen Anſchauungsunterricht verwandelt und die 100 Kupfertafeln des Elementarwerks hatten die Beſtimmung, die Zöglinge vom Bilde zum Begriffe zu führen, ihre Urtheilskraft zu entwickeln und zu üben, ihnen Freiheit und Gewandtheit in der Handhabung der Sprache zu geben und ſie mit einer vernünftigen und freien Weltanſchauung für alle Zukunft zu verſorgen. Ein Bild erregte jedoch bei dem gläubigen Publikum etwas Bedenken, jenes nämlich, das eine ihrer Entbindung entgegenſehende Frau in dem Gebärſtuhle ſitzend und ihren tröſtend daneben ſtehenden Mann darſtellt, wozu die Erklärung im Texte des Elementarwerks kam. Es ſchien wohl ſehr natürlich, wenn die Buben den menſchlichen Leib in Bildern anatomiſch dargeſtellt ſahen, über Gehirn, Naſe, Zunge, Herz, Lungen, Zwerchfell und Eingeweide und deren Funktionen mit mehr Zuverſicht als gelehrte Anatomen und Phyſiologen ſprachen, über chymus, chilus, lympha, sanguis und stercus

ſich kundig und ungenirt äußerten: aber die Myſterien d
Zeugung und Geburt zu enthüllen und zwar vor Bube
machte doch einen etwas unheimlichen Eindruck. Man fühl
heraus, daß dieſe Natürlichkeit — naturalia non sunt turpia -
in der Schule ſehr unnatürlich ſeyn dürfte; es drängte ſi
der Gedanke auf, daß ſo lange Begattung und Geburt nic
öffentlich ſind, eine Darſtellung des zweiten Aktes ſich nic
zieme; man wurde ſich, wenn auch dunkel bewußt, daß w
nicht allein zum Schutze des Leibes Kleider anlegen, daher
ſich auch nicht ſchicke, und vor Kindern am allerwenigſte
den Menſchen im Bilde nackt auszuſtellen: es empörte ſi
um es kurz zu ſagen, das durch die chriſtliche Zucht auch den
eingepflanzte Gefühl der Schamhaftigkeit, für welche die Wor
des Herrn: „wer eines dieſer Kleinen ärgert, dem wäre
beſſer, daß man ihm einen Mühlſtein an den Hals bän
und in die Tiefe des Meeres verſenkte“ — nicht als e
Gebot galten.

Wie dieſe ſogenannte natürliche Pädagogik an der kin
lichen Unſchuld frevelte, ebenſo verſündigte ſie ſich gegen d
Genius unſerer Mutterſprache. Ich muß als bekannt vo
ausſetzen, wie ſie auf das Prokruſtesbett bald gewaltſam au
gereckt, bald zurecht gehackt wurde, was der wunderlic
Wolke für Einfälle an ihr ausließ, wie Campe und Co
ſorten ſie zurechtſchnitten und ihr die Pfropfreiſer ihrer Willk
aufſetzten, ſo daß dieſelbe einer verrückt gewordenen Coket
ſtatt einer tugendreichen Jungfrau gleich ſah, wie ſie z. B
in den Minneſängern, in Bruder Bertholds und Taule
Predigten, in Tſchudis eidgenöſſiſcher Chronik u. ſ. w. e
ſcheint, wo ſie noch nicht von den Humaniſten mit antik
Flittern aufgeputzt, von den Kanzeliſten noch nicht bureau
kratiſch friſirt war.

Die Herrlichkeit des Philanthropins dauerte übrige
nur zwei Jahre, denn ſchon 1776 legte Baſedow ſein A
als Curator nieder. Einerſeits ſah das Publikum nichts v
den erwarteten wundervollen Leiſtungen, andererſeits vertr

ſich der ungezogene Erziehungsreformator Baſedow nicht mit ſeinen Gehilfen Wolke, Campe, Gutsmuths und Salzmann. Baſedow ſchriftſtellerte bis zu ſeinem Tode (1790) in der alten Weiſe fort. Campe und Salzmann aber gründeten eigene Inſtitute und entfalteten eine umfaſſende Wirkſamkeit, namentlich ſchriftſtelleriſche und buchhändleriſche, wodurch ſie reiche Herren wurden. Campe hat in 37 Bänden ſeinen ſentimentalen Rationalismus ergoſſen, durch ſeinen Robinſon die jugendliche Phantaſie abenteuerlich geſtimmt, durch die Entdeckung Amerikas und die Bearbeitung von Reiſebeſchreibungen dieſe falſche Richtung weiter gepflegt, fortwährend eine bornirte Feindſeligkeit gegen die katholiſche Kirche bewieſen und daneben eine ſchulmeiſterliche Untrüglichkeit zur Schau getragen. Salzmann gründete 1784 das Inſtitut in Schnepfenthal, ließ, praktiſcher als Campe, ſeine Zöglinge Gymnaſtik treiben und übte ſie ſelbſt in Garten- und Feldarbeiten, war glücklich in dem Glauben an ſeine pädagogiſche Miſſion und gab ſich ihr ganz hin. Er ſchrieb kaum weniger als Campe, ſein Rationalismus iſt noch ſentimentaler und durchgebildeter, die Sprache jedoch weniger angenehm; ſeine zahlreichen moraliſchen Romane ſind ohne Erfindungsgabe und alle über ſeinen pädagogiſchen Leiſt geſchlagen. Was Baſedow und ſeine Schule nützten, beſteht hauptſächlich in ihrem Widerſtreben gegen die gedankenloſe Pedanterei und Bakelherrſchaft in den niederen Schulen, in der Anregung zu einer beſſeren phyſiſchen Erziehung der Kinder reicher und vornehmer Eltern, in ihrem Drängen auf einen anſchaulichen, zum Denken anregenden und faßlichen Unterricht — alles Dinge, welche von den tüchtigen Pädagogen aller Zeiten erkannt, aber in den Häuſern der Vornehmen und in den öffentlichen Schulen der neuen Zeit meiſtens abhanden gekommen waren.

Seinen eigenen Weg ging unterdeſſen der Schweizer Joh. Heinrich Peſtalozzi, deſſen hundertſten Geburtstag die ſchweizeriſchen und deutſchen Lehrer am 12. Jan. 1846 ge-

z. B. jener in Grüningen, der ein V
Kalb bestechen wollte, so lange einsp
gebratenen Portionen aufgegessen hat
höhnender Ungerechtigkeit verfuhren,
welchen die junge Conföderation ver
kam. Dieselbe verunglimpfte auch d
und befehdete schlechte Pfarrer, mit
Landschaft versorgte. Pestalozzi wo
werden, allein die kahle und kalte zw
so weniger nach seinem Sinne, als er
das „ächtmenschliche Christenthum" d
nalismus ergriffen hatte. Er studirt
Hoffnung, einen bleibenden oder refo
seine Vaterstadt und sogar der Schw
er ärntete statt der gehofften Anerken
und verließ Zürich. „Mich jammer
Schulmeister werden", sagte er, studir
Berner Oekonomen den Landbau un
unweit Lenzburg im Aargau, bedeute
baute den Neuhof mit fast 4 Fuß dic

an die Koſten der Anſtalt beitragen. Während der Arbeit unterhielt ſie Peſtalozzi mit Sprechübungen und ſuchte ihnen klare Begriffe beizubringen. Da er die Koſten der Urbarmachung eines ſterilen Bodens und die Ertragsfähigkeit desſelben falſch berechnet hatte, die Arbeit der Kinder ihren Unterhalt beiweitem nicht deckte und Peſtalozzi überhaupt der Leitung einer größeren Wirthſchaft nicht entfernt gewachſen war, ſo kam er hart an der Grenze des ökonomiſchen Verfalls an und mußte ſeine Anſtalt mit namenloſem Schmerze aufgeben. Zu allem hin mußte er ſich den Spott derer gefallen laſſen, die zwar nicht den Gedanken einer Armen-Erziehungsanſtalt verworfen hatten, aber die Koſten einer ſolchen richtiger zu veranſchlagen im Stande geweſen waren, deren Bedenken Peſtalozzi in ſeinem heiligen Eifer mit Stolz und Vorwürfen erwidert hatte. Indeſſen hatte Peſtalozzi trotz allem dem eine fruchtbare Idee in das Leben gerufen, die der landwirthſchaftlichen Armenſchulen.

Er war nun ſelbſt arm geworden und ohne den Beiſtand ſeines treuen Weibes wäre er höchſt wahrſcheinlich vor Kummer und Kränkung in das Grab geſunken; ſein Weib aber, das den edeln Willen ihres Mannes begriff, verehrte und theilte, dabei mehr praktiſchen Sinn hatte, richtete den Gebeugten auf und ermunterte ihn als Schriftſteller für ſeinen Zweck zu arbeiten, nachdem der erſte praktiſche Verſuch ſo übel ausgefallen. Seine „Abendſtunde eines Einſiedlers“ (1780) wurde jedoch nicht ſonderlich beachtet, dagegen trat er mit „Lienhard und Gertrud“ (1781) in die Reihe der geleſenen Schriftſteller. Es iſt ein „Volksbuch“ inſofern es von dem Leben und Treiben des ſchweizeriſchen Landvolkes vor der Revolution ein treues Spiegelbild gibt, aber es wurde nicht von dem Volke (d. h. der unterſten Volksklaſſe) geleſen, ſondern von dem ſogenannten gebildeten Publikum, das ſich an demſelben gerade ſo erbaute, wie wenn ein Genremaler Scenen aus dem Bauernleben z. B. Hochzeit, Scheibenſchießen und dgl. mit Pinſel und Farben abbildet. Ein Buch,

welches das alltägliche Leben des Volkes conterfeit, wird von dem Volke nicht geleſen, denn es iſt ihm langweilig; warum auch das noch leſen, was man ſelbſt erlebt? Volksſchriften müſſen draſtiſch ſeyn, entweder durch die Darſtellung concreter außerordentlicher Perſönlichkeiten und Begebenheiten (man denke an die Lebensbeſchreibungen berühmter Männer, an die Schauergeſchichten von Ueberſchwemmungen, Schiffbrüche und dgl.), oder ſie müſſen ſich zürnend gegen die Thorheiten, Verkehrtheiten und Laſter der Zeit wenden und ſie mit plaſtiſchen, aus dem Leben gegriffenen Beiſpielen illuſtriren (ein Muſter war in dieſer Gattung der Kalender für Zeit und Ewigkeit von A. Stolz), oder ſie müſſen humoriſtiſche Bilder des Volkslebens geben (z. B. aus alter Zeit die Abenteuer der ſieben Schwaben, die Schildbürger, Krähwinkler und dgl.). Peſtalozzi's Lienhard und Gertrud hat Geiſt und Leben, Kern und Kraft, ſie wirkte aber bei ihrer offen daliegenden moraliſchen Tendenz und ihrem Umfang nicht auf das Volk, wohl aber auf die gebildeten Klaſſen und hob ihren Verfaſſer in den Augen des Publikums. Er war bereits 52 Jahre alt, als die alte Eidgenoſſenſchaft unterging und nur die drei katholiſchen Urkantone der alten Eidgenoſſen würdig ihre Freiheit gegen die Freiheitspropaganda der franzöſiſchen Raubrepublik vertheidigten, wobei das nidwaldenſche Stanz in Blut und Flammen unterging. Dorthin wandte ſich Peſtalozzi und wurde 80 verwaisten Kindern für 1½ Jahr Vater, Mutter, Magd und Lehrer in einem unausgebauten Hauſe. Der neu ausgebrochene große Krieg, den Oeſterreicher, Ruſſen und Franzoſen auch auf ſchweizeriſchem Boden ausfochten, vertrieb Peſtalozzi aus Stanz, er wandte ſich nach Burgdorf und unterrichtete neben einer Lehrerin („Lehrgotte" genannt) ohne Lohn in einer Kleinkinderſchule. Der Mann erregte mehr und mehr Aufſehen, er wurde allmälig als ein pädagogiſches Original anerkannt und war im Stande, auf dem Schloſſe von Burgdorf eine Erziehungsanſtalt zu gründen, die bald zu einer Lehrerbildungsanſtalt emporwuchs. Da wirkte er

bis 1804, wo die Berner-Regierung das Schloß zu einem Oberamtmannsſitze einrichtete; Peſtalozzi überſiedelte nach Münchenbuchſen, ein Jahr ſpäter nach Iſſerten, wurde eine europäiſche Berühmtheit, verlor 1815 ſeine Frau und mußte 1825 zu ſeinem tiefſten Seelenſchmerze ſeine Anſtalt auflöſen und auf den Neuhof zurückkehren, den er ſich gerettet hatte. Als 1825 die helvetiſche Geſellſchaft ihn zu Schinznach zum Präſidenten für das folgende Jahr erwählt hatte, brachte er mit zitternder Stimme den Toaſt aus: „der Geſellſchaft, welche das zerſtoßene Rohr nicht abknickt und den glimmenden Docht nicht auslöſcht!“ Er ſchlummerte ruhig hinüber am 17. Februar 1827, nachdem er noch geſprochen: „ich vergebe meinen Feinden; mögen ſie jetzt auch den Frieden finden, da ich zum ewigen Frieden eingehe!“

Peſtalozzi war wohl berühmt geworden, aber dazu brachte er es nicht, daß er frei von ökonomiſchen Nöthen und unbehelligt von Zänkereien mit ſchweizeriſchen gelehrten und ungelehrten Schulmännern ſeinem pädagogiſchen Streben und Arbeiten hätte leben können. Seine äußere Erſcheinung, das lang herabfallende ungeordnete Haar, die nachläſſige Kleidung vom loſe umgebundenen Halstuche bis zu den Schnallenſchuhen herab, die beſtändige Unruhe der Arme und Augen, die ſich überſtürzende uncorrekte Sprache — verkündigte den originellen Mann, zugleich aber auch, daß derſelbe nicht zur Harmonie ſeiner Ideen durchgedrungen ſei, ſeine geiſtige Elaſticität nicht beherrſche, zur feſten, planmäßigen Leitung einer Anſtalt den Beruf nicht habe. Er ſelbſt bekannte ſeine „unübertreffliche Unfähigkeit zur Direction“, zur ökonomiſchen wie zur diſciplinären, daher fruchteten die einträglichſten Jahre der Anſtalt in Iſſerten nichts für die Zukunft, vertrug ſich Peſtalozzi ſelbſt mit wenigen ſeiner Hilfslehrer und war nicht im Stande, den Frieden unter denſelben aufrecht zu erhalten, daher der ſelten unterbrochene Geldmangel und Unfrieden in der Anſtalt. Peſtalozzi ſchrieb faſt unleſerlich, unorthographiſch, hielt nichts auf die Grammatik, kannte kaum die vier Species,

verſtand von der Geometrie nichts — und predigte dennoch die Reform der Erziehung und des Unterrichts. Die ſchweizeriſchen Geiſtlichen und Schulmänner hätten ihn nicht angefochten, wenn Peſtalozzi ſie in Ruhe gelaſſen hätte; aber Ausſprüche, wie „die Wortmenſchen, die durch die Künſte ihres unnatürlichen Ganges unfähig gemacht ſind zu empfinden, daß ſie ſelber auf Stelzen ſtehen und darum von ihren elenden hölzernen Beinen herabſteigen müſſen, um nur auch wieder, wie das Volk, auf Gottes Boden zu ſtehen"; „das fundamentloſe Maulbrauchen", „die Buchſtabenaugen und die Buchſtabenmenſchen", „unſer Zeitalter iſt voll von Wort-Menſchen"; „das Chriſtenvolk unſeres Welttheils iſt in die Tiefe geſunken, weil man in ſeinen niedern Schulanſtalten leeren Worten ein Gewicht auf den menſchlichen Geiſt gegeben, das nicht nur die Eindrücke der Natur ſelber verſchlang, ſondern ſogar die innere Empfänglichkeit für dieſe Eindrücke ſelber zerſtörte"; „jede Wiſſenſchaftslehre iſt verwerflich, die durch Menſchen dictirt, explicirt, analyſirt wird, welche nicht mit den Geſetzen der Natur reden und denken gelernt haben" — ſolche Ausſprüche Peſtalozzi's mußten die Getroffenen erbittern und zu Repreſſalien reizen. Sie griffen alſo ihrerſeits an und hatten dabei keine ſchwere Arbeit, denn ſie konnten einfach darauf hinweiſen, daß die Zöglinge der peſtalozziſchen Anſtalt im beſten Falle nur ſo viel verſtehen, als die Buben jeder gewöhnlichen Schule die als eine ziemlich gute prädicirt iſt, daß ſie ſich nicht ſprachgewandter, wohl aber durchſchnittlich maulfertiger zeigen als gewöhnliche Schulbuben, daß wer Pedanterei neben planloſem Umhertreiben auf dem Gebiete des Unterrichts anſchauen wolle, nur nach Ifferten zu gehen brauche u. ſ. w. Peſtalozzi ſelbſt betheiligte ſich wenig an dem Streitſchriftenwechſel, ſondern überließ dieſes Geſchäft ſeinen Gehilfen, beſonders dem eifrigen Niederer, wurde aber tief verwundet, da er ſich ebenſo ſehr des beſten Willens bewußt war, als der Unfertigkeit und Unzulänglichkeit ſeiner pädagogiſchen Grundgedanken. Wie Rouſſeau war er ein

Verehrer der Natur, ſah alles Verderben der Zeit hervorgegangen aus der Abweichung von der Natur, glaubte er an die Vollkommenheit und Unverdorbenheit der Menſchennatur in dem neugebornen Kinde; aber während Rouſſeau den Menſchen ſeiner eignen Entwicklung überlaſſen und nur die fremde Einwirkung als ſchädlich von ihm ferne halten will, bedarf bei Peſtalozzi der Menſch der naturgemäßen Erziehung und ſoll die Erziehung eine naturgemäße Kunſt ſeyn. Dieſe Kunſt wollte Peſtalozzi erfinden; „die Menſchenbildung zu wahrer und beruhigender Weisheit muß einfach und allgemein anwendbar ſeyn, ſie muß, wenn einmal erfunden, Gemeingut werden und dem ärmſten Taglöhner ſo gut zu Gebote ſtehen wie dem Fürſten und Reichen.“ Ganz richtig bezeichnet er die Anſchauung als Fundament aller Erkenntniß und alles Wiſſens; aber wer hat dieß jemals geleugnet oder vielmehr nur leugnen können? Hat nicht der Schöpfer ſelbſt den Menſchen in die Natur mitten hineingeſtellt und ihm Augen zum Sehen, Ohren zum Hören, Hände zum Faſſen gegeben? Peſtalozzi macht die Anſchauung zur Grundlage alles Unterrichtes. Sie war es von jeher und wird es immer bleiben, denn jedes Kind lernt von Vater und Mutter, von Geſchwiſtern, Geſpielen und den Menſchen mit denen es umgeht, es empfängt von ihnen Anſchauungsunterricht, indem es die Namen, die Eigenſchaften, den Zweck u. ſ. w. der mannigfachſten Dinge erfährt.

Peſtalozzi verpflanzte den Anſchauungsunterricht in die Schule, und wenn derſelbe mit Geiſt betrieben wird, ſo iſt er allerdings ein treffliches Mittel, die Aufmerkſamkeit des Kindes zu wecken, deſſen Blick zu ſchärfen, es an Beobachtung zu gewöhnen und es zu einem richtigen freien Sprechen anzuleiten. Allein auch der Anſchauungsunterricht wird bei einem unfähigen oder verſchrobenen Lehrer zu einem erbärmlichen Pedantismus, zur geiſtloſen Langeweile, das Anſchauen zum Anglotzen; er wird geradezu unnatürlich, wenn der Lehrer vergißt, daß ſein Schüler nicht allein in der Schule

Deutlichkeit entwickelt werden ſolle
und Arithmetik ſowie Geometrie
verkannt worden? Er foderte vol
lernten, freie Beherrſchung des
naturgemäße Entwicklung der E
Hat aber jemals der Unterricht u
ſeyn, hat die Erziehung jemals die
disharmoniſch entwickeln wollen? S
üblichen Methoden nicht befriedige
Aufgabe Peſtalozzi's, eine beſſere
„die einfache und allgemein anw
experimentirte unaufhörlich, ließ ſi
aber er fand ſie nicht die geſuch
einfache Methode. Er regte nur
heute für die Schulen beſſere Leh
ſo hat Peſtalozzi an dieſem Verdie
lernende Welt ſeinen Antheil, obn
bares Lehrmittel zu ſchaffen im St

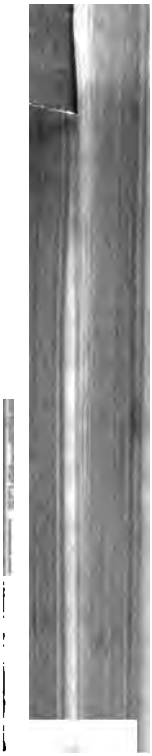
Aus dem Grundirrthum Pe
Menſchennatur entſprang einerſeit

ſich bei dem Kinde zeigt, erſchien ihm als die Wirkung des böſen Beiſpiels oder der Verführung von Seite der Erwachſenen. Im häuslichen Kreiſe ſoll das Kind von den Eltern, wobei der Mutter die wichtigſte Aufgabe zufällt, zu allem Guten und ächt Menſchlichen, zum Göttlichen angeleitet werden, von dem Unterricht aber fordert er, „daß derſelbe den Glauben durch den Glauben, die Liebe durch die Liebe und von der Wahrheit ausgehend zur Wahrheit führe, denn wer in der Wahrheit bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“ Der Glaube iſt aber bei Peſtalozzi nicht der chriſtliche Glaube, die Liebe nicht die des Erlöſers, die Wahrheit nicht die geoffenbarte Wahrheit und Gott nicht Chriſtus, es iſt Peſtalozzi's individueller Glaube, die von ihm gehegte Liebe und die von ihm geſuchte Wahrheit; es iſt die individuelle Religioſität eines Philoſophen von gutem Herzen, welche ſtatt der in der Kirche lebenden Religion das Licht und die Wärme des Glaubens und der Liebe in dem Menſchen entzünden und erhalten ſoll. Das ſollte die erſte Erziehung im elterlichen Hauſe und der Unterricht in der Elementarſchule leiſten können, meinte Peſtalozzi, natürlich in der Vorausſetzung, daß in Schule und Haus nach ſeinen Ideen von wahrer Menſchenbildung verfahren werde; dieſe Bildung hielt er für einen hinlänglich ſtarken Damm, um den Wogen der Sinnlichkeit und der Leidenſchaften ſpäterer Jahre widerſtehen zu können!

Was können fähige Kinder in einer guten Elementarſchule lernen? in einer ſolchen, wo der Lehrer nach Peſtalozzi's Forderung nichts gibt, das von den Kindern nicht aufgenommen und behalten, nichts lehrt, was von ihnen nicht begriffen wird? Man gehe hin und prüfe eine ſolche und man wird finden: die Schüler ſind aufgeweckt, aufmerkſam, an Nachdenken gewöhnt, ſind im Stande ſich klar auszuſprechen, leſen fertig und mit Verſtändniß, ſchreiben leſerlich und ziemlich orthographiſch, verſtehen die Operationen der niedern Arithmetik gründlich, wiſſen vielleicht auch Einzelnes

aus Naturkunde, vaterländiſcher Geſchichte und Erdbeſchre
ung und ſind durch die Schuldiſciplin an Ruhe, Ordnu
und Anſtand gewöhnt. Sie wären demnach gut vorberei
für eine höhere Schule, treten ſie aber in eine ſolche ni
ein, ſo bringen ſie aus der Schule ſo viele Kenntniſſe m
als der gewöhnliche Beruf des Bürgers verlangt; es begir
für ſie eine andere Schule, die Erlernung der Berufsarbeit
und für dieſe iſt die rechte Methode längſt gefunden: d
Lehrling weiß, was er thun ſoll, ſieht bei ſeinem Meiſt
wie er es thun ſoll, darf nicht früher zu einer andern Arb
ſeines Gewerbes übergehen, bis er die erſte vollſtändig in
hat; hier iſt alſo Anſchauungsunterricht und lückenloſ
ſtufenmäßiger Fortſchritt. Dem Lehrling iſt ein neues Leb
aufgegangen, er iſt kein Schulknabe mehr und freut ſich deſſe
würde aber auf die Frage, was ihm die Schule genützt hal
heiter antworten: „ich habe rechnen, ſchreiben und leſen g
lernt, habe aufmerken müſſen, und wenn ich und meine K
meraden faul oder ungezogen ſeyn wollten, ſo vertrieb u
der Schulmeiſter die Luſt dazu und hielt uns in der Or
nung.“ Peſtalozzi freilich wäre mit dieſer Würdigung d
Unterrichts und der Diſciplin in der Elementarſchule,
allgemein und richtig ſie iſt, höchſt unzufrieden geweſen, den
er verſenkte ſich ſo in ſeine Ideen von einer einfachen u
allgemein anwendbaren Menſchenbildung zu wahrer Weishe
daß er über die elementare Bildung nicht hinausblicken konnt
denn wenn ſie einfach und allgemein anwendbar ſeyn ſollt
ſo konnte ſie nur in die Kinderjahre fallen, da die ſpätere
Jahre von der ſpecifiſchen Berufsbildung in Anſpruch g
nommen werden. Deßwegen war ihm auch die höhere u
gelehrte Bildung zuwider und beinahe verhaßt, deßwege
anerkannte er ihren Einfluß auf die Entwicklung der Menſc
heit nicht und erwartete Alles von der Elementarbildun
Er hätte von ſeinem einſeitigen Idealismus 1802 bekeh
werden können; er wurde nämlich von zwei Bezirken al
Mitglied der Deputation nach Paris geſchickt, welche mit de

erſten Conſul Napoleon Bonaparte die Mediationsakte berieth oder vielmehr von demſelben über die Verhältniſſe der Schweiz examinirt wurde. Peſtalozzi übergab ihm ein Memoire über das, was der Schweiz noth thue, das begreiflich nichts anderes war als die Organiſation des Volksſchulweſens im Sinne Peſtalozzi's. Allein der erſte Conſul fand, daß der Schweiz eine andere Verfaſſung noth thue und gab ſie ihr, diktirte den Parteien bei ſchwerer Strafe Frieden und Gehorſam und ſagte dem Burgdorfer Pädagogen kurz: „ich kann mich damit nicht befaſſen, wie man das Abc am beſten einlehrt.“ Der gute Peſtalozzi träumte aber „von ſtets ſich erneuernder Verjüngung und Vervollkommnung des Menſchen, der bürgerlichen Geſellſchaft und der Menſchheit nach den immer tiefer zu erforſchenden Geſetzen ihrer Natur und deren Entfaltung durch Erziehung des heranwachſenden Geſchlechts“ (Mönnich, J. H. Peſtalozzi's Idee der Menſchenbildung S. 17). Somit wäre die Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts von der Erforſchung der Geſetze der Menſchennatur, d. h. von den Ergebniſſen der Anthropologie abhängig, von dem Gange der Unterſuchungeu der Pſychologen und Phyſiologen, und je nachdem die Sätze von Herbart, Carus, Burdach u. ſ. w., oder die von Moleſchott, Vogt, Büchner bei den Oberbefehlshabern der ſtaatlichen Pädagogik (bei den Unterrichtsminiſtern, Erziehungsräthen, Educationsräthen u. ſ. w.) Geltung hätten, würde das heranwachſende Geſchlecht in den Volksſchulen unterrichtet werden müſſen. Somit hat die chriſtliche Religion das Weſen der Menſchennatur nicht ſcharf gezeichnet und damit die Normen der Erziehung nicht klar vorgelegt, iſt uns das Muſterbild eines Menſchen ſowie eines Staates nicht durch das Chriſtenthum gegeben. Somit hat nicht das Chriſtenthum die Principien der Weltpädagogik für alle Zeiten gegeben, die anwendbar, ja unumgänglich nothwendig ſind, wo ein ganzes Volk oder ein Individuum zur Menſchenwürde erzogen werden ſoll. Das war eben Peſtalozzi's Unglück, daß er für ſein



Stelle anzünden, die Europa
die Barbaren im Süden und
dieſer Verhack hinter meinem Gra
brennen! Jetzt weiß ich wohl, d
Kohle in feuchtes, naſſes Stroh
Wind und er iſt nicht ferne, er wi
naſſe Stroh um mich her wird all
es noch um mich her iſt, es wird
Hatte es denn nicht ſchon gebrann
Frankreich, von 1798 bis 1801
„niedere Bürger“ den Verhack nic
zeigte der niedere Bürger nicht di
und ſeine Kinder nach Peſtalozzi'
hatte Napoleon I. eine eigene Wel
die peſtalozziſche Pädagogik nur a
Rekruten des Wiſſens in den erſt
wollten die ſchweizeriſchen Magiſtr
befehlen, nach Peſtalozzi's Vorſchri
griff auch Kaiſer Alexander I. nic
Iſſerten beſuchte, wie er mit Peſta
ſiſchen Bauern metamorphiſiren kön
eifrigen Pädagogen am meiſten

der Ruf der Schulmeiſter, wenn es ſich um Schulbeſuch, Lehrmittel, Dauer der Schulzeit und dergl. handelt.

Trotz allem dem war Peſtalozzi's Wirkſamkeit eine tiefgreifende und hätte ihn glücklich machen müſſen, wenn er ſich der Tragweite der Schulpädagogik klar bewußt geweſen wäre und ihr nicht eine die ganze Geiſteswelt beherrſchende Macht zugemuthet hätte. Kaum athmete nämlich Europa von den gewaltigen Anſtrengungen auf, die es zur Abwehr der „Napoleoniſchen Ideen" hatte machen müſſen, als faſt alle Regierungen ſich die Hebung des Schulweſens angelegen ſeyn ließen, von der Hochſchule bis zur Elementarſchule, und in der letztern walteten die Grundſätze Peſtalozzi's unbeſchränkt. Deutſchland wurde ſeitdem das klaſſiſche Land der Schulen, das deutſche Volk das geſchulteſte in ganz Europa; in Deutſchland ſelbſt waren die proteſtantiſchen Regierungen im Einſchulen des Volkes am eifrigſten und da ſie auch Millionen katholiſcher Unterthanen haben, ſo wurden dieſelben auf der gleichen Bahn des pädagogiſchen Fortſchritts geführt. Es iſt hier nicht der Platz des Weitern auseinanderzuſetzen, wie die deutſche Wiſſenſchaft und Literatur faſt zur Domäne des Proteſtantismus wurden, ich bemerke nur, daß die Pädagogik dieſem Schickſale gänzlich unterlag, indem Proteſtanten und faſt ohne Ausnahme proteſtantiſche Theologen auf dieſem Gebiete eine Maß und Richtung gebende Thätigkeit entfalteten (Dinter, Stephani, Wilmſen, Harniſch, Dieſterweg ꝛc.). Der bei den proteſtantiſchen Theologen vorherrſchende Rationalismus theilte ſich durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten (z. B. Dinter's Schullehrerbibel), und vielleicht noch mehr durch die als Seminardirektoren fungirenden Herren den proteſtantiſchen Schulmeiſtern mit; weil jedoch damals noch keine proteſtantiſche Regierung die Kirche von dem Staate und die Schule von der Kirche trennen wollte, ſo drangen die Conſiſtorien jedesmal durch, wenn ſie der amtlichen Wirkſamkeit der Pädagogen gegen die confeſſionelle Glaubenslehre und Kirchenverfaſſung ein Ende zu machen begehrten. Sie ver-

und Aufklärich am beſten gedeiht. Fehler, daß (mit Ausnahme von 2 nicht in ſolche für Stadt- und in getrennt wurden. Da wird nun de der doch unter Bauern wohnen und einen ſogenannten Herren umgewa ein Dorf und in eine Dorfſchule nic von Acker- und Gartenbau und doch ſchäften unterziehen, da ſein Einko weiſe in dem Ertrag von Grundſtüc rend der guten Jahreszeit, in welc ihren Eltern auf dem Felde arbeiten der Schule zu thun hat. Ein Landſchu und Obſtbaumzucht verſtehen, ſollte ei ſchaften, ein kleines Landgut verſtän ſollte kurzweg geſagt, ein gebildeter La er gerne Landſchulmeiſter und die La ihm angezogen fühlen. Was wünſch ſei er arm oder reich, ein verſtän ſeine Kinder, beſonders die Buben, möchten? Gut leſen, ordentlich ſchre

könnten; wenn ſie endlich im Stande wären, die in dem Bereiche des Bauern- und Handwerkerſtandes regelmäßig vorkommenden Rechnungen (nicht die außerordentlichen) zu löſen; daß in der Schule auch geſungen und beſonders das Kirchenlied eingeübt werde, wird als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt. In einer Stadt, wo der Gewerbbetrieb und das Handelsgeſchäft vorherrſcht, wird ſich dieſe Aufgabe der Elementarſchule noch vollſtändiger löſen laſſen, weil die Schüler nicht ſo frühe zur Arbeit angehalten werden, wie auf dem Lande, und hier tritt in der oberen Abtheilung der Zeichen-Unterricht in die Reihe der Unterrichtsgegenſtände, falls nicht die oberen Abtheilungen der Elementarſchule in eine ſogenannte höhere Bürgerſchule, Secundärſchule, untere Realſchule und dgl. verwandelt ſind. Hat nun die Elementarſchule dieſe beſcheidenen Anforderungen erfüllt? Keineswegs durchſchnittlich, ſondern nur ausnahmsweiſe, lautete vor drei Jahrzehnten die Antwort. Ein ſehr reicher Edelmann wünſchte eine gründliche Erklärung dieſer auffallenden, faſt unbegreiflichen Thatſache und ſetzte einen ſehr reſpektabeln Preis für die beſte Beantwortung ſeiner Frage aus. Er wurde von dem bekannten und verdienſtlichen Curtmann gewonnen; ſein Buch wurde jedoch von dem Gros der Lehrerſchaft ſehr unliebſam und in den Kanzleien der Unterrichtsminiſterien vielleicht gar nicht bemerkt, jedenfalls wurde es nicht gewürdigt, wahrſcheinlich weil die verhältnißmäßig geringe Fruchtbarkeit der Elementar- oder Volksſchulen dem von oben herab angeordneten Syſteme beigemeſſen wird. Und zwar mit vollem Rechte, denn was die Elementarlehrer ſind, wiſſen und thun, dafür ſind die oberſten Schulbehörden verantwortlich, da nach ihren Verordnungen die Lehramtscandidaten in den Seminarien gebildet werden. Von ihnen werden ſie geprüft und angeſtellt, von ihnen werden die Lehrmittel für die Schulen angeordnet, der Lehrſtoff vorgeſchrieben und zugemeſſen, die Leiſtungen in den Schulen durch Inſpektoren oder Viſitatoren controlirt; von ihnen wird dem

Lehrer jede Aenderung in Materie und Methode des Unterrichts unterſagt und der Gemeinde wie der Familie jeder beſtimmende Einfluß auf die Organiſation der Volksſchule entzogen. Man betrachte einmal den Lektionskatalog eines Schullehrerſeminars, dieſe Reihe von Fächern, die alle in 2—3 Jahren erlernt werden ſollen und zwar nicht bloß nach ihrem Inhalte, ſondern die Mehrzahl derſelben in der Weiſe, daß der künftige Lehrer ſie methodiſch in der Schule mittheilen könne. So kann unmöglich etwas anderes als ein vielartiges, ſtümperhaftes Wiſſen gepflanzt werden, und weil den jungen Leuten der Umfang der einzelnen Wiſſenſchaften (Sprache, Anthropologie, Pädagogik mit ihren Zweigen, Geſchichte, Geographie, Mathematik, Phyſik, Naturgeſchichte) unbekannt bleibt, ſo glauben ſie viel zu wiſſen, bilden ſich viel darauf ein, werden anmaßlich und lächerlich. Sie ſind keine Meiſter in der Schule, d. h. ſie können und wollen nicht gleich anderen Lehrmeiſtern ihren Schülern ſo viel geben als dieſe gründlich und deßwegen für immer zu erlernen im Stande ſind, quälen ſie mit Dingen, welche in die Köpfe nicht paſſen, verleiden ihnen die Schule und mißſtimmen die Eltern. Welcher Jubel herrſcht nicht unter Buben und Mädchen, wenn ſie der Schule entlaſſen werden, und wie ſelten iſt es, daß dieſelben ſpäter in dem Schulmeiſter den Wohlthäter und Freund der Kinderjahre dankbar ehren! Iſt damit nicht das Urtheil über die Volksſchulen, wie ſie in der Mehrzahl ſind, thatſächlich ausgeſprochen? Man beachte ferner, wie der Bauer und der Bürger in dem Lehrer meiſtens einen armen Halbherren, einen rechthaberiſchen, unzufriedenen, der Gemeinde aufgezwungenen Schuldeſpoten erblickt; wie die höheren Stände ihm mit einem gewiſſen Erbarmen, öfter noch mit kaum verhehlter Mißachtung begegnen und die wiſſenſchaftlich Gebildeten ihn als einen Unausſtehlichen vermeiden; wie endlich ſelbſt die Oberſchulbehörden in einem Tone zu ihm ſprechen, der alles eher als von der Achtung Zeugniß gibt, auf welche jeder ſelbſtſtändige Mann Anſpruch hat und

macht. Zu allem hin ſind die Schulmeiſter (ſo werden ſie gefliſſentlich und amtlich in einigen Staaten titulirt, obwohl ſie ſich lieber Schullehrer nennen laſſen) durchſchnittlich ſo ſchlecht beſoldet, daß ſie kaum eine Familie zu ernähren im Stande ſind und ihre Söhne in der Regel wieder Schulmeiſter werden müſſen. Da iſt es wahrlich kein Wunder, wenn der ganze Stand der Schulmeiſter von Unzufriedenheit träuft wie eine angeriſſene Föhre von Harz. Am tiefſten wurzelt in der Regel die Erbitterung gegen die Ortsgeiſtlichen: die wiſſenſchaftliche Bildung, ſelbſt eine mangelhafte, des Geiſtlichen überragt doch ſichtbar die des Schulmeiſters; er hat eine gewichtige Autorität in der Gemeinde und ſteht auch in den Augen der Schulkinder viel höher als der Schulmeiſter; er bezieht ein viel beſſeres Einkommen bei einem ſcheinbar weniger mühſeligen Amte; er übt die ſpecielle Aufſicht über Schule und Schulmeiſter, und iſt dieſer zugleich Meßner und Organiſt, ſo iſt er geradezu auch Diener des Pfarrers. Schon dieſe Verhältniſſe ſind hinreichend um in dem Schulmeiſter wenn auch nicht das „Gefühl ſeines Nichts“ zu erwecken, ſo doch mehr als einen Mißton der Leidenſchaft anzuſchlagen; wenn nun aber vollends der Pfarrer den Schulmeiſter ſeine vielfache Unterordnung gefliſſentlich und ohne Nothwendigkeit fühlen läßt, was leider nur zu oft geſchieht, und ihn vor den Kindern oder vor den Erwachſenen bloßſtellt, ſo iſt eine Feindſeligkeit geſtiftet, die als tückiſcher Haß brütet und auf Gelegenheit ſich zu rächen lauert.

XLII.

Wilhelm von Chezy's Erinnerungen*).

Der Verfaſſer vorſtehender Erinnerungen iſt, mit der Vollendung ſeiner Selbſtbiographie beſchäftigt, am 13. März dieſes Jahres zu Wien geſtorben. Seine Memoiren, welche bis jetzt in vier Bändchen gedruckt vorliegen und die erſte Hälfte unſeres Jahrhunderts umfaſſen (1806 bis 1850), ſind vorwiegend literariſcher Natur und liefern nach dieſer Seite hin, wenngleich nur in leichten Anwürfen und flüchtigen Umriſſen, einen immerhin dankenswerthen Beitrag zur Zeit- und Sittengeſchichte. Chezy bezeichnet ſelber ſeine Denkwürdigkeiten als ein Stückchen Leben „nicht im großen geſchichtlichen Styl, ſondern als Fachbildchen in engerem Rahmen.“ Ueber die großen Ereigniſſe hat er keine Aufſchlüſſe zu geben; er will nur das „Kleingeld der Zeitgeſchichte“ in dieſen Blättern ſammeln. Da darf man ſich denn freilich nicht verwundern, wenn man überflüſſigen Ballaſt mit in Kauf nehmen muß; und allerdings muß man ſich durch manchen ermüdenden

*) Erinnerungen aus meinem Leben. Von Wilhelm Chezy. Erſtes und zweites Bändchen: Helmina und ihre Söhne. Schaffhauſen, Hurter 1863. Drittes und viertes Bändchen: Helle und dunkle Zeitgenoſſen. Schaffhauſen 1864.

Kleinkram hindurcharbeiten, um das ſchätzbarere Material zuſammenzufinden. Gleichwohl aber iſt die Zahl der ſtofflich anziehenden Partien für den Suchenden groß genug, um das Buch geduldig zu Ende zu leſen.

Wilhelm Chezy hat in keinem Gebiet eine große Rolle geſpielt, aber er kam durch ſeine eigenthümliche Lebensſtellung mit einem ausgedehnten Kreis hervorragender Perſönlichkeiten aus allen Ecken und Winkeln des deutſchen Vaterlandes in Verbindung, und die Charakteriſtik dieſer hellen und dunklen Zeitgenoſſen, in einer Fülle kleiner Züge ausgemünzt, iſt es was den Memoiren ihr Colorit und ihre Bedeutung verleiht. Der Verfaſſer iſt der Sohn des berühmten Orientaliſten Leonhard von Chezy in Paris, und der deutſchen Dichterin Helmina, einer gebornen Freiin von Klencke aus Berlin. Zu Paris geboren (21. März 1806), hatte er es nur dem unverträglichen Charakter ſeiner Mutter zu verdanken, daß er nach Deutſchland verpflanzt und aus einem Franzoſen ein Deutſcher wurde, und zwar ein ehrlicher wackerer Deutſcher von patriotiſchem Sinn und Eifer. Helmina von Chezy trennte ſich 1810 „unter der Form eines Urlaubs" von ihrem Manne und nahm ihre beiden Kinder (Wilhelm und Max) von Paris mit nach Heidelberg, um von da endlos Deutſchland in die Kreuz und Quer zu durchwandern.

Die Dichterin bildet denn auch naturgemäß die Hauptfigur in den beiden erſten Bändchen vorliegender Erinnerungen, welche die Jugendjahre des Sohnes, ſolange er nur als paſſiver Zeuge mitſpielt, umfaſſen. Aber der Eindruck, den wir von der Dichterin und Mutter empfangen, iſt im Ganzen kein erquicklicher. Sie erſcheint hier als das Bild der Ordnungsloſigkeit und der Ruheloſigkeit, die nur von Wallungen lebte und augenblicklichen Eingebungen folgte, in deren phantaſiereichem Kopfe der Aberglaube und eine Doſis vorgefaßter Meinungen eine mächtige Rolle ſpielten, eine Frau von ebenſoviel Geiſt als Schrullen. Neben der unbefangenſten Zerſtreutheit und der befangenſten Rechthaberei beſaß ſie die

Gabe, auch da vor den Kopf zu ſtoßen, wo ſie es von Herze
gut meinte. Helmina iſt jedenfalls das wunderlichſte Origin
eines ariſtokratiſch zigeunerhaften Blauſtrumpfs, einer m
Gemüth und überwuchernder Einbildungskraft angelegte
aber durch und durch undiſciplinirten, haſtigen, in krauſ
Launenhaftigkeit umherfahrenden Dichternatur. Wie ihr Weſe
war ihr Arbeiten: quirlende Unruhe und Regelloſigkeit. Ste
nach Veränderungen begierig und dazu neugierig wie n
ein Weib ſeyn kann, führte ſie ein ewiges Nomadenleben
von Heidelberg trug ſie ihr Zelt nach Aſchaffenburg, von
nach Amorbach und Miltenberg; weiter nach Darmſtad
Frankfurt, Köln, nach den Niederlanden; dann zurück
launigem Wechſel durch die deutſchen Reſidenzſtädte Berli
Dresden, Wien, München, hier Jahre dort Monate lan
verweilend, immer raſtlos und immer nach momentaner Ei
gebung. Helmina's Haushaltung trug das Gepräge ein
Feldlagers, und ihre Kindererziehung war dem entſprechen
einzig in ihrer Art. Pietät hat ſie denn auch bei den Söhne
von denen der eine ſpäter Schriftſteller, der andere Mal
wurde, nicht viel erworben. Das Haupterbtheil aber, d
auch den Söhnen zeitlebens anhaften blieb, war der Reiſ
trieb der Mutter.

Dieſem Reiſetrieb verdanken die vorliegenden Erinne
ungen ihren Hauptbeſtandtheil und ihren Charakter; ihr
Hauptbeſtandtheil in der namenreichen Gallerie der verſchi
denſten Perſönlichkeiten; ihren Charakter in der Flüchtigk
der raſch und keck hingeworfenen Umriſſe.

Es iſt eine kleine Heerſchau, welcher der Leſer in dieſe
Buche beiwohnt. Eine in allen Farben ſchillernde Geſellſcha
von berühmten und unberühmten Namen, künſtleriſchen Cel
britäten, geſellſchaftlichen Originalköpfen und literariſch
Irrwiſchen ſchreitet oder huſcht an den Augen vorüber, w
es bei dem Wanderleben Helmina's eigentlich ſelbſtverſtändli
iſt. Die Dichterin verkehrte zu Aſchaffenburg mit dem Für
primas Dalberg, der in der Erinnerung des Erzählers n

„als ein gütiger Greis mit langen weißen Locken“ fortlebte, zu Amorbach mit dem Fürſten von Leiningen und deſſen liebenswürdiger Gemahlin, der nachmaligen Herzogin von Kent und Mutter der Königin Viktoria; auch anderswo fand ſie immer wieder fürſtliche Gönnerinen, die ſich ihrer annahmen und deren ſie zu Zeiten recht wohl bedurfte. Im rheiniſchen Land ſind Abt Vogler, Wallraff, Gneiſenau, die Dichterinen Amalie von Helwig und Eliſe Bürger einige von den Namen, die während der früheſten Wanderzeit in den Geſichtskreis der Dichterin treten und im Gedächtniß des Sohnes ſich feſtgeprägt haben. Wilhelm Chezy war damals noch ein Knabe von ſieben bis acht Jahren, und die Eindrücke, die er davon behalten, ſind darum mehr oder weniger zufälliger Natur. Während des Aufenthalts zu Frankfurt im J. 1813 fand der Einzug der drei alliirten Monarchen ſtatt, die von der Leipziger Schlacht herkamen. Chezy entwirft von dem bunten Treiben und Gewoge jener Tage, das ſo ganz nach dem Herzen eines Knaben war, eine recht anſchauliche Schilderung; den erſten Platz in den Erinnerungen des Knaben haben aber die Koſacken erobert, die ihre Liebe gegen die Kinder in allerlei barbariſchen Zärtlichkeiten, namentlich aber dadurch kundgaben, daß ſie mit den Buben Fangball ſpielten, d. h. die Kleinen wurden von den Koſacken als Fangbälle geworfen.

An abenteuerlichen Zügen und Vorkommniſſen konnte es bei dem Nomadenleben der Dichterin, die ihre Kinder überallhin mitſchleppte, nicht fehlen. Die Erzählung von Helmina's Flucht und langwieriger Fahrt von Köln nach Berlin im J. 1816 lieſt ſich für ein Kind der Eiſenbahnzeit befremdlich genug, und Chezy bemerkt nicht mit Unrecht, daß ſie wie ein Märchen aus den Tagen des dreißigjährigen Krieges klinge. In Berlin erweitert ſich der Kreis literariſcher Bekanntſchaften, denn Helmina war mittlerweile ſelber eine Berühmtheit geworden. Nennen wir nur einige Namen. Graf Blankenſee, der ſich wegen ſeines halblahmen Beins gern mit Lord Byron vergleichen ließ, der Criminaliſt Hitzig und ſein koboldartiger

Freund Th. Amad. Hoffmann, der Verfaſſer der Phantaſieſtücke in Callots Manier, der Elixire des Teufels und anderer dämoniſcher Capriccios, der Maler Wilhelm Henſel und deſſen Schweſter, die frommſinnige Dichterin Luiſe Henſel mit den „Vergißmeinnichtaugen", die „für eine vollendete Schönheit und dennoch für liebenswürdiger als ſchön" galt, W. Müller, Fouqué und Chamiſſo: dieſe und viele andere gehörten in Berlin zu ihrem Umgang und werden von dem Erzähler in ihren Eigenheiten ſkizzirt, namentlich der kurz zuvor von ſeiner Weltumſeglung zurückgekehrte Deutſchfranzoſe Chamiſſo, zu dem der junge Chezy eine wohlbegreifliche Anziehung empfand, und der witzige Criminalrath Hitzig, ein getaufter Jude, der bei ſeinem Uebertritt ſeinen väterlichen Namen Itzig durch Vorſetzung eines Buchſtabens veränderte, worüber Helmina zu ſagen pflegte, er habe ſich vergriffen, denn nicht ein H, ſondern ein W habe vor den Namen gehört. „Er beſaß in der That eine außerordentliche Gabe behenden Witzes, der immer Funken ſprühte, die aber leuchteten und wärmten, nicht wehe thaten."

In Dresden ſind es wiederum vorwiegend Kunſtgenoſſen, welche in den Kreis der Dichterin treten, alle aber mindeſtens Hofräthe, deren es dort unendlich viele gab, denn in Dresden fing, nach Chezy's Verſicherung, die Menſchheit mit dem Hofrath an. Es gab einen Liederkranz der Hofräthe, darin unter andern Friedrich Kind, der Dichter des „Freiſchütz", und Theodor Hell (Hofrath Winkler), der „die Befugniß mißbrauchte, welche einem geiſtreichen Mann zuſteht häßlich zu ſeyn", beide damals wichtige Leute durch ihre „Veſpertina", wie man im gelehrten Sachſen die Abendzeitung, den Brennpunkt des literariſchen Lebens im Sachſenreiche, nannte. Einen intimern Verkehr unterhielt Ernſt von der Malsburg, mit dem Helmina von Chezy gemeinſchaftlich Calderon'ſche Dramen überſetzte; letztere hegte ſchon frühzeitig eine große Vorliebe für den ſpaniſchen Dichter, den ſie noch überſetzen müſſe, wie ſie ſcherzte, da er den Nachen bei ſich habe (Calderon de la

Barca). Weiterhin Graf von Löben, ein poetiſcher Schwärmer, Graf Kalkreuth, der „Schulden wie ein Prinz", aber ſehr beſcheidene Verſe machte, vorübergehend auch Jean Paul; endlich, alle überragend, Ludwig Tieck und Karl Maria von Weber, der Dichter und der Componiſt der Romantik. Mit Weber, der eben mit ſeinem Freiſchütz die Welt entzückte, kam Helmina dadurch in engere Beziehung, daß ſie für den Tonkünſtler das Textbuch der Euryanthe dichtete, das freilich ein halbes Dutzendmal vollſtändig umgearbeitet werden mußte, ehe es dem Componiſten zurechtſaß. Das Bindemittel der intimeren Annäherung wurde aber ſpäter auch zum Gegenſtand des Zerwürfniſſes zwiſchen den beiden reizbaren Naturen, was Chezy mit kühler Unparteilichkeit berichtet. Tiecks dramatiſche Vorleſungen bildeten zu jener Zeit die Creme äſthetiſcher Genüſſe in Elbflorenz. Unſer Erzähler entwirft folgendes Porträt von dem Dichter-Vorleſer:

„Den Jahren nach ſtand er in der Kraft des männlichen Alters; das Geſicht des damals 46jährigen Dichters mit der hohen wunderbar ſchön geformten Stirne, den durchdringend klaren Augen, den kräftigen und doch ſo feinen Zügen ſchien einem noch viel jüngern Mann von blühender Geſundheit anzugehören, ebenſo ſeine klangvolle und ſchnellkräftig biegſame Stimme. Der Leib aber, von der Gicht krumm gezogen, war der Rumpf eines hilfloſen Greiſes. Er lebte mit ſeiner Frau und zwei Töchtern bei einer Gräfin Finkenſtein . . . Die Gräfin von Finkenſtein machte ein großes Haus. Man kam zu ihr, um Tieck zu ſehen und zu hören. Er las dramatiſche Dichtungen vor. Die Meiſterſchaft ſeines Vortrags iſt ſo berühmt geworden, daß man jetzt noch mehr davon weiß als von ſeinen bleibenden Werken. Shakeſpeare hat nach ihm keiner mehr ſo vollendet vorgetragen, bis auf Karl von Holtei, der ihm ſeinerzeit, nämlich ſolange er Vorleſungen hielt, in nichts nachſtand, als vielleicht ein wenig im Wohllaut der Stimme. Eine Stimme, wie Tieck ſie beſeſſen, iſt die ſeltenſte aller Gaben. Außer Shakeſpeare las er mancherlei Luſtſpiele mit der größten Vollendung vor. Der alte Holberg wurde auf ſeinen Lippen wieder jung. Mit Calderon dagegen hatte er keinen ſonder-

lichen Erfolg. Der ſpaniſche Dichter bot ihm nicht das Feld, wo er ſeine Meiſterſchaft entwickeln konnte. Wenn Tieck ein Holberg'ſches Luſtſpiel las, ſo hörte man nicht nur, ſondern ſah auch die komiſchen Figuren Ebenſo trat im Shakeſpeare'ſchen Trauerſpiel jede Geſtalt lebendig vor den Zuſchauer hin. Aber an den Trochäen des Spaniers ging alle Kunſt des Vortrags verloren, und da Tieck auch bei Calderon ſeine Gewohnheit beibehielt, nie den Namen der ſprechenden Perſon zu nennen, ſo mochte er ſich anſtellen wie er wollte, man wußte bald nicht mehr, ob Alvaro, Ruiz, Inez, Laura oder der Prinz einherſtelzte. Ein Calderon-Abend war alſo nicht erquicklich; im Sommer wurde er geradezu zur Pein, weil Tieck, ein Feind aller freien Luft, die Fenſter ſorgfältig geſchloſſen hielt; Kalkreuth ſchlug darum eines Tages vor, eine Unterzeichnung zu eröffnen, um für Tieck einen Glasſturz anzuſchaffen, damit ihn ja kein Lüftchen anhauche. Während Tieck vorlas, durfte ſich nichts rühren; er fühlte ſich ſchon geſtört und beleidigt, wenn Jemand ſein Schnupftuch aus der Taſche langte. Darin lag eine der Urſachen, welche ihn vom Umgange mit Helmina abſpänſtig machten. Für Helmina gab es nichts entſetzlicheres, als ſich ruhig zu verhalten, und ſie hat ſich mancher Störung ſchuldig gemacht. Wilhelm (Chezy) ſtand als Muſter eines Zuhörers in großer Gunſt . . . Eines Abends nach Vorleſung eines Calderon'ſchen Stückes ſagte Malsburg zu Wilhelm: „Männeken, du haſt ausgehalten wie der ſtandhafte Prinz ſelber. Du kannſt doch nicht alles verſtanden haben. Unterhältſt du dich denn dabei?“ — „Den geſtiefelten Kater hätte ich ſchon lieber gehört“, platzte der Knabe heraus. — Tieck, welcher es gehört, fing unbändig an zu lachen. „Du ſollſt ihn haben, Junge“, ſagte er. Die Zuſage ward nicht vergeſſen und der Kater in ganz kleinem Ausſchuß vorgetragen, wobei Wilhelm (doch nur ohne die Mutter) ſich einfinden durfte . . . Tieck wurde häufig mit Tiedge, dem Dichter der Urania, verwechſelt, und ärgerte ſich ſchmählich darüber. Dieſe Verwechslung, ſagte er, habe ihm ſchon gräßlich viel alte Küſſe zugezogen“ (I. 195—199).

Es ſoll dieß zugleich eine Probe ſeyn von der Art wie Chezy zu ſchildern pflegt. Er hat es nur mit den äußern Erſcheinungen zu thun, die auf ſeinem und Helmina's Lebens-

weg ſich zeigen. In die Tiefe dringt er ſelten und pſychologiſche Räthſel werden nicht gelöst. Wenn darin ein Tadel liegt, ſo trifft er den Verfaſſer inſofern nicht, als er mit überlegter Selbſtbeſchränkung dieſen Standpunkt der Beobachtung von Anfang an einnimmt und conſequent durch alle Bändchen feſthält. Denn er will, wie er wiederholt verſichert, nur „eine überſichtliche Schilderung ſeiner Zeit und ſeiner Zeitgenoſſen in Beziehung auf das Alltagsleben" bieten. Das thut er und er hält ſomit was er verſpricht, nicht weniger, aber freilich auch nicht mehr.

Aehnlich verhält es ſich mit den Perſönlichkeiten, die er aus dem Geſellſchaftsleben in Wien während der zwanziger Jahre (1823—28) vorführt. Auch hier iſt es nur das äußere Leben, dem er ſeine Beobachtung widmet, und einen Schönfärber und Beſchöniger kann man ihn nicht ſchelten. Seine Malerei iſt eine ganz naturaliſtiſche. Karoline Pichler und Henriette Sonntag werden eingeführt, die eine im Niedergang, die andere im Aufgang ihres Sterns, beide aber gleich geſunde naturwüchſige Menſchenkinder. Im Hauſe der Pichler findet Helmina alte Bekannte von Paris her, nämlich Friedrich und Dorothea Schlegel, von denen einige Züge mitgetheilt werden, in der gewohnten Vortragsweiſe des Verfaſſers. Dem jungen Chezy bezeigte ſich Schlegel ſehr gewogen; einen Lorbeerkranz, den Schlegel in einem geſellſchaftlichen Kreiſe zu Wien empfing, machte er dem talentvollen Jüngling zum Vermächtniß. Unter den eigentlichen öſterreichiſchen Charakterfiguren erſcheinen Caſtelli, der Dichter Alt-Wiens, Karl Ruß, der Maler „von kaninchenhaft fruchtbarer Einbildungskraft", im geſelligen Leben ein derb drolliger Kauz und Naturburſch; Hormayr, „ſeiner äußern Erſcheinung nach ein vierſchrötiger Mann von höflich gebildetem Benehmen, ein anregend unterhaltender Geſellſchafter"; damals war er noch öſterreichiſcher Patriot, aber wie Chezy wohl herausfühlte, „Falſchheit und Heimtücke waren ſeine vorwal-

einem hübſchen Gedächtnißblatte dankt,
Originalität des gelehrten Orientaliſt
eines von den kleinern Bildniſſen die
und plaſtiſch heraustreten. Auch von
Lebensweiſe des Erzherzogs Johann, d
Buben“ zur Zeit der Sommerfriſche in
Sitze zu Vordernberg aufſuchten, wird
mälde entworfen, wie überhaupt die ve
züge, welche Helmina während des E
Hochland und im Salzkammergut mach
wohlgelungene Skizze und Naturſtudie

Mit Wien ſchließen die erſten zwe
die Periode Chezy's, die er in Ger
Mutter durchlebte, ab und ein ganz
das ſich in den beiden folgenden Bän
helm Chezy, mittlerweile ein Jüngling
worden, trennt ſich von ſeiner Mutter
eigenen Wege. Von Helmina iſt im
gehends die Rede, gewiß nicht zum
der von den Einzelnheiten ihres Aufe
Erzählung des Sohnes ſich ſpiegelt, n

lichſte Gefühl gegen die Mutter bei dem Sohne wenig Nahrung finden konnte. Dolores mis albricias, Schmerzen mein Lohn: hat er ſeinen Erinnerungen als Motto vorgeſetzt. Auch liegt bei Chezy viel am Ton. Er verſteckt ſeine angeborne Gutmüthigkeit hinter einer ſpröden trutzigen Form und läßt das zarte Gefühl nur in einem ſehr abgedämpften Ton an die Oberfläche treten. Aber immerhin bleibt der Mangel an Pietät ein Mangel des Buchs.

Chezy's eigene literariſche Blüthezeit ſpielt ſich zu München und Baden-Baden in den Jahren 1830—48 ab, und zwar faſt beſtändig in der Genoſſenſchaft Spindler's, der auf ſeine Richtung einen wahrnehmbaren Einfluß übt. „Leichtbeſeelt und leichtbefohlt" war er an die Univerſität nach München gekommen, wo er im Hauſe der berühmten Sängerin Nanette Schechner ſeine Wohnung nahm. Durch Spindler wird er von ſeinen Studien ab und ins ſchriftſtelleriſche Leben hineingeführt. In ſeinem literariſchen Lager zu München thut er Fähndrichsdienſte, mit ihm ſiedelt er dann nach Baden-Baden, ſowie ſpäter nach Freiburg über und lebenslang bleibt Spindler ſein Mentor. Das dritte Bändchen, das dieſe Periode behandelt, könnte man eigentlich das „Buch Spindler" nennen. Das ganze Bändchen iſt voll von ihm. Mit ſeinem „Zeitſpiegel", einer belletriſtiſchen Wochenſchrift, die Spindler zu München begründete und in Baden eine Weile fortſetzte, bildete dieſer den Mittel- und Anziehungspunkt für ein Häuflein ſchriftſtelleriſcher Talente, die ſich in unruhigem Treiben um den kleinen Meiſter tummelten, einen der wenigen deutſchen Schriftſteller, die mit ihrer Feder nicht bloß Erfolg, ſondern ein großes Vermögen erobert. Allerdings vereinigte er dazu einige weſentlichen Eigenſchaften: eine ungewöhnliche Phantaſie und Erfindungsgabe, eine Produktionsfähigkeit die ans Fabelhafte grenzt, und jenes induſtriöſe rückſichtsloſe Talent, das die herrſchende Zeitſtimmung auszubeuten verſtand.

In der Peripherie des Spindler'schen Gestirns lernt man daher das literarische Mittel- und Kleinvolk im Hausgewand kennen, das in jenen Jahren der specifischen Schöngeisterei dereinst viel Staub aufgewirbelt hat, heute aber längst überholt ist, zum Theil schon halb und ganz verschollene Namen — so schnell reiten die Todten! Die Charakteristik dieses betriebsamen Völkleins liefert mitunter recht humoristische Skizzen, wie z. B. aus der Münchener Periode die Zeichnung des literarischen Philisters Bechstein und seiner linirten Tagesordnung. Ludwig Bechstein, von seinen lustigen Freunden „Stechbein", auch der bürgerliche (Zunft-) Dichter genannt, behandelte den Pegasus wie ein Ackerpferd und producirte wie ein Leineweber, alle Tage sein richtiges Quantum Ellen Poesie. „Wenn ich Morgens aufgestanden bin", sagte er zu Chezy, ihn über seine Methode belehrend, „mache ich ein Gedicht und hernach den Kaffee; dann folgen die andern Arbeiten nach ihrer Ordnung. Am nächsten Montag z. B. kommt das tolle Jahr (ein Roman) an die Reihe, täglich zwei Quartseiten, macht für die Woche drei solche Halbbogen." Das Papier war nämlich, gefalzt, paginirt und mit Etikette versehen, bereits für den ganzen Roman vorgegeben, wie Haber und Heu für ein Roß. Auch die Art, wie die gesammelten Stoffe in das Stoffbuch eingetragen, wie Lesen und Studien betrieben und wie neben dem großen Roman noch täglich „eine Seite Novelle" geliefert wurde: Alles hatte bei Bechstein seine Vorschrift, die genau eingehalten wurde, und so war es denn allerdings möglich, daß aus dem Faden seiner lebenslang fortgesponnenen literarischen Thätigkeit am Ende wenigstens, wie Chezy sich ausdrückt, „ein dicker Knäuel" geworden ist.

Eine andere Persönlichkeit, die ebenfalls in Spindler's und Chezy's Genossenschaft während des Münchner Aufenthalts auftaucht, ist Eduard Duller, ein Oesterreicher der auf unbestimmte Verheißungen Hormayr's hin nach München ge-

kommen, aber von dieſem in Worten großen Gelehrten im Stich gelaſſen, bei Spindler noch einen unerwarteten Ankergrund fand. Die in dem Buch an verſchiedenen Stellen über Duller zerſtreuten Notizen liefern eine dieſen Mann hinlänglich zeichnende, aber nichts weniger als ſchmeichelhafte Skizze. Duller hat ſich bekanntlich durch belletriſtiſche und hiſtoriſche Schriften voll Kirchenhaß hervorgethan, worunter ſeine Geſchichte des deutſchen Volks eine Zeit lang viel Verbreitung fand. Aber nicht einmal bei ſeinen Geſinnungsgenoſſen ſtand er in Achtung. Sie wußten, was ſie von ihm zu halten hatten. Seine „muthloſe Gemüthsart“ und ſein „ſchwacher ſchwankender Sinn“ kommen in allen Situationen zum Vorſchein. Zur Zeit des Hambacher Feſtes ſagte einer der Agitatoren, ſeine Getreuen muſternd: „Duller gehört zu den Unſern, ſoweit es ſeine Feigheit zuläßt.“ Auch Spindler gab ſich über den innern Kern deſſelben keiner Täuſchung hin und warnte Chezy frühzeitig vor ihm: „Trau ihm nicht, der Kerl iſt ein Calfaktor, Schmelfungus und Markolphus.“ In der Spindler'ſchen Tafelrunde führte er einen bezeichnenden Kriegsnamen. „Wegen ſeiner Geſtalt ohne Vorſprünge und Vertiefungen hieß er, wie der Waidmann den Spieß nennt, woran er den Keuler und die Bache auflaufen läßt: Saufeder. Im Ausdrucke lag gleichzeitig ein Seitenhieb auf ſeine Vorliebe für Schilderung verfänglicher und zugleich verbrecheriſcher Verhältniſſe.“ Chezy ſtellt ſein Geſammturtheil über Duller, mit dem er längere Zeit Stubengenoſſe geweſen, in aller Milde hin: „Er hatte viel gelernt und behalten, beſaß eine regſame Einbildungskraft mit lebhaft anſchaulicher Darſtellungsgabe und würde wohl bedeutend mehr geleiſtet haben, als er leiſtete, wäre er nicht von einer krankhaften Eitelkeit beſeſſen geweſen, ſo daß er ſeine beſten Kräfte und viele Zeit verſplitterte, um ſich geltend zu machen, wo es gar nicht der Mühe werth ſchien. . . . Von perſönlichem Muthe beſaß er kein armes Fünklein und von Frei-

In der Peripherie des Spindler'ſchen Geſtirns lernt man daher das literariſche Mittel- und Kleinvolk im Hausgewand kennen, das in jenen Jahren der ſpecifiſchen Schöngeiſterei dereinſt viel Staub aufgewirbelt hat, heute aber längſt überholt iſt, zum Theil ſchon halb und ganz verſchollene Namen — ſo ſchnell reiten die Todten! Die Charakteriſtik dieſes betriebſamen Völkleins liefert mitunter recht humoriſtiſche Skizzen, wie z. B. aus der Münchener Periode die Zeichnung des literariſchen Philiſters Bechſtein und ſeiner linirten Tagesordnung. Ludwig Bechſtein, von ſeinen luſtigen Freunden „Stechbein", auch der bürgerliche (Zunft-) Dichter genannt, behandelte den Pegaſus wie ein Ackerpferd und producirte wie ein Leineweber, alle Tage ſein richtiges Quantum Ellen Poeſie. „Wenn ich Morgens aufgeſtanden bin", ſagte er zu Chezy, ihn über ſeine Methode belehrend, „mache ich ein Gedicht und hernach den Kaffee; dann folgen die andern Arbeiten nach ihrer Ordnung. Am nächſten Montag z. B. kommt das tolle Jahr (ein Roman) an die Reihe, täglich zwei Quartſeiten, macht für die Woche drei ſolche Halbbogen." Das Papier war nämlich, gefalzt, paginirt und mit Etikette verſehen, bereits für den ganzen Roman vorgegeben, wie Haber und Heu für ein Roß. Auch die Art, wie die geſammelten Stoffe in das Stoffbuch eingetragen, wie Leſen und Studien betrieben und wie neben dem großen Roman noch täglich „eine Seite Novelle" geliefert wurde: Alles hatte bei Bechſtein ſeine Vorſchrift, die genau eingehalten wurde, und ſo war es denn allerdings möglich, daß aus dem Faden ſeiner lebenslang fortgeſponnenen literariſchen Thätigkeit am Ende wenigſtens, wie Chezy ſich ausdrückt, „ein dicker Knäuel" geworden iſt.

Eine andere Perſönlichkeit, die ebenfalls in Spindler's und Chezy's Genoſſenſchaft während des Münchner Aufenthalts auftaucht, iſt Eduard Duller, ein Oeſterreicher der auf unbeſtimmte Verheißungen Hormayr's hin nach München ge-

kommen, aber von dieſem in Worten großen Gelehrten im Stich gelaſſen, bei Spindler noch einen unerwarteten Ankergrund fand. Die in dem Buch an verſchiedenen Stellen über Duller zerſtreuten Notizen liefern eine dieſen Mann hinlänglich zeichnende, aber nichts weniger als ſchmeichelhafte Skizze. Duller hat ſich bekanntlich durch belletriſtiſche und hiſtoriſche Schriften voll Kirchenhaß hervorgethan, worunter ſeine Geſchichte des deutſchen Volks eine Zeit lang viel Verbreitung fand. Aber nicht einmal bei ſeinen Geſinnungsgenoſſen ſtand er in Achtung. Sie wußten, was ſie von ihm zu halten hatten. Seine „muthloſe Gemüthsart" und ſein „ſchwacher ſchwankender Sinn" kommen in allen Situationen zum Vorſchein. Zur Zeit des Hambacher Feſtes ſagte einer der Agitatoren, ſeine Getreuen muſternd: „Duller gehört zu den Unſern, ſoweit es ſeine Feigheit zuläßt." Auch Spindler gab ſich über den innern Kern deſſelben keiner Täuſchung hin und warnte Chezy frühzeitig vor ihm: „Trau ihm nicht, der Kerl iſt ein Calfaktor, Schmelfungus und Markolphus." In der Spindler'ſchen Tafelrunde führte er einen bezeichnenden Kriegsnamen. „Wegen ſeiner Geſtalt ohne Vorſprünge und Vertiefungen hieß er, wie der Waidmann den Spieß nennt, woran er den Keuler und die Bache auflaufen läßt: Saufeder. Im Ausdrucke lag gleichzeitig ein Seitenhieb auf ſeine Vorliebe für Schilderung verfänglicher und zugleich verbrecheriſcher Verhältniſſe." Chezy ſtellt ſein Geſammturtheil über Duller, mit dem er längere Zeit Stubengenoſſe geweſen, in aller Milde hin: „Er hatte viel gelernt und behalten, beſaß eine regſame Einbildungskraft mit lebhaft anſchaulicher Darſtellungsgabe und würde wohl bedeutend mehr geleiſtet haben, als er leiſtete, wäre er nicht von einer krankhaften Eitelkeit beſeſſen geweſen, ſo daß er ſeine beſten Kräfte und viele Zeit verſplitterte, um ſich geltend zu machen, wo es gar nicht der Mühe werth ſchien. . . . Von perſönlichem Muthe beſaß er kein armes Fünklein und von Frei-

muth noch weniger . . . Es war Schade um die reiche Be
gabung, welche er zur Welt mitbekommen. Wenn man ihr
eine Grabſchrift ſetzen wollte, brauchte man nur jene de
unſterblichen Atta Troll umzukehren und zu ſchreiben: Ei
Talent, doch kein Charakter." Und dieſer Mann wollte ſi
zum Geſchichtslehrmeiſter des deutſchen Volkes aufwerfen!

Im Herbſt 1831 ſiedelte Chezy nach Baden-Baden übe
wo er am längſten, nämlich ſechzehn Jahre lang verweilte un
zum erſtenmal eine Heimath fand, die er unter ſeiner Mutt
nicht gefunden. Sein Aufenthalt daſelbſt fällt in den Aufan
des Flors dieſer eleganten Quellenſtadt, die zur Zeit ſeine
Ueberſiedlung noch beſcheiden „Baden bei Raſtatt" hieß un
zu deren Aufſchwung er durch ſeine damals noch neuen Bad
berichte im Cotta'ſchen Morgenblatt vielleicht nicht ganz unerhe
lich beigetragen hat. Er deutet das ſelber an, er fügt aber au
ſpäter ein offenes Geſtändniß hinzu. Er hatte nämlich eine Ze
hindurch zu den Schutzrednern der Spielbank gehört, weil er unt
dem Eindruck der anfänglichen Verhältniſſe der Täuſchung unte
lag, daß für Baden die Bank eine Wohlthat ſei; aber er bekenn
dann, durch die Thatſachen belehrt, ebenſo freimüthig, daß e
bittere Täuſchung geweſen, daß der erwartete Glanz nichts al
ein glänzendes Elend war, und er gab dieſe veränderte An
ſchauung auf demſelben Wege öffentlich kund, wie früher ſein
günſtige Meinung. Der treuherzige Sohn des Spielpächter
Chabert hatte nur zu wahr geſprochen, als er den ihm befreun
deten Chezy vor der Bank vertraulich warnte mit den Worten
„Glauben Sie mir, der es wiſſen kann: vor aller Spitzbüber
kommt die Roulette und lange nachher erſt das Stehlen."

Chezy fühlte ſich in Baden-Baden ſo heimiſch, daß e
ſich eine Villa baute, die während des Sommers ſich m
auserleſenen Badegäſten bevölkerte. Die Erinnerungen b
kommen hier mehr Lebendigkeit. Stoff und Phyſiognomie
werden mannigfaltiger. Die Schattenriſſe, die der Erzähl
aus der damaligen Geſellſchaft, der überwinternden ſowol

wie der ſommerlichen Zugvögel, entwirft, führen allerlei Volk und Namen auf, insbeſondere aus der großen Welt, da der Curort immer mehr zum Luxus- und Weltbad wurde, der Sammelplatz für die vornehme Geſellſchaft von Europa. Der Verfaſſer hat um ſo mehr Gelegenheit, Beobachtungen und nationale Vergleiche anzuſtellen, als die „Villa Chezy" in der Regel namhafte ausländiſche Perſönlichkeiten beherbergte, wie: Herzog von Argyle, Stratford Canning, Lord Cowley, die Fürſtin Sophie Radziwill, Aurora Demidoff, Liszt's Freundin die Fürſtin Wittgenſtein; auch die ſchöne Gräfin Guiccioli, durch Lord Byron bekannt geworden, ſpäter Gemahlin des franzöſiſchen Senators Marquis von Boiſſy, und andere Notabilitäten wären hier zu nennen. Die Beobachtungen, die der Hausherr der Villa Chezy über nationale Eigenthümlichkeiten in concretem Falle machte, ſind mitunter recht amüſanter Natur.

Ein gutes Andenken hat ſich bei dem Verfaſſer der Erinnerungen die Großherzogin Stephanie geſichert. Ihr iſt ein längeres Kapitel gewidmet und ihr Porträt mit warmen Farbentönen entworfen. Die hohe Frau, „ein Glied des modernen Atridengeſchlechts", bewohnte während des Sommeraufenthalts zu Baden-Baden ihren „Pavillon", ein Landhaus in einem großen Garten, wo ſie faſt jeden Abend in zwangloſer Weiſe und mit ausgedehnter Gaſtlichkeit Geſellſchaft empfing. So kam auch Chezy mit ihr in einen zwar mehr gelegentlichen, aber immerhin freundlichen Verkehr, und die anmuthige Leutſeligkeit der fürſtlichen Frau ſpiegelt ſich auf allen ihrem Andenken gewidmeten Blättern wieder. Auch auf ihre Stellung zum Prinzen Louis Napoleon, der damals noch den „ſchläfrigen Brutus" ſpielte, vor und nach dem Straßburger Putſch von 1836, ſowie zu der extravaganten Frau Lätitia Wyſe, Bonaparte'ſches Vollblut, die bezüglich ihrer Toilette „gegen den Schneider karger war als gegen die Augen der Geſellſchaft", entfallen einige Schlaglichter.

„O, die Verwandtſchaft"! ſeufzte die Großherzogin. Ebenſ
kommt die Geſchichte von Kaſpar Hauſer zur Sprache, un
Chezy charakteriſirt namentlich die beiden Hauptperſonen, di
als Werkzeuge bei dem angeblichen Prinzenraub gedient habe
ſollten, um die Sage, Kaspar Hauſer ſei ein Sohn d
Großherzogin Stephanie geweſen, als eine „lächerlich albern
Erfindung" darzulegen.

Gegen die Namen von der Kameradſchaft, die ſich
Baden-Baden zahlreich einfand, verfährt Chezy's Feder zien
lich glimpflich; indeß fließen doch zuweilen Streiflichter a
die Schwächen dieſer ſchönen Geiſter ein von unfehlb
komiſcher Wirkung. Der „gefeierte" Berthold Auerbach z. B
erſcheint hier, in einen Ehrenhandel verwickelt, auf einm
von jener Tapferkeit, wie wir ſie an Falſtaff bewunder
Der jüdiſche Poet lehnt ein Duell natürlich nicht aus chri
lichen Grundſätzen ab, aber er weiß die „offenkundige Mut
loſigkeit", wofür ihn ſein blutdürſtiger Widerpart „öffentli
ohrfeigen" wollte, ſo würdevoll wie die Shakeſpeare'ſ
Heldengeſtalt zu rechtfertigen. „Ich bin mein Leben d
Leſewelt ſchuldig"! ſoll der Dichter des Spinoza und d
Schwarzwälder Dorfgeſchichten, Abbitte leiſtend, geſagt habe
Börne, Lenau, H. König, Meyerbeer ꝛc. ſind noch einig
von den Zugvögeln aus der Kunſtregion, welche der Bad
ort anlockte und in den Spindler'ſchen Kreis führte.

Ein freundliches und wie uns dünkt zutreffendes Bil
wird von Auguſt Lewald gegeben, der zu Anfang der vie
ziger Jahre ſeinen Wohnſitz gleichfalls in Baden-Bad
nahm. Es war in der Blüthezeit der Aureliſchen Quelle
ſtadt und in der Jugendzeit der „Europa", der von Lewa
1835 gegründeten Wochenſchrift für die elegante Welt, m
welcher der land- und leutekundige Schriftſteller einen fi
Deutſchland noch unerhörten Erfolg erzielte. Chezy chara
teriſirt den Herausgeber und ſein Werk mit den Worten:

„Das Unternehmen entſprach an und für ſich in sein

Grundgedanken einem Bedürfnisse der Zeit, und der Mann, welcher den glücklichen Griff gethan, besaß alles Zeug dazu, um die gefundene Ader als kluger und erfahrner Bergmann auszubeuten. Abgesehen von der eigenen Begabung des Hervorbringens, deren Werth schon seit längerer Zeit zur vollsten Anerkennung durchgedrungen war, besaß er auch alle schätzbaren Eigenschaften eines scharfsichtigen Redakteurs von behender Auffassung und empfänglichem Verständniß der Tageserscheinungen. Er begriff, was die Stunde begehrte, und war zauberschnell damit bei der Hand, bevor die Wallung verflogen. Grübeln, Disteln und alle Schwerfälligkeit überließ er den Schulfüchsen. Sein Beruf war das Plänkeln. Zudem besaß er, mit dem Scharfblick ein wohlwollendes Herz vereinigend, eine besondere Anziehungskraft für die strebsame Jugend. Dingelstedt, Auerbach, Gutzkow, Hackländer und andere mehr können Zeugniß dafür ablegen" (III. 245).

Im J. 1846 kamen zwischen Chezy und Spindler zwei Pläne zur Reise: eine gemeinsame Reise nach Konstantinopel, die aber nicht weiter als bis Venedig gedieh, weil Spindler plötzlich erkannte, daß er „nicht sechs bis acht Wochen hindurch ohne Bier leben" könne, und dann der gleichfalls gemeinsame Umzug von Baden nach Freiburg, der wirklich stattfand, weil Freiburg glücklicherweise nicht am bierarmen Bosporus lag. Spindler tritt von da an in den Hintergrund. Für Chezy aber beginnt mit der Uebersiedlung nach Freiburg eine andere Zeit, die in seinen Denkwürdigkeiten unverkennbar zu Tage tritt. Nicht nur die veränderte Physiognomie von Land und Leuten, auch die Zeit selber trug dazu bei, den rein literarischen Ton des Geplauders in einen mehr politischen zu verwandeln. Es war das Bewegungsjahr 1847 auf 1848. Die gesammte Literatur hat ja von da an ein anderes Aussehen bekommen. Mit der Herrlichkeit des specifischen Schöngeisterthums war es nun vorbei.

Auch in der Gesinnung des Verfassers hatte der Gährungsproceß bereits begonnen. Eine fortschreitende Entwicklung zum Positiven macht sich bemerklich, und Namen ganz

anderen Gepräges erſcheinen in ſeiner Geſellſchaft. Wir begegnen den Namen Heinrich von Andlaw, Zugſchwert, Alban Stolz. Mit beſonders kräftigen Strichen iſt Gfrörer's Geſtalt und Perſönlichkeit gezeichnet, deſſen er als eines theuren Freundes gedenkt. Desgleichen Ignaz Schwörer, der weitberufene Arzt, der namentlich auch als ein eifriger Fürſprecher der barmherzigen Schweſtern in den Spitälern geſchildert wird. Schwörer ging den Gegnern, welche die frommen Schweſtern hauptſächlich unter den jüngeren revolutionären Aerzten zählten, mit unerbittlicher Schärfe und mit einer köſtlichen Laune, die er meiſterhaft handhabte, zu Leibe und deckte die unlautern Motive, welche den Anfeindungen zu Grunde lagen, ſchonungslos auf. Indeſſen, bemerkt Chezy, muß zur Steuer der Wahrheit beigefügt werden, „daß die Freiburger Widerſacher der barmherzigen Schweſtern ſich mit mehr Anſtand betrugen, als ein Jahrzehnt ſpäter ihre Nachahmer in Wien; namentlich haben ſie ſich keiner ehrloſen Mittel zur Erreichung ihres Zweckes bedient.“ Seit dem glorioſen Tage von Mannheim mögen ſie auch darin Fortſchritte gemacht haben.

Während des republikaniſchen Putſches im badiſchen Oberrheinkreis, der Offenburger Verſammlung vom 19. März 1848 und der ſogenannten rothen Oſtern in Freiburg, worüber der Erzähler gleichzeitige Aufzeichnungen als Augenzeuge mittheilt, bezeigte ſich Chezy als einen beherzten Mann von Geiſtesgegenwart und loyaler Geradheit. In Folge deſſen wurde ihm durch Buß im Juni deſſelben Jahres die Redaktion der „Süddeutſchen Zeitung“, des katholiſch-conſervativen Organs in Freiburg übertragen, und der Belletriſt ſah ſich mit einemmale vor der Aufgabe, Tagespolitik zu treiben und, nach dem Kunſtausdruck, „die Hand an den Puls der Zeit zu legen.“ Noch im Herbſt deſſelben Jahres übernahm er dann, durch Gfrörer's Vermittlung, die „Rheiniſche Volkshalle“ in Köln, während die Süddeutſche Zeitung von Frei-

burg in das Deutsche Volksblatt von Stuttgart sich umwandelte. Aber auch bei der Rheinischen Volkshalle dauerte Chezy's Redaktion nur eine kurze Weile. Es kam schon binnen Jahresfrist zum Bruche, worauf er einem Rufe nach Wien zur „Reichszeitung" folgte.

Mit der Uebersiedlung nach Wien im J. 1850 schließen die vorliegenden Erinnerungen, welche der Verfasser in einem neuen Bande bis zum J. 1863 fortzuführen gedachte, die nun aber durch den unerwarteten Tod des erst 59jährigen Schriftstellers wohl unvollendet bleiben werden.

Als politischer Schriftsteller und Redakteur hat Chezy sich wenig Lorbeeren, aber seinen Auslassungen zufolge viel Verdrießlichkeiten geholt. Hier war er offenbar nicht an seinem Platz. Ein Mann, dessen Bildung eine rein belletristische, der in der Zigeunerei Helmina's und in der josephinischen Schule Spindler's großgewachsen war, wie sollte er sich plötzlich zurechtfinden auf dem Boden politischer Principienkämpfe, als Wortführer einer bestimmten, nur durch Disciplin kräftigen Partei? Es war ein Mißgriff von beiden Seiten, als man ihn mit dieser Aufgabe betraute. Daher seine Enttäuschungen und die unwirschen Anklagen gegen seine offenbar nicht minder enttäuschten Auftraggeber. Chezy war eine ehrliche Haut, und krumme Wege ist er, soweit man sehen kann, nicht gegangen; aber in kirchlichen Fragen fehlte ihm die Klarheit. Er mochte sich überzeugt halten, daß er ein guter Katholik sei, und er ist auch als solcher gestorben — zum publicistischen Sachwalter katholischer und kirchlicher Interessen war er nach allen Vorgängen nicht geschaffen. Seine Feder gehörte unter den politischen Strich, in das Feuilleton; hier war er auf seinem eigentlichen Boden.

In der allgemeinen Literatur hat Wilhelm Chezy keinen bedeutenden Rang erstiegen, aber in seiner begrenzten Sphäre als Novellist hat er Anerkennenswerthes geleistet. Am meisten Glück haben seine kleinen novellistischen Schriften,

ſeine Cultur- und Zeitbilder gemacht, die ſich durch ihr eigenthümliches Colorit, durch ihre Naturtreue und eine kernhafte mit Humor gewürzte Bilderſprache, wie überhaupt durch ihre reine Proſa auszeichnen; wogegen ſeine größeren Romane, der „fahrende Schüler", die „Martinsvögel" (eine mittelalterliche Geſchichte, mit Arabesken aus dem Badeleben von 1835, worin Spindler und ſeine Tafelrunde porträtirt ſind), auch in den beſten Jahren ſeiner Produktion nur einen mittelmäßigen Erfolg erzielten, wie er das in richtiger Erkenntniß ganz ehrlich ſelbſt berichtet. Bloß zwei davon, bemerkt er, ſind völlig vergriffen worden, „ohne jedoch in literariſch maßgebenden Kreiſen ſich geltend zu machen." Heute ſind die meiſten faſt vergeſſen. So werden wohl ſeine Denkwürdigkeiten dasjenige ſeyn, was dieſen im Leben viel umhergeworfenen Schriftſteller am längſten überdauert.

Als paſſender Epilog zu dieſen Denkwürdigkeiten mag es gelten, wenn wir nach einem Bericht des Wiener Joſeph von Arimathäa-Vereins erwähnen, daß Chezy in ſeinem Teſtament den Wunſch ausgeſprochen habe: als katholiſcher Chriſt von dem „humanſten aller beſtehenden Vereine", dem Verein Joſeph von Arimathäa beſtattet zu werden. Der humanſte aller Vereine hat denn auch dem Heimgegangenen den letzten Liebesdienſt erwieſen.

XLIII.

Zur Geneſis der erſten Theilung Polens.

IV. Polens erſte Theilung und der Beſtätigungsreichstag zu Warſchau 1772 — 1775.

Nachdem ſich Rußland und Preußen über den Raub in Polen verſtändigt, trat auch Oeſterreich in Folge der ſeit December 1771 am Wiener Hof vor ſich gegangenen „völligen Revolution“ dem Theilungsvertrage bei.

Bei Maria Thereſia war der Beitritt ein Werk der Noth, das ihr die herbſten Seelenkämpfe koſtete. „Als alle meine Länder angefochten wurden, ſchrieb die Kaiſerin in einem ihrer Briefe an Kaunitz, und (ich) gar nit mehr wußte, wo (ich) ruhig niederkommen ſollte, ſteiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beyſtand Gottes. Aber in dieſer Sach', wo nit allein das offenbare Recht himmelſchreyend wider uns, ſondern auch alle Billigkeit und die geſunde Vernunft wider uns iſt, mueß bekhennen, daß Zeitlebens nit ſo beängſtigt mich befunden und mich ſehen zu laſſen ſchäme. Bedenkh der Fürſt, was wir aller Welt für ein Exempl geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen oder von der Moldau und Wallachey unſer Ehr und Reputation in die Schanz ſchlagen. Ich merkh wohl, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur. Darum laß ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten

Gram, ihren Weg gehen"*). Im Anfang des J. 1772 hatte sie noch zweimal versucht, den Beistand Frankreichs zu erhalten, „damit Polen nicht zur Vergrößerung Preußens getheilt und zerstückelt werde"; aber der französische Minister erklärte wiederholt „Frankreich nehme an den polnischen Angelegenheiten nur insofern Theil, als sie sich auf eine freie Königswahl bezögen", und begnüge sich im Uebrigen „mit einer passiven Rolle"**). Und England sah der polnischen Theilung und der damit zusammenhängenden Umgestaltung der gesammten europäischen Politik nur „mit einiger Neugier" zu, weil die Sache „interessant"; das englische Cabinet wollte es als einen „Beweis seiner Mäßigung" betrachtet wissen, daß es sich „bei Erörterung jener wichtigen Gegenstände nicht so weit einlasse, Partei zu ergreifen", und instruirte seinen Gesandten in Warschau dahin, daß Se. Maj. der König nicht geneigt sei, sich mit den polnischen Angelegenheiten zu belästigen." Als Friedrich II. das Bisthum Ermeland besetzte und als erobertes Land erklärte, überschickte der englische Gesandte diese Erklärung dem Staatsminister nach London — „zum Zeitvertreib" (for amusement)***)!

So war denn Oesterreich gänzlich isolirt, und stand zweien Mächten gegenüber, die sich verpflichtet hatten mit den Waffen in der Hand ihre Pläne auf Polen auszuführen. „In dieser Lage, sagte Kaunitz, was sollten wir thun? Rußland und Preußen bekriegen? Wahrlich, nur unser Feind könnte wünschen, daß wir solch einen falschen Schritt thun sollten. Oder ruhig stillsitzen und zusehen, wie die beiden Mächte einen benachbarten Staat nach Belieben zerstückelten und solche Er-

*) In Hormayr's Taschenbuch für die Vaterländische Geschichte Jahrg. 1831. S. 66—67.

**) Bericht des englischen Gesandten aus Paris vom 26. Febr 1772. Aiguillon's Instruktion für Rohan vom 6. Febr. 1772 bei Raumer 2, 475, 536.

***) Vergl. die Schriftstücke bei Raumer 2, 479, 480, 482.

oberungen machten, die das künftige Daſeyn Oeſterreichs aufs Spiel ſetzen“ *)?

In ſolcher Lage ließ Oeſterreich nach dem Abſchluß des Vertrags zwiſchen Rußland und Preußen am 28. Februar 1772 in Berlin erklären, es habe ſich entſchloſſen auf die Erwerbung von Belgrad und Serbien zu verzichten, wolle aber ſeinen Antheil an Polen **), und machte jetzt die größten Anſprüche. „Wir forderten, betonte Maria Thereſia, um die unglückliche Angelegenheit zu hintertreiben und die beiden andern Höfe von ihren Abſichten abzubringen, für unſern Antheil mehr, als wir glaubten, daß man uns bewilligen werde, mehr als wir anfangs in Anſpruch zu nehmen gedachten“ ***).

Friedrich II. freute ſich, daß der Wiener Hof nun endlich darauf einging, einen Theil von Polen zu nehmen und hielt damit das „Weſentliche des Werkes“ für beendigt. „Ich glaube, ſchreibt er ſeinem Bruder Heinrich am 9. April 1772, daß die Oeſterreicher, um nicht ihre Verbündeten völlig zu revoltiren, ſich darein ergeben werden, ihren Antheil an Polen zu nehmen“ †). Oeſterreichs große Anſprüche machten den König betroffen, weil er durch ſie das Gleichgewicht, worauf er fortwährend ſo großen Werth legte, für bedroht hielt. Allein er ſah darin „um alle Diskuſſion kurz abzuſchneiden“, nur einen Grund, den Antheil, den er und Rußland ſich vertragsmäßig zugeſichert, zu vergrößern; er nahm jetzt für ſich noch Thorn und ein Gebiet bis an die Warthe und die ſchleſiſche Grenze, welches er auf einer Karte näher bezeichnete, in Anſpruch, und verſprach von vornherein garan-

*) Nach einem Bericht des engliſchen Geſandten in Wien bei Raumer 2, 524.

**) Friedrich an Solms am 29. Februar 1772 bei Smitt II, 97.

***) Bericht des engliſchen Geſandten in Wien vom 5. Dec. 1772 bei Raumer 2, 539.

†) Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 356.

tiren zu wollen, was Rußland an polnischem Gebiet für sich noch bestimmen werde. Es sei ein schönes Schauspiel, sagt er, daß die Czarin Katharina die „Schiedsrichterin zwischen den Mächten" sei*). In einem Briefe an Solms vom 12. Juli 1772 bespricht er ein Ultimatum, welches Oesterreich, nachdem es seine Anforderungen um einige Starosteien ermäßigt, gestellt habe, empfiehlt dem Petersburger Hof dringend die Annahme, und erwartet „mit äußerster Ungeduld" den Abschluß einer Convention mit dem Wiener Hof, weil sonst das ganze Unternehmen noch scheitern könnte**). Oesterreich hatte anfangs noch versucht seinen Beitritt zum Theilungsvertrag in der Form einer „Accession", nicht einer unmittelbaren Theilnahme an der „Convention" zu vollziehen***), gab aber später nach, und so wurde am 5. Aug. die „Trippelconvention" sanctionirt. „Placet, schrieb Maria Thereſia unter den Theilungsentwurf, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen. Wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen werde." Aus den Briefen Friedrich's an Solms hören wir, daß die Kaiserin noch im November 1772 ihre innerste Abneigung gegen die Theilung kund gab. Nach den ihm aus Wien gewordenen Mittheilungen, schreibt Friedrich am 15. Nov., sei die Kaiserin noch immer unentschieden welche Partei sie ergreifen solle; sie habe Gewissensbisse über den Theilungsvertrag und mache dem Kaiser Joseph heftige Vorwürfe, und die Streitigkeiten, die es täglich zwischen ihnen gebe, seien häufiger und bitterer als jemals; sie werfe dem Kaiser vor, daß seine Zusammenkünfte mit ihm, dem König von Preußen die erste Veranlassung zu ihrer gegenwärtigen schwierigen Lage

*) Friedrich's Depeschen an Solms vom April bis Juni 1772 bei Smitt II, 106—113, 118—134, 137—138, 140—146, 149—151.

**) Bei Smitt II, 152—154.

***) Friedrich an Solms vom 18. April 1772 bei Smitt II, 106—109.

gewesen. Am 21. November meldet er, Maria Thereſia habe über die Theilung ihren Beichtvater Doroté befragt und dieſer habe geantwortet, er könne, da er Nichts von legitimen Rechten auf die polniſchen Diſtrikte wiſſe, das Unternehmen nur höchlichſt verdammen; andere „klügere" Geiſtliche dagegen hätten gemeint, daß die Souveräne ein anderes Geſetz als die Privatperſonen hätten, daß es Umſtände geben könne, wo nur das Staatswohl entſcheiden müſſe. Dieſe Erklärung, fügt Friedrich hinzu, werde den Jeſuiten beigelegt*). „Maria Thereſia ſprach mit mir, ſchreibt der engliſche Geſandte am 5. Dec. 1772 aus Wien, über die Wendung der Dinge in Polen und die ihr aufgezwungenen Verbindungen in Ausdrücken des tiefſten Schmerzes. Ich habe, ſagte ſie, viele Monate lang gekämpft. Was ich bei dieſer Gelegenheit litt, überſteigt alle Beſchreibung; nie kann ich ohne Angſt an dieſe unglückliche Sache denken, die mir in Wahrheit, Mylord, (dieß waren ihre eigenen Worte) das Leben zu koſten drohte." Die Kaiſerin klagte ſich an, daß ſie in einer Hinſicht vielleicht für das Geſchehene verantwortlich ſei, weil ſie beim erſten Ausbruch des Türkenkrieges nicht entſchloſſener gehandelt, nicht entſchiedener Partei genommen habe. „Ich war vielleicht zu unentſchloſſen, zu abgeneigt Ruhe und Frieden aufs Spiel zu ſetzen; ich geſtattete den Beſorgniſſen zu viel Einfluß, welche ſo leicht in der Bruſt derer entſtehen, die durch mannigfache Scenen der Noth hindurchgingen, deren Geiſt durch Erinnerung an das Vergangene gedrückt iſt, die durch Erfahrung vieler Unfälle zurückgehalten und außerdem durch die natürliche Vorſicht des Alters gehemmt werden." Wenn ſie Rußland und Preußen, betheuerte ſie wiederholt, zur Rückgabe der polniſchen Gebiete bewegen könne, ſo gebe ſie ihrerſeits von ganzem Herzen Alles zurück. „Ich würde den Tag der Rückgabe für einen der glücklichſten meines Lebens halten"**).

*) Bei Smitt II, 185 — 189.

**) Bericht des engliſchen Geſandten in Wien vom 5. Dec. 1772 bei

Und lange Jahre nachdem die Theilung geſchehen, ſchrieb Maria Thereſia an ihre Tochter Maria Antoinette die denkwürdigen Worte: „Die unglückliche Acquiſition von Gallizien hat uns ein wenig vom rechten Wege abgelockt, da ſie ſich ſo gar leicht machen ließ, aber eben dieß gibt uns eine gute Lehre, und wir werden nicht ſo bald auf ſo etwas zurückkommen. Die ungeheueren Koſten, die Beunruhigung, der Mangel an Vertrauen in der ganzen übrigen Welt ſind keine ſo geringen Dinge, daß nicht lange eine traurige Erinnerung an den übereilten Schritt, den wir gethan, zurückbleiben müßte.“ Die edle Kaiſerin erkannte daß die Theilung Polens ein Verbrechen des Jahrhunderts ſei und ſah die ſchweren Folgen deſſelben voraus. Die Zukunft, ſchreibt ſie ihrer Tochter ein anderesmal, erſcheine ihr „nicht lachend.“ „Ich werde es nicht erleben, aber meine lieben Kinder und Enkel, unſere guten Völker werden es nur zu wohl empfinden. Bereits fühlen wir das Herannahen eines Deſpotismus, der nur

---

Raumer 2, 539. Vergl. weitere Aeußerungen Maria Thereſia's über die Theilung in den Geſandtſchaftsberichten bei Raumer 2, 466, 497. „Je sais, ſagte ſie dem franzöſiſchen Geſandten, que j'ai mis une grande tache à mon règne par tout ce qui vient de se faire en Pologne; mais je vous assure, qu'on me la pardonneroit, si on savoit à quel point j'y ai répugné et combien de circonstances se sont réunies pour forcer mes principes, ainsi que mes résolutions, contre toutes les vues immodérées de l'injuste ambition russe et prussienne. Après bien des reflexions, ne trouvant aucun moyen de m'opposer seule au plan de ces deux puissances, j'avois cru qu'en formant pour ma part des demandes et des prétentions exorbitantes, on me refuseroit, et que la négociation se romproit, mais ma surprise et ma douleur furent extrêmes en recevant, en reponse de ces demandes, l'entier consentement du roi de Prusse et de la tzarine.“ Bericht des franzöſiſchen Geſandten von Breteuil vom 23. Februar 1775 bei Flassan Hist. de la diplomatie française 8, 124. Zum ſchwediſchen Geſandten ſagte ſie: „Ce partage me désespère, c'est une tache à mon règne.“ Vergl. Chevé Hist. complète de la Pologne (Paris 1863) 2, 182.

nach seinem Gutdünken ohne Principien und nur mit der rohen Gewalt handelt. Läßt man ihn Boden gewinnen, welche Aussicht dann für die, welche nach uns kommen"*).

Ganz anders sah Friedrich II. die Theilung Polens an. Sein Standpunkt war der der materialistischen Philosophie des Jahrhunderts, die in der Politik nicht nach Recht und Gerechtigkeit fragte und den „aufgeklärten Absolutismus" erzeugte, dessen oberster Grundsatz die „souveräne Staatsraison" war. Die Theilung Polens, heißt es in einem Briefe an seinen Bruder Heinrich vom 9. April 1772, „wird die drei Religionen: die griechische, die katholische, die calvinistische vereinen, denn — folgende Stelle läßt sich nicht übersetzen — nous communierons du même corps eucharistique, qui est la Pologne — und wenn das nicht zum Heile unserer Seelen gereicht, so ist es doch ein gewichtiger Gegenstand für das Wohl unserer Staaten"**).

Nach diesem Grundsatze sollten auch „die Rechte auf Polen deducirt" werden. „Sie fragen mich, schreibt Friedrich am 6. März 1772 an Solms, wie man ungefähr unsere Rechte auf Polen auseinandersetzen solle? Ich glaube, daß dazu ein kurzes und einfaches Manifest am geeignetsten seyn wird. Ich lege den Entwurf eines solchen bei, den Sie dem Grafen Panin zeigen können und den dieser nach Belieben corrigiren kann. Hat man das Manifest den Polen bekannt gemacht, so halte ich es nicht für passend, den Gegenstand in der Art, als müsse man ihn vertheidigen, zu behandeln. Die drei Höfe erklären einfach: sie hätten sich bezüglich ihrer Ansprüche Recht verschafft, weil Polen, wo gar keine Gerechtigkeit vorhanden, auf diese Ansprüche nie Rücksicht genommen habe***)! „Es ist eine allgemeine Regel in der

*) Maria Theresia und Maria Antoinette. Ihr Briefwechsel während der Jahre 1770—1780, herausg. von A. von Arneth (Wien und Paris 1865) S. 238—241; 243—246.

**) Oeuvres de Frédéric le Grand 26, 356.

***) Bei Smitt II, 104.

Politik, äußert er am 31. Juli in einem Briefe an Solms bezüglich der Anſprüche an Polen, daß es beſſer iſt, wenn man keine unwiderleglichen Argumente hat, ſich lakoniſch auszudrücken und die Sache gar nicht genau zu unterſuchen"*). Aber ſpäter fand dieſe Unterſuchung doch ſtatt und Herzberg mußte mit aller Gründlichkeit, geſtützt auf Genealogien, die ein halbes Jahrtauſend vorher erloſchen waren, beweiſen, daß Pomerellen dem Könige gehöre, weil es einſtmals ein Beſitzthum der Herzoge von Pommern geweſen und Kurbrandenburg Erbe von ganz Pommern ſei. Der König trete nur, ſagte man den Polen, in den Beſitz eines ihm und ſeinen Vorfahren widerrechtlich entzogenen Gebietes zurück und hoffe auf die Treue ſeiner neuen Unterthanen. Maria Thereſia ging in ihrer Deduktion, nur auf ihre Vereinbarung mit den beiden andern Mächten Bezug nehmend, über die Rechtsfrage leiſe hinweg, Katharina ſprach von ihren bisherigen uneigennützigen Sorgen für Polen und von der Verpflichtung der drei verbündeten Mächte, für Ruhe und Ordnung zu wirken. Die Geſandten der drei Mächte reichten am 18. Sept. 1772 in Warſchau eine Erklärung ein, worin es hieß, die drei Höfe hätten über ihre gegenſeitigen Rechtsanſprüche an Polen eine Vereinbarung getroffen, wodurch die Grenzen ihrer Reiche eine natürlichere und ſicherere Abrundung erhielten. Dadurch würde zugleich für die „Ruhe und gute Ordnung" in Polen geſorgt. Die drei Mächte würden ſich in den Beſitz der betreffenden Länder ſetzen und ſpäter dem König und der Republik darüber nähere Mittheilungen machen. Die Polen ſollten allen Geiſt der Unruhe und des Aufruhrs unterdrücken und auf einem demnächſt zuſammenzuberufenden Reichstag gemeinſchaftlich mit den Theilungsmächten für das Wohl

*) Bei Smitt II, 155. „C'est une règle générale dans la politique, que, faute d'arguments sans replique, il faut mieux s'exprimer laconiquement et ne point trop éplucher la matière." „Or, fügt er hinzu, je sais bien que la Russie a beaucoup plus de raisons à alléguer, mais il n'en est pas de même de nous."

der Republik wirken und die Abtretung der in Besitz genommenen Gebiete bestätigen.

Schon lange vorher, während noch die Unterhandlungen zwischen Petersburg, Wien und Berlin gepflogen wurden, hatten sich Preußen und Oesterreich der in „Anspruch genommenen Gebiete" bemächtigt. Kraft seiner liebreichen Tugend, sagte Joseph II. in einem Manifest vom 10. Juni, nehme er die polnischen Provinzen „in Schutz" und werde alle Bewohner derselben eben so gut wie „seine übrigen Unterthanen" behandeln, und der österreichische General Bergen kündigte später an: Er würde die Güter eines Jeden, der etwa „aus Vorurtheil" sich weigern werde, den österreichischen Befehlen Folge zu leisten, sequestriren lassen. Als „gütigste Kaiserin", sagte Katharina am 5. Sept., gewähre sie den Polen alle russischen Freiheiten und Vorrechte. Sie verlangte kraft ihrer Güte, daß man in allen katholischen Kirchen der annexirten Provinzen nicht bloß für sie als die neue Herrin des Landes, sondern auch für die regierende russische Synode und für den Sieg ihres Christus dem Herrn dienenden Heeres beten sollte! Die Bewohner der Provinzen, welche die hochherzige Czarin auf Grund legitimer Ansprüche mit ihrem Reiche vereinige, würden als russische Unterthanen „alle Stufen des Glückes" ersteigen und sollten sich der ihnen zu Theil gewordenen Ehre durch „wahre Vaterlandsliebe und unverbrüchliche Treue würdig machen" *).

Rußland, Preußen und Oesterreich setzten nun die übrigen europäischen Mächte von der Theilung Polens in Kenntniß — und nicht eine einzige Macht protestirte! Vergebens berief sich das polnische Ministerium auf das Völkerrecht, auf das Recht der Verträge, vergebens stellte es den Höfen vor, „daß die Besitzungen aller Souveräne in Frage gestellt,

*) Vergl. die Aktenstücke bei D'Angeberg 97—109; und die Aktenstücke und Berichte des Nuntius bei Theiner 4b, 418—421, 423—424, 428, 434, 436—437, 452. Vergl. Hermann 5, 522—525.

daß die Grundlagen aller Throne umgestürzt würden", wenn man in ein unabhängiges freies Land ungestraft einbrechen könne auf Grund von solchen Rechtstiteln, wie die verbündeten Mächte für sich in Anspruch nähmen! Nur rohe Gewalt, schrieb Stanislaus Poniatowski im Oktob. 1772 an die Könige von Frankreich und England, und Eroberungsgier liege dem Verfahren gegen Polen zu Grunde, und Europa werde es eines Tages bereuen, wenn es jetzt Polen im Stiche lasse und dadurch die Grundsätze sanktionire, die gegen dasselbe zur Anwendung kämen. Alles vergeblich. Fast höhnend antwortete der König von England am 17. Nov., daß Polen nicht durch irdische Hülfe, sondern nur durch die Hand des Allmächtigen gerettet werden könne; wenn übrigens augenblicklich die Souveräne aus weltlichem Interesse den Weg der Gerechtigkeit verließen, so werde schon eine Zeit kommen, wo sie auf denselben wieder einlenken würden*). Auf die Erklärung der drei Höfe wurde in London deren Gesandten nur eine mündliche Antwort gegeben mit den Worten: „Der König will wohl voraussetzen, daß die drei Höfe von der Gerechtigkeit ihrer Ansprüche überzeugt sind, obgleich Se. Maj. nicht von den Beweggründen ihres Verfahrens unterrichtet ist." Am 26. Nov. eröffnete der König das Parlament und freute sich über die Fortdauer des Friedens; Ober- und Unterhaus freuten sich mit ihm — Polens geschah nicht einmal Erwähnung! Und Frankreich? „Wir haben, sagte der französische Minister dem englischen Gesandten am 21. Okt., auf die drei Erklärungen Polens Theilung betreffend, nur eine ganz allgemeine Antwort gegeben: man werde dem König davon Mittheilung machen; wenn es aber England wünscht, so wollen wir genau die Antwort so fassen, wie es in London geschehen ist"**).

---

*) Vergl. die Aktenstücke bei D'Angeberg 109—119, und bei Theiner 4b, 419—420, 421, 424, 425, 432, 434.

**) Vergl. die Berichte bei Raumer 2, 502.

Am 17. Febr. 1773 hatte der König von Polen auf ſeinen Brief an Ludwig XV. noch gar keine Antwort erhalten*).

Zwei Hauptmächte Europa's gingen über Polens Theilung zur Tagesordnung über; ſie wollten nicht nur Nichts für Polen thun, ſondern legten nicht einmal Proteſt gegen die Verletzung des Völkerrechts ein**). In Deutſchland nahm die Preſſe, bemerkt ein neuerer Hiſtoriker, faſt gar keine Notiz von dem himmelſchreienden Vorgang. Außer Schubert, der in ſeiner Schwäbiſchen Chronik die „Jammerbleiche Polonia“ beklagte, fand keiner der damaligen literariſchen Stimmführer Deutſchlands, keiner der berühmten Publiciſten oder Dichter auch nur ein Wort für die zertretene Nation***).

---

*) Vergl. die Briefe des Königs von Polen an die Könige von Frankreich, Spanien und Schweden vom 17. Februar 1773 bei Theiner 4b, 465 — 468.

**) Wir wollen hier an einen Brief Talleyrand's vom 28. Jan. 1807 an Napoleon erinnern, worin es als der unverzeihlichſte Fehler des „alten Frankreichs“ betrachtet wird, die Theilung Polens zugelaſſen zu haben. „De toutes les fautes de ce gouvernement, ſagt Talleyrand, la plus impardonable, parcequ'elle a été la plus funeste, fut de souffrir, comme on le fit, avec une inconcevable imprévoyance le premier partage de la Pologne, qu'il aurait pu si facilement empêcher. Sans ce premier partage, les deux autres n'auraient pu s'effectuer et n'auraient pas même été tentés à l'époque où ils furent faits. La Pologne existerait encore. Sa disparition n'aurait pas laissé un vide et l'Europe aurait évité les secousses et les agitations qui l'ont tourmentée sans relâche depuis dix ans.“ Bei D'Angeberg 459. Die Polen hatten immer auf Frankreichs Unterſtützung gehofft, aber ein in Polen lebender hochſtehender Franzoſe warnte ſie vor „dergleichen Trugbildern.“ „Denkt zurück, ſagte er ihnen, an die theuer erkaufte Erfahrung, daß Frankreich längſt ſchon und allezeit durch leere Hoffnungen Euer armes Vaterland betrog.“ Vergl. die ſehr lehrreiche Abhandlung über die polniſchen Zuſtände in der Schrift D'Alembert à Frédéric II. sur le démembrement de la Pologne (franzöſiſch und deutſch, Amſterdam und Köln 1808) S. 153.

***) Vergl. W. Menzel Die letzten 120 Jahre der Weltgeſchichte 1, 186.

Nur der Papſt Clemens XIV. hatte ein Herz für Polen und wenn auch ſeine Bemühungen erfolglos geblieben, ſo verdient doch ſein Andenken Segen für die Unermüdlichkeit und Wärme, mit der er „den Gewaltſtreich gegen ein faſt wehrloſes Volk“ abzuwenden ſuchte.

Kaum war der Papſt durch ſeinen Wiener Nuntius Visconti von Rußlands und Preußens Theilungsprojekten in Kenntniß geſetzt, als er am 20. März 1771 dem genannten Nuntius und den Nuntien in Paris und Madrid die dringlichſten Inſtruktionen ſchickte, um die drei katholiſchen Höfe zum gemeinſamen Vorgehen gegen eine ſo „verabſcheuungswürdige Politik“ zu bewegen. Der Wiener Hof gab die wärmſten Zuſicherungen, daß er nach den Abſichten des Papſtes handeln wolle, falls Frankreich ſich zum thätigen Eingreifen beſtimmen laſſe, aber der franzöſiſche Miniſter ſagte dem Nuntius Giraud am 12. Mai mit einfachen Worten: „Man beklage das Schickſal der Polen, könne es aber nicht verhindern, weil man feſt entſchloſſen ſei, keinen Krieg zu beginnen.“ Die Beſorgniſſe des Papſtes ſteigerten ſich als er über den lebhaften Notenwechſel zwiſchen Oeſterreich und den Theilungsmächten Kunde erhielt, und er beorderte deßhalb den Nuntius Garampi nach Wien, um dort gleichſam noch in der letzten Stunde ernſte Vorſtellungen zu machen. „Es iſt eine traurige Negociation, heißt es in der Inſtruktion für Garampi, die mit der Zerſtörung Polens enden wird, mit dem Untergang der Kirche in dieſem dem heiligen Stuhl ehedem ſo ergebenen Lande und mit dem gerechten Schrecken aller kleinen und ſchwachen Fürſten, deren Staaten in Zukunft ähnlichen ſchändlichen Eingriffen ausgeſetzt ſind.“ Garampi hatte mehrere Unterredungen mit Maria Thereſia und Joſeph II., aber ohne Erfolg. Zu den geſchehenen Schritten ſei man, wurde dem Nuntius bedeutet, durch Rußland und Preußen gezwungen worden, um ſich nicht einem ſchweren Kriege auszuſetzen und um das Gleichgewicht zu erhalten. Man würde von den vorgeblichen

Rechten auf polniſches Gebiet nie Gebrauch gemacht haben, wenn nicht die andern Mächte ſich noch viel frivolerer Vorwände bedient hätten, um anſehnliche Theile Polens zu uſurpiren. Maria Thereſia betheuerte dem Nuntius, ſie wolle alle polniſchen Gebiete ſofort zurückgeben, falls Rußland und Preußen ein Gleiches thäten; ſie beklagte ſich beſonders über Friedrich II., der alle Rollen geſpielt und ſchließlich Alle hintergangen habe. An die Betheuerungen der Kaiſerin knüpfte man in Rom noch die letzten Hoffnungen, daß die Ausführung der Theilung zu verhindern ſei, wenn der König von Polen ſich mit aller Energie gegen dieſelbe erhebe und ſich mit der Nation und den Conföderirten von Bar, die Frankreich wohl, wie bisher, wenigſtens durch Subſidien unterſtützen werde, ausſöhne. Aber auch in dieſer Hoffnung wurde der Papſt getäuſcht*).

Der König von Polen ſprach anfangs in rührenden und deklamatoriſchen Ausſchreiben und Briefen ſeinen Schmerz

*) Vergl für die Bemühungen des päpſtlichen Hofes die Berichte der Nuntien aus Wien und Paris und die Inſtruktionen für dieſelben bei Theiner Vicissitudes de l'église catholique des deux rites en Pologne et Russie (Paris 1843) pag. 347—365. Die betreffenden Aktenſtücke fehlen im deutſchen Original des wichtigen Werks. Vergl. ferner Theiner Hist. du pontificat de Clement XIV. tom. 2, 175—184; 282—314; 433—445. Die Berichte des Nuntius Garampi vom 15. und 25. Juni, 6. Juli, 6. Auguſt und 31. Okt. 1772 bei Theiner Monum. Poloniae 4b, 449, 450, 452, 453, 460. In einer Inſtruktion an Garampi vom 21. Aug. 1773 findet ſich die bemerkenswerthe Stelle: „L'agriculture ne sera jamais dans un état plus prospère et ne fleurira jamais en Pologne, jusqu'à ce que l'on y abolisse *la loi de l'esclavage* et le *commerce abominable* que font les juifs, qui transportent et qui vendent les esclaves polonais aux nations voisines, en dépit de la célèbre encyclique A quo primum, de 1751, emanée de Benoît XIV., notre prédécesseur de sainte mémoire, et en depit aussi de toutes les lois ecclésiastiques qui prohibent ce négoce affreux.“ Bei Theiner Histoire de Clement XIV. tom. 2, 313.

über das ihm und seinem Volk angethane Unrecht aus und versicherte dem Nuntius, daß er eher jede Kränkung und Gewalt erdulden, als in die Theilung einwilligen und seine Hand dazu bieten wolle*). Noch im Oktober erklärte ihm der Wiener Hof durch seinen Gesandten Rewitzki: er erkenne die Ungerechtigkeit des Vorgehens und sei gewillt, ihn und die Republik zu unterstützen, aber er könne es nicht allein; wenn es dem König gelinge, eine von den beiden andern Mächten von der Theilung abzubringen, so wolle sich Oesterreich gern mit dieser Macht verbinden. Der König sprach hierüber mit dem nach Saldern's Abberufung zum russischen Gesandten ernannten Grafen Stackelberg. Dieser erwiderte, daß auch die Czarin gern von der Theilung abstehen wolle, aber sie fürchte den König von Preußen und den Kaiser Joseph II., der sich allen Planen und Einflüsterungen des ersteren fast so gefügig erweise, wie ehemals der blödsinnige und unglückliche Peter III.**).

Gegen die Zumuthung der Theilungsmächte, auf einem Reichstag den Theilungsakt zu bestätigen, sträubten sich alle Polen, die ihr Vaterland lieb hatten und gleicher Ansicht waren mit dem Bischof von Kaminiec, der am 1. Okt. schrieb: „Kein Reichstag! Laßt uns die Ereignisse abwarten. Der König würde zu Allem seine Zustimmung geben, Alles annehmen. Geld, Versprechungen, Stellen, Drohungen, Deportationen unserer Mitbürger nach Sibirien, Spandau, Kärnthen, das werden die Mittel seyn, die man anwenden wird, um auf diesen Reichstag nur Schwache und Bestochene zu bringen. Die Idee, mitten unter Schwertern und Kanonen zu widerstehen, ist eine Chimäre. Muth mit Vorsicht verbunden und kein Reichstag." Dafür wurde der Bischof in der Nacht vom 11. auf den 12. Oktober von den Russen

*) Bericht des Nuntius v. 12. Sept. 1772 bei Theiner Mon. Pol. 4 b, 456.

**) Bericht des Nuntius vom 17. Oktober 1772 bei Theiner 4 b, 459. Vergl. den Bericht des Nuntius Giraud aus Paris vom 19. Okt. 1772 bei Theiner 4 b, 430.

verhaftet und gefangen nach Warſchau geführt. Die Conföderirten wurden überall zerſprengt, überall wurden von den Truppen der drei verbündeten Mächte alle Waffen und Kriegsmunitionen weggenommen, Tauſende von polniſchen Bauern in die ruſſiſchen und preußiſchen Regimenter geſteckt und alle Beſchwerden der Polen höhnend beſeitigt*). Die Conföderation, von der Uebermacht erdrückt, löste ſich auf, um ſich nach dem wohlüberlegten Rathe Pulawski's für beſſere Zeiten aufzuſparen. „Ich habe die Waffen ergriffen, ſagte Pulawski zu ſeinen Waffengefährten, für das Wohl des Vaterlandes; zum Beſten Aller muß ich ſie jetzt niederlegen. Das Bündniß von drei furchtbaren Mächten beraubt uns der Hoffnung, uns noch länger mit Erfolg vertheidigen zu können . . . Ich kenne Eueren Eifer und Euern Muth und bin ſicher, daß ihr unter glücklicheren Verhältniſſen wieder mit derſelben Aufopferung Euch dem Dienſte des Vaterlandes widmen werdet, wie Ihr unter meinem Kommando gethan habt"**). Die Polen, ſchreibt der engliſche Geſandte, ſind vor Verzweiflung faſt wahnſinnig, und würden ſich, wie ich zu glauben gute Urſache habe, lieber ganz einer der Mächte hingeben, als ſich der Gnade aller drei unterwerfen. Derſelbe Geſandte ſpricht von der „außerordentlichen Parteilichkeit" der Polen für Friedrich II. „Ich habe davon, ſagt er am 11. Nov. 1772, viele Beiſpiele geſehen und kann aus guter Quelle verſichern, daß *ſie niemals ſo groß war als jetzt*, weil das Zutrauen, welches die Polen auf den Wiener Hof ſetzten, und die Hoffnungen, welche ſie auf deſſen Beiſtand gründeten, die nunmehr erfahrene Behandlung um ſo bitterer und die Oeſterreicher in Polen doppelt verhaßt machen***).

*) Vergl. Eſſen's Berichte bei Hermann 5, 523, und die Berichte des engliſchen Geſandten bei Raumer 2, 484, 485. Bericht des Nuntius vom 23. Sept. 1772 bei Theiner 4[b], 458, 459.

**) Hist. des trois démembrements 2, 17.

***) Bei Raumer 2, 505, 508. Dieſer „doppelte Haß" gegen Oeſterreich iſt leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Polen, als die

gung [illegible]
worden, aber man würde alle Anſprüche in
geltend machen, weil man in Warſchau dieſe
zu würdigen wiſſe*). Im November kündigten
der drei Mächte dem König an, daß eine T
ganzen Polens bevorſtehe, wenn nicht er u
die geforderten Provinzen gutwillig abträten*
am 4. Dec. hinzu, daß ſie mit „unausſprechlic
gewahr würden, wie wenig Eindruck ihre
rungen hervorgerufen; der König müſſe, wen
mus beſitze, ſofort den verlangten Reichstag zu
er ſolle ſich erinnern, daß auch die Mäßigu
habe, welche die Gerechtigkeit und Würd
vorſchreibe***)! Dann kam ein Brief aus
Sie ſei „erſtaunt und empört", ſchrieb Kathar
an den König und die Republik, daß mai
Parteiſucht und perſönlichen Intereſſen imm
edlen Zwecke Rußlands und der beiden ande
dige, den Reichstag fortwährend hinausſchi
die Geduld der Mächte erſchöpfe. Sie kö
mehr die Republik in ſo großen Gefahren b

jetzt noch den letzten Versuch, eine so „unbegreifliche Hartnäckigkeit" zu überwinden. Bis zum März 1773 müsse unwiederruflich der Reichsrath zusammentreten und gegen Ende April alle Verhandlungen mit den Theilungsmächten abschließen, widrigenfalls halte sie sich aller früheren „Verzichtleistung" für entbunden und werde mit allen Mitteln, die sie für passend erachte, sich „Gerechtigkeit verschaffen"*).

Am 11. Dec. forderte der russische Gesandte unter Strafe der Güterconfiscation alle Adelichen in den von Rußland occupirten Provinzen zum Eid der Treue auf, und gleichzeitig wurde im russischen Ministerium ein Plan entworfen, der im Wesentlichen die Genehmigung Preußens und Oesterreichs erhielt und darauf berechnet war, den König von Polen in Zukunft aller Macht zu berauben und den Staat in noch größere Ohnmacht und Schwäche versinken zu lassen. Er enthielt eine ausführliche Auseinandersetzung der Vorschriften und des Verfahrens, welches die drei Gesandten einschlagen sollten, um einen willenlosen Reichstag zusammenzubringen und die Grundzüge der Verfassungsveränderungen, deren Annahme zugleich mit der Ratifikation des Theilungstraktats auf diesem Reichstage durchzusetzen sei**).

Nachdem die drei Gesandten dem König am 2. Febr. 1773 abermals eine Note überreicht hatten, welche die Eröffnung des Reichstags gebieterisch auf den 19. April und

*) Bei D'Angeberg 121—123. Vergl. Friedrich's Brief an Solms vom 9. Dec. 1772 bei Smitt II, 193—195, D'Angeberg 119—120.

**) Bericht des Nuntius vom 12. Dec. 1772 bei Theiner 4b, 464. Vergl. Hermann 5, 528. — Der Fürst Sulkowski, Palatin von Gnesen, bat den König von Preußen im Nov. 1772 in einem sehr würdigen Schreiben, daß er ihm den Eid der Treue erlasse, bis die Republik die Abtretung der in Anspruch genommenen Länder anerkenne, oder daß er ihm wenigstens erlaube seine Güter in den von Preußen besetzten Provinzen zu verkaufen. Als Antwort darauf ließ Friedrich alle Güter des Fürsten sequestriren. Theiner 4b, 434 und Bericht des Nuntius vom 28. Nov. 1772 loc. cit. 435.

die Ratifikation des Theilungstraktats auf den 8. Juni festsetzte, falls die Republik ihre gänzliche Theilung vermeiden wolle, rief der König den Senat auf den 8. Februar zusammen. Von etwa hundertfünfzig Senatoren fanden sich nur fünf- oder sechsunddreißig ein, denen dann die Gesandten eine Denkschrift mittheilten, worin die neue Verfassung angekündigt und zur Einschüchterung des geistlichen Standes die Drohung einer Säkularisation aller geistlichen Güter ausgesprochen ward*). Dem König kündigten die Gesandten an, daß die verbündeten Mächte ihn sofort vom Throne stürzen würden, wenn er nicht unbedingt ihren Entschlüssen zustimme und sie in jeder Weise unterstütze**). Mit Zustimmung des „Rumpfsenats" schrieb nun der König die Wahlen der Provinziallandtage auf den 22. März und die Eröffnung des Reichstags auf den 19. April aus. Alle Adeligen, deren Besitzungen innerhalb der Grenzen der von den Theilungsmächten abgerissenen Provinzen lagen, erhielten unter Androhung der Confiskation ihrer Güter den Befehl, als Unterthanen ihrer neuen Herren sich künftig jeder Betheiligung an den Angelegenheiten der Republik zu enthalten, also für den Reichstag weder zu wählen, noch sich wählen zu lassen. Aus diesen Provinzen wurde also kein einziger Landbote zugelassen und in den übrigen gingen zweiunddreißig Landtage, ohne Landboten gewählt zu haben, auseinander; mehrere Landtage veröffentlichten patriotische Manifeste gegen die beabsichtigte Theilung, nur hundertelf Landboten kamen

*) Hist. des trois démembrements 2, 60 Friedrich II. nahm dem Bischof von Culm die Hälfte, dem Bischof von Ermeland zwei Drittel und dem dortigen Domcapitel drei Viertel der Einkünfte. Bericht des Nuntius vom 5. Mai 1773 bei Theiner 4 b, 531. — „Die Versammlung besteht aus 35 bis 36 Gliedern, darunter 4 Bischöfe, 3 Palatine, 6 Minister, die übrigen sind Castellane beider Stände, neue, unbekannte Menschen. Hierauf ist der Senat herabgebracht, der aus mehr als 150 Gliedern bestehen sollte." Bericht des französischen Geschäftsträgers Gerault aus Warschau vom 10. Februar 1773 bei Raumer 2, 517.

**) Bericht des Nuntius vom 14. April 1773 bei Theiner 4 b, 523.

in Warschau zusammen, zur Hälfte ehrlose, erkaufte Creaturen der fremden Mächte, deren Gesandte mit gemeinsamer Operationskasse überall auf die Wahlen einzuwirken gesucht hatten.

Noch auf keinem einzigen polnischen Reichstag waren so wenige Senatoren und Landboten gewesen, und dieß war vor allem den Bemühungen des Bischofs Soltik zu danken, der dringend von der Betheiligung an der „nationalen Selbstschändung Polens" abgerathen hatte und dessen Gesinnungen in allen, auch in den fernsten Provinzen der Republik ihren Wiederhall gefunden. Katharina hatte nämlich, um den Polen einen neuen Beweis ihrer Frömmigkeit zu geben, die Bischöfe Soltik und Zalusli und die beiden Grafen Rzewuski aus ihrer langjährigen qualvollen Gefangenschaft in Freiheit gesetzt. Es geschehe, sagte die Czarin in einem eigenen Handschreiben, kraft „ihrer eingebornen Güte" und „zur Glorie der Geburt unsers Herrn Jesu Christi!" Soltik aber, ungebeugt durch seine lange Gefangenschaft, und unerschütterlich den Grundsätzen treu, die er früher vertreten hatte, protestirte, kaum nach Warschau gekommen, feierlichst gegen den gesetzlosen Reichstag. „Ich würde vorziehen, schrieb er an den russischen Gesandten Stackelberg, den Rest meiner Tage in einem verborgenen Kerker zuzubringen und würde mir lieber die Hände abhauen lassen und das Leben verlieren, als das schändliche Dekret der Theilung meines Vaterlandes unterzeichnen. Da ich auf der einen Seite nur Gewalt und als einziges Recht der drei Mächte Kanonen erblicke und auf der andern Feigheit jeglicher Art, und da ich deßhalb meinem Vaterlande nicht mehr nützlich seyn kann, so will ich wenigstens nicht sein Henker werden. Jeder Pole, der der Theilung seines Vaterlandes zustimmt, sündigt gegen Gott, und wollten wir Senatoren diese Theilung zugeben, so würden wir meineidig *). In diesem Sinne wirkte Soltik in den Provinzen.

*) Katharina's Handschreiben bei Theiner 4 b, 518 Soltiks Briefe an

Während Rußland, wie wir früher auseinanderſetzten, auf dem letzten Reichstag im Jahre 1767 die Einſtimmigkeit aller Beſchlüſſe vorgeſchrieben und die Conföderation für geſetzwidrig erklärt hatte, ſo ſollte doch der neue Reichstag wieder in der Form einer Conföderation abgehalten werden, um durch Majoritätsvotum zu entſcheiden, und zugleich wurde wieder die Bildung einer Delegation oder Commiſſion gefordert, deren Beſchlüſſe volle Geſetzeskraft beſitzen und nur formell dem Reichstag zur Zuſtimmung vorgelegt werden ſollten. Die Würde der drei Höfe verlange, ſagten die Geſandten, daß die zu bildende Commiſſion — zu der man faſt nur erkaufte Kreaturen zuließ — eine unbedingte Vollmacht zum definitiven Abſchluß des Theilungstraktats beſitze; wer ſich dagegen ausſpreche, werde als Feind der drei Höfe und als Feind ſeines Vaterlandes betrachtet und als ſolcher behandelt; der Hauptſtadt ſtehe, wenn die Forderung verworfen würde, eine vollſtändige Plünderung bevor. Und man machte vollen Ernſt mit der Drohung. So wurden z. B. in der Wohnung des Biſchofs von Luck, der ſich am entſchiedenſten widerſetzte, erſt fünfzehn, dann fünfunddreißig preußiſche Soldaten einquartiert. Dieſe bemächtigten ſich des Silberzeugs des Biſchofs, machten ſeine Wohnung zur Schenke und verübten darin die gräulichſten Exceſſe; öffentliche Dirnen fuhren in der Equipage des Kirchenfürſten in den Straßen Warſchau's umher. Als endlich mit einer Majorität von nur vier Stimmen die Forderung der fremden Mächte angenommen worden, verſicherte der ruſſiſche Geſandte Stackelberg dem König und dem päpſtlichen Nuntius: nur durch dieſe Annahme ſei die Hauptſtadt vor der Plünderung und Polen vor einer gänzlichen Theilung bewahrt worden; Rußland würde ſich zu dieſer gänzlichen Theilung verſtanden

---

Stackelberg vom 2 April 1773 bei Theiner 4b, 521 und vom 6. April bei Theiner Hist. de Clement XIV. tom. 2, 282—283.

haben, damit nicht der König von Preußen allein alle übrigen Provinzen in Beſitz nähme*).

Unter ſolchen Verhältniſſen tagte die jedes Schattens von Geſetzlichkeit beraubte Reichsverſammlung. Warſchau war überſchwemmt von ruſſiſchen, preußiſchen und öſterreichiſchen Truppen, die zum Theil in doppelter Reihe in der Nähe des Schloſſes ſich aufſtellten, wo der Reichstag ſeine Sitzungen hielt und ſogar mit den Deputirten auf denſelben Bänken ſaßen. Man nannte das die freie Verſammlung eines unabhängigen Volkes, deſſen „ſouveräne Machtboten" in Gemeinſchaft mit den Geſandten befreundeter Staaten für die Ruhe Polens wirkten! Der König von Polen ſpielte die erbärmlichſte Rolle, die hohen Adeligen waren in großer Anzahl „verkäuflich, raubſüchtig und niederträchtig genug, um ſich zu Werkzeugen der Schande und der Schmach herzugeben"; Alles litt unter dem Schrecken einer rohen Soldateska, und dennoch, wie lange hatten die fremden Mächte ſelbſt mit einem ſolchen Reichstag zu thun, bevor ſie ihre Zwecke erreichten! Iſt die Geſchichte dieſes erſt im April 1775 geſchloſſenen Reichstags für Polen einerſeits eine Zeit der ſchmählichſten Erniedrigung und der empörendſten Verderbniß, ſo iſt ſie andererſeits auch eine Zeit nationaler Größe durch jene hochherzigen Charaktere, die in der tiefſten Erniedrigung ihre Würde behaupteten und mit unerſchütterlichem Muth, ohne Rückſicht auf Gefahren, unbekümmert um ihr Vermögen, ihr ganzes Daſeyn der Vertheidigung des Vaterlandes weihten, und ſich durch Nichts von dem Wege ablenken ließen, den ihnen die Geburt und die Bürgerpflicht vorgezeichnet hatte**). Für die Theilungsmächte aber iſt der Reichstag nur ein Denkmal ewiger Schande. Niemals hat die rohe Gewalt ſich empörender wie damals als das einzig geltende

*) Berichte des Nuntius vom April und Mai 1773 bei Theiner 4b, 521—538 Vergl. Hermann 5, 532—538.

**) Vergl. Lelewel 263.

Witepsk, Polock, Livlands und [illegible]
Minsk, jenseit des Dniepr; Oesterreich sprac
land, einen Theil Podoliens und die Palati
und Krakau nebst den Salzwerken von Bielicz
zu, und Preußen nahm die Palatinate Mari
rellen und Culm, das Bisthum Ermeland
von Großpolen zu beiden Seiten der Netze,
der Städte Danzig und Thorn. Im Ganze
publik 3952 Quadratmeilen von 13,600,
und zwar die reichsten und fruchtbarsten Pro

Mit den Verhandlungen, die der G
Theilungstraktats vorausgingen und ihr fol
uns nicht im Einzelnen beschäftigen; wir
Charakteristik nur wenige Punkte hervor*)
Polen darauf beriefen, ein Verwerfen al
aller Verträge, führe im Staats- wie Priv
sturz aller Ordnung, zum Kriege Aller geg
unerhört fanden, in eigener Sache Kläger zu
seyn zu wollen und die Zinsen und Nut
hunderte zurückzufordern, erhielten sie von
[illegible]: Man müsse es als einen „f
[illegible] nicht a

und Richter ſeyn dürften, da ſie nur durch die Gewaltthätigkeiten der Polen genöthigt worden, ſich ſelbſt Gerechtigkeit zu verſchaffen, und da ſie noch größere gerechte Anſprüche erheben könnten; die Polen ſollten endlich einmal aufhören, Intriguen zu ſpinnen und um Kleinigkeiten zu markten! Als die Polen dem Grafen Stackelberg vorſtellten: die Czarin von Rußland habe doch ſo oft und ſo feierlich erklärt, ſie wolle nie polniſches Gebiet in Anſpruch nehmen und die Republik in ihrer Integrität ſchützen, bedeutete ihnen der Geſandte: Man kenne die Polen längſt als „harte Köpfe", voll von Parteigeiſt und Intriguen, weder auf Recht, noch auf Gerechtigkeit bedacht. Die hochherzige Czarin handelte nach wie vor großmüthig und uneigennützig gegen die Republik, und nur dieſer Großmuth und Uneigennützigkeit hätten die Polen es zu verdanken, daß ſie nicht ſchon gänzlich zu Grunde gegangen. Bei ſo wichtigen Ereigniſſen, wie ſie jetzt eingetreten, müſſe man nicht nach „metaphyſiſchen Argumenten", ſondern nach Thatſachen urtheilen. Die Czarin habe noch viel größere Rechte auf polniſches Gebiet, aber ſie ſei gewohnt, „das Intereſſe der mit ihr verbündeten Republik ihrem eigenen Intereſſe vorzuziehen!" Während der Verhandlungen ſollten wenigſtens, baten die Polen, allem Völkerrecht gemäß, die Feindſeligkeiten aufhören und die polniſchen Unterthanen nicht zu unerſchwinglichen Contributionen gezwungen werden. Das ſeien nichtswürdige Ausflüchte, war die Antwort, da man niemals Feindſeligkeiten gegen die Republik im Sinne gehabt hätte! Und mit ſolchen Antworten ſtimmten die Vertreter der deutſchen Mächte ganz überein.

Die Oeſterreicher mißbrauchten eine ungenaue Karte von Polen, worauf ſie die beiden Flußnamen Zbrucz und Podhorzec, deren Namen ſie entſtellten, mit einander verwechſelten, und dehnten, den Fluß ſuchend, ihre Grenzen weit über die ihnen im Theilungsvertrag zugeſtandene Linie hinaus und bemächtigten ſich noch eines großen Theiles von Podolien. Die Polen proteſtirten, wurden aber von dem Geſandten Rewitzki zur Ruhe

gewiesen mit dem gleichen Bedeuten, der Kaiserstaat habe noch ganz andere „gerechte Ansprüche". Er sähe überhaupt keinen Grund, sagte Rewitzki, daß die Polen über das Vorgehen der drei Mächte „seufzen" sollten, da sie doch die occupirten Gebiete nur unrechtmäßig besessen; sie müßten eher über sich selbst und ihren Parteigeist „seufzen". Im Uebrigen hätte er mit seinen Collegen weder Zeit noch Mittel, sich mit ihnen in eine Diskussion über die „Rechte und Titel" der Mächte einzulassen; Oesterreich verfahre „mit Mäßigung". Auf die Beschwerden der Polen über die Wegnahme der Salzwerke durch Oesterreich gab Rewitzki zur Antwort: Es gäbe mehr als ein Land in Europa, welches auch ohne Salzwerke glücklich sei; die Polen könnten von jetzt an das Salz von den Oesterreichern kaufen und zwar zu einem billigen Preis. Und als man hervorhob, daß durch die Besitznahme der Salinen auch Privateigenthum verletzt worden, bemerkte er: Wenn die Republik auf Eigenthumsrechte verzichte, so müsse dieß um so eher von Privatpersonen geschehen!

Preußen hatte sich die Netze als Grenze zuerkannt, aber der preußische Gesandte bewies: „Die Gewässer der Netze gehören meinem König auch wenn sie austritt; mithin auch die überschwemmten Länder, wenn sie in ihr Bett zurückgetreten ist" — und dabei wurde angenommen, der Fluß könne zwölf Meilen weit austreten und selbst Gebirge unter Wasser setzen! Man könne es nur billig finden, meinte Friedrich II., daß er, da die Oesterreicher sich weiter ausgedehnt hätten, zur Aufrechthaltung des Gleichgewichts auch seine Gebiete erweitere. So wurden nach dem Abschluß des Theilungstraktats mit der Republik erst noch sechsundvierzigtausend Einwohner, dann noch achtzehntausend nebst Städten und Dörfern einverleibt; die preußischen Grenzpfähle wurden mehrmals gesetzt und mehrmals weitergerückt und zeigten stets den Adler mit der Unterschrift: Suum cuique, der dann die Polen das Wort: rapuit hinzufügten. „Ich bin dem Grafen Panin sehr verbunden, schreibt Friedrich am 6. Dec.

1774 an Solms nach Petersburg, für den mir gegebenen Rath, den Polen erklären zu lassen, daß ich lediglich zur Aufrechthaltung einer gewissen Gleichheit mir in der Ausdehnung meiner Grenzen das Beispiel des Wiener Hofes zum Muster genommen habe." Schon seit Monaten habe sein Gesandter in Warschau diese Erklärung abgegeben, aber sie habe nicht den geringsten Eindruck gemacht. „Es ist sicher, fährt der König fort, daß wir, ich, Rußland und der Wiener Hof, uns niemals auf die Polen verlassen können, es ist eine leichtsinnige und gar zu eigennützige Nation, die besten Vernunftgründe machen keinen Eindruck auf sie; nur Furcht und Geld sind die einzigen Hebel für diese schwerfällige Masse." Nur durch Anwendung von Gewalt, wiederholte Friedrich, komme man in Polen zum Ziele*).

Aber Katharina legte in Berlin und Wien Einspruch gegen die immer weitere Ausdehnung der Grenzen ein. Sie schrieb darüber an Friedrich und auch an Maria Thereſia und Kaiser Joseph. Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, heißt es in ihrem Brief an die letzteren vom 26. Mai 1774, lenke alle ihre Schritte, und darum wende sie sich an beide Majestäten mit der Bitte, abzustehen von der weitern Ausdehnung der Grenzen. Sie bitte darum im „Intereſſe der Humanität" und im Intereſſe der Polen, damit nicht diese in der Verzweiflung, worin sie sich bereits befänden, zu neuen schädlichen Schritten veranlaßt würden und alle Verhandlungen mit den Theilungsmächten abbrächen. Auch bitte sie darum, damit nicht die Allianz der drei Höfe, die ein „Meisterwerk der Vernunft" sei und „das heilsamste Werk für Europa" Schaden erleide**)! Welche Empfindungen mag Maria Thereſia gehabt haben beim Empfang eines Schreibens, worin sie

*) Bei Smitt II, 208 D'Angeberg 166. Vergl. Friedrich's Briefe vom 3. und 10. Dec. 1774 bei Smitt II, 203, 211.

**) Bei D'Angeberg 158—159. Katharina an Friedrich ebenfalls am 26. Mai und Friedrich's Antwort vom 24. Juni 1774 loc. cit. 160—163.

bald zur Ehre der Czarin statt, woran sich f
in Warschau anwesende Adel betheiligte.
der Delegation des Reichstags entschädigten
tisch für die Mühen der Geschäfte; sie setzten
dore und Imperiale, erzählt ein Augenzeuge,
die sie Abends zuvor von dem russischen unt
sandten erhalten hatten, um zu Allem, wa
und wünschten, Ja zu sagen; der Bischof
spielte an zwei Abenden 34,000 Dukaten
den Sitzungen dekretirten sich die Delegirten g
und Grafentitel, bis die Gesandten der Thei
halt geboten. Mit kirchlichen Stellen und
der Nuntius, wurde ein förmlicher Handel
Raub- und Plünderungssucht der polnischen
sonders bei der Einziehung des beweglichen
Jesuiten hervor. Ungeheure Summen wu
legirten schändlich verschleudert oder durch nie
künste entwendet; die kostbarsten Kirchen
Monstranzen, goldene und silberne Gefäß
den Häusern des „hochkatholischen" Adels
[illegible] eingeschmolzen, um mit dem

11. Juni 1774 — ein durch Rechtlichkeit des Charakters wie durch erleuchteten Geist gleich ausgezeichneter Prälat, sagte mir, es kämen bei Laien und Geistlichen Dinge vor, die ihn mit Schmerz und mit Abneigung gegen die hier herrschenden Grundsätze erfüllten. Er versichert mir, bemerkt zu haben, daß seit dem Abschluß des Theilungstraktats die Frivolität und die schändlichste Corruption zugleich mit dem ausgelassensten Luxus mehr als je zuvor sich hervorthun, so daß man davon keine Beschreibung machen könne, ohne dem Bericht den Anschein eines Libells zu geben." Der König empfing aus Petersburg für seine Charakterlosigkeit die reichsten Geschenke, bald 50,000, bald 150,000 Rubel; man nennt ihn, schreibt der englische Gesandte am 14. Dec. 1774, gewöhnlich „die vierte theilende Macht in Beziehung auf manche persönliche Vortheile, die er sich selbst oder seinen Freunden erwirkt hat."

Nur „persönliche Vortheile" an Geld und Gütern erwirkte sich der König, und für sie opferte er alle Rechte, die dem Königthum in Polen noch geblieben waren. Die durch die fremden Höfe dekretirte neue Verfassung machte das polnische Königthum zu einem wesenlosen Schattenbild. Das Liberum Veto blieb in voller Kraft, der aus Senatoren gebildete Rath des Königs wurde abgeschafft und durch einen „permanenten Rath" ersetzt, bestehend aus fünfzehn Senatoren und fünfzehn Mitgliedern der Ritterschaft, die vom Reichstage, ohne daß der König auf ihre Wahl Einfluß üben konnte, ernannt werden sollten. Auch das Recht die Starosteien zu vergeben, wurde dem König genommen, nur vier blieben ihm zur Verfügung und vier erhielt er als Eigenthum für sich und seine Erben. Rußland garantirte diese neue Verfassung und hielt Polen nach wie vor durch seine Truppen in Zaum, „die die Ruhe des Landes und die nationalen Freiheiten" schützen sollten! Die Theilungsmächte garantirten die Unantastbarkeit und Integrität des polnischen Gebietes!

Auch die „Dissidentenfrage“ war natürlich wieder zur Sprache gekommen. Wegen der Dissidenten hatten Rußland und Preußen den innern Streit in Polen angefacht, wegen der Dissidenten hatte Katharina das Land in Feuer und Flammen gesetzt. Jetzt, nachdem man erreicht, was man in Polen gewollt, nachdem man mit allen Mitteln die politische Wiedergeburt des Volkes gehindert, den edlen Theil des Adels auf den Schlachtfeldern gemordet oder seiner Güter beraubt oder in die Verbannung geschickt und den corrumpirten Theil als Werkzeug eigener Selbstschändung mißbraucht hatte, nachdem man die Bürger und Bauern ausgeplündert und zu Tausenden aus ihrer Heimath weggeschleppt, und schließlich dem Lande die reichsten Provinzen geraubt hatte: jetzt ließ man die Dissidenten im Stich, gab die wichtigsten der früher für sie geforderten Rechte Preis. Sie sollten, wurde festgesetzt, in Zukunft von dem Eintritt in den Senat und in das Ministerium ausgeschlossen bleiben und zum Reichstag nur drei Landboten schicken dürfen. Katharina nannte das einen Beweis „von Mäßigung“ ablegen*), die Dissidenten aber behaupteten, „derjenige Hof, welcher am lebhaftesten ihre Partei genommen und sie zu Schritten veranlaßt habe, die Vielen ihr Leben und den Meisten der übrigen ihr Vermögen gekostet — verlasse sie jetzt auf grausame Weise“**). So ging in Erfüllung, was Bischof Soltik den Dissidenten vorausgesagt hatte, als er sie vor dem Bunde mit fremden Mächten warnte, die nur aus eigennützigen Absichten „religiöse Fragen“ zum Vorwande nähmen, um in Polen den Bürgerkrieg zu entzünden und das Land zu theilen.

Während aber Katharina die Dissidenten aufgab, ließ sie in den annexirten Provinzen die blutige Verfolgung gegen die griechisch-unirte Kirche fortsetzen, und es wurden während ihrer Regierung mehr als zwei Millionen Katholiken durch

*) Separatakt zum Theilungstraktat zwischen Rußland und Polen vom 15. März 1775 bei D'Angeberg 167—171.

**) Bericht des engl. Gesandten vom 25. Febr. 1775 bei Raumer 2, 550.

Knute, Kerker und Deportation zum Schisma „bekehrt.“ Die Verfolgung der katholiſchen Kirche durch Rußland iſt ein Nachtſtück in der neuern Geſchichte Europas *).

Da der Ausſchuß (die Delegation) des Reichstags, ſchreibt der engliſche Geſandte am 18. März 1775, auf dem Punkte iſt, ſeine Geſchäfte zu beendigen, ſo tragen die Mitglieder desſelben des Nachmittags und ſogar bis in die Nacht hinein Sorge für ſich ſelbſt. Sie weiſen ſich Jahrgelder und jede Art von Einnahme auf beiſpielloſe Weiſe und auf Koſten der unglücklichen Republik an, ſo daß man dieß für den letzten Gnadenſtoß hält, den ſie ihrer Ehre und dem Vaterlande geben“**). Nachdem dieſe „Geſchäfte“ vollendet, umarmte Graf Stackelberg die Delegirten, und es fanden gegenſeitige Beglückwünſchungen ſtatt, daß Alles ein ſo gutes Ende genommen, „Jeder zufrieden, ſagt der Nuntius, weil die perſönlichen Zwecke erreicht worden.“ Dann trat der Reichstag zum letztenmal vom 27. März — 12. April 1775 zuſammen. Viele Mitglieder deſſelben hatten ſich aus Warſchau entfernt, manche legten gegen die von der Delegation gefaßten Beſchlüſſe Verwahrung ein, die übrigen erkauften Stimmen erklärten ſich mit Allem einverſtanden. Am 12. April, Nachts um ein Uhr ſchloß der Reichstag ſeine Sitzungen und der König eilte nun ſofort in die Kirche, um das Te Deum ſingen zu laſſen! Statt eines Te Deum, bemerkt der Nuntius, hätte man die Bußpſalmen und die Klagelieder Jeremiä ſingen ſollen.

Wir fügen unſerer hiſtoriſchen Darſtellung keine allgemeinen Betrachtungen bei und erinnern nur ſchließlich noch an ein Aktenſtück von wahrhaft hiſtoriſcher Bedeutung, durch welches die Conföderirten von Bar gegen die Theilung Polens

*) Vergl. Theiner Neueſte Zuſtände der kathol. Kirche beider Ritus in Polen und Rußland 271 - 315. Theiner Clement XIV. tom. 2, 282 - 314; 433—445

**) Bei Raumer 2, 550. Lelewel 273, Note, gibt einige Beiſpiele von dem Raub- und Belohnungsſyſtem und verzeichnet die Summen, mit denen Rußland polniſche Große beſtach.

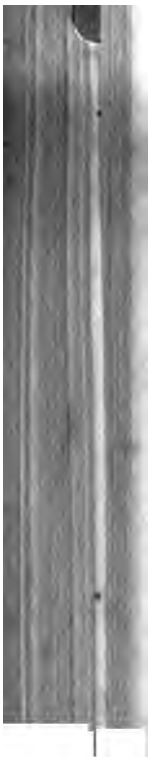
Schatten geworden, würden ſie nie
ganz Europa einmal den gerechten F
geben werde. Dann ſchildern die
geſetzloſe Verfahren der Theilungsmä
die Gewalt, deren Mittel Gewalt, D
geweſen, und ſchließen: „Uns verſch
des Unglücks, welches über Polen
wollten gerade wir dieſes Unglück ab
dafür auf das Zeugniß unſeres Gew
und auf die Achtung aller ehrenha
Wir haben es als das glorreichſte
Proſcription zu erdulden als der Ve
Rechte der Religion und des Vaterl
haben als wahre Patrioten gehand
uns verlaſſen und es bleibt uns,
verfolgt in fremdem Lande umherir
nur die Proteſtation übrig, gewiß
Bürger, die ihr Vaterland lieben .
ganz Europa gegen die Theilung
Maßregeln und Geſetze und gegen
man in Warſchau mit Gewalt durcha

XLIV.

Von Rouſſeau bis zum neuen badiſchen Schulgeſetz.

III. Die pädagogiſchen Geſchicke in der Schweiz ſeit dem Jahre 1830.

Der Ausbruch des Sturmes, den Peſtalozzi als nahe bevorſtehend ahnte und herbeiwünſchte, erfolgte im Juli 1830 in Paris, warf hier den legitimen Thron um, zertrümmerte das Königreich der Vereinigten Niederlande, blies die Revolution in Polen an, ſetzte als Cyklon nach Weſten um, wo er in Spanien und Portugal die legitime Thronfolge wegfegte. In Deutſchland wurden nur einige Gegenden von ſeinen Stößen geſtreift, in der Schweiz dagegen wehte er die meiſten Kantonalverfaſſungen wie morſche Schindeldächer herab, denn nur die rein demokratiſchen der kleinen Kantone blieben unverſehrt. Die Verfaſſungen der größeren Kantone hatten nur in Bern ein erbliches ariſtokratiſches Element (Patricier), ſonſt war überall das Wahlrecht für den geſetzgebenden Körper (Kantonsrath, Großer Rath) durch das Maß des Vermögens bedingt und die Bürgerſchaft der Hauptſtädte unverhältnißmäßig ſtark repräſentirt. Die neuen Verfaſſungen beſeitigten das Vorrecht des Beſitzes und der Hauptſtädte größtentheils und bei den nachfolgenden Revi-



und vor allem Schullehrerſeminarie
gelangten zu einer ungewöhnlichen
das Thurgauer und das Aargauer.

Direktor des Zürichiſchen w
katholiſcher Württemberger, der ſic
Schulproviſor zum Taubſtummenl
1825 an der Taubſtummenanſtalt
und eine ſeltene Thätigkeit entfaltet
Züricher Evangelium und wurde 1
richteten Seminars und der eigentli
ſchulweſens. Er bewies hiebei e
lieferte eine Schulgrammatik (nach
ein Leſebuch, Tabellenwerk u. ſ. w
Direktor ſeinen Zöglingen den Wi
zupflanzen, von dem er ſelbſt beſee
tholicismus zeigte er nicht die k
Feindſeligkeit, ſo wenig als er ein
richiſche „Staatsreligion" (ſo heißt
heuchelte; er bekannte ſich, ſoweit
gemeine Volk erlaubte, offen zu der
ſtalozzi, Dinter u. ſ. w., er glaub

deten Schulmeister um so unwillkommener, als sie das devote Wesen der alten Schulmeister gänzlich ausgezogen hatten und mit höchst seltenen Ausnahmen auch viel mehr leisteten als jene.

Der Kanton Thurgau ist paritätisch, indem er unter 85,000 Einwohnern ungefähr 18,000 Katholiken zählt; hier wurde nach der demokratischen Verfassungsänderung von 1831 ein paritätisches Schullehrerseminar eröffnet und in ein dem Kloster Kreuzlingen gehöriges Gebäude verlegt. Die Katholiken hatten zugestimmt, indem sie der reformirten Mehrzahl gegenüber einige Nachgiebigkeit für gerathen hielten und in den Augustiner Chorherren des Klosters eine Ueberwachung der katholischen Zöglinge gesichert glaubten, überdieß bestimmte das damalige Schulgesetz, daß wenigstens der Oberlehrer des Seminars ein Katholik seyn müsse. Direktor wurde Joh. Jak. Wehrli, der in Hofwyl Fellenbergs Ideen über Armen-Erziehung mit dem schönsten Erfolge in das Leben gerufen hatte und daher heute in der Schweiz mit vollem Rechte als der eigentliche Vater der vielen schweizerischen Armenschulen verehrt wird. Sein pädagogischer Wahlspruch lautete: „Nicht allein der Verstand, sondern auch Herz und Hand soll gebildet werden" Es war ihm damit auch voller Ernst, er übersah jedoch, daß wohl in der klösterlich eingerichteten Armenschule mit eigenem Haushalt, Garten und Feld auch die Hand des Kindes geübt wird, daß es da denkend arbeiten lernt, während dieß in der gewöhnlichen Schule nicht angeht, wo der Fachunterricht immer die ausschließliche Aufgabe bleiben wird. Er übertrug seine Ideen auf das Seminar, soweit es anging; die meistens armen, ärmlich gekleideten, wie die Söhne des gemeinen Mannes in ackerbauenden Kantonen genährten und gebetteten Zöglinge gruben, düngten, pflanzten, jäteten, verrichteten alle Arbeiten im Hause und Holzschuppen (nur in der Küche waren mit der Frau des Direktors zwei Mägde beschäftigt), führten am Seeufer eine Schanze gegen den Wellenschlag auf, legten Wege an u. s. w. Wehrli stellte in seinem Seminare das Muster

kein anderes in Kreuzlingen am
am Zürichersee, und waren die
besser oder schlimmer als die Sch
Meister hatten in Betreff der A
Volksschule die gleichen Grundsät
schule die große Weltverbesserung
wenn Scherr die Kirche von der
bezeichnete Wehrli die Schulmeiste
Apostel", verlangte von den Schul
und bestand der ganze Religionsu
Zöglinge im Lesen und Erklären
bei Wehrli lange Zeit die Dint
Grunde legte. War Wehrli eine
wissentlich das religiöse Gefühl
verletzt hätte, so geschah es unwi
war mit den Vorbereitungen zun
standen, als die radikalen Mach
liegende Gut müsse für die Zwec
thätigkeit auferweckt werden. E
Hinsicht wie in seiner ganzen polit
Offenheit und Consequenz.

politiſcher Beziehung der erzradikalen Richtung huldigte, in Verbindung mit gleichgeſinnten aargauiſchen Volksführern (Wallner, Bruggiſer ꝛc.) gegen die Klöſter und die bundesrechtliche Stellung der katholiſchen Kantone in der Schweiz mit unheilvollem Erfolge agitirte. Er iſt ſeitdem mehrmals Regierungsrath und Regierungspräſident geweſen (wie gegenwärtig), der ſchöne Kanton aber wird ſpöttiſch der Muſter-Kanton genannt und rühmt ſich ſelbſt ſeines ſittlichen und ökonomiſchen Zuſtandes mit nichten.

Mit politiſchen Ideen iſt das deutſche Volk nicht in eine durchgreifende Bewegung zu bringen, wie wäre es aber, wenn man es mit der Religion verſuchte? äußerte Hegel kurze Zeit ehe die Cholera ihn wegraffte. Dieſen Weg ſchlug die radikale Partei in der Schweiz ein, jedoch nicht auf die Anregung des Berliner Philoſophen hin. Als Handhabe bot ſich die im katholiſchen Kanton Luzern herrſchende liberale Partei an, indem ſie im Januar 1834 die Badener Conferenz veranſtaltete. Dieſe Conferenz wurde von dem katholiſchen Luzern, den paritätiſchen Kantonen Bern, Thurgau, Aargau, Baſelland und St. Gallen beſchickt und Beſchlüſſe gefaßt, die eine vollſtändige Unterwerfung der Kirche unter die Staatsgewalt, die Einführung eines „unkirchlichen Kirchenrechts“ herbeiführen ſollten. Sie konnten nicht durchgeführt werden, veranlaßten jedoch im Aargau die Weigerung der katholiſchen Geiſtlichkeit die neue Kantonalverfaſſung ohne Vorbehalt der Rechte der Kirche zu beſchwören, Gewaltandrohung von Seite der Regierung und als Folge eine Demonſtration der katholiſchen Bevölkerung, worauf die Regierung den katholiſchen Kantonstheil durch die Milizen des reformirten Kantons Zürich occupiren, aber auch die Conferenzbeſchlüſſe fallen ließ. An dem Widerſtreben der katholiſchen Aargauer ſollten die Klöſter Schuld geweſen ſeyn, gegen welche von da an planmäßig operirt wurde. Im Thurgau beantragte der radikale reformirte Pfarrer Bornhauſer die Aufhebung der Klöſter im Kanton, drang aber nicht durch, weil die flagrante Verletzung der Bundesakte, welche in Art. 8

Machthaber der beiden Kantone ...
Hölle, daß es nicht auf den Raub der Kl
mehr auf die Rettung derselben vom ökon
gesehen sei.

Einen kurzen Stillstand der radikalen
ursachte 1839 der sogenannte „Züriputsch.
der Republik Zürich beriefen den württemb
Strauß, der so eben durch sein „Leben
Weg der Läugnung Christi erfunden hatt
der „evangelischen" Dogmatik an der Uni
großen Mehrzahl der Zürichischen Geistli
damals noch schmählich vor, daß sie au
der Göttlichkeit Christi und von den „Se
mation" predigen sollten, während Strau
der Glaubenslehre den künftigen Geistlich
daß der Glauben an Christus der Glau
gebornen jüdischen Mythus sei; einer so
entweder zu Dummköpfen oder Komödia
(Hypokriten im doppelten Sinne des
stempelte, schämten sie sich und predigten g
auf ihren Kanzeln. Die alten Stadtb
... Samen noch nicht vergessen

des neuen Regiments trat der Professor Dr. Kaspar Bluntschli. Auch der Direktor des Schullehrerseminars Th. Scherr mußte weichen und die Anstalt sollte durch einen andern Direktor mit einem neuen evangelisch-christlichen Geiste imprägnirt werden, während der Kanton Zürich sich zum Träger einer „liberal-conservativen" Politik qualificiren wollte. Bluntschli's Herrlichkeit war jedoch von kurzer Dauer. Im Januar 1841 erhielt der Kanton Aargau eine neue Verfassung, welche den Katholiken ihre bisherige nach dem System der Kopfzahl berechtigte stärkere Vertretung in dem Großen Rathe verkürzte, durch die Vereinigung der reformirten Bevölkerung mit dem abgefallenen Bruchtheil der katholischen eine kleine Mehrheit, und als die katholischen Bezirke tumultuirten, wurden sie von aargauischen, bernischen, zürichischen und baselländschaftlichen Truppen niedergeworfen. Gleich darauf beschloß der aargauische Große Rath die Aufhebung sämmtlicher Klöster; Seminar-Direktor Augustin Keller hatte den Antrag gestellt und damit begründet, daß die Klöster unverträglich seien mit dem Bestande und der Wohlfahrt des Kantons, „sowie das Mönchthum überhaupt nur Steppen und Barbarei schaffe, und der Mönch in der Regel ein schlechtes verdorbenes Geschöpf sei, in dessen Schatten der Grashalm verdorre." (Damals mußte P. Theodosius als „Aufrührer" flüchten!) Die Tagsatzung konnte die durch die Klosteraufhebung begangene Verletzung der Bundesakte nicht geradezu gut heißen, sie wurde aber nach und nach umgestimmt, indem sich die Mehrzahl der einzelnen Kantone vollends radikalisirte. Den Ausschlag gab der Kanton Zürich; am 29. August 1841 beschwor der Advokat Jonas Furrer von Winterthur eine große Volksversammlung zu Schwammedingen bei den Manen Zwingli's nicht länger zu dulden, daß die Regierung die aargauischen Klöster unterstütze. Das wirkte auf das Volk und Bluntschli mußte den Platz räumen. Er hatte schon vor 1839 die Tendenz Scherr's in einem eigenen Buche bekämpft, in der Augsburger Allgem. Zeitung dagegen geschrieben und die

ganz richtige Behauptung aufgestellt, das Schulmeisterthum strebe eine Macht zu werden im Staate und im Gegensatze zu der Kirche. Er übersiedelte von Zürich nach München, von hier nach Heidelberg und versicht heute als großherzoglich badischer Rath ein Schulgesetz, das weiter geht, als Scherr jemals beabsichtigte!

Der Sieg des Landvolkes in Unterwallis (1843), das sich nicht von einer frivolen Partei in Betreff der Religion und des Unterrichts befehlen lassen wollte, die Verfassungs-Revision, welche das Volk von Luzern mit ungeheurer Mehrheit beschloß (1841) und dadurch das bisherige Regiment stürzte, steigerte den Grimm der Radikalen, der sich jetzt auf Luzern, den katholischen Vorort concentrirte. Da beschloß am 24. Oktober 1844 der Große Rath von Luzern die theologischen Lehrstellen an vier Jesuitenpatres zu übergeben, welchem Beschlusse die Mehrheit der Staatsbürger in Gemeindeversammlung zustimmte. Hierauf versuchte die Gegenpartei in der Nacht vom 7./8. Dezember sich durch einen Handstreich der Stadt Luzern zu bemächtigen, während ein Zuzug Mitverschworner vom Lande in Verbindung mit Freischaaren aus dem Aargau (unter dem kathol. aargauischen Regierungsrathe Wallner) die Niederwerfung und Unterdrückung der Mehrheit des Volkes vollenden sollte, was ohne die Ermordung oder Vertreibung der Volkshäupter nicht möglich gewesen wäre. Die Mordnacht wie der Freischaarenzug mißlangen schmählich, steigerte aber nur die Erbitterung der Radikalen, und diese erreichte ihren höchsten Grad, als im März 1845 auch der großartig angelegte Einfall der Luzerner Flüchtlinge, bernischer, aargauischer und baselländschaftlicher Freischaaren, zu welchem die bernische und aargauische Regierung und viele reiche Privaten die Mittel geliefert hatten, mit einer gänzlichen Niederlage endete. Der Landfriedensbruch, der an Luzern von mehreren Kantonen verübt war, blieb von der Tagsatzung ungestraft, als aber sieben katholische Kantone (Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Luzern, Freiburg, Wallis; die gleichfalls

katholiſchen Kantone Solothurn und Teſſin waren radikal) einen Vertheidigungsbund ſchloſſen, da erhoben die Radikalen die Anklage auf Bundesbruch mit betäubendem Geſchrei. Der aargauiſche Kloſterſturm war ein offener Bundesbruch; einige angeſehene Katholiken wandten ſich an den Geſchichtſchreiber und zürichiſchen Altrathsherrn G. Meyer von Knonau mit der Bitte, ſich über die Kloſterfrage auszuſprechen. Er antwortete, die Klöſter hätten allerdings das Recht für ſich, allein wenn Anſtalten dem Zwecke ihrer Gründung, der ein gemeinnütziger geweſen ſei, nicht mehr entſprechen, ſo können ſich dieſelben einer Umwandlung nicht erwehren, und die Katholiken würden gut thun, wenn ſie dazu die Hand reichten. Auch der greiſe Kaspar Zellweger, damals wohl wegen ſeiner Milde, Wohlthätigkeit und Welterfahrung der verehrteſte Mann in der ganzen Schweiz, der Verfaſſer einer quellenmäßigen Appenzeller Geſchichte, antwortete auf die gleiche Aufforderung: „die Katholiken beklagen ſich mit Recht wegen des Angriffs auf ihre Klöſter, die Reformirten aber mit demſelben Rechte über die Einführung der Jeſuiten, denn die Jeſuiten ſind gefährlich; gefährlicher allerdings als die Jeſuiten wäre für die Schweiz die Anarchie.“ So lautete der Beſcheid zweier liberal-conſervativer reformirter Autoritäten. Ganz anders noch tönte es aus Frankreich, Deutſchland und England herüber. Thiers, der Geſchichtſchreiber der Revolution und des erſten Kaiſerthums, der Lobredner des Umſturzes und der Eroberung ſo lange dieſe glücklich war, lag damals in gewaltiger Oppoſition gegen Louis Philippe, den Bürgerkönig, weil derſelbe ihn als Miniſter verabſchiedet hatte. Die Kataſtrophe im Kanton Wallis benutzte Thiers zu einer fulminanten Rede gegen die Regierungspolitik, die er als Mitſchuldige an der Unterdrückung der Freiheit in der Schweiz bezeichnete; der Meiſter der oratoriſchen Sophiſtik wußte es ſo zu drehen, daß die Vertheidigung der durch die Bundesakte verbürgten Rechte als revolutionär, der Sieg der Mehrheit der Bevölkerung in demokratiſchen Republiken über die an-

greifende Minderheit als Unterdrückung erſchien. Louis Philippes Thron war längſt nicht mehr volksthümlich, und Thiers trug durch ſeine Deklamation, die in den Journalen viel tauſendfältigen Widerhall fand, nicht wenig dazu bei, dem Bürgerkönig als Complicen der ſchweizeriſchen Jeſuiten auch die Bourgeoiſie zu entfremden, die durch den vorgehaltenen Popanz des Jeſuitismus ſich alteriren ließ und ſich förmlich an ihrer Aufregung erfreute; denn es war ein ſeit Jahren ungewohnter Genuß und ſchien gefahrlos. Der Bürgerkönig ſah wohl ein, was die Bewegung in der Schweiz zu bedeuten habe, allein er getraute ſich nicht eine Drohnote durch ſeinen Geſandten an den ſchweizeriſchen Vorort zu richten, weil „die öffentliche Meinung" in Frankreich bereits Partei genommen hatte. Durch dieſe Zurückhaltung Frankreichs war auch der öſterreichiſchen Politik der Kappzaum angelegt; ein weiteres Vorgehen von dieſer Seite hätte die franzöſiſche Regierung nicht zu gleichen Schritten, ſondern zur Parteinahme für die radikalen Kantone genöthigt, denn bei den Franzoſen aller Farben ſteht als politiſches Axiom unabänderlich feſt: „die Schweiz iſt in einem allgemeinen Kriege Frankreichs Avantgarde gegen Oeſterreich und Deutſchland." Die deutſche Preſſe nahm mit geringer Ausnahme (z. B. der Karlsruher Zeitung, von Dr. Giehne redigirt) gegen die katholiſchen Kantone Partei und colportirte alle Feindſeligkeiten und Lügen, welche die radikalen Blätter der Schweiz ausheckten; Profeſſor Kortüm in Heidelberg aber verkündete den Schweizern und Deutſchen in einer eigenen Schrift, daß auf dem Continente eine große Verſchwörung gegen die Freiheit der Völker arbeite, die ſich in der Schweiz in der Berufung der Jeſuiten nach Luzern verrathen habe, und foderte die Schweizer zu einer Waffenprobe auf. Nun befanden ſich in der Schweiz Jeſuitencollegien in Freiburg, in Sitten und Brieg im Wallis, in Schwyz, alſo im ganzen vier, und vier Jeſuiten waren auf die theologiſchen Lehrſtühle in Luzern berufen; kaum drei Dutzend Lehrer oder Pädagogen,

welche dem Orden der Jeſuiten angehörten, deren Anſtalten in kleinen katholiſchen Republiken errichtet waren, denen in den reformirten größern Republiken drei Univerſitäten, zwei Akademien, zehn Kantonsſchulen und Gymnaſien und eine Anzahl von Penſionaten (Privat-Erziehungsanſtalten) gegenüber ſtanden, ſollten der politiſchen und religiöſen Freiheit Verderben drohen! Im Ernſte glaubten dieß die Partei- und Wortführer in der Schweiz ſelbſt nicht, aber ſie erhoben ihr Geſchrei, um das reformirte gemeine Volk zu fanatiſiren, während ihre Sekundanten in Frankreich und Deutſchland in einer ſchweizeriſchen Aktion des politiſchen und religiöſen Radikalismus den rollenden Schneeball ſahen, der zur europäiſchen Lawine anſchwellen werde. Lord Palmerſton combinirte die Bewegung in der Schweiz alsbald mit ſeinen Machinationen, die er in Italien gegen Oeſterreich wie gegen Frankreich in Gang gebracht hatte, und als durch den Sturz der Regierungen in Waadt und Genf, durch den Beitritt St. Gallens die zum Kriege entſchloſſene radikale Partei die Mehrheit in der Tagſatzung gewonnen hatte, rechnete dieſe auf die Sympathien Englands und ſchrieb es deſſen Einwirkung zu, daß der katholiſche Vertheidigungsbund von Paris und Wien dringend ermahnt wurde, jeden äußerſten Schritt zu vermeiden und ja nicht voreilig zu den Waffen zu greifen und einen Krieg herbeizuführen, während der engliſche Geſchäftsträger, der junge Robert Peel, den radikalen Bund zu raſchem Handeln aufmunterte, damit der vermittelnden europäiſchen Diplomatie eine vollendete Thatſache entgegenſtehe, welche von Protokollen und Noten nicht ungeſchehen gemacht werden könne. So geſchah es, der Radikalismus griff an, ſiegte leicht und that nun, was er für gut fand, ohne ſich im mindeſten an die feierlichen Zuſagen, daß es ſich nicht um den Sturz der Bundesverfaſſung, um die Verkümmerung der Rechte der Katholiken handle u. ſ. w., zu kehren. Alsbald wurde eine neue Bundesakte gegeben, deren Entwurf weſentlich dem Dr. Kern, dem Jugendbekannten des franzöſiſchen Kaiſers,

angehört; durch dieſelbe iſt das Gewicht der katholiſchen U
kantone nahezu auf Null reducirt und eine weitere Centra
ſation und damit die Herrſchaft der reformirten Mehrzo
angebahnt. Unmittelbar nach dem Kriege wurden die ze
Klöſter des Thurgaus eingezogen und damit der zerſtre
wohnenden katholiſchen Bevölkerung ihre Anhaltspunkte u
Stützen entzogen. In neueſter Zeit hat auch Zürich d
tauſendjährige Kloſter Rheinau (drei Mill. Franken wert
eingeſackt und in der Perſon des Dr. Alfred Eſcher den
tholiſchen Inſtitutionen und der Beſchwerde über einen ſolch
Mißbrauch der confeſſionellen Uebermacht Hohn geſproch
Rheinau wäre übrigens ſchon früher aufgehoben worde
wenn die Regierung des Großherzogs Leopold von Bad
in dieſem Falle nicht mit der Geltendmachung des Epave
rechts auf die rheinauiſchen Güter, die größtentheils a
badiſchem Gebiete lagen, gedroht hätte; es war der neu
badiſchen Aera vorbehalten, der rohen Gier einer reichen R
publik, welche 1849 nach dem Uebertritte des meuteriſch
badiſchen Militärs auf ihren Boden der Regierung d
Großherzogs Leopold ſo viel Verdruß und Koſten verurſa
hatte, ein uraltes katholiſches Stift zu überliefern.

Die reformirten Geiſtlichen, welche im Großen Rat
von Zürich ſaßen, ſprachen ſich ſehr entſchieden gegen die b
antragte und beſchloſſene Beraubung Rheinaus aus; auch d
aargauiſche Kloſterſturm war nicht nach dem Sinne der o
thodoxen Geiſtlichen und Laien in Baſel, Waadt, Genf u
anderswo, Baſel hatte es ſogar gewagt an dem Kriege geg
den ſogenannten Sonderbund, als einem ungerechten Krieg
alle Theilnahme zu verweigern und war dafür mit einig
hunderttauſend Franken beſtraft worden: dieſe Glaubenspar
begriff oder ahnte, daß ein gelungener Angriff des politiſ
religiöſen Radikalismus auf die Rechte und Inſtitution
der katholiſchen Kirche den Glaubensartikeln der Confeſs
helvetica wie der Stellung ihrer Diener („ministerium“ nen
ſich die Geſammtgeiſtlichkeit eines Kantons) große Gefa

bringen werde. Die Beſtätigung ließ auch nicht lange auf ſich warten. Der Kanton Waadt iſt ein ſchöner Flecken Erde, hat milde, geſunde Luft und fruchtbaren Boden; die reichen Fremden, die im Sommer in ganzen Schaaren herumwandern und im Winter ſich in die unzähligen Landhäuſer und hôtels garnis einmiethen, ſind für Waadt Goldvögel; das wälſche Völklein hat ſich an ihnen abgeſchliffen, iſt kosmopolitiſch nach republikaniſchem Geſchmack und trinkt mehr und beſſeren Wein als irgend auf der Welt eine andere gleich große Anzahl Menſchen. Es iſt natürlich auch ſehr aufgeklärt, doch hat ſich der Geiſt aus den Tagen der Calvin, Viret und Farel nicht ganz verloren, zumal er durch die Einwanderung vieler von Ludwig XIV. vertriebenen Hugenotten aufgefriſcht wurde. Die Kinder dieſes Geiſtes, die Momiers (ſchweizeriſch-wälſche Benennung der Pietiſten) ſammelten ſich in größern und kleinern Oratoires, ließen ſich ſpecifiſche Predigten halten und ſangen Lieder aus einem eigenen Geſangbuche. Dieß fand „das Volk“ unausſtehlich und tumultuirte da und dort, attakirte die Oratoires und Momiers und ſprengte endlich im Februar 1845 die tolerante Regierung, als dieſe ſich zwar gegen die Berufung der Jeſuiten nach Luzern ausſprach, aber gleichzeitig erklärte, Luzern ſei ein ſouveräner Kanton wie jeder andere, und wenn es Jeſuiten berufe, ſo hätten die andern Kantone zwar das Recht dieſen Schritt zu mißbilligen, nicht aber ihn gewaltſam zu verwehren. An der Spitze der Bewegung ſtand Herr Druey, der bisher die Regierung geleitet hatte, aber noch zu rechter Zeit erklärte: „was das ſouveräne Volk will iſt Recht, und der republikaniſche Staatsmann hat deßwegen die Pflicht den Willen des Volks zu vollführen.“ Druey hatte in Berlin Hegels Vorleſungen gehört und verwerthete deſſen Doktrin von dem ſouveränen monarchiſchen Staate in folgerichtiger Weiſe als demokratiſcher Republikaner. Darauf ließ er durch die Regierung den Geiſtlichen befehlen die neue demokratiſche Staatsordnung zu verkünden; eine große Anzahl derſelben legte aber Proteſt da-

gegen ein, daß ſie aus „Dienern am Worte“ die Diener d
Regierung und der Gemeinden werden ſollten und droht
mit Niederlegung des Amtes, wenn das neue Kirchengeſ
nicht abgeändert würde. Druey erklärte, ſie möchten gehe
wenn ſie wollten, nöthigen Falls werde er ſelbſt auf d
Kanzel ſteigen und predigen und andere werden ſeinem B
ſpiele folgen. Wirklich legten 180 Geiſtliche ihr Amt nied
aber das Volk rief ſie nicht zurück, wie ſie erwarteten, u
es fanden ſich (ohne daß Druey predigen mußte) Leute genu
welche ſo viel verſtanden, als zum Predigen, Taufen, Aben
mahl austheilen und Copuliren nothwendig war, die Ordin
tion ließ nicht auf ſich warten, es ging im neuen Geleiſe
gut fort als im alten, und die Schulmeiſter und maîtr
(Sprachlehrer), die zu Pfarrern gediehen waren, erwieſ
ſich ſattelgerecht; indeſſen bereuten viele der 180 den gethan
Schritt und ließen ſich auf vakant gewordene Plätze wied
anſtellen.

Das waadtländiſche Völklein ärgert ſich ſeit Jahren ni
wenig über die Wendung, welche der Sieg der reinen Dem
kratie am 8. Oktober 1846 in der Nachbarſtadt Genf herb
geführt hat. Dieſe Metropole des romaniſchen Proteſtantism
wurde 1814 durch die öſterreichiſchen Waffen den Franzoſ
entriſſen und durch den Wiener Congreß als zweiundzwanzigſt
Kanton der Eidgenoſſenſchaft einverleibt. In Genf herrſc
noch mehr als in der Waadt die republikaniſch-kosmopolitiſ
Richtung, während die reiche Bourgeoiſie als regierende Par
der Stadt Calvins ihre confeſſionelle und damit ihre politiſ
Bedeutung zu erhalten bemüht war. Durch die ſtrenge A
rechthaltung der Sonntagsfeier, die Maßregelung des Theate
und dergl. revindicirte ſich Genf nach 1815 den während d
franzöſiſchen Herrſchaft verlorenen Beinamen „la sage“; d
Reichthum der Stadtgemeinde und die Freigebigkeit der ei
gebornen Millionäre hob die Akademie zu einer wiſſenſcha
lichen Anſtalt erſten Rangs und machte ſie zum Brennpun
der romaniſch proteſtantiſchen Theologie und Philoſophie. D

Stadtgemeinde hielt sich strenge gesondert von der katholischen Landschaft, mit welcher sie der Wiener Congreß auf Kosten Frankreichs und Savoyens umgeben hatte, damit der Schlüssel zur westlichen Schweiz nicht außerhalb der Schweiz läge. Die Stadtgemeinde war eine geschlossene Bürger-Corporation, die keinen Katholiken aufnahm, einen mehrere Millionen starken Fonds für Kirchen- und Schulzwecke besaß, unter den katholischen Dienstboten und Ansassen Proselyten warb, sie aussteuerte und mit dem Bürgerrecht belohnte. In gleicher Weise verfuhr sie mit den politischen Flüchtlingen und so wurde z. B. Graf Pellegrino Rossi als flüchtiger Carbonaro in Genf Calvinist, dann Professor und Staatsrath, und legte als Genfs Gesandter auf der Tagsatzung 1833 den Entwurf einer neuen Bundesverfassung vor. (Sein Glaubensverwandter Guizot berief ihn 1835 nach Paris, wo er sich wieder als Katholik gerirte, 1839 Pair, 1840 Staatsrath, 1845 französischer Gesandter in Rom, 1848 erster Minister Pius IX. und als solcher am 15. November von den Mazzinisten erdolcht wurde.) Dieses puritanische Genf verwandelte James Fazy durch die Revolution vom 8. Okt. 1846, in welcher die kecken ouvriers unter ihrem entschlossenen Führer die vor einem Kampf auf Leben und Tod zurückschreckenden reichen bourgeois besiegten, in eine paritätische Stadt, amalgamirte durch eine neue Verfassung Stadt- und Landbürger, vertheilte den größeren Theil der Fonds als Kirchen- und Schulgut für beide Confessionen, riß die Festungswerke der Stadt nieder und öffnete dieselbe der Einwanderung und Einbürgerung. Genf übt aus begreiflichen Gründen auf die benachbarten savoy'schen und altfranzösischen Bezirke die meiste Anziehungskraft aus und weil diese katholisch sind, so sind die eingewanderten Neubürger zum größten Theil Katholiken; in Folge davon zählte der Kanton Genf schon 1861 unter 83,000 Einwohnern etwas über 42,000 Katholiken, während 1815 die Reformirten Zweidrittheile der Bevölkerung ausmachten. Dieses Ergebniß der Revolution von 1846, welche durch den Jesuitensturm

angeblaſen wurde, iſt ein Gräuel in den Augen der reformirten Altgenfer und der benachbarten Waadtländer, nicht minder auch der reformirten deutſchen Schweizer, man findet jedoch allerſeits für gut ſeinen Groll zu bemänteln, neueſter Zeit mit heiligem Zorn über die Spielhölle in Fazys Palaſt und Fazys Finanzwirthſchaft. Der alte Demagoge hat allerdings in dieſer Hinſicht geſündigt, es braucht aber nur die Spielhölle geſchloſſen und die Finanzwirthſchaft ſparſamer gehandhabt zu werden und damit iſt alles gethan; beides iſt geſchehen, aber deßwegen ſchweigt nicht der Zorn über den 1846 ſo hoch geprieſenen Fazy und hört die Spannung in Genf nicht auf; hier wird es kaum ertragen, daß die Katholiken nicht bloß gleichberechtigt ſind, ſondern bereits übermächtig zu werden drohen, und anderswo iſt man ergrimmt, daß der Schlag, mit welchem die Katholiken in der innern und öſtlichen Schweiz getroffen wurden, ihnen im äußerſten Weſten die Thore des calviniſchen Roms öffnete. Dieſe Stimmung machte ſich 1859 ſogar bei einem Bundesrathe Luft; man jubelte vom Genfer- bis zum Bodenſee über Napoleons italieniſchen Befreiungskrieg und wiegte ſich ſogar in dem Gedanken, der franzöſiſche Kaiſer und ehemalige thurgauiſche Bürger werde Chablais und Faucigny, die in der von Europa der Schweiz garantirten Neutralität inbegriffen waren, aus Dankbarkeit für das gewährte vieljährige Aſyl in einen ſchweizeriſchen Kanton umſchmelzen oder mit dem Kanton Genf vereinigen. Da äußerte ein Bundesherr ſich unwillig und ermahnte zu bedenken, daß durch eine ſolche Acquiſition die Ultramontanen mit einem großen Kanton verſtärkt würden und Genf ihnen rettungslos verfallen müßte. In der That würden auch Chablais, Genf, Wallis und Freiburg einem neuen radikal religiöſen Anlauf eine reſpektable Macht in der Weſtſchweiz entgegenſtellen können.

Freiburg hat ſich nach zähem Ausharren von den radikalen Machthabern und ihrer Verfaſſung, welche von der Tagſatzungs-Mehrheit dem Kanton war aufoctroirt worden, emancipirt,

Wallis fiel dem Radikalismus niemals vollſtändig anheim, wohl aber die beiden katholiſchen Kantone Solothurn und Luzern. Die höheren Schulanſtalten der beiden letztern mit den Schullehrerſeminarien werden daher entſprechend geleitet und iſt die Elementarſchule thatſächlich von der Kirche getrennt, obgleich das Geſetz eine ſolche Beſtimmung nicht ausdrücklich enthält, denn das Schulgeſetz iſt das ausſchließliche Werk des Großen Rathes und der Biſchof iſt weder Mitglied des Erziehungsrathes noch hat er einen Vertreter in demſelben. Auch in St. Gallen wurden die katholiſchen Intereſſen ſchwer geſchädigt. Dieſer große Kanton iſt am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts während der damaligen Revolutionsſtürme aus verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt worden, die theils ausſchließlich reformirt wie die Stadt St. Gallen, theils ausſchließlich katholiſch wie das ehemalige fürſtäbtliche Gebiet, theils paritätiſch wie das Toggenburg und die Vogtei Rheinthal waren. Die Katholiken bilden jedoch nahezu ein Drittheil der Bevölkerung und würden daher Herr im eigenen Hauſe bleiben, wenn ſie daſſelbe einträchtig beſchützen würden. Seit 1830 erhob ſich jedoch eine mächtige Partei unter ihnen ſelbſt, welche das im nahen Deutſchland herrſchende Syſtem der Kirche gegenüber einzuführen ſtrebte. Sie kündigte 1833 die Verbindung des kleinen Bisthums St. Gallen mit dem noch kleinern Bisthum Chur, veranlaßte dadurch einen langjährigen Streit mit dem päpſtlichen Stuhle, Spaltung und Aergerniß unter den Katholiken des Kantons; ſie war es auch, welche die Badener Conferenz beſchickte, das Kloſter Pfäfers ſäkulariſirte und 1846 in Verbindung mit den Reformirten durch den Tagſatzungsgeſandten Fels die entſcheidende Stimme gegen den ſogenannten Sonderbund und die Berufung der Jeſuiten nach Luzern gab. Bis dahin hatten die Reformirten ſich den Katholiken zwar gefällig bewieſen, ſich jedoch nicht in rein katholiſche Angelegenheiten gemiſcht, namentlich hatte die excluſiv reformirte Stadt St. Gallen ſich ferne gehalten; nach 1846 änderte ſich dieß

Verhältniß vollſtändig, der Radikalismus gewann die Herrſchaft, die Reformirten hielten zu den katholiſchen Radikalen, ſetzten durch dieſe Coalition in den gemiſchten Bezirken in der Regel ihre Candidaten durch, und als natürliche Folge trat die gleiche Aenderung in den Kantonalräthen ein. Seitdem wurde rüſtig gegen die katholiſchen Intereſſen operirt und außer einer Verfaſſungsänderung bedeutende Erfolge errungen. Die Katholiken des Kantons haben als Corporation von dem Stifte St. Gallen (deſſen Wiederherſtellung und ſchließlich ſanktionirte Aufhebung nach der Beſiegung Napoleons I. beſonders den Fürſten Metternich beſchäftigte) ein bedeutendes Vermögen geerbt, das für Kirche und Schule zu verwenden iſt. Ein Theil dieſes Vermögens beſteht in Waldungen: die meiſten ſind jetzt verkauft und von dieſen ein beträchtlicher Compler von der Stadtgemeinde St. Gallen, einer excluſiv reformirten Corporation, angekauft. Die Katholiken hatten ihre eigene Kantonsſchule (Gymnaſium), die von dem Präſidenten des katholiſchen Erziehungsrath Dr. Karl Greith (jetzigen Biſchof von St. Gallen) zu hoher Blüthe gebracht wurde; derſelbe ſtiftete im Verein mit andern tüchtigen Lehrkräften einen Lehrcurs der philoſophiſchen Propädeutik an der Kantonsſchule, der ſich als beſonders zweckmäßig erprobte. Heute iſt die katholiſche Kantonsſchule mit der reformirten verſchmolzen, bezahlen die Katholiken verhältnißmäßig das Meiſte, ſind die Reformirten in der leitenden Behörde verhältnißmäßig ſtärker vertreten, und iſt die Anſtellung eines katholiſchen Lehrers der Geſchichte nicht ausbedungen. So wurde durch radikale und confeſſionelle Argliſt eine Anſtalt geſprengt, welche der katholiſchen deutſchen Schweiz ſo nothwendig wäre; denn ſeitdem die Anſtalten in Solothurn, Luzern und Chur radikaliſirt ſind, hat ein Vater, der ſeinen Sohn in kirchlicher Lehre und Diſciplin heranbilden laſſen will, in der Schweiz nur noch die Wahl zwiſchen dem Inſtitute des Stifts Einſiedeln und dem von den ſchweizeriſchen Biſchöfen protegirten Privatinſtitute Mariä Kreuz in Schwyz.

Wenden wir uns aus St. Gallen in den benachbarten Thurgau. Das Lehrerſeminar wurde nach Aufhebung der Klöſter in das Stiftsgebäude Kreuzlingen verlegt und Direktor Wehrli bezog mit ſeiner Familie die ehemaligen Gemächer des Prälaten, konnte ſich derſelben jedoch nicht lange erfreuen. Der Erziehungsrath mit Dr. Kern an der Spitze beantragte die Errichtung einer Kantonsſchule und der Große Rath ſtimmte bei. Dieß mißfiel der Volksmaſſe, die von der Kloſteraufhebung Straßenbauten, Krankenhäuſer ꝛc. neben Steuerherabſetzung erwartet hatte, nicht aber in erſter Linie die Dotirung einer höheren Schule für die Söhne einiger hundert reicher Familien, damit dieſe mit weniger Koſten ſich die Vorbildung zu Beamten, Aerzten, Geiſtlichen aneignen, oder die einem Kaufmann, Fabrikanten, Dorfmagnaten ꝛc. nöthige Kenntniß des Franzöſiſchen, der Mathematik, Phyſik, Chemie nicht mit großen Koſten aus Zürich oder gar aus Lauſanne holen müßten. Förmlich erbittert waren die Schulmeiſter; ſie hatten von dem Kloſtermanna einen beträchtlichen Antheil erwartet, jetzt ſchien dieſes von einer Kantonsſchule, von Profeſſoren und anderen graduirten Lehrern verſchlungen zu werden. Sie ſtellten ſich nun an die Spitze der Bewegung gegen den Schulgeſetz-Entwurf, das Volk verwarf denſelben, Dr. Kern trat ab und verlor ſein bisheriges Präſtigium; der aus Zürich in den Thurgau übergeſiedelte Seminardirektor Scherr wurde zum Präſidenten des Erziehungsraths gewählt und nun legte auch Wehrli ſein Amt nieder, nachdem er von der Mehrheit der Schulmeiſter die Meinung hatte hören müſſen, daß er für die Kantonsſchule gewirkt habe und nicht für die Beſſerſtellung der Schulmeiſter eingeſtanden ſei, wie er doch ſo oft verſprochen. Die Kantonsſchule kam aber dennoch zu Stande, denn die Bewegung in dem Volke erlahmte bald, da ſich alle reichen Familien von ihr fern hielten, und auch Scherr zog ſich bald wieder zurück, nachdem er eine anerkennenswerthe Mäßigung bewieſen. Selbſtverſtändlich wurde bei der Organiſation der Kantonsſchule auf die Katholiken nicht die

mindeſte Rückſicht genommen; ſie rührten ſich auch nicht, weil es ſie doch nichts geholfen hätte.

Der Erziehungsrath, deſſen katholiſche Mitglieder der confeſſionellen Proportion der Bevölkerung entſprechend die Minderheit bilden, griff aber auch radikal in die Organiſation des Elementarſchulweſens ein. Der Kanton hat ungemein viele einzeln ſtehende oder in kleinen Gruppen umherliegende Höfe und Häuſer, ſo daß manche Pfarrgemeinde aus zwei bis fünf Ortſchaften beſteht, die bis auf ein bis zwei Stunden von der Kirche entfernt ſind. Die meiſten derſelben, reformirte wie katholiſche, ſammelten lange Jahre hindurch mit unſäglicher Anſtrengung die Mittel, um einem Schulmeiſter den vom Geſetze als Minimum beſtimmten Gehalt verabreichen zu können und ein geſetzlich genügendes Lokal für die Schule herzuſtellen; eine eigene Schule wünſchten die Alten der Kinder wegen und betrachteten ſie überdieß als einen Ehrenpunkt. Das ſäkulariſirte Kloſtervermögen ſchien auch hier für alle Zeiten zu helfen; es kam aber ganz anders; die neue Generation der Schulmeiſter ſchrie nach Gehaltsaufbeſſerung mit der Beharrlichkeit hungriger Raben, ſie verlangte nach zureichenden Lehrmitteln um ihre in Geſchichte, Geographie, Naturkunde, Zeichnen im Seminar erworbenen Kenntniſſe nicht brach liegen zu laſſen — der Staat wollte das ganze Opfer nicht bringen, die kleinen Schulgemeinden vermochten es nicht. Da wurden dieſe kleinen Schulen als „Zwergſchulen" in die Acht erklärt als Hinderniſſe für das Gedeihen der Volksbildung und zuletzt deren Verſchmelzung zu einer größeren oder zur Vereinigung mit einer bereits beſtehenden größeren verurtheilt. Dieß Schickſal traf hauptſächlich katholiſche Schulen, weil in größeren paritätiſchen Gemeinden die Katholiken in der Regel die Minderzahl ſind und nur höchſt ſelten das umgekehrte Verhältniß ſtattfindet, weßhalb das Loos eingeſchmolzen zu werden ebenſo ſelten eine reformirte Schule traf. Gegen dieſe Operation proteſtirte nicht nur der katholiſche Klerus, ſondern auch der reformirte, allein der radikale Kantonsrath führte ſie

durch im Intereſſe der Volksbildung und zur Beförderung der Toleranz, wie mit beſonderem Nachdruck hervorgehoben wurde. Die reformirten Staatsbürger begriffen, daß ſie auf dieſe Weiſe weniger Schulſteuer zu entrichten hätten und fanden die „Beförderung der Toleranz", d. h. die Verminderung der katholiſchen Schulen ganz in der Ordnung; das Geſchrei über Ultramontanismus, Jeſuitismus ꝛc. that auch in dieſer Sache ſeine ſonſt bewährten Dienſte.

Zürich wird halb im Ernſt und halb im Scherz das ſchweizeriſche Athen genannt; denn die Stadt hat eine Univerſität, Kantonsſchule, Realſchule und iſt ſeit neueſter Zeit mit der eidgenöſſiſchen polytechniſchen Schule, die eine der bedeutendſten Anſtalten dieſer Art zu werden verſpricht, bedacht worden; ſie iſt wie weiland Athen daneben eine an Fabrikanten, Kaufleuten und Spekulanten reiche Stadt, und auch auf dem Lande iſt das Schulweſen trefflich organiſirt, deßgleichen auch hier ein blühender Gewerbfleiß verbreitet. Im J. 1839 mußte Seminardirektor Scherr der antiſtraußiſchen Bewegung weichen, heute iſt der Rationalismus der Grundton der religiöſen Schulbildung und wurde letztes Jahr über die Petition vieler Familienväter, daß die Kantonsſchüler nicht verpflichtet ſeien den Religionsunterricht an der Kantonsſchule zu hören, ſondern es den Vätern freigeſtellt werden möge, ſie von einem andern Religionslehrer (poſitiv confeſſionell) unterrichten zu laſſen, zur Tagesordnung geſchritten; in der Neuen Züricher Zeitung erklären (6. März 1865) Seminarzöglinge und junge Schulmeiſter, daß Direktor Fries ſie „von dem Schlendrian der Dogmatik" befreie; Dr. Johannes Scherr, der Literatur-, Cultur- und Religionsgeſchichte verarbeitet wie Blumauer die Aeneis, lehrt am Polytechnikum. Damals empörte ſich Stadt und Land gegen die Berufung des Dr. Strauß, heute tritt Profeſſor Keim als Schutzredner für Schenkel auf und die Gemeinde Uſter kanzelt in einer Erklärung die Geiſtlichen ab, welche ihren Pfarrer wegen rationaliſtiſcher Lehre verwarnten. Eine zu zwei Drittheilen aus Laien zuſammen-

geſetzte Synode beſtimmt über Kirchenordnung, Katechismus, verhandelt über die Lehre von der Erbſünde und dem Opfertod Chriſti (die von einem Schulmeiſter in einem Blatte als „Bluttheologie" bezeichnet wurde): die reformirte Kirche, die confessio helvetica, wird demnach verſchlungen, aber nicht bloß von der Schule, der hohen und niederen, ſondern auch Kaufleute, Fabrikanten, Advokaten, Dorfmagnaten ꝛc. reißen Stücke von ihr ab, ſo daß Gemeinden, welche Zwingli's Lehre feſthalten, inſulariſch daſtehen, und einzelne Familien und Perſonen in Gemeinden, wo der Pfarrer der neuen Richtung huldigt, keine Kirche mehr haben und auf den häuslichen Gottesdienſt und den Beſuch von Conventikeln Gleichgeſinnter beſchränkt ſind. Es entſpricht der Demokratiſirung der reformirten Kantonskirchen (denn von einer helvetiſchen Kirche kann keine Rede mehr ſeyn) vollſtändig, daß die Geiſtlichen überall von den Gemeinden gewählt werden, meiſtens nachdem die Concurrenten um dieſelbe Stelle eine Probepredigt abgelegt haben; mit derſelben Conſequenz werden ſie nur auf eine beſtimmte Anzahl von Jahren angeſtellt und müſſen ſich dann einer Wiederwahl unterwerfen, oder die Gemeinden haben das Recht den Geiſtlichen abzuberufen d. h. zu entlaſſen, wenn zwei Drittheile der Kirchſpiels-Bürger ſich dafür entſcheiden. Die Geſetze der einzelnen Kantone ſind in dieſer Beziehung ſehr verſchieden, und nur in wenigen iſt dafür geſorgt, daß z. B. Gemeinden, die einen mehr als 60 Jahre alten Geiſtlichen entlaſſen, demſelben einen Theil ſeines Gehaltes als Penſion zu bezahlen haben.

Daß die Elementarſchule von der Kirche emancipirt oder getrennt iſt, verſteht ſich von ſelbſt, höchſtens beſtimmt das Schulgeſetz, daß der Pfarrer ohne Wahl Mitglied der Gemeindeſchul-Vorſteherſchaft iſt, der Präſident derſelben wird aber gewählt. Noch ſind nicht in allen Kantonen die Schulmeiſter auch Mitglieder der Ortsſchul-Vorſteherſchaften, überall hat aber die Schulbürgerſchaft das Recht den Schulmeiſter zu wählen und iſt nur inſoweit beſchränkt, als ſie einen von der

obersten Schulbehörde mit einem Fähigkeitszeugnisse versehenen Candidaten wählen muß. In einigen Kantonen geschieht die Wahl auf eine Anzahl von Jahren, in andern besteht das Abberufungsrecht. Den Schulzwang lassen sich die Schweizer gefallen, aber daß eine Gemeinde jeden Schulmeister annehmen müßte, den ihr eine Oberschulbehörde zuzuschicken für gut findet, und daß sie gezwungen wäre, denselben zu behalten, wenn sie mit demselben auch noch so unzufrieden seyn mag, das ist mit den Begriffen der Schweizer von den Rechten der Gemeinde und der Familie unvereinbar. Indessen fühlt sich der schweizerische Schulmeister in seiner provisorischen oder prekären Stellung durchaus nicht so unglücklich, wie der deutsche Schulmeister sicherlich glaubt, dem die definitive und lebenslängliche Anstellung über Alles geht, der gewohnt ist vielmehr darauf zu achten, daß er seiner Oberbehörde gefalle, als daß er den Wünschen der Gemeinde und der Familienväter Rechnung trage. Der schweizerische Schulmeister weiß, daß sein Provisorium eine Folge der Demokratie ist, welche kein Amt auf Lebenszeit, sondern nur auf Fristen verleiht und eben darum auch keinen Angestellten pensioniren kann; er ist wie alle seine Landsleute gewohnt auf eigenen Füßen zu stehen, und gibt man ihm in dieser Gemeinde den Abschied, was ihm leicht widerfahren kann, wenn er sich von den Parteibewegungen des Gemeindelebens nicht fern hält, was in der Regel unmöglich ist, so findet er in einer andern wieder Anstellung, oder er greift zu einem anderen Berufe, er wird z. B. von einem Fabrikanten oder Kaufmann in das Comptoir aufgenommen, wird bei der Post oder Eisenbahn angestellt, wird Gehilfe eines Advokaten oder Friedensrichters, Bezirksschreiber ꝛc. und mehr als einer hat sich schon in den Kantonsrath, Erziehungsrath, selbst in den Regierungsrath emporgearbeitet. Er ist nicht so einseitiger Fachmann wie der deutsche Schulmeister, nicht so bureaukratisch reizbar und einbilderisch, sondern in der Esse der Demokratie geglüht und auf ihrem Ambos gehärtet, und wenn er es versteht, bei

einer tief gehenden Bewegung des Volkes einſchlagende Reden zu halten und klug zu agitiren, ſo wird er Volksmann und der Weg zu Aemtern iſt ihm geöffnet. Es iſt übrigens damit keineswegs geſagt, daß die ſchweizeriſchen Gemeinden mit ihren Schulmeiſtern gleichſam Ball ſpielen und ſich dieſelben zuwerfen, es gibt vielmehr Beiſpiele genug, daß Gemeinden für die Erhaltung erprobter Schulmeiſter Opfer bringen, die in Deutſchland nicht vorkommen, und im Ganzen genommen nimmt der Schulmeiſter in den meiſten Kantonen eine viel bedeutendere und geachtetere Stellung ein als in Deutſchland, eben weil er auf eigenen Füßen ſteht und nicht durch den Kanzleimechanismus geſchoben und gehoben wird.

XLV.

Zeitläufe.

Die europäiſche Peripherie und das deutſche Centrum.

Seit vielen Jahren war es nicht ſo ſchwierig wie jetzt, über die politiſche Lage Europa's Revue zu halten. Man weiß mit Einem Wort nicht mehr, was man dazu ſagen ſoll. Ereigniſſe von der größten Tragweite folgen ſich, und doch geſchieht eigentlich nichts. Die Hand Gottes greift ſichtbar vom hohen Himmel herab, und doch ſcheint ſie weder erkannt noch gefühlt zu werden. Steigende Unempfindlichkeit erſcheint als die momentane Signatur der Zeit; die Empfindungsloſigkeit aber iſt bei jedem körperlichen Organismus das ge-

wiſſeſte Zeichen der Auflöſung. Allgemeines Mißtrauen aller Mächte gegen alle, andererſeits die bange Erwartung der kommenden Dinge bei dem einſichtigen Theile des Publikums — eine andere politiſche Regſamkeit exiſtirt nicht mehr. Wie halb ſtagnirendes Sumpfwaſſer fließt die Geſchichte Europa's dahin; und doch, ſobald die trüben Gewäſſer abgelaufen ſind, wird man ſich mit Verwunderung in einer ganz veränderten Welt wieder finden.

Man darf ſagen: während Europa ſchlief, haben ſich die gewaltigen Aenderungen vollzogen, aus denen die Umgeſtaltung des Welttheils hervorgehen wird. Europa hat geſchlafen, während es Rußland gelang einen ſchwerern Schlag als 1830 gegen die Hoffnungen der polniſchen Nation zu führen, und in dem beweinenswerthen Lande offen das Syſtem der Ruſſificirung an die Stelle der vertragsmäßigen Verpflichtungen von 1815 zu ſetzen. Europa hat geſchlafen, während Deutſchland gegen den ſcandinaviſchen Norden einen Riß in das europäiſche Staatenſyſtem machte, der ſich nun fortpflanzt durch alle deutſchen Lande und den Bund unfehlbar ſo zurichten wird, ja ſchon zugerichtet hat, daß eine nagelneue Zuſammennähung nur mehr eine Frage der Zeit iſt. Europa hat endlich geſchlafen, während in Nordamerika die große Kataſtrophe ſich vorbereitete, die nun mit erſchütternder Wucht eingetreten iſt: die Niederwerfung der für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Südſtaaten, beſiegelt durch die grauſige Ermordung Lincolns. Die Folgen aus dieſem raſchen Finale des unerhörten Bürgerkriegs ſind in jeder Beziehung unermeßlich; ſie bringen uns eine ganz neue Stellung der europäiſchen Mächte, wie wir denn jetzt ſchon ſehen, daß England und Frankreich gezwungen ſind uns den Rücken zuzukehren, um mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit der Entwicklung der Dinge in Nordamerika zu folgen. Aber ein wo möglich noch ſtärkerer Rückſchlag wird auf die politiſche Bewegung im Innern unſerer Staaten, England nicht ausgenommen, erfolgen. „Ihr armen Schlucker! euer Geheul wird nicht

verhindern, daß die Wiedergeburt der nordamerikaniſchen Union das Auferſtehungsfeſt der Demokratie in der ganzen civiliſirten Welt iſt." So hat der Berliner „Social-Demokrat" vom 19. April in der erſten Freude über den Fall von Richmond geſchrieben, und die Pariſer Studentenſchaft hat ſofort den erläuternden Commentar dazu geliefert.

Neue Schwierigkeiten werfen bereits ihre Schatten voraus in Belgien, in Spanien, in Italien. König Leopold hätte nicht leicht zu ungelegnerer Zeit ſterben können, als es nun der Fall zu ſeyn ſcheint. Der Bourbonenthron in Spanien gehört bekanntlich nicht zu den beliebten Collegen des franzöſiſchen Imperators; aber dieſer ſowohl als die Regierung der engliſchen Whigs würden ſicher viel darum geben, wenn ſie die drohende Umwälzung in Spanien und Portugal auf unbeſtimmte Zeit vertagen könnten. In Italien haben die katholiſchen Mächte ſich die Schande angethan, daß der heilige Vater ſich direkt an den Räuberkönig in Florenz wenden mußte, um nur die italieniſchen Bisthümer nicht gänzlich verwaiſen und die Kirchen der Halbinſel nicht bis auf den letzten Pfenning ausplündern zu laſſen. Ob nun bei dieſen Verhandlungen viel oder wenig herauskomme, jedenfalls reſultirt daraus ein ſchwerer Schlag gegen die Sache der Legitimität in aller Welt, und auch dem Imperator werden keine Roſen davon erblühen, daß er den hochprieſterlichen Greis bei der monarchiſchen Revolution zu ſuppliciren zwang. Für das unglaubliche Verſäumniß wird die katholiſche Meinung Frankreichs ihn verantwortlich machen, aber auch die Partei der Rothen in Italien wird ihre Wuth an ihm und ſeinen hohen Creaturen in Florenz auslaſſen. Es iſt gleichgültig, wasfür eine Partei in Italien demnächſt die Oberhand gewinnt, die „klerikale" oder die garibaldiſche, jedenfalls wird es nicht die Partei der franzöſiſchen Vaſallenſchaft ſeyn.

Nur das Eine ginge noch ab, um die Verwirrung complett zu machen: daß nämlich auch der Orient wieder in Bewegung geriethe. Es iſt jüngſt die Notiz durch die Blätter

gelaufen, der Sultan gehe damit um, zur Aufbesserung der äußerst zerrütteten Finanzen seines Reichs den Wakuf, d. i. die Moscheen- oder Kirchengüter des Islam, zu säkularisiren; wäre das wahr, so dürfte die orientalische Frage in letzter Instanz einer solchen Maßregel auf dem Fuße folgen. Der Feuergeist des Muhamedanismus würde dann, nach den kleinen Vorspielen in Tunis und Algier, auf seinem europäischen Hauptherde zum letztenmale aufflammen.

Ueberschaut man nun die tumultuarische Scene, welche Europa mit der Ruhe eines Wachsfiguren-Kabinets augenblicklich darstellt, so bleibt das Auge unwillkürlich auf zwei Mächten haften, und auf jede Lippe drängt sich die Frage: was werden sie thun und wie wird es mit ihnen werden? Frankreich und Preußen sind diese zwei Mächte. Ja, ich möchte Preußen sogar in erster Reihe nennen; denn durch ein wunderbares Schicksal ist es dahin gekommen, daß die öffentliche Meinung des Welttheils mit kälterm Interesse auf den französischen Napoleon hinsieht als auf den deutschen, auf Herrn von Bismark. Und nicht mit Unrecht; denn mit dem Imperator geht es sichtlich und rasch bergab, während Preußen, das man ein halbes Jahrhundert lang nur mehr als fünftes Rad am Wagen der Großmächte zu betrachten gewohnt war, seit dem 28. Mai v. Js. in stetem Aufsteigen begriffen ist. Die große Veränderung, welche in der Stellung Frankreichs einerseits und Preußens andererseits vor sich gegangen ist — sie ist es was unsere momentane Lage offenkundig charakterisirt. Das tiefer liegende Merkmal ist die auf Umänderung der ganzen Gesellschaft drängende sociale Bewegung; aber ihre unabsehbare Tragweite ist nur erst wenigen Augen offenbar.

Noch vor zwei Jahren war Frankreich unter der schlauen und glückhaften Leitung des Imperators das Alpha und Omega eines jeden politischen Räsonnements. Jeder Leitartikel fing mit den geheimen Absichten des Mannes an, um sie zu errathen, und schloß damit, davor zu warnen. Das

ist nun vorbei; man fürchtet Ihn nicht mehr, und wenn man ihn noch fürchtet, so fürchtet man viel mehr den todten als den lebenden Napoleon. Es ist unverkennbar: er hat die europäische Direktive verloren, die Ereignisse sind ihm über den Kopf gewachsen, und Alles was seit zwei Jahren geschehen, ist nicht nur ohne ihn sondern gegen ihn geschehen. So der Reihe nach in Polen, in Norddeutschland, in Nord-Amerika. Der letzte dieser Schläge dürfte der empfindlichste seyn. Die französische Restauration in Mexiko hatte unbedingt den Sieg der Südstaaten der amerikanischen Union zur Voraussetzung; es mußte zwischen dem neuen hispano-amerikanischen Kaiserthum und der großen vom Radikalismus und von der Monroe-Doktrin beherrschten Republik der Yankee's eine feste Vormauer entstehen, sonst war sein Werk auf dem westlichen Continent, welches er selbst als das wichtigste seiner Regierung bezeichnet hat, und welches im Interesse der Menschheit in der That eines bessern Schicksals werth gewesen wäre, früher oder später verloren. Darum handelt es sich nun. Auch England ist von der plötzlichen Wendung der nordamerikanischen Krisis nicht weniger schwer berührt; beide Westmächte bemühen sich vergebens, ihre Angst und ihre Betroffenheit unter den devoten Höflichkeiten zu verbergen, womit sie den Radikalismus in Washington zu begütigen suchen. Trotzdem wird sich aber England schwerlich zu einer principiellen Allianz gegen die neue Union mit dem Imperator herbeilassen. Man hat in London seine wohlbegründeten Anträge zurückgewiesen, als es noch Zeit war, rasch und wohlfeil eine Entscheidung zu Gunsten der Südlinger herbeizuführen. Er wird die Wahl haben, allein und ohne Bundesgenossen einen überseeischen Krieg zu führen, wobei seine Gegner in Europa und seine Todfeinde in Frankreich leichtes Spiel in seinem Rücken hätten, oder er wird die theuern Früchte seiner Arbeit in Mexiko aufgeben müssen, die sein allerpersönlichstes Werk war.

Mit Einem Wort: es ist schon zwei Jahre her, daß

Ihm nichts mehr gelingen will; und dieß ist ein höchst bedenklicher Umstand für einen französischen Herrscher, dessen einziger Rechtstitel, ja dessen einzige Berechtigung zur Existenz im Erfolg beruht. Man sieht auch deutlich, wie in Frankreich von Tag zu Tag mehr die Geister der Unruhe sich wieder regen. Wenn nicht Alles trügt, so findet sich der Imperator bereits in die Defensive gedrängt. Solange er lebt, wird es ihm vielleicht gelingen den Andrang niederzuhalten, denn unzählige Franzosen haben alle Ursache die Folgen einer Veränderung auf's Aeußerste zu fürchten. Aber er ist sterblich, sogar sehr sterblich; er kann über Nacht die Augen schließen und am andern Morgen stünde Europa vor einem ungeheuern Fragezeichen. Würden das Kind und seine spanische Mutter auf dem napoleonischen Throne sich halten, oder würde der rothe Prinz hinaufsteigen, der als „declassirter Cäsar" mit verschränkten Armen des Momentes wartet, wie sein Soldschreiber vor drei Jahren von ihm gesagt hat? Wird Tiberius oder Augustulus der Nachfolger seyn?

Auch für Deutschland hat diese Frage eine immense Wichtigkeit, und wer sich nicht jetzt schon darüber schlüssig zu machen sucht, der verdient den Namen eines deutschen Staatsmannes nicht. Ich denke zunächst nicht einmal an einen französischen Angriffskrieg am Rhein. Die brennendste Gefahr liegt auf einer andern Seite, sie liegt in unsern eigenen Zuständen. Jedermann sieht vor Augen, daß wir kaum mehr um Fingerslänge von der vollständigen Wiederholung der Vorgänge von 1848 entfernt sind. Alle Todten von dazumal sind wieder auferstanden, trefflich geordnet in Reih und Glied warten sie auf das Signal, das sie abermals zur Herrschaft berufen soll. Der Unterschied zwischen jetzt und dazumal fällt ganz und gar zu ihren Gunsten aus. Die gesellschaftliche Basis hat sich seit achtzehn Jahren gewaltig verändert; in nothwendiger Folge davon hat sich das Standesbewußtseyn, welches damals in brüderlicher Vereinigung noch den festesten Damm bildete, vollständig verflüchtigt; von den damaligen

Kräften des Widerstands sind daher kaum mehr fünf Procent vorhanden, und auch diese sind zersplittert, entmuthigt, entkräftet. Ueberdieß hat sich die neue Bewegung einen legalen Weg von gehöriger Breite gebahnt, auf dem sie „gesetzlich" vorschreitet, so daß heute oder morgen die Conservativen von dazumal als die eigentlichen Revolutionäre erscheinen würden. Nur Eines geht in Deutschland ab: die Fähigkeit zur Initiative. Die Mine ist geladen, aber der Zündfaden muß von außen angebrannt werden. Auch dazumal war es so; ohne die Februar-Revolution der Franzosen hätten wir trotz Allem das denkwürdige Jahr nicht erlebt.

Kann nun ein deutscher Staatsmann im Zweifel darüber seyn, was Angesichts einer ungewissen, aber unbedingt bedrohlichen Zukunft seine Aufgabe seyn muß? Ein einziger durchdringender Blick, ohne Leidenschaft, ohne Voreingenommenheit auf die europäische Lage geworfen, muß Jedem Alles sagen. Der lebende Napoleon ist zur Zeit viel weniger zu fürchten als der todte. Was ist es aber, das den Imperator um sein Prästigium gebracht und ihn aus dem Sattel geworfen hat; was hat ihm die projektirten Uebergriffe verleidet, was hat ihn in die Grenzen der Bescheidenheit und der Inaktivität zurückgewiesen, in welchen er sich jetzt mit einem studirten Anstande bewegt, als wenn er niemals anderer Gedanken schuldig gewesen sei? Fragen wir uns auf's Gewissen: wie diese kaum mehr für möglich gehaltene Wirkung dennoch herbeigeführt wurde? Es wird sich dann leicht ergeben, was noch zu thun und hinzuzufügen wäre, damit wir nicht nur den lebenden Napoleon nie mehr, sondern auch den todten nicht zu fürchten hätten.

Wenn unsere Geschichtschreibung dereinst das Leben und die Thaten Napoleons III. behandeln wird, wenn sie untersucht, wie der Mann in energischem Aufsteigen sich an die Spitze des europäischen Areopags geschwungen hat, und an welchem Punkte sein allmähliger Niedergang begann: so würde sie sich der Oberflächlichkeit schuldig machen, wenn sie etwa

den Fehlſchlag in Polen als den Wendepunkt ſeiner Geſchicke anſehen würde. Sein ſinkender Stern datirt vielmehr von dem Moment, wo er den Verrath an dem heiligen Stuhl beging, und doch nur halb beging. Die traditionelle Politik Frankreichs und die Furcht vor der katholiſchen Meinung hat ihn zu dieſer Halbheit gezwungen; er wagte das Entweder-Oder nicht. Damit hat er ſich aber England für immer entfremdet. Hätte er den Papſt gänzlich preisgegeben, ſo würde man ihm in London ſelbſt Savoyen und Nizza und mehr gerne verziehen haben. So fraß ſich ein unheilbares Mißtrauen ein; England wollte mit dem Manne ſchlechterdings nichts mehr zu thun haben, der ſeine Politik und ſeinen Profit zugleich als katholiſcher und als revolutionärer Herrſcher machen zu können glaubte. Der Umſchlag zeigte ſich ſchroff in Syrien, noch ſchroffer in Bezug auf Polen, am ſchroffſten in Bezug auf Schleswig-Holſtein. Aber Eine Hoffnung blieb dem Imperator immer noch übrig, um ſich auf dem grünen Zweig zu erhalten, die Hoffnung auf — Deutſchland. Daß er ſich auch hierin geirrt und verrechnet hat, das verdanken wir der öſterreichiſch-preußiſchen Allianz. Das unerwartete Schauſpiel einer Einigung der zwei deutſchen Großmächte hat ihn gänzlich entwaffnet, hat ſein Concept verwirrt, hat den dickſten Strich durch ſeine Studien gemacht.

Zitternd vor Unmuth, aber ohne einen Finger zu rühren, mußte das feindliche Europa zuſehen, während die vereinigten Großmächte mit Gewalt der Waffen ihren Willen durchführten, zwar nur gegen das kleine Dänemark, das aber doch als Schooßkind Frankreichs, Englands und Rußlands bekannt war. Wir haben einen Vorgeſchmack davon bekommen, was Deutſchland ſeyn könnte, wenn ſeine Parteien wollten; es könnte zwei Drittel ſeiner ſtehenden Heere abſchaffen, und dennoch würde keine feindliche Macht es wagen die deutſchen Grenzen und die deutſchen Rechte anzutaſten. Wir brauchten nur aufzuhören gegen uns ſelber und wider einander bis an die Zähne gewaffnet zu ſeyn, und wir würden durch dieſe

bloße Thatſache den ganzen Welttheil entwaffnen, vielleicht nicht bloß uns gegenüber. Darüber hat die öſterreichiſch-preußiſche Allianz Gewißheit gegeben; ſie hat dieſes Reſultat faktiſch bewirkt, obwohl das ganze deutſche Drittel keineswegs mit dem Wunſch, daß es doch ewig ſo bliebe, auf die neue Allianz hinſah, vielmehr bis heute den Augenblick nicht erwarten kann, wo die Freudenbotſchaft käme: zwiſchen Wien und Berlin ſei der Bruch wieder ſo unheilbar wie je.

Allerdings erklärt ſich das ruhige Geſchehenlaſſen von Seite der fremden Mächte noch aus einem andern Umſtand: ſie rechneten darauf und ſie rechnen fortwährend darauf, daß bei der Theilung der Beute die deutſche Uneinigkeit doch wieder lichterloh entbrennen werde. Die Spaltung zwiſchen Oeſterreich und Preußen als der Anfang dazu iſt für ſie bloß die Frage einiger Tage, und das muß, wie Jules Favre jüngſt in der franzöſiſchen Legislative geſagt hat, „in jeder Beziehung Frankreich weſentlich angenehm ſeyn.“ Sehr richtig; und die Probe ſteht vor der Thüre. Der Moment iſt von unbeſchreiblicher Wichtigkeit, das Schickſal von ganz Deutſchland, ja die künftige Geſtaltung Europa's hängt von der Frage ab, ob die öſterreichiſch-preußiſche Allianz in der Conſtituirung Schleswig-Holſteins die Probe beſtehen wird, und ob die andern deutſchen Staaten die Einſicht, Energie und Selbſtverläugnung beſitzen werden, um die Löſung der transalbingiſchen Schwierigkeit in der großen deutſchen Frage zu ſuchen und theilweiſe Zugeſtändniſſe im geſammtdeutſchen Intereſſe zu verwerthen. Der lokaliſirte Streit muß zu einer höhern Einheit erhoben, er muß potenzirt werden zum geſammtdeutſchen Problem: davon hängt Alles ab. In den Detailfragen werden wir immer verloren ſeyn, eben weil wir ſie nur als Detail auffaſſen.

Die Stellung Oeſterreichs präjudicirt bis jetzt einem ſolchen höhern Standpunkte nicht. Würdig einer Großmacht, die ſeit Jahrhunderten in erſter Reihe die entſcheidenden Kämpfe gegen die deutſchen Erbfeinde geführt hat, hebt die

österreichische Politik ihren Blick über den Gesichtskreis der Parteien des Tages hinaus; sie fühlt ihre eigene schwere Noth und sie hat ein klares Vorgefühl der allgemeinen Noth, welche aus dem Ereigniß einer Minute über Europa zu ergehen droht. Man nimmt in Wien keine schroffe, kurzangebundene Stellung in der obschwebenden Frage ein; man sucht es vielmehr so gut als möglich allen Theilen und Mitinteressenten recht zu machen. Oesterreich sagt allerdings: es wolle und werde den weitgehenden preußischen Plänen nicht beistimmen, außer soweit es mit dem Bundesrecht vereinbar sei, und man werde der norddeutschen Großmacht keine anderen als dem Bundesrecht entsprechende Verhältnisse zu den Herzogthümern concediren. Aber man fügt in Wien, gehorsam den Geboten des europäischen Gewissens, sogleich den weitern Satz bei: indeß gedenke man unter allen Umständen an der preußischen Allianz festzuhalten. Auf den ersten Blick scheint hierin ein offenbarer Widerspruch zu liegen, denn man wird nicht beides zumal durchführen können, erstens die Allianz mit Preußen intakt erhalten, und zweitens Preußen mit leeren Händen aus den Herzogthümern heimschicken. Eben darum muß man die zweiseitige Aufstellung Oesterreichs so verstehen, daß man in Wien zwar nicht mehr zugestehen will als schlechthin nothwendig ist, aber auch nicht die bloß negative, barsch ablehnende Haltung einzunehmen gedenkt, welche in einem Theile des übrigen Deutschland noch immer beliebt wird.

Concessionen sind, wie die Dinge nun einmal liegen, unvermeidlich. Die traditionelle Politik Preußens würde ein Ministerium der Fortschrittspartei, wenn ein solches jetzt am Ruder wäre, nicht weniger zwingen solche oder größere Concessionen zu fordern, wie sie nun von der Regierung des Herrn von Bismark gefordert werden. Man hat gemeint, die preußische Volksstimmung sei der ganzen oder halben Einverleibung Schleswig-Holsteins nicht günstig, schon deshalb nicht, weil sie dem verhaßten Ministerium der „Junker" einen solchen

Triumph nicht gönne. Wie ſehr hat man geirrt! Eine ganze Reihe der einflußreichſten Parteiführer, ein Waldeck, ein Mommſen, ein Löwe, die zum Theil noch vor wenigen Monaten für das volle Recht des Auguſtenburgers, beziehungsweiſe für den mittelſtaatlichen Standpunkt „unerſchütterlich“ einzuſtehen betheuerten, ſind jetzt abgefallen wie dürres Laub und in das Lager der ganzen oder theilweiſen Annexion übergegangen. Herr von Sybel behauptet ſogar: ſowohl die Erbrechte des Herzogs als die Selbſtbeſtimmung der Einwohner und der Landesvertretung von Schleswig-Holſtein ſeien durch die großen Bedürfniſſe Deutſchlands, d. i. Preußens principiell beſchränkt, und ſo lange der Herzog und der Landtag nicht Vernunft angenommen hätten, wäre es eine Sünde gegen Deutſchland, wenn Preußen die Conſtituirung der Herzogthümer bewilligte.

Allem nach zu urtheilen iſt auch in den zwei Ländern ſelbſt die Stimmung ſchon hinlänglich mürbe gemacht; Herr von Bismark hätte ſich ſonſt ſchwerlich ſo ſehr beeilt, die Einberufung der ſchleswig-holſteiniſchen Landesvertretung zu beantragen, und zwar auf breiteſter Baſis. Auch der ſechsunddreißiger Ausſchuß in Frankfurt ſcheint ſchon ziemlich mürbe geworden zu ſeyn, wenn man nach dem Compromiß urtheilen darf, welches ſeine Mitglieder unterm 26. März mit der Fortſchrittspartei in Berlin abgeſchloſſen und welches die Vertreter der Schleswig-Holſtein-Vereine feierlich ſanktionirt haben. Dieſes Compromiß enthält ſchon ein ganz ſtattliches Maß von engerm Anſchluß, und man muß daraus folgern, daß die neuerlichen Erklärungen des preußiſchen Kriegsminiſters und des Herrn von Bismark vor den Kammern und der Commiſſion bezüglich des Kieler Hafens nicht entfernt als Maximum, ſondern nur als unverweilte Abſchlagszahlung zu verſtehen waren. In der That, nachdem der Kieler Hafen ſchon ſo lange die nächtlichen Träume der preußiſchen Politik ſtört, nachdem bereits die Manteuffel'ſche Regierung 1854 insgeheim der Kammer mitgetheilt hatte, daß Rußland die

Neutralität Preußens im orientalischen Krieg mit der „Erwerbung des Hafens von Kiel“ zu belohnen versprochen habe — war es nicht mehr übereilt, wenn Hr. von Bismark erklärte: Kiel muß gewonnen werden, da die Erwerbung eines Hafens an der Ostsee eine unerläßliche Nothwendigkeit für die Machtstellung Preußens ist.

Allerdings fürchtet man mit Recht, daß die Erwerbung der Position von Kiel nur der kleine Finger wäre, dessen Darbietung früher oder später die ganze Hand nach sich ziehen würde. Aber wenn die Vertreter der zwei Länder selber noch über die Hafenfrage hinaus die Hand bieten wollen, wer wird dann päpstlicher seyn wollen als der Papst? Soll zu allen den endlosen Controversen, welche unser staatliches Daseyn vergiften, auch noch die kommen, ob das Selbstbestimmungsrecht der Schleswig-Holsteiner und ihrer Landesvertretung principiell beschränkt sei durch die großen Bedürfnisse Preußens, wie Hr. von Sybel sagt, oder durch die großen Bedürfnisse Oesterreichs und der Mittelstaaten? Wollen wir vor dem hohnlachenden Ausland auch noch die scandalöse Streitfrage durchfechten, ob die Herzogthümer nicht gerade deshalb, weil sie sonst vermöge ihrer unvergleichlichen Lage zu einer glänzenden Zukunft gelangen würden, bei einer beengten Existenz festgehalten und niedergedrückt werden müssen, um nur nicht die Macht Preußens bedrohlich zu verstärken?

Kurz, Concessionen sind unvermeidlich; es fragt sich nur, ob man bloß über das Maß derselben markten, oder lieber über die Bedingungen derselben unterhandeln will. Das ist der Kern der Frage. Der Unterschied zwischen den beiden Wegen ist aber sehr groß, sie repräsentiren zwei verschiedene, ja sogar entgegengesetzte Principien und einen wahren Erfolg verspricht entschieden nur der zweite Weg. Denn nur auf diesem Wege fassen wir das Problem als das auf was es ist, als ein Stück der großen deutschen Frage, und zwar als

ein sehr wesentliches Stück derselben. Auf dem andern Wege umgehen wir die Schwierigkeit für den Augenblick, die aber dennoch nicht zu umgehen ist, sondern unumgänglich bleibt und dann erst recht bleiben wird. Wir bewegen uns in dem vitiösen Zirkel des Partikularismus, der sich doch wieder nicht offen als solcher zu bekennen wagen darf. Wir verschieben und verzögern eine Lösung, bei der wir das Uebergewicht Preußens fürchten; aber indem wir sie so verschieben, stärken wir die Macht Preußens für die künftige Lösung gegen uns. Mit Einem Wort: indem wir uns für den Augenblick zu retten glauben, schneiden wir uns die ganze Zukunft ab. Es ist zu wenig gesagt: daß wir, indem wir die Scylla vermeiden wollen, in die Charybdis gerathen; wir empfangen an der Klippe einen Leck, der unsern Untergang im Strudel zur Gewißheit macht. Es gibt somit gewiß keine dringendere Aufgabe als den diametralen Unterschied beider Wege sich recht klar zu machen.

Belassen wir den Streit in seiner Lokalisirung und markten wir bloß um ein Minimum von Zugeständnissen an Preußen, so können wir im günstigsten Falle nur einen Scheinsieg erringen, der in Wahrheit unsere Niederlage wäre. Denn es ist eine unläugbare Thatsache, daß wir nur dann uns eines Sieges über die preußische Politik rühmen und erfreuen könnten, wenn es uns gelänge, die Herzogthümer Schleswig und Holstein zu vollständig unabhängigen Bundesländern mit voller Integrität und Souverainetät wie z. B. Bayern zu machen. Gelingt dieß nicht, müssen wir Concessionen zulassen — und daß dieß der Fall seyn wird, wagt in seinem stillen Herzen wohl kaum mehr ein deutscher Politiker zu läugnen — bleiben also die Herzogthümer in einer mehr oder weniger großen Abhängigkeit von Preußen, dann haben wir nicht gesiegt, sondern die Schlacht verloren, und nicht nur die Herzogthümer sind dann der unterliegende Theil, sondern wir schleppen mit ihnen zugleich ein für uns selber sehr bedenk-

liches Präjudiz in den Bundesverband ein. Dieſe Blätter haben daher ſchon vor drei Monaten*) auseinandergeſetzt, daß einem ſolchen Ausgang der Sache die förmliche Einverleibung, vorbehaltlich der entſprechenden Bedingungen im geſammtdeutſchen Intereſſe, weit vorzuziehen wäre, und in dieſer Meinung beſtärkt mich der Gang der Ereigniſſe mit jedem Tage mehr.

Freilich gibt es immer noch Leute, welche ſich zu glauben den Anſchein geben, es bedürfe weder der Conceſſionen noch der Bedingungen; wenn man nur tapfer auf dem rein negativen und ſchlechthin ablehnenden Standpunkt verharre, ſo werde Preußen mit leeren Händen aus dem eroberten Lande wieder abziehen müſſen. Offen geſtanden ſchiene uns eine ſolche Politik nur auf den Fall einen Sinn zu haben, wenn man entſchloſſen wäre, unter Umſtänden auch den deutſchen Bürgerkrieg und zwar mit Zuhülferufung Frankreichs zu wagen. Da es aber eine Beleidigung wäre, irgend einem Deutſchen den Verrath am deutſchen Vaterland zuzutrauen, ſo verſtehen wir jene Politik überhaupt nicht Oder denkt man etwa daran, Preußen durch einen Sonderbund mit Oeſterreich einzuſchüchtern und eventuell mit Gewalt zum Verzicht zu zwingen? Ich fürchte ſehr, daß dieß vollends die Rechnung ohne den Wirth machen hieße. Es iſt die Stärke der preußiſchen Stellung, daß man in Berlin Urſache hat, überhaupt nicht an den bittern Ernſt unſeres Widerſtands zu glauben, und in der Geſchichte des Handelsvertrags hat ſich dieſer Unglaube vortrefflich bewährt. Noch weniger hatte Preußen einen Grund, in der ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheit den Ernſt unſerer Entſchließungen fürchten zu lernen. Was insbeſondere Oeſterreich betrifft, ſo ſchließt deſſen ganze Lage den Gedanken an eine ernſtliche Drohung aus; daß man nicht drohen, ſondern nur freundſchaftliche Hinderniſſe bereiten

*) Heft vom 16. Februar S. 321 ff.

will, das ist ja eben in der zweiseitigen Aufstellung au
gesprochen, welche man in Wien zur Sache eingenommen ha
Ein großdeutscher Sonderbund wäre möglich gewesen, ab
jetzt ist er es nicht mehr, nicht bloß deshalb weil sich Oeste
reich mehr als je schonen und zurückhalten muß, sondern au
aus tiefer liegenden Gründen. Man hat allzu leidige E
fahrungen mit einander gemacht und das gegenseitige Mi
trauen hat sich allzu tief eingefressen. Die schönen Tage vo
Aranjuez sind seit dem August und Oktober von 1863 fi
immer vorbei. Damals oder nie mußte der Souderbund m
gesammtdeutscher Tendenz zu Stande kommen. Darüb
sollte man sich doch keine Illusionen mehr machen.

Beharren wir nun darauf, an Preußen schlechthin kein
Concessionen machen zu wollen, so wird die norddeutsche Mo
narchie sich selber nehmen, was sie nothdürftig braucht, un
wir werden das leere Nachsehen haben, wir werden nicht
dafür bekommen. Es wird gerade so gehen, wie es mit de
Handelsvertrag ergangen ist. Die Analogie ist in der Th
schlagend. Wir machen ein paar Jahre lang ein gewaltige
Geschrei gegen die preußischen Uebergriffe, aber in Berli
kehrt man sich nicht daran; unsere Stimme wird naturgemä
von Monat zu Monat dünner, sie erlahmt im Publikum
endlich ganz, und schließlich erübrigt uns nichts als abermal
zu erklären: es sei freilich ein großes Unglück, aber unter di
unabänderlichen Thatsachen müsse man sich eben beuge
Wenn wir einen Blick auf die bisherigen Verhandlunge
werfen, wie kann man davon einen andern Ausgang erwarten

Am 6. April ist ein Mehrheits-Beschluß des Bundestag
zu Stande gekommen, der wirklich auf einer genialen diplo
matischen Erfindung beruhte. Der Augustenburger sollte pro
visorisch als Souverain in Besitz gesetzt werden, damit dan
ein Austrägal-Gericht untersuchen und urtheilen könne, ob e
auch wirklich der Berechtigte sei oder ein Anderer. In di
ser Fassung hatte sich der österreichische und mittelstaatlich

Standpunkt vereinigt. Aber nach dem Beschluß des Bundes hat, um so zu sagen, kein Hahn gekräht; er hat nichts hinterlassen als die Gewißheit, daß auch fernere Beschlüsse der Art rein folgenlos bleiben würden. Seitdem führen nun die zwei Großmächte miteinander ihre Schachzüge aus; Preußen stellt in Wien seine Anträge, Oesterreich weist sie unter Berufung auf das Bundesrecht zurück; aber in seiner Eigenschaft als Mitbesitzer und auf Grund des Condominiums wird es sich doch wieder zu „provisorischen" Zugeständnissen herbeilassen. Freilich Alles nur „provisorisch". Und was wird das Ende dieses Spiels der alten deutschen Erbsünde seyn? Man wird sich längs des ganzen Donaulaufs allmählig an den Gedanken gewöhnen, es sei nun doch einmal in den Sternen geschrieben, daß Preußen in den Herzogthümern seinen Zweck erreiche, und so wird es geschehen.

Sobald es aber geschieht, so ist ein schwerer Rückschlag auf die Gesammtpolitik Oesterreichs unausbleiblich, es sei denn, daß die Concessionen an Preußen nicht gemacht seien, ohne mit entsprechenden Bedingungen im gesammtdeutschen Interesse verbunden zu seyn. Es ist kein Zweifel, daß die nordalbingischen Länder in separater Verbindung mit Preußen zu einem höchst bedeutenden Machtsubstrat sich entwickeln werden, worauf die norddeutsche Monarchie ein unwiderstehliches Uebergewicht in Deutschland gründen wird. Oesterreich wird sich in den Hintergrund gedrängt, es wird sein deutsches Band gelockert und sich faktisch ausgeschlossen sehen. Dann aber wäre Oesterreichs natürlicher Alliirter allerdings nicht mehr Preußen, und noch weniger wir, sondern — Frankreich. Der Gedanke spukt wie bekannt sehr bedeutend selbst in deutschen Kreisen der Kaiserstadt, wie ihn auch Thiers jüngst der französischen Kammer eindringlich empfohlen hat. Nicht mit Unrecht hat die ministerielle Berliner Correspondenz der Allg. Zeitung jüngst geäußert: „In der preußischen Presse trat niemals wie in der österreichischen die Forderung der Trennung

von Oesterreich und statt dessen der Allianz mit Frankreich hervor." Um einer solchen Wendung zuvorzukommen gibt es nur Ein Mittel: Preußen müßte für die ihm gemachten lokalen Concessionen sofort die wesentlichen Bedingungen im gesammtdeutschen Interesse zugestehen, die es bisher hartnäckig verweigert hat. Das wäre die beste aller „Compensationen" für Oesterreich, aber auch für uns; und nur dann, dann aber auch mit Wahrheit könnte man sagen, daß die preußische Machtvergrößerung nicht das übrige Deutschland bedrohe, sondern dem gesammten deutschen Vaterlande zu Gute komme.

Aber solche Bedingungen — wird die preußische Regierung mit sich reden lassen? Wäre die Fortschrittspartei am Ruder, so wäre daran allerdings schwerlich zu denken. Anders steht es bei der gegenwärtigen Lage Preußens, und ein günstigerer Moment dürfte kaum mehr zu erwarten seyn. Die Stellung des Herrn von Bismark dürfte sich äußerlich stolzer ansehen, als sie innerlich und wirklich ist. Schon den fremden Mächten gegenüber ist man in Berlin nur so lange vor äußerer Einmischung sicher, als man wenigstens mit Oesterreich Hand in Hand geht. In dem Augenblick wo diese Allianz in die Brüche ginge, würden die Schwierigkeiten entstehen, und man müßte vielleicht dem Ausland Bedingungen, welche man den deutschen Bundesgenossen verweigern wollte, in selbstmörderischer Weise gewähren. Noch dringender rathen die Rücksichten der innern Politik zu einer freundlichen Einigung über die deutsche Frage en gros. Man muß in Berlin wissen, wie man einer vielleicht sehr nahen Zukunft gegenüber dasteht und was man zu erwarten hat. In dem vierjährigen Verfassungskampf sind die Wogen der Demokratie nur immer höher angeschwollen. Die großen Weltkatastrophen, welche sich theils vorbereiten theils schon vollendet sind, verkünden keinen Rückgang der demokratischen Fluth, sondern entschieden das Gegentheil, und so lange die kleineren deutschen Staaten die Uebergriffe des jetzigen preußischen

Regiments zu fürchten haben, ist an einen Erfolg des letzteren in dem großen innern Streit gar nicht zu denken.

Gewiß ist dieß eine wohl zu beachtende Thatsache. Aus Eifersucht gegen Preußen und um dem Hrn. von Bismark das Neujahr abzugewinnen, macht man in den kleineren Staaten den herrschenden Parteien den Hof und streut mit vollen Händen Bewilligungen aus dem Erbschatz des Fürstenthums aus. Dadurch wird dann naturgemäß der Muth und das Feuer der preußischen Fortschrittspartei immer neu genährt. Es ist nicht abzusehen, wohin diese Wechselwirkung uns noch bringen solle. Allerdings sägen so die Einen eigenhändig den Ast ab, auf dem sie sitzen; aber auch Preußen wird trotz der glücklichsten Griffe in Schleswig-Holstein, sobald der nächste europäische Wirbelsturm sich erhebt, nur das Privilegium haben, das große Hauptquartier des Umsturzes zu bilden und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, zuerst gefressen zu werden.

Es ist von der deutschen Frage augenblicklich stiller als seit vielen Jahren, man will das Wort kaum mehr in den Mund nehmen. Und doch war es nie klarer als eben jetzt, daß alle deutschen Regierungen schon aus den dringendsten Gründen der Selbsterhaltung auf die Lösung der deutschen Frage angewiesen sind. Es gibt keine andere Rettung mehr; jede Art von Partikularismus arbeitet, je schroffer er ist desto sicherer — nur dem Verderben in die Hände. In dem Streit wegen Schleswig-Holstein ist aber der Partikularismus nicht bloß auf Einer Seite thätig, sondern auf allen Seiten. Wird der Streit in dieser Weise fortgeführt, unter dem heimlichen Händereiben Derer, welche wissen was sie wollen, wird er nicht auf einen höhern Standpunkt verlegt und im gesammtdeutschen Interesse gelöst, dann kann er gar nicht anders als unglücklich enden.

Was wäre also zu thun? Man müßte einfach wieder anknüpfen an dem großen Versuch des Frankfurter Fürsten-

tags, der unſer Volk mit ſo lebhaften Hoffnungen erfüllt und dieſelben ſo grauſam getäuſcht hat. Die Reformakte iſt ruhmlos untergegangen, wie ſie mußte, denn ſie hat Preußen nichts geboten, ſondern von Preußen nur gefordert. Jetzt wäre es anders; jetzt könnte man der preußiſchen Monarchie etwas bieten, eine lockende Ausſicht: die Lüftung des erſtickenden Schnürleibs ſeiner geographiſchen Lage und Raum zu einer reichen Entwicklung auf der See.

Man hat vor bald zwei Jahren den anerkennenswerthen Muth gehabt, den König von Preußen zu einer Tafel zu laden, deren Koſten er allein zu bezahlen gehabt hätte. Jetzt könnte die Einladung einladender lauten, und dießmal würde der König von Preußen ſicherlich nicht ausbleiben. Wer iſt es aber, von dem die Einladung ausgehen ſollte? Nun, ich denke, Einer von denjenigen die bisher an allen Tafeln gegeſſen und noch nie Revanche gegeben haben. Das wäre die ſchöne und zugleich die einzig mögliche Aufgabe der Trias-Idee: entſtehen, um gleich wieder zu vergehen. Alles andere iſt doch nur hohle Illuſion!

XLVI.

Aus meinem Tagebuch.

Im Frühling 1865.

Lohnte es sich jemals, die wechselnden Erscheinungen und belehrenden Vorfälle des Alltagslebens in die Blätter eines Tagebuches zu bannen, so ist dieß heutzutage der Fall. Und gab es jemals eine Zeit, in welcher viele Mängel eines Schriftstellers reichlich aufgewogen werden, wenn er nur seine Feder der Wahrheit weiht, so ist dieß die unsrige. Und that es endlich jemals Noth, das Leben, Streben und Ringen der Gegenwart mit dem Auge des Christen zu betrachten, Skizzen und Bilder aus der modernen Welt zu liefern, so dürfte dieß noththun, seitdem die Encyclika und der Syllabus vom 8. Dec. 1864 in den aus Zwielicht, Nebel und Finsterniß dicht gewobenen Vorhang, der die christliche Welt von der modernen Welt trennt, einen gewaltigen Riß gemacht hat.

Wir betrachten den 8. Dezember 1864 als einen Tag von weltgeschichtlicher Bedeutung; wir sind der Meinung, der Zorn- und Wuthschrei der modern-heidnischen Presse könnte die christgläubige darüber in's Klare setzen, daß es nicht mehr an der Zeit sei, mit antichristlichen Systemen und Tendenzen zu unterhandeln und zu kokettiren, wohl aber die wichtigste aller Aufgaben, die Wahrheiten des Syllabus nach allen Richtungen hin zu begründen

und zu verfechten. Man wird auch dießmal von den Feinden nicht genügend lernen. man wird liebgewonnene Nebelbrücken zwischen Christus und Belial nicht abbrechen wollen. Hierüber tröstet die Thatsache, daß die Kirche laut den Aussagen der Geschichte schon viele Dutzendmal hätte untergehen müssen, wenn ihre Existenz vom Thun und Lassen ihrer Kinder abhinge, sowie die Ueberzeugung, daß der weitere Verlauf unserer Zeitgeschichte sich zu einem praktischen Commentar des Syllabus gestalten wird, dessen angst- und schreckenvoller Inhalt Jedem die Augen allmählig öffnen muß, der noch eines guten Willens ist. Unsere schwache Feder bleibt fortan der Erläuterung der Sätze vom 8. Dezember 1864 und das Tagebuch namentlich der Aufgabe gewidmet, frisch in das wirkliche Leben hineinzugreifen und die Widersprüche und Gegensätze der modernen und christlichen Welt schonungslos aufzudecken.

I.

Ein Opfer der modernen Cultur.

Die Leser des Tagebuches kennen bereits Freiburg im Breisgau. Sie erinnern sich wohl noch des Herrn Rathes Blech, der peinlichen Situation dieses Ehrenmannes mitten unter den im Lager des modernen Fortschrittes so aufrichtig gehaßten „Camatrillern", nicht minder des rücksichtslosen und unverwundbaren Aschanti. Bereits längere Zeit hält sich Rath Blech in der deutschen Kaiserstadt auf und gefällt sich hier ganz außerordentlich, da er eine ausgebreitete Verwandtschaft besitzt und eine Menge von Gesinnungsgenossen, oder vielmehr, da Leute seines Schlages sich vor nichts mehr zu hüten pflegen als vor Gesinnungen, eine Menge von Lebensgenossen gefunden hat. Der Aufenthalt in Wien vermochte unsern Freund nicht abzuhalten, im vorigen Spätjahr die Chronik seiner Vaterstadt durch eine köstliche Bêtise zu bereichern, die er mit Beihilfe des nominellen Redakteurs der städtischen Zeitung — irren wir nicht, so trägt diese unbekannte Größe den ominösen Namen Fusel! — glücklich in Scene gesetzt. Wir schulden Herrn Blech einen Brief, durch welchen der Leser das Nähere erfahren wird, und werden nicht mehr lange zaudern, denselben auf die Post zu tragen. Für dießmal aber müssen wir bitten, uns nicht hinter

die Couliſſen der kirchenfeindlichen Wühlerei der Dreiſamſtadt, ſondern auf einen kleinen Kirchhof in der Nähe derſelben zu folgen.

Dieſer durch ſeine Mauern und Pappeln weithin ſichtbare Kirchhof liegt mitten im freien Felde, faſt am Fuße des hohen Sternenwaldes, des letzten Ausläufers, der ſich als waldiges vis-à-vis des ſchattenarmen Schloßberges vom Kirchzarterthal in die Rheinebene herabſenkt. Wir erinnern uns, im Anfange der vierziger Jahre oft den um die kleine Kirche gelegenen Gottesacker der Wiehre, einer Art Vorſtadt Freiburgs, eines undefinirbaren Mittelbinges zwiſchen Stadt und Dorf, geſehen zu haben. Mehr als einmal haben wir uns an den zahlloſen Schreibfehlern und merkwürdigen Abbreviaturen ergötzt, welche die meiſten Grabſteine und Kreuzſchilde zur Schau trugen. Gerade in jener Zeit graſſirte die Sucht, die Kirchhöfe ſo weit als möglich von den Häuſern wegzuſchaffen. Man rechtfertigte dieß mit zarten Geſundheitsrückſichten, in Wirklichkeit mag die feige Scheu vor dem ernſten Prediger Tod zu den Kirchhofverlegungen das Meiſte beigetragen haben. Die Abgeſtorbenen der Wiehre übrigens haben durch die Verlegung eher gewonnen als verloren. Nie oder ſelten findet der Muthwille oder die Frivolität die abgelegenen Gräber, um ſie auf irgend eine Weiſe zu entweihen. Der Lärm des Alltagslebens dringt nur ſchwach hieher, dagegen klingen alle Glockentöne der Stadt über den Kirchhof weg hinüber ins Gebirg. An Sonn- und Feiertagen tragen die Lüfte Orgelton und Kirchengeſang in feierlich wehmüthigen Tonwellen zu den Hügeln der todten Gemeinde. Mögen die Seligen auch noch ſo gleichgültig oder mitleidig auf die Reize der Landſchaft herabſchauen, in deren Schooß ihre irdiſche Hülle dem Auferſtehungsmorgen entgegen reift, die ſtille Schönheit ringsum thut dem Herzen des Kirchhofbeſuchers unausſprechlich wohl. Durch alle Plagen des an ächten Freuden ſo armen Erdenlebens müde gehetzt, ſehnt es ſich nach der Grabesruhe in dieſer Idylle des Todes neben dem Weltlärm des Stadtlebens. Man denkt nicht an die Stürme, die lange finſtere Herbſtnächte hindurch von allen Seiten heranbrauſen um mit den alten treuen Todtenwächtern, den Pappeln und Linden zu ringen, morſche Kreuze umzuſtürzen und alle künſtlichen Blumen, Kränze und Flöre zu verderben, nachdem trauernde Liebe ſie kaum hergetragen. Man vergißt die eiſigen Schneeſtürme

und Regengüſſe ſammt den düſtern Tagen des Winters, an denen nur der Rabe kläglich krächzend über den Gräbern die dicke Luft durchſchneidet. Man träumt vom Sonnenſchein, vom Duft und den Engelgeſtalten des ewigen Frühlings, der Gedanke bringt uns von einem Sterne zum andern, der Gedanke bringt den geliebten Todten vom Sirius herab zu ſeiner irdiſchen Ruheſtätte, an der wir trauernd ſtehen, auf daß er in der jeder Grammatik unnahbaren Sprache des ewigen Lebens Balſam lege auf die Wunden der Seele. Und in linden Sommernächten, wenn der Vollmond in ruhiger Majeſtät über dieſes Thal zieht und die Demantaugen des Himmels der wunderlichen Schattenjagd zuſchauen, die ſein bleiches Licht mit dem höchſten Berge wie mit dem Strohhalm treibt, da mag es mitunter geiſterhaft lebendig werden auch auf dem Wiehremer Kirchhof. Es öffnen ſich die Gräber, Hunderte von Lichtgeſtalten ſchweben und weben auf und ab, die Mutter findet den Sohn, der Vater die Tochter, der Greis den Enkel, der Kirchhof wird zum Unterhaltungsſaal der todten Gemeinde. Zur offenen Pforte herein treten als Gäſte die Vielen, die vor 100 und 500, vor 1000 und mehr Jahren auf dem noch ungeweihten Erdenflecke gelebt oder ihr Leben ausgehaucht haben: ſchlichte Landleute und ehrſame Bürger, die bei Lebzeiten jeden Baum der Gegend gekannt; Franzoſen, Kaiſerliche und Schweden, die in den mörderiſchen Schlachten des 17. Jahrhunderts hier den Tod gefunden; Ritter und Reiſige, Stadtherrn und leibeigenes Volk des Mittelalters bis hinab zu den Barbaren der Völkerwanderung, zu den Römern des Zehentlandes und den dunkeln Kelten und blauäugigen Alemannen der Vorzeit. Und während die Kleinen mit ihren Geiſterhändchen ſich faſſen und auf und ab, hin und her ſchwebend ſich tummeln im luftigen Reihen-Roſenkranz, während die Alten die einſt ſo wohl bekannte Landſchaft muſtern und das Sonſt mit dem Jetzt vergleichen — doch wohin gerathen wir? Was haben Kirchhofphantaſien mit dem Syllabus zu ſchaffen? Mehr als man denkt.

Im Hochſommer 1849 näherte ſich an drei Morgen in aller Frühe eine Schaar preußiſcher Soldaten dem Eingange des Wiehremer Kirchhofes, in ihrer Mitte jedesmal eine Droſchke, in der ein Geiſtlicher neben einem jungen bleichen Manne ſaß. Freundlich

wie immer vergoldete die Morgensonne mit ihren Strahlen die waldigen Bergesrücken; lustig wie immer zwitscherten die gefiederten Sänger des nahen Waldes ihre Morgenlieder, sorglos wie immer gaukelten die Schmetterlinge von Blume zu Blume und versenkten sich die Bienen in deren Kelche, ohne zu fragen, ob ihr Honig mit Atomen von Menschenleibern versetzt sei oder nicht. Draußen aber am Eingange hielt der Zug und ordnete sich. Aus der Droschke stieg der bleiche junge Mann, nach kurzen Ceremonien stand er zwischen Wald und Kirchhof, den Mündungen von 12 Zündnadelgewehren gegenüber. Ein Wink des Offiziers, eine Salve krachte, der Widerhall rollte dumpf durch das Waldgebirg, der Pulverdampf zog als ein langer Trauerflor himmelwärts, auf dem Felde lag zerschmettert und blutend ein Opfer der modernen Cultur. Der erste der Erschossenen war Dortu aus Potsdam, der einzige Sohn angesehener Eltern, der es in der Hypercultur weit genug gebracht hatte, um im Angesichte des Todes noch mit seinem Atheismus zu prahlen. Der zweite nahm vom Leben Abschied, indem er seinen Hut in die Luft warf und ausrief: „Es lebe die deutsche Republik!" Er hieß Friedrich Neff und war der Sohn einer vermöglichen Wittwe aus der Heimath Hebels. Der dritte, über dessen Schuld bis heute sehr erhebliche Zweifel existiren und welchen jedenfalls nur ein mehr als summarisches Verfahren dem Tode zu weihen vermochte, war ein badischer Soldat. Dieser starb als Christ. Alle drei wurden auf dem Wiehremer Kirchhof begraben oder vielmehr eingelocht und — so gut als möglich vergessen. Die Revolution geht über die Opfer ihres widerspruchvollen Treibens am liebsten zur Tagesordnung über; heute debattirt sie in allen Kammern über die Abschaffung der Todesstrafe und dekretirt dieselbe selbst bezüglich der haarsträubendsten Verbrechen aus dem Criminalcoder. Vielleicht morgen schon proklamirt sie Ausnahmszustände, um nach Herzenslust todt zu schießen und zu henken, und in der Regel keineswegs die intellektuellen und moralischen Urheber, sondern armselige Werkzeuge, die sich von ihren glänzenden Verheißungen bethören ließen und ihre Haut ehrlich zu Markte trugen.

Beim Namen Friedrich Neff drängt sich uns unwiderstehlich eine Stelle aus dem neuesten Hirtenbriefe auf, den der Heldengreis

Erzbiſchof Hermann von Freiburg unterm 7. März 1865 b
züglich der Schulfrage erlaſſen hat. Dieſer Hirtenbrief wurde ve
anlaßt durch die ſchauderhaften und blutigen Exceſſe, wodurch d
planmäßig aufgereizte und bezahlte Fortſchrittspöbel Mannheim
am 23. Februar ſich und ſeine Humanitätsapoſtel brandmarkte u
vermittelſt Wuthgeſchrei, Fauſt, Prügel und Meſſer kund ga
welche Stellung der modernſte Fortſchritt wehrloſen Katholik
gegenüber einzunehmen beliebt, ſobald dieſe gleichfalls als Menſch
gelten und von den verfaſſungsmäßigen und thatſächlichen Rechte
für ſich Gebrauch machen wollen*). Er wurde veranlaßt dur
das ſchamloſe Gebahren der längſtbekannten Agitatoren der Neu
Aera, welche einerſeits ſich ſelbſt als die „wahren Katholiken“ pr
klamirten und das Volk zum Abfalle von der Religion der Vät
haranguirten, andererſeits frech genug waren, maßlos wider d
„Pfaffen“ zu ſchimpfen und gleichzeitig Eingaben an das er
biſchöfliche Ordinariat zu richten, damit dieſes „die Geiſtlichkeit
zwinge, ſich an der Durchführung des freimaureriſchen Schulgeſetz
vom 29. Juli v. Js. zu betheiligen. Die Faiſeurs der neu
badiſchen Aera ſind allerdings keine Badener, allein es ſind Söh
der modernen Schulbildung und ihr ganzer agitatoriſcher Troß beſte
aus Fabrikanten, Kaufleuten, Bureaukraten, Profeſſoren und Zeitung
ſchreibern, welche in den höhern Bürgerſchulen und Univerſität
Badens ihre religiös-kirchliche Unwiſſenheit und Verkommenheit holte
„Es iſt auffallend in unſerm Lande“, alſo lautet eine Stelle d
erwähnten Hirtenbriefes, „wie bei ſo Vielen, die an höhern Bürge

*) Die in Mannheim am 23. Februar verübten Schandthaten geg
das „wandernde Caſino“ hallen durch Europa wieder und
geſammte Preſſe des modernen Fortſchrittes iſt nicht mächtig genu
ſie zu beſchönigen und todtzuſchweigen. Es ſollen „amtliche E
hebungen“ nachträglich ſtattfinden, auch ſoll ein mit den V
fällen mindeſtens mittelbar ſehr vertrauter Geſchichtsbaumeiſter i
gegenwärtigen Augenblicke damit beſchäftigt ſeyn, eine Broſch
über den Anlaß der Exceſſe zu zimmern Wir wollen die „am
lichen Erhebungen“ ſowie das Elaborat des Geſchichtsbaumeiſte
abwarten, um beide im Sonnenlichte unwiderlegbarer Tha
ſachen zu beleuchten. „Warten iſt Weisheit!“ ſagt Salomo.

und gelehrten Mittelſchulen gebildet worden ſind, Gleichgültigkeit gegen die Religion, Unglaube oder ſelbſt Religionshaß überhand genommen hat. Alle dieſe Anſtalten, die ſolche Früchte geliefert, haben vollſtändig die Einrichtung, wie ſie die Volksſchulen jüngſt bekommen haben, das heißt ein Geiſtlicher gibt allwochentlich in jeder Klaſſe einige Stunden Religionsunterricht, aber im Uebrigen hat die Kirche gar keinen Theil mehr an der Leitung. Daher gedeiht daſelbſt nichts weniger mehr als die Religioſität; daher die nicht ſeltene Klage von Männern, daß ſie auf dieſen Anſtalten vollſtändig eingebüßt, was ſie an religiöſem Sinne und Leben aus dem religiöſen Elternhaus mitbekommen hätten! Werdet ihr bei gleicher Einrichtung an der Volksſchule in Zukunft viel andere Frucht bei euern Kindern erwarten können?"

Gewiß nicht! Schon zur Zeit als Friedrich Neff ſtudirte, hatten die vom Syllabus 44, 45 und 46 verworfenen Irrthümer in Baden ihre Früchte getragen: ſchon damals war in den Kreiſen der Bourgeoiſie und des behäbigen Mittelſtandes die Gleichgültigkeit und Feindſeligkeit wider die poſitive Religion und Kirche der Grad-meſſer der Geſinnungstüchtigkeit; ſchon damals galt es als eine ſelbſtverſtändliche Sache, daß die geſammte Beamtenhierarchie mit jedem Miniſterwechſel den Umſtänden gemäß ihre kirchliche und politiſche Rolle wechſeln mußte; ſchon damals thaten viele Lehrer an höhern Bürgerſchulen und gelehrten Mittelſchulen direkt und indirekt ihr Möglichſtes, um den Einfluß des mitunter nicht erbaulichen Religionsunterrichtes zu paralyſiren; die Colportage und Anempfehlung ſchlechter Bücher und Zeitungen gehörte keineswegs zu den Seltenheiten. Heutzutage, wo man die Irrthümer 47 und 48 des Syllabus mit allen Mitteln der Lüge, Gewalt und ſogar vermittelſt der Fäuſte des Pöbels zur Herrſchaft zu bringen ſtrebt, iſt das Ecrasez l'infame faſt zur pflichtgemäßen Aufgabe der Jugendbildner Badens geworden. Allein ſchon vor 25 und mehr Jahren waren die Zuſtände ſo, daß nur unverwüſtbare, ſelbſtſtändige Naturen vor dem Schiffbruche ihres Chriſtenglaubens bewahrt blieben. Schon damals ſah ſich der Schüler in eine Doppelwelt verſetzt, deren Widerſprüche er fühlte, aber ſelten zu begreifen und zu löſen vermochte. Auf der einen Seite Kirche, Geiſtlichkeit, Ceremonien, Religionsunterricht, Wochengottesdienſt, Empfang der

heiligen Sakramente. Andererſeits die Lektüre der Claſſiker ſow
das Theater als Schulen ächter Bildung allein angeprieſen; d
Papſt ſelbſt in Katechismen ignorirt, die Geiſtlichkeit ſammt d
kirchlichen Gebräuchen vielfach verhaßt, angegriffen und beſpöttel
dem Religionsunterricht die Weisheit der claſſiſchen Vorzeit, d
Ergebniſſe der glaubensloſen Naturforſchung, die Irrthümer u
Lügen ſchlechter Geſchichtscompendien ſammt den Auslaſſung
glaubensloſer Lehrer entgegengeſetzt. Wer ſollte ſich da wunder
wenn der Jüngling während des Religionsunterrichtes ſich lan
weilt, den Beſuch des Gottesdienſtes als läſtige und überflüſſi
Disciplinarmaßregel betrachten lernt und bald nicht mehr wei
was er mit den heiligen Sakramenten eigentlich anfangen ſolle
Mit dem Glauben an Chriſtum den Gottesſohn ſtirbt der Sin
für jede höhere Auctorität, die Auctorität der Lehrer oder nam
hafter Schriftſteller hält ſelten lange Stich, weil einer dem ande
widerſpricht — den Beſſern gerade, die weniger Anlage zu kalt
Egoiſten und proſaiſchen Nützlichkeitsmenſchen in ſich tragen, dro
die Gefahr am meiſten, daß ſie politiſche Schwärmer und Fanatik
des Unglaubens werden, Fortſchrittsmänner im ſchlimmſten Sin
des Wortes.

Der Menſch wird das, wozu man ihn erzieht. Friedrich N
gehörte zu den Vielen, welchen die Schule den Chriſtusglaub
nimmt, und welche das Zeug in ſich haben, die Conſequenzen a
den Lehren der unchriſtlichen Wiſſenſchaft zu ziehen und dieſelb
gelegenheitlich in das Praktiſche zu überſetzen. Von Hauſe a
vermöglich und unabhängig, bezog er die Univerſität nicht u
irgend ein Fachſtudium zu betreiben, ſondern um Bildung
holen. Das urſprüngliche Ziel ſeines Ehrgeizes war beſcheide
er träumte davon, dereinſt — ein Mitglied der zweiten badiſch
Kammer zu werden, die freilich im Anfange der vierziger Jah
eines ganz andern Anſehens in Deutſchland genoß als heutzuta
In friedlichen Zeiten hätte Neff ſein Ziel leicht erreichen möge
allein die Stürme der Jahre 1848 und 1849 fuhren dazwiſche
Er ſtürzte ſich mit der ganzen Energie einer urſprünglich ſtille
herzensguten und keineswegs geiſtreichen, aber doch praktiſch ve
ſtändigen, in den innerſten Tiefen gewaltſam aufgeregten u
leicht zu mißbrauchenden Natur in den Strom der Revolutio

Friedrich Neff, einer der ehrlich gebliebenen und ſtets opferbereiten Patrioten, hatte mehrere Hochſchulen beſucht und ſich längere Zeit in Frankreich und England aufgehalten, er hatte zur rothen Republik geſchworen, weil er keine guten Ausſichten für die weiße ſah, um in der Blüthe ſeines Lebens für ſeine politiſchen „Verbrechen“ von 11 Kugeln zerfetzt zu werden, eine verzweifelnde Mutter und eine troſtloſe Braut zurücklaſſend. Trauervolles Geſchick!

Wir beide haben miteinander jene Lebensepoche durchgemacht, in welcher der von Cultur wenig und von Religion noch weniger beleckte deutſche Muſenſohn Jean Paul, Youngs Nachtgedanken, Oſſian und Lord Byron, Werthers Leiden und den Fauſt mit voller Hingabe des Gemüthes zu leſen vermag, das Studium der Bibel mit dem der Antiquitäten auf gleiche Linie ſtellt, Freundſchaften auf Aeonen ſchwört, den Bettler mit beſonderer Vorliebe als Fürſtenbruder betrachtet und verſchiedene Sorten von Weltſchmerz wie Biscuit zu ſich nimmt. Noch heute erinnere ich mich des blonden, ſchüchternen Neff, der niemals ein Collegium ſchwänzte, vom Kneiptiſche ſtets als einer der erſten ſchied und nicht aus chriſtlicher Barmherzigkeit aber aus natürlichem Wohlwollen gar manchen Studiengenoſſen auf die zarteſte Weiſe aus Geldverlegenheiten riß. Eine chriſtliche Erziehung und Schulbildung, und das ſtandgerichtliche Opfer der Revolution hätte niemals auch nur nach der Glorie eines Kammerſitzes gedürſtet, die Welt wäre um einen braven Mann reicher.

All dieſe Erinnerungen und Gedanken weckte vor Kurzem der Brief eines Freundes aus Baden, der gleichzeitig mit uns ſtudirt hatte und mir kurzweg zumuthete, dem unglücklichen Jugendgefährten ein kleines Denkmal zu ſetzen.

„Ja, armer Friedrich!“ wird von Neff in dieſem Schreiben geſagt, „welche Aemter, Würden und leichtmöglich Orden wären dir wohl zu Theil geworden, wenn du die Jahre 3 und 4 der neuen badiſchen Aera erlebt hätteſt (das laufende Jahr 5 hat leider mit argen Symptomen des marasmus senilis begonnen)! Im ungünſtigſten Falle hätte dir ein halbes Duzend der 67 Rathstitel, deren ſich deine rathloſe Heimath erfreut, unmöglich entrinnen können. Wäreſt du nämlich auch kein Archivrath, Baurath, Bei-

rath, Bergrath, Domänenrath, Finanzrath, Geheimer Hofrat Forstrath, Geheimer Kabinetsrath, Geheimer Kirchenrath, Geheim Kriegsrath, Geheimer Legationsrath, ebensowenig ein Geheimera I., II. oder III. Klasse, kein Geheimer Regierungsrath, Geistlich Rath, Hofdomänenrath, Hoffinanzrath, Hofkammerrath, Hofökonomi rath, Hofrath, Kabinetsrath, Kammerrath, Kanzleirath, Kirchenrat Kreisgerichtsrath, Kreisschulrath, Kriegsrath, Legationsrath, Me cinalrath, Ministerialrath, Münzrath, Oberbergrath, Oberbaurat Oberforstrath, Oberhofgerichtsrath, Oberkirchenrath, Obermedicina rath, Oberpostrath, Oberrath, Oberrechnungsrath, Oberschulrat Oberstiftungsrath, Oekonomierath, Postrath, Rechnungsrath, Scha ungsrath, Staatsrath, Strafanstalten-Aufsichtsrath, Synagoge rath, Verwaltungsgerichtsrath, kein Vorsitzender Rath und n weniger ein Wirklicher Geheimerath geworden — als „Rat schlechtweg hättest du dominiren müssen, zum Amte eines Familie rathes und Vormundschaftbeirathes hätten dich deine Landsleu an den Haaren gezerrt, mit den Aemtern eines Bezirksrathes, G meinderathes, Kirchengemeinderathes, Ortsschulrathes und Stiftung rathes würde dich unsere neue Aera sicher betraut haben und hättest all diese Ehren mitunter sogar bei schwerer Geldstrafe a dich nehmen müssen. Ein Wink der Heidelberger Professore Camarilla, drei Zeilen eines Ministers an irgend einen Bezirk beamten, ja ein auswendig gelerntes Redchen mit einem Körnle Weihrauch für die neue Aera und viel obligater Schimpferei wid das Freiburger Kirchenregiment und siehe — der „„intelligen Bürger"", der „„Volksvertreter"" wäre fix und fertig dagestande Von den 63 Mitgliedern unserer „„Volkskammer"" würden mi bestens 60 Staatsbeamte, Bürgermeister, Posthalter und geduldi Hornisten des Maurerthums als Brüder dir die Hand gedrü haben. Aber jetzt! Bestäubte Gerichtsakten schildern dich a einen Revolutionär, dessen Fanatismus vor keinem politischen Ve brechen zurückbebte. Gewisse Demagogen von Metier zucken Achsel und nennen dich einen unbedeutenden Menschen, nachde sie deinen eingeimpften Fanatismus und deine Opferwilligkeit a seitig ausgebeutet. Die Servilliberalen deiner Heimath beklatsch deine Tendenzen, sie wandeln aber auf dem Wege der Revoluti mit obrigkeitlicher Erlaubniß und gerathen in loyales Entsetze

wenn ſie deinen Namen vernehmen. Undankbare, verächtliche Welt! Die ſummariſche Juſtiz des J. 1849 riß einzelne incriminirende Thatſachen aus deinem jungen Leben heraus, ſie machte dich verantwortlich für Confiskationen und blutlechzende Proklamationen, welche du auf Andringen und Geheiß Anderer vorgenommen und unterſchrieben haſt. Du warſt Manchem dieſer Schlauen geiſtig untergeordnet, aber moraliſch ſtandeſt du unendlich höher über ihnen als der muthige Löwe über der geifernden Boa Conſtriktor."

Alſo der Freund aus Baden, der namentlich zwei Abende, die er mit Neff zugebracht, als unvergeßlich ſchildert, den Abend der Rückkehr aus England und den drittletzten vor der Hinrichtung:

„Eines Abends — es war im Spätherbſt 1847 — überraſchte mich Friedrich ganz unvermuthet mit ſeinem Beſuche. Er kam gerade aus England und war auf der Durchreiſe in ſeine Heimath, in das idylliſche Wieſenthal, begriffen. Wir hatten uns lange nicht mehr geſehen, der Beſuch freute mich königlich. Damals kam mir eben ein Semeſter noch lange vor, geſchweige ein halbes Dutzend. Damals hatte ich mich der Gefahr noch keineswegs zu erwehren, ähnlich dem Glasmichel in Hauffs Märchen mit einem ſteinernen Herzen in der Welt herumzulaufen und die Geſtalten des Lebens gleich Schattenbildern an der Wand gleichmüthig an mir vorüber ziehen zu laſſen. Bald waren die Pfeifen angezündet, der Stiefelfuchs ſtellte eine erkleckliche Anzahl Flaſchen des damals noch ganz untadeligen und dießmal merkwürdigerweiſe ſogar ſchon bezahlten bayeriſchen Bieres vor uns auf. Jetzt aber ging es an ein Erzählen, Politiſiren und Räſonniren, in welchem uns weder die Klänge der Mitternacht ſtörten, die vom nahen Kirchthurme herab mahnend in unſer Stübchen hereinzitterten, noch das obligate Gebrülle, welches meine Commilitonen heute wie immer bis in den grauenden Morgen hinein zum Beſten gaben. Auch meine Wenigkeit hatte Logik ſtudirt, revolutionäre und ſocialiſtiſche Schriften in Menge geleſen. Ich hätte um keinen Fürſten der Welt einen Dreibätzner gegeben und haßte die Jeſuiten aus vollſter Seele, ohne jemals Einen geſehen oder gehört zu haben; allein unerwartet hatte ich meinen Meiſter gefunden, Wagner ſaß einem Fauſt gegenüber. Neffs Hauptſätze: die Principien der Wiſſenſchaft müßten in ihre äußerſten Conſequenzen verfolgt und baldmöglichſt

Hand an die praktiſche Verwirklichung derſelben gelegt werden; die Revolution als ſolche müſſe in Permanenz erklärt werden, bis die Solidarität der Völker hergeſtellt ſei; nicht bloß die Fürſten mit ihren Vorrechten, ſondern alle Privilegirten müßten der demokratiſchen Gleichheit zum Opfer fallen; alles Pfaffenthum müſſe aus der Weltgeſchichte der Zukunft ausgeſtrichen und die Religion der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die einzigherrſchende werden — dieſe Hauptſätze meines Freundes erweckten in mir ironiſche Gedanken, die ich zügelte, weil Friedrich Spott und Ironie haßte, zugleich aber auch unheimliche Gefühle. Dieſem Fortſchrittsjünglinge gegenüber war ich mit Schloſſers Weltgeſchichte in der Hand wahrhaftig ein Reaktionär. Oft ſchaute ich den früher ſo ſtillen, jetzt ſo zungenfertigen Freund an, ob er denn er ſelbſt ſei oder ein Anderer. Er war es; flügge geworden durch deutſche Hofräthe und Profeſſoren, hatte er durch die polniſchen Demokraten und franzöſiſchen Socialiſten in Paris, in London vollends durch Mazzini und deſſen intimen Anhang die ächte revolutionäre Flugkraft bekommen. Den Obervogel, Lord Feuerbrand, kannte er, obwohl er mit demſelben niemals in unmittelbare perſönliche Berührung gekommen ſeyn mochte. Vom ſteifen Hofrath, der die Gottheit Chriſti einfach ignorirt, führt die unerbittliche Logik Schluß für Schluß hinab in den Abgrund der Gottloſigkeit und wenn die Meiſten den Weg nicht vollenden, ſo kommt dieß hauptſächlich daher, weil ihr Herz vor der Conſequenz der eigenen Anſchauungen zurückbebt oder aus Mangel an Klarheit. Der erklärteſte Atheiſt mag ſelten ein vom Affen ſtammendes Thier à la Vogt, er dünkt ſich Gott ſelbſt zu ſeyn, ein Stückchen Gott, deſſen Hochmuth den Schein der Rechtſchaffenheit und Tugend möglichſt zu wahren trachtet. Folgerichtig ſollte der Atheiſt ſolche Zwangsjacke abwerfen und ſich ungenirt im Kothe wälzen, aus dem und für den er geſchaffen iſt und worin er in Momenten der Behaglichkeit ausrufen darf:

Mir iſt ſo beſtialiſch wohl als wie 500 Säuen!

„Armer Friedrich, armes Opfer deiner Lehrer und Vorbilder! Deine Auctorität war Hegel, dein Ideal ein demokratiſcher Bienenkorb ohne Königin und ohne Gott, deine Vorbilder — doch genug. Friedrich ſchied mit dem Vorhaben, zunächſt behufs der Gründung

eines ultrademokratiſchen Blattes eine bedeutende Summe zu verwenden und Guſtav Struve als Redakteur zu gewinnen. Ich hatte ihm keineswegs abgerathen, im Gegentheil, ich redete ihm zu und namentlich erſchien mir die Wahl des Redakteurs als eine ſehr glückliche. Obwohl ich niemals Gelegenheit gehabt hatte, in Paris und London gleich Neff das Leben en gros und die Revolution en detail kennen zu lernen, ſo war ich doch ein treuer Schüler meiner deutſchen Hofräthe, Profeſſoren und ihrer Compendien. Nachdem der Freund abgereist, grübelte ich lange über eine Prophezeiung nach, dahin lautend, binnen wenigen Monaten werde in ganz Europa und in Deutſchland insbeſondere die Revolution losbrechen und nimmer ruhen und raſten, bis der Völkerfrühling der Demokratie ſiegreich geworden ſei. Ich zweifelte die Prophezeiung und namentlich die Möglichkeit einer gewaltſamen Revolution in Deutſchland an; meine Oppoſition brachte Friedrich ſchier zur Heftigkeit, allein ſeine Gründe vermochten mich nicht zu überzeugen. Schon das J. 1848 überführte mich meines Unrechtes; es war mir eben nicht vergönnt geweſen, in den bereits brodelnden Hexenkeſſel „„der Geheimen““ und Mazzinis einen Blick zu werfen.“

„Und wiederum kam ein Abend, an welchem wir beide uns gegenüber ſaßen. Dießmal umfing uns kein trautes Stübchen, die choleraſchwangere Luft des Juli 1849 drängte ſich zwiſchen Eiſenſtäben in unſern Kerker herein. Wir hätten keine Luſt zum Rauchen oder Trinken gehabt, falls der preußiſche Garde-Unteroffizier, der die Stelle des Profoßen verwaltete — Kohlhaas hieß der brave Mann — auch keinerlei Anſtand gehabt hätte, den Stoff dazu in Hülle und Fülle herbeizuſchaffen. Nur das Licht der Sterne leuchtete uns, die hölzerne Pritſche eines Soldatenarreſtes mußte Bett, Tiſch und Stühle erſetzen. Draußen auf der Straße das lebhafte Wogen und Treiben eines ſchönen Sommerabends, lautes Fahren, Reiten, Gehen, Lachen, Rufen, Alles accompagnirt durch unaufhörliches Säbelgeraſſel, mitunter durch den eintönigen, feſten Tritt der Patrouillen; aus der Ferne mehrfaches Klaviergeklimper, die ſorgloſe Gurgel-Seiltänzerei eines Frauenzimmers mit Guitarre-Begleitung. Und bei uns! Still und in ſich gekehrt brütete Friedrich Neff vor ſich hin; er wußte daß es für ihn keine Rettung gebe außer durch ein Wunder und er glaubte an keine götttliche Offenbarung, ge-

ſchweige an Wunder. Dachte er an ſein ſchönes Heimathland und an das Elternhaus, worin die Mutter vereinſamt weinte? An die Braut, die er im Strudel der badiſchen Aufſtände vernachläſſigt hatte und die auch dem Flüchtling gerne die Hand gereicht haben würde? Beneidete er die Vielen, welchen es gelungen, franzöſiſchen oder ſchweizeriſchen Boden zu erreichen und mindeſtens das nackte Leben zu retten? Oder dachte er an die Vielen, welche der Revolution unvergleichlich weniger Dienſte geleiſtet hatten als er und welche trotzdem von raſch bekehrten Lohnknechten der Revolution denuncirt, gefangen und todeswürdigen Verbrechern gleich behandelt wurden? An die Ironie des Schickſals, welche für ihn das Repräſentantenhaus der deutſchen Republik in ein großherzoglich badiſches Arreſtchen umgewandelt hatte? Bereute er ſein Thun und verfluchte er ſeine auf Unkenntniß der Geſchichte, der Menſchen und der meiſten concreten Lebensverhältniſſe gegründeten Weltverbeſſerungsträume? Bemühte er ſich, den beſeligenden Glauben der Kinderjahre zurückzurufen? Nichts von alldem. Er dachte und redete von übermorgen, denn übermorgen ſtand er vor dem Standgericht und keine 24 Stunden ſpäter mußte er ſterben. Die Minuten ſeines Lebens waren gezählt, das köſtliche und ſo wenig beachtete Gut der Ungewißheit des Todes ihm bereits geraubt. Friedrich war kein Feigling, der aus purer Angſt vor dem Tode faſt ſtirbt und von allen Dächern herab um Erbarmen oder doch um Galgenfriſt bettelt. Noch weniger war er ein Renommiſt, der dem Knochenmanne mit verzweifeltem Leichtſinne in die Arme ſpringt und im Sprunge noch der elenden Eitelkeit fröhnt, ſeine Schauſpielerrolle mit Eclat zu Ende zu führen. Allein er war auch kein Sokrates, der das irdiſche Leben aufrichtig gering ſchätzt, weil in ſeinem Innern ein höheres bereits aufgeblüht iſt. Und am allerwenigſten war er ein gläubiger Chriſt, der ſich im Angeſichte des Todes nicht bloß gefaßt, ſondern freudig vor Gott niederzuwerfen und für die Erlöſung aus dem irdiſchen Jammerthal zu danken vermag. Friedrich war innerlich troſtlos im vollen Sinne des Wortes, er ſtand einem räthſelhaften Schickſal fataliſtiſch gegenüber. „Nur noch 10 Jahre möchte ich leben, wenn auch im Zuchthaus; nur noch 10 Jahre, um zu ſehen, wie es in der Welt zugeht!“ wiederholte er oft. Ich verſchmähte es, trügeriſche Hoffnungen in ihm zu nähren und lenkte

das Gespräch auf das Jenseits. Meine Bemühungen, ihm den Glauben an individuelle Unsterblichkeit und an die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes einzureden, blieben umsonst. Mir wäre das Alles schon recht, entgegnete er, allein ich vermag nun einmal nicht daran zu glauben. Ein persönlicher Gott, der alle Welten nach ewigen Gesetzen regiert und sich obendrein sogar um jedes Haar auf dem Haupte des einzelnen Menschen bekümmern soll, bleibt mir ein Phantom, der kindliche Traum des Menschengeschlechtes auf der untersten Stufe des Bewußtseyns. Ein Weltgeist, der im Sturme seiner weltgeschichtlichen Selbstentfaltung ganze Nationen zertritt, die ihm widerstreben, und die Individuen vom Baum des Lebens wie falbes Laub herabschüttelt, erscheint furchtbar, aber großartig, majestätisch und ist zugleich der eigentliche Gott der Geschichte, welcher hinter den Religionssystemen steht. In diesen Weltgeist zurückströmen, wiederum werden, was wir vor der Geburt gewesen, ein bewußtloses, qualenfreies Nichts, das heißt Sterben! — Aber sind wir falbe Blätter? Haben wir schon so Vieles im Leben durchgemacht und durchgekämpft, um in diesem Hundeloch eingesargt und schließlich erschossen oder durch den Zuchthauskittel entehrt zu werden? Dann behält Sophokles Recht mit seinem melancholischen Ausspruche: es sei gut, früh zu sterben, das größte Glück aber, niemals geboren zu werden! — Friedrich schwieg und seufzte. Die Riegel wurden knarrend zurückgeschoben, Schlösser rasselten, die Thüre ging auf, der Gardist stand vor uns, wir mußten Abschied nehmen, Abschied für dieses Leben. In jenem Momente fand ich keine Thränen, mein Inneres schien ein empfindungsloses Grab geworden zu seyn. Als Andenken drückte mir Neff ein Buch in die Hand, das einzige, welches die Gefangenschaft mit ihm getheilt. Ich betrachtete dasselbe bei der ersten Gelegenheit näher, es war Hegels Phänomenologie. Am dritten Morgen um halb 5 Uhr dröhnte dumpf eine Gewehrsalve vom Sternenwalde in die Stadt herüber, Neff lag von 11 Spitzkugeln durchbohrt draußen am Wiehremer Gottesacker."

Soweit der Freund aus Baden. Schon früher haben wir aus dem Munde desselben ein interessantes Faktum vernommen. Friedrich Neff hatte für den Fall, daß es wirklich einen persönlichen, allwissenden und rächenden Gott gebe, die Rache dieses Gottes auf

das Haupt desjenigen herabbeschworen, dessen Hinterlist ihm G
fangenschaft und Tod gebracht. Er hatte nämlich die Schiffbrü
bei Breisach passirt und stand auf französischem Boden, den groß
Koffer erwartend der ihm nachgeführt wurde. Der Mann mit de
Koffer wurde mitten auf der Brücke angehalten und zwar vo
Brückenwarte, welcher dem Eigenthümer eifrig zurief und winkt
näher zu kommen. Hatte Neff schon früher die große Unvorsich
tigkeit begangen, den Koffer mit seiner Adresse zu versehen, so b
ging er jetzt die noch größere, indem er arglos auf badisches Geb
zurückkehrte und sich dem Brückenwarte sowie einem langsam näh
getretenen Gendarmen als Eigenthümer des angehaltenen Koffe
zu erkennen gab. Er wurde natürlich sofort arretirt. Wir wiss
nicht, ob solche Handlung der Hyperloyalität dem Brückenwart &
aus Breisach eine badische Verdienstmedaille eingetragen. Den Ko
dieses R. aber sahen wir vor beiläufig 1½ Jahren zu Freibu
in einem Spiritusbehälter des anatomischen Kabinettes. Der v
Friedrich Neff der Rache Gottes Ueberantwortete hat einige Jah
später sein eigenes Kind durch Einschütten von Vitriol ermord
wurde zum Tode verurtheilt und 1854 oder 1855 im Hofe de
selben Gefängnisses, in welchem sein Opfer die letzte Nacht zug
bracht, guillotinirt.

Zum Schlusse aber fragen wir: Wer zählt die Menschenleb
und die Thränen, wer die Summen Geldes und die Summen z
störten Lebensglückes, welche dem Moloch der modernen Cultur, d
Revolution bereits geopfert wurden?

XLVII.

Von Rouſſeau bis zum neuen badiſchen Schulgeſetz.

IV. Die antireligiöſe Agitation und die Schule ſeit 1848.

Man erinnert ſich, wie gleichzeitig mit dem ſchweizeriſchen Anſtürmen gegen die Klöſter und die Jeſuiten in Deutſchland Ronge und Conſorten gegen die katholiſche Kirche aufſtanden und welchen Beifall ſie in Heidelberg, Frankfurt, Stuttgart, Dresden, Leipzig, Berlin, Breslau und an anderen Brennpunkten des modernen Proteſtantismus fanden; wie die politiſchen Agitatoren in dem Treiben eines Sektirers das Mittel erblickten, um die ſpröden deutſchen Volksmaſſen in Fluß zu bringen, wie ſie aber gerade durch dieſe unvorſichtig verkündete Hoffnung die hohen Gönner des Deutſchkatholicismus zurückſchreckten, und wie das katholiſche Volk durch ſeinen drohenden Zorn die ganze Agitation in polizeilich geſchützte Winkel ſcheuchte. Für dießmal gelang der Verſuch nicht, nach ſchweizeriſchem Muſter durch Fanatiſirung der proteſtantiſchen Volksmaſſe einen politiſchen Sturm heraufzubeſchwören, dagegen leiſtete die franzöſiſche Februarrevolution dieſen Dienſt in einer Weiſe, der die kühnſten Wünſche übertraf, denn Kataſtrophen wie die Wiener und Berliner Revolution hatte Niemand für möglich gehalten. An eine Volksvertretung am Bundestage hatten die Rotteck, Jordan ꝛc. gedacht, von einer conſtituirenden Nationalverſammlung in Frankfurt aber

den gleichen Volksmännern nicht angef
kurz vorher dem Klostersturm und der
der Schweiz zugejubelt hatten? Die
Parlament mußten dem katholischen Vo
Bewegung so kräftig mitarbeitete, ein
sodann, und dieß war entscheidend,
Republikaner, die blauen wie die rothen
unangefochten und räumten ihr sogar
gierung des vertriebenen Louis Philip
Franzosen nachzuahmen war aber längs
Sobald jedoch die Revolution besiegt
Anker geworfen hatte, als die gegen d
Agitation in Wort und Schrift wiede
vor 1848, wurden auch die Feindseli
tholische Kirche wieder eröffnet. Zuer
schärlerkrieg in Tagblättern, Wochen- un
dem aber Oesterreich sein Concordat mi
schlossen hatte, nahmen alle Waffenga
Armee ihre kampfbereite Aufstellung: d
sophen, Historiker, Poeten, Belletriste
Vereine aller Farben, die protestantisch

Pius VII. verfallen ſchien und nicht wie dieſer von einem europäiſchen Kreuzzug gegen den galliſchen Cäſar und deſſen italieniſche Vaſallen die Freiheit und die Rückgabe des Kirchenſtaats hoffen durfte. Baden hatte wieder wie 1847 „tauſend Schritt voraus", indem die Regierung das mit dem Papſte abgeſchloſſene Concordat kündete; Württemberg folgte nach, und hier war es die proteſtantiſche Majorität der Abgeordnetenkammer, welche den württembergiſchen Katholiken ein Kirchengeſetz diktirte und dabei in einer Sprache verhandelte, daß den betreffenden Protokollen das Motto vae victis! vorangeſtellt werden ſollte. Daß in beiden Heſſen und Naſſau bisher nicht Aehnliches geſchehen iſt, daß die Regierungen dieſer Staaten bis jetzt von Metz und Conſorten nicht zum Gehorſam gezwungen wurden, verhindert nur die öſterreichiſch-preußiſche Beſatzung in Mainz und der Hinblick auf das interventionsbereite Preußen; die Agitatoren hüten ſich es bis zum Aeußerſten zu treiben, weil ihnen das Quartier hinter Schloß und Riegel bei einer preußiſchen Einquartierung in ſicherer Ausſicht ſteht. Freilich wäre es ganz anders, wenn in Berlin ein Miniſterium Unruh-Schulze regierte; dann würde den Herren vom Nationalverein der Weizen blühen, allein die Politik der preußiſchen Dynaſtie iſt eine ererbte und bleibt trotz einzelner Schwankungen immer dieſelbe; ſie verträgt ſich nicht mit einer parlamentariſchen Regierung, ſie kann ſich noch weniger von Vereinen und Volksverſammlungen die Weiſung geben laſſen, denn ſie will Preußen als Militärmonarchie erhalten, will ihr zerriſſenes Gebiet zu einer Großmacht ausrunden und erweitern, muß deßwegen unbedingter Herr über alle Kräfte des Staates bleiben und freie Hand bei deren Verwendung haben. Sie betont bei jedem ſchicklichen Anlaß, daß Preußen die continentale proteſtantiſche Großmacht ſei und vindicirt ſich damit ein Protektorat über die proteſtantiſchen Intereſſen, daher fanden auch die Bitten der deutſchen proteſtantiſchen Geiſtlichkeit um Schutz für den deutſch-proteſtantiſchen Cult in Schleswig im Schloſſe zu

Berlin die gnädigſte Aufnahme. Aber Friedrichs II. Dynaſt
herrſcht bereits über 7 Millionen Katholiken und kann ſchon de
wegen ſich nicht als Feind der katholiſchen Kirche geriren, ka
die wilden Freiſchaaren der Kirchenfeinde nicht in ihrem Dien
brauchen, muß vielmehr gegen die Katholiken Gerechtigk
und Liberalität zeigen, muß den Beweis liefern, daß von i
das Recht der Katholiken geſchützt und nicht wie in dem ein
oder anderen conſtitutionellen Mittel- und Kleinſtaat der co
feſſionellen Feindſchaft, dem bureaukratiſchen Uebermuth und de
vornehmen philoſophiſchen und gemeinen demagogiſchen Re
gionshaſſe preisgegeben wird. Friedrich II. war Philoſo
zu ſeinem Privatvergnügen, er betrachtete die Philoſoph
oder den Unglauben als ein Privilegium für einzelne Geiſt
wenn ihm aber einer ſeiner Philoſophen die ſyſtematiſ
Verbreitung des Unglaubens unter dem Volke angerathe
ihm als dem Helden der Aufklärung die Befehdung d
Papſtes und der Biſchöfe in Preußen, die Mißhandlung d
heiligſten Ueberzeugungen und Gefühle ſeiner katholiſchen U
terthanen zugemuthet hätte, ſo wäre der königliche Philoſo
ſchnell mit der Antwort fertig geweſen: „er iſt ein Narr od
Anarchiſt, und wenn er dergleichen Sachen unter das gemei
Volk verbreitet, ſo laſſe ich ihn einſperren; der Teufel wür
in die Leute fahren, wenn ſie nicht mehr in die Kirc
gingen und die Gebote Gottes hielten. Wenn ſie an ein
Oberkaiſer über Himmel und Erde nicht mehr glauben, ih
den Gehorſam aufkünden, vor der ſchwarzen Livree ſein
Leibdiener, der Pfaffen, keinen Reſpekt mehr haben, werd
ſie mich dann noch für ſeinen Generallieutenant und Obe
kommandanten, den er über Preußen geſetzt, anſehen, f
mich ſchwitzen und ſich todtſchießen laſſen?“ So ſpricht d
frivole, egoiſtiſche Staatsklugheit, welche ſehr gegen ihr
eigenen Willen anerkennen muß, daß ohne den Glauben
eine höhere Weltordnung, d. h. ohne Religion, eine Or
nung der menſchlichen Geſellſchaften auf Erden nicht beſteh
kann, daß ein Volk ohne Religion zu einer auf ein begrenzt

Territorium angewieſenen Heerde von Beſtien erſter Klaſſe wird, die ſich zeitweiſe vertragen, zeitweiſe zerfleiſchen („bellua es multorum capitum“, rief ein Römer ſeinem Volke zu). Welche würdigere Aufgabe weist aber das Chriſtenthum der Menſchheit, dem Staate, dem Individuum an, ob dieſes Obrigkeit oder Bürger, Herrſcher oder Unterthan ſei! Als vor 1848 die proteſtantiſchen Landeskirchen durch die Uhlich, Wislicenus, Rupp u. a. ſo erſchüttert wurden, daß ſie in allen Fugen krachten und das deutſche proteſtantiſche Volk den Confeſſionen der Reformatoren in ſeiner großen Mehrheit förmlich zu kündigen bereit ſchien, da konnte ſich die „deutſche Zeitung“ in Heidelberg der Bemerkung nicht enthalten, daß noch bei jedem Volke der Verfall ſeiner Religion den nahenden Untergang angezeigt habe. Das deutſche katholiſche Volk zählte bei jenem Blatte nur als eine Maſſe, die durch das Geſetz der Trägheit gebunden iſt, die bewegende nationale Kraft konnte es nur in dem proteſtantiſchen Volke finden, daher wurde es dem gelehrten Politiker unheimlich zu Muthe, als dieſe Kraft ſich in Splitter zu reiben drohte. Ein anderer umgekehrter Prophet (ſo nennt Jean Paul den Geſchichtſchreiber) zu Heidelberg, Gervinus, verkündete bei Ronge's Auftreten den Untergang des Katholicismus in Deutſchland und ein ariſtoteliſches Zeitalter des deutſchen Volkes, fügte aber bei: freilich kann ein ſolches Zeitalter nicht ewig dauern! hütete ſich auch wohl vorauszuſagen, was dann folgen werde. Die Geſchichte hat bereits geſprochen: die griechiſche Wiſſenſchaft wurde nach Ariſtoteles immer univerſeller, die griechiſche Nation immer niederträchtiger, zu nationalen Gedanken und Thaten unfähiger, endlich eine leichte Beute für die Römer. Erfreuliche Ausſichten für unſere Nation, wenn ihr ein ariſtoteliſches Zeitalter aufgeht! Es müßte wirklich kommen, wenn die Gottheit Chriſti eine mythiſche wäre, wie die des Apollon, wenn die Kirche zuerſt philippiſiren (napoleoniſiren) und dann verſtummen müßte, wie die Pythia. Vor 1848 dachten dieſe Hiſtoriker noch wie Poly-

bius, welcher aus der Deiſidämonie (Götterfurcht) des römiſchen Volkes deſſen Gehorſam gegen Geſetz und Obrigkeit, deſſen Abſcheu vor Verrath und todesmuthige Standhaftigkeit erklärte und darum die römiſchen Staatsmänner warnte, die griechiſche Irreligioſität dem römiſchen Volke einimpfen zu laſſen. Wie ſchon geſagt, galt eine ſolche Rückſicht vor 1848 nur dem proteſtantiſchen deutſchen Volke, nicht dem katholiſchen, denn Gervinus hatte ja in ſeiner Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur weit und breit illuſtrirt, daß es nur im Mittelalter eine katholiſche Poeſie gab; die Hegelianer waren ebenfalls zu Gericht geſeſſen und hatten als Edictalausſpruch formulirt, daß der Katholicismus in allen wiſſenſchaftlichen Diſciplinen ſtagnire und höchſtens durch den Hauch des lebensfriſchen Proteſtantismus zu einigem Wellenſchlag erregt werde; durch Heeren, Schloſſer u. a. war endlich den katholiſchen Staaten die Fähigkeit einer freien Entwicklung abgeſprochen worden. Die Geſchicke der deutſchen Nation, ihre Zukunft waren von den gelehrten Herrn dem proteſtantiſchen Volke auf die Schultern geladen, darum ſchien es ihnen gefährlich, demſelben den proteſtantiſchen Glauben zu verkümmern, den Heiligenſchein der Reformatoren auszulöſchen, das Volk entweder zum Unglauben zu führen oder gar, da es das Bedürfniß des Glaubens im Herzen trägt, es zu einer Sehnſucht nach der verlaſſenen katholiſchen Kirche zu bewegen. Daher wurde jede Cohäſion mit den Miſſionären des Antichriſtenthums, welche unter den Handwerksburſchen und den Arbeitern Propaganda machten, abgeſtoßen, L. A. Feuerbach und Conſorten als Geiſtesbrüder desavouirt, der Rationalismus als das todtgeborne Kind einer geiſtesbeſchränkten Kritik bezeichnet und eine neue von Hegel inaugurirte Epoche des Proteſtantismus verkündet. Jetzt erſt werde das Chriſtenthum begriffen, natürlich nur von den Eingeweihten, denn gewöhnliche Menſchenkinder, wie z. B. ſelbſt der Generalſchulmeiſter Dieſterweg, bekannten freimüthig, daß ihnen Hegels Sprache unverſtändlich ſei, und wurden dann oben herab bedeutet, für Ihresgleichen habe Hegel auch

nicht geſprochen (πολλοὶ ναρθηκοφόροι, ὀλίγοι Βάκχοι). Als Dr. Strauß durch ſein „Leben Jeſu“ eine neue Methode die Gottheit Chriſti zu leugnen erfunden hatte, wagte er es in einem ſeiner Vertheidigungshefte auszuſprechen: „Chriſti Auferſtehung und Himmelfahrt werden ewige Thatſachen bleiben.“ Der gleiche Schüler Hegels berief ſich auf das Zeugniß des gläubigen Proteſtanten Neander, daß das „Leben Jeſu“ ein wiſſenſchaftliches, dem ungelehrten Publikum unzugängliches Buch ſei, daher man den Verfaſſer nicht beſchuldigen könne, er ſei der Urheber eines großen Aergerniſſes in dem proteſtantiſchen Volke; und abermals antwortete derſelbe als Candidat für das Frankfurter Parlament auf die Anfrage des katholiſchen Pfarrers Vogt in Ludwigsburg, ob er auch für die Freiheit der katholiſchen Kirche ſtimmen werde, mit einem unumwundenen ja, und ebenſo auf die weitere Frage: auch für die Duldung der Jeſuiten? Heute aber ſteht Strauß in der Vorderreihe der gelehrten Angreifer der katholiſchen Kirche und hat ſein Leben Jeſu „für das deutſche Volk“ umgearbeitet; heute wird Renans Buch in deutſcher Ueberſetzung maſſenhaft colportirt, concurriren mit demſelben die wohlfeilen Bettelſuppen, von Proletariern der Feder für die Proletarier der Fabriken und des Handwerks zubereitet, feiern deutſche Arbeitervereine „die Erlöſung von Himmel und Hölle.“ Wenn ich mich erinnere, ſo war unter den hegel'ſchen Gelehrten Prof. Zeller (jetzt in Heidelberg) der erſte, welcher die Ergebniſſe ihrer Wiſſenſchaft dem Volke nicht ganz vorenthalten wollte und ein „Durchſickern“ derſelben in die unteren Schichten für nothwendig hielt. Heute tröpfelt es nicht mehr, ſondern gießt es ſtromweiſe herab wie ein Wolkenbruch. Aſtronomie, Geologie, Paläontologie, Phyſiologie, Zoologie, Ethnographie, Mythologie und vor allem die Geſchichte müſſen ſich populär bearbeiten laſſen, um als ebenſo viele Zerſtörungswerkzeuge gegen den religiöſen Glauben zu dienen, und wohin Bücher, Monats- und Wochenhefte nicht dringen, dahin finden die Tagblätter die Zugänge. Das Volk will ſich durch die

Tagespreſſe unterrichten, ſie iſt ihm eine Schule, in die e
ſehr gerne geht, weil es in derſelben wenigſtens Unterhaltun
findet, wenn auch nicht immer Belehrung, es gefällt ſich i
dem Gedanken, daß es über den Inhalt des Blattes ein freie
Urtheil habe, und wenn es einerſeits von einem Erzlügne
ſagt, er könne „lügen wie gedruckt", ſo nimmt es denno
allmählig die Anſchauungen und die herrſchenden Gedanke
des Blattes auf, an das es ſich gewöhnt hat, gerade wie d
Schüler die Handſchrift, den Leſeton und die Denkweiſe ſein
Schulmeiſters annimmt, wenn ihn derſelbe anzuziehen verſteh
Selbſt die Gebildeten gleichen hierin den Kindern, wie ma
ſich täglich überzeugen kann, wenn man Luſt hat eine Geſel
ſchaft von „Gebildeten" beim Wein oder Bier über die E
eigniſſe und Fragen des Tages ſprechen zu hören; unter 2
ſolcher Herren iſt durchſchnittlich kaum einer, der etwas a
deres weiß und zu wiſſen begehrt, als was ihm ſeine „Zeitung
ſagt, der eine andere Auffaſſung und Beurtheilung der B
gebenheiten und politiſchen Verhältniſſe zu begreifen im Stan
iſt. Jurare in verba magistri — auf die Worte des Lehre
ſchwören, bezeichneten die Alten als die Gewohnheit beſchränkt
Schüler, wenn nun aber heute das Gros des erwachſene
und gebildeten Publikums auf die Worte meiſt unbekannt
und leichtfertiger für Lohn ſchreibender, von ſpekulativ
Händlern gemietheter Journaliſten ſchwört, welches Zeugn
für ſeine geiſtige Mündigkeit ſtellt ſich dieſes Publikum aus
Die Millionen und Millionen Blätter, welche die Tagespre
Jahr aus Jahr ein unter das Volk ausſendet, ſind eben
viele Miſſionäre, welche von dem gebildeten Publikum, d
in den Städten und Städtchen concentrirt iſt, alle Tage, v
dem armen und arbeitenden ſowie von dem Landvolke weni
ſtens alle Sonntage angehört werden. Welche Lehren ve
künden ſie? Laſſen wir ihre politiſchen unbeachtet und berü
ſichtigen wir nur ihre Haltung gegenüber der Kirche,
werden wir, wenn wir unter 1000 Blättern, die unter ve
ſchiedenen Namen zumeiſt freiſinniger Bedeutung ausgegeb

werden, Muſterung halten, 995 kirchenfeindliche finden; denn einige Zeitungen ſchreiben gegen die katholiſche Kirche aus Sektenhaß, andere, und ihre Zahl iſt bereits Legion, aus vollem antichriſtlichem Haſſe, wobei redigirende und correſpondirende Juden ſich hervorragend betheiligen, viele aus politiſchem Haſſe, indem ſie die Kirche als Verbündete der legitimen Monarchie betrachten. Die meiſten Tagblätter verſorgen das Publikum nicht bloß mit politiſchen Neuigkeiten und Raiſonnements, ſondern ſie tiſchen ihm auch zum Deſſert Delikateſſen aus der belletriſtiſchen Conditorei auf, deren Reiz faſt immer in einem antikatholiſchen bitteren oder ſauern Beigeſchmack beſteht. Hat ja doch die geſammte Belletriſtik (der Ausnahmen ſind höchſt wenige) einen kirchenfeindlichen Hautgout, ob ſie in fünfbändigen Romanen, in kurzathmigen Novellen und Dorfgeſchichten, in Monat- oder Wochenheften dem Publikum präſentirt wird. Im vorigen Jahrhundert waren es hauptſächlich franzöſiſche Freigeiſter, welche mit der von Voltaire gegebenen Parole écrasez l'infâme! ſich gegen die Kirche verſchworen; ſie warben nur unter den Hochgeſtellten und Hochgebildeten durch perſönlichen Verkehr und ariſtokratiſch elegante Schriften: heute bilden Deutſche die kirchenfeindliche Hauptmacht, ſind Deutſche die Tonangeber, denen auch Franzoſen, Engländer, Italiener und Schweizer folgen; heute wird durch Vereine, durch populäre Bücher, Flugſchriften, Kalender, Monat- und Wochenhefte und Tagblätter unter der Volksmaſſe für eine große Armee gegen die Kirche rekrutirt. Die Tagespreſſe waltet ſeit 1848 frei und ungebunden in Deutſchland, ſie muß bei unſerem Volke nothwendiger Weiſe tiefer eingreifen und mächtiger wirken als bei jedem andern, weil wir unter allen Völkern des Erdbodens das eingeſchulteſte ſind und darum auch am meiſten leſen. Wir ſind nicht freiwillig ein leſendes Volk geworden, ſondern gezwungen von unſern Regierungen, wobei die proteſtantiſchen vorangingen, weil die Reformatoren und ihre fürſtlichen Beſchützer die evangeliſche Lehre dadurch am beſten zu ſichern

glaubten, wenn ſie dieſelbe dem Volke von Kindesbeinen an einpflanzten, denn was der Menſch als Kind in Herz, Verſtand und Gedächtniß aufnimmt, wurzelt am tiefſten, ja meiſtentheils unaustilgbar. In der Schule lernten die proteſtantiſchen Kinder den Katechismus, ausgewählte Bibelſprüche und Kirchenlieder auswendig und waren damit gleichſam gefeit gegen alle katholiſchen Anfechtungen; ſie hatten in der Schule leſen gelernt und laſen heranwachſend und alternd in der Bibel und in der Poſtille. Die katholiſchen Regierungen fanden bald für gut auch ihrerſeits den Schulzwang einzuführen und natürlich war auch in den katholiſchen Schulen dem Religionsunterricht der erſte Platz eingeräumt, das ganze Inſtitut der kirchlichen Diſciplin untergeben, jedoch nahm der Schulunterricht des katholiſchen Volkes niemals den ſchroffen und ſtolzen polemiſchen Charakter an, welcher den des proteſtantiſchen Volkes kennzeichnet, was bei einer Vergleichung der beiderſeitigen Schulkatechismen, Lieder und Leſebücher ſich als unleugbar herausſtellt. In den katholiſchen und proteſtantiſchen Gemeinden war der Pfarrer der unmittelbare Vorgeſetzte des Schullehrers, deſſen Betragen, Unterricht und pädagogiſche Diſciplin er beaufſichtigte und nöthigenfalls corrigirte; in der Regel verſah der Schullehrer zugleich den Dienſt des Meßners, Küſters und Organiſten, war demnach ein dem Pfarrer untergeordneter Kirchendiener, und viele tauſend Landſchulen hätten gar nicht errichtet werden können, wenn nicht durch eine kirchliche Stiftung die Meßnerei in alter Zeit ſo dotirt worden wäre, daß man in der neuen Zeit den Schullehrer zu dem Meßner in die Koſt ſchicken konnte, d. h. den Schullehrer nur zum Meßner zu machen brauchte, um den größten Theil der Beſoldung aufzubringen, ohne daß die Gemeindebürger für den Schuldienſt in Contribution geſetzt waren. Die Unterordnung der Volksſchule unter die Kirche, des Lehrers unter den Pfarrer, erſchien den Regierungen wie dem Volke als natürlich und nothwendig, und die Schullehrer ſelbſt erkannten, daß ſie ohne das Protektorat

her Geiſtlichen gegenüber den rohen Vätern und Buben, deren es in Stadt und Land mehr als genug gibt, gar oft als Strohmann daſtehen und die Schule verödet ſehen würden. Als die pädagogiſche Revolution gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch Baſedow auf deutſchen Boden verpflanzt wurde, blieb das Verhältniß zwiſchen Kirche und Volksſchule unangetaſtet, und als der Rationalismus nach 1815 unter den proteſtantiſchen Geiſtlichen um ſich griff, dachten ſie nicht daran ſich ihres Aufſichtsrechts über die Volksſchule zu entäußern, ſondern wandten ſich derſelben mit Vorliebe zu, klärten die Schullehrer nach ihrer Weiſe auf und gebrauchten ſie als ihre Vorarbeiter auf dem Felde der Jugenderziehung. Dieſe Richtung wurde jedoch nur in einigen kleinen deutſchen Staaten von Seite der ſouveränen oder fürſtlichen Landesbiſchöfe und deren Conſiſtorien adoptirt (man erinnere ſich des Generalſuperintendenten Röhr in Weimar), während Friedrich Wilhelm III. und IV. von Preußen den confeſſionellen Proteſtantismus mit der Aegide ihrer Cabinetsordern gegen die amtliche Propaganda deckten, welche aus der Volksſchule betrieben werden wollte. In der nachmärzlichen Revolutionszeit fanden es die Führer, wie ſchon einmal bemerkt worden, gerathen die Kirche zu ſchonen, daher blieb die „Emancipation der Schule von der Kirche“ vorläufig auf ſich beruhen. Nur in Baden konnten ſie nicht ganz an ſich halten, dort erſcholl auf der Landesverſammlung zu Offenburg der Ruf: „die Pfaffen haben zu viel, die Schulmeiſter zu wenig“; allein zur Vertheilung des Kirchenguts kam es nicht, weil der Prinz von Preußen die Geſetzgeber zu Karlsruhe über den Rhein nach Frankreich und der Schweiz jagte. Zu den Flüchtlingen ſtellten die badiſchen Schulmeiſter ein ziemliches Contingent und zu den ſtandrechtlich Erſchoſſenen ihren Mann; ſie waren es hauptſächlich, welche den ganzen deutſchen Schulmeiſterſtand in den Geruch revolutionärer Neigungen brachten und doch waren ſie nur dem Beiſpiele und ſelbſt dem Rathe höher geſtellter großherzoglicher Beamten gefolgt.

Während der ſogenannten Reaktionsperiode fiel auch d
Agitation auf dem Boden der Volksſchule in Erſtarrung, a
aber die neue Aera in Preußen aufging, erwachte ſie wiede
und wenn ſie durch die bismarkiſche Phaſe der neuen Ae
abermals zurückgedrängt wurde, ſo iſt ſie in andern Staat
um ſo regſamer an ihre Aufgabe hingetreten. Faſſen wir d
Klagen und Wünſche, die in den allgemeinen und beſonder
Verſammlungen der deutſchen Schullehrer in verſchieden
Form laut wurden, kurz zuſammen, ſo beſagen ſie nich
anderes als „Emancipation von der Kirche und beſſer
Gehalt!“ Die letzte zu Mannheim abgehaltene „Verſammlu
deutſcher Schulmänner“ hat ſich in kirchlicher Beziehung n
anerkennenswerther Offenheit ausgeſprochen. Sie beſtand z
meiſt aus Proteſtanten und gab der katholiſchen Kirche ih
ſouveräne Mißachtung zu erkennen, denn hätten ſie die a
weſenden Katholiken irgend einer Rückſicht werth gehalte
ſo hätte der Vorſitzende mehr als einen Redner in die Schrank
der Toleranz oder vielmehr der Indifferenz zurückweiſen müſſe
Es ging dem orthodoxen Proteſtantismus und Judaism
inſofern beſſer, daß ſie zwar als überwundene Standpun
desavouirt wurden, der Proteſtantismus, ſelbſt der orthodo
jedoch immerhin als ein Fortſchritt galt und Luther als
nationaler Heros des Fortſchritts gefeiert wurde. Die V
ſammlung war durch und durch confeſſionslos, durch u
durch freiſinnig und erfüllt von Unwillen gegen die katholiſ
Kirche, gegen den „Ultramontanismus.“

Die Verſammlung in Mannheim im Bundesſtaate Bad
war gleichſam die Vorfeier der ſeitdem in das Leben
rufenen badiſchen Schulreform. Der Großherzog von Bad
regiert ein Volk, das zu zwei Drittheilen aus Katholiken
ſteht, die als ſolche unter dem erzbiſchöflichen Ordinariate
Freiburg ſtehen. Die großherzogliche Regierung hat
J. 1864 unter Mitwirkung der Kammern, die ihr ganz
Willen ſind, ein Schulgeſetz erlaſſen, durch deſſen Buchſtab
das Recht der Kirche auf die Erziehung der katholiſch

Jugend in der Schule vernichtet wird. Denn 1) in der oberſten Landesſchulbehörde hat der Erzbiſchof keine Stimme, er hat kein Veto, mag die Landesſchulbehörde Verfügungen treffen und Lehrmittel einführen, welche ihr belieben, ſelbſt wenn dieſe einen antikatholiſchen Geiſt in die katholiſchen Schulen verpflanzen; 2) ebenſowenig hat die katholiſche Kirche in den Kreisſchulbehörden etwas zu ſagen; 3) in der Ortsſchulbehörde hat der Pfarrer zwar Sitz und Stimme, aber nur wie jedes andere gewählte Mitglied auch, mag dieſes ſeine religiöſen Anſichten auch von Renan, Strauß ꝛc. geborgt haben; der Pfarrer iſt nicht mehr der ſpecielle Aufſeher des Lehrers und der Schule und mag zuſehen, ob ihn die Regierung zum Vorſitzenden der Ortsſchulbehörde wählt, oder einen Mediciner, Apotheker, Krämer, Gaſtwirth.

Gegen ein ſolches Schulgeſetz mußte der Erzbiſchof und die Geiſtlichkeit Proteſt einlegen, mußten alle treuen Katholiken in Baden ſich verwahren und werden es thun müſſen, ſo lange dieſes Schulgeſetz exiſtirt; ſie müſſen alle geſetzlichen Mittel zu deſſen Beſeitigung anwenden, denn daſſelbe leugnet das Recht der Kirche auf Mitwirkung bei der Schulerziehung der katholiſchen Kinder; nimmt den katholiſchen Eltern das Recht ihre Kinder katholiſch und nicht anders in der Schule erziehen zu laſſen.

Der badiſche Staat habe keine Religion, wird officiös erklärt, ihm ſeien Katholiken, Proteſtanten und Juden gleich viel werth. Dieß iſt ein ſophiſtiſches qui pro quo, denn das Wort „Staat“ iſt ein Abſtraktum, ein Gedankending. Der wirkliche Staat iſt die politiſche Einigung einer Menſchenmaſſe zu einem Volke, und der badiſche Staat beſteht aus dem Landesfürſten, den in ſeinem Namen waltenden hohen und niedern Behörden, aus den Unterthanen, oder wenn man lieber will, aus den Staatsbürgern. Alle dieſe Beſtandtheile des Staates ſind Perſonen, welche ihrer Religion nach Katholiken oder Proteſtanten oder Juden ſind, und nur wenige dieſer Individuen erklären, daß ſie gar keine Religion haben. Zu ihnen

gehören, ſo viel bekannt iſt, die Miniſter, Regierungsräthe, Ober- und Kreisſchulräthe ꝛc. nicht, die badiſchen Behörden bekennen alſo wie die Unterthanen eine Religion oder nach modernem Ausdrucke eine Confeſſion. Die Confeſſionen haben ihre durch das Grundgeſetz des Staates anerkannten Rechte, und eben deßwegen haben die Staatsgewalten die Pflicht dieſe Rechte zu ſchützen, und es iſt ihnen nicht erlaubt ohne die Zuſtimmung der berechtigten Organe einer Confeſſion deren Recht zu ändern, und wenn das Recht der katholiſchen Confeſſion durch das Miniſterium eines proteſtantiſchen Landesherrn unter Mitwirkung einer paritätiſchen Kammer gemindert wird, wie dieß durch die neue badiſche Schulgeſetzgebung geſchieht, ſo drängt ſich der Gedanke auf, daß confeſſionelle Antipathie die Triebfeder iſt. Mag das badiſche Miniſterium einen ſolchen Verdacht zehnmal mit Unwillen oder Verachtung officiell zurückweiſen und hundertmal betheuern, es beabſichtige keine Beeinträchtigung des Rechts der Katholiken, ſo können ſich dieſe nicht beruhigen, ſo lange es der Regierung frei ſteht, den Landesſchulrath nach Gutdünken mit Proteſtanten von orthodoxer, rationaliſtiſcher oder irgend einer anderer Richtung zu beſtellen, in denſelben dieſes oder jenes Mitglied aus den katholiſchen Geiſtlichen und Laien beliebig auszuwählen; ſo lange der Erzbiſchof in der oberſten Schulbehörde nicht ſein Veto gegen Verfügungen geltend machen kann welche katholiſche Lehre und ſittliche Disciplin in der Schulerziehung betreffen; ſo lange der katholiſche Seelſorger einer Gemeinde nicht die religiöſe und ſittliche Erziehung der Schulkinder ſeiner Gemeinde zu leiten und zu überwachen berechtigt iſt; überhaupt ſo lange die Staatsgewalt ſich mit dem Erzbiſchofe über die kirchliche Mitwirkung bei der Schulerziehung der katholiſchen Jugend nicht vereinbart hat.

Beruft ſich die badiſche Regierung zum Zeugniß ihrer confeſſionsloſen Unparteilichkeit darauf, daß das neue Schulgeſetz auch für die proteſtantiſche Confeſſion gegeben und die proteſtantiſche Geiſtlichkeit in kein anderes Verhältniß zu

Schule gebracht ſei, ſo antworten die badiſchen Katholiken, daß es ſie nichts angeht, wie der Großherzog als Landesbiſchof der Proteſtanten mit ſeinen geiſtlichen und weltlichen Räthen die Beziehungen der proteſtantiſchen Landeskirche und der proteſtantiſchen Volksſchule ordne, daß ſie ſich ihrerſeits nur um die Wahrung der Rechte der katholiſchen Kirche und der katholiſchen Familie zu bekümmern haben. Wenn indeſſen die proteſtantiſch-orthodoxe Kirche dem Rationalismus Preis gegeben wird, muß man da nicht ſchließen, daß in Baden von oben herab ſyſtematiſch gegen den poſitiven kirchlichen Glauben vorgegangen wird? Da bekennt der Direktor des proteſtantiſchen Predigerſeminars, Herr Schenkel, in einem populär geſchriebenen Buche die Verleugnung der Gottheit Chriſti; über 100 proteſtantiſche Geiſtliche in Baden erklären ſich gegen ihn und verlangen, daß ihm nicht länger als Seminardirektor die Heranbildung der Aſpiranten des Predigtamtes geſtattet werde, eine noch größere Anzahl proteſtantiſcher Prediger aus andern deutſchen Ländern erheben ihre Stimme für ihre badiſchen Collegen, die badiſche Kirchenregierung nimmt aber Herrn Schenkel unter ihre Flügel und beſchützt ihn mit Berufung auf die evangeliſche Freiheit. Er wird alſo fortfahren in ſeiner evangeliſchen Freiheit die Aſpiranten des Predigtamtes zu gleicher Freiheit zu erziehen und ſolche Prediger des Evangeliums werden aus dem Seminar den evangeliſchen Gemeinden des Landes zugeſendet. Da dieſe evangeliſch ſind, ſo genießen ſie ohne Zweifel auch ihrer evangeliſchen Freiheit und nehmen Prediger nicht auf, die ihnen ein Evangelium verkünden, das die Gemeinden nicht als das wahre Evangelium anerkennen? Fehlgeſchoſſen; die Gemeinden müſſen die Prediger annehmen, welche ihnen von Karlsruhe zugeſchickt werden, und wenn die Mehrheit der Gemeinde von dem ſchenkel'ſchen Evangelium zehnmal nichts wiſſen will, ſo muß ſie Kirche und Kanzel dennoch einem ſchenkel'ſchen Prediger überlaſſen und kann ſich nur dadurch dieſes Evangeliums erwehren, wenn ſie nicht mehr in die Kirche geht.

Darin besteht die evangelische Freiheit der Gemeinden gegenüber der evangelischen Freiheit der dirigirenden Herren in Karlsruhe und Heidelberg, gegenüber der evangelischen Bureaukratie.

Sie wollen die Schule in Baden emancipirt haben! Nämlich die Volksschule; demnach bilden die badischen Schulmeister eine eigene Corporation mit verfassungsmäßig geschützten Rechten und soviel Selfgovernment, als die bureaukratische Staatsorganisation möglich läßt? Besehen wir diese Emancipation in der Nähe. Der Schulamtsaspirant wird 2 bis 4 Jahre von einem Schulmeister für das Seminar präparirt, im Seminar in 2 bis 3 Jahren vollends ausgebildet, erhält das Fähigkeitszeugniß, tritt als Hilfslehrer in den Dienst oder als Schulverweser, und macht noch ein Examen, welches darüber entscheidet, ob er nur in unteren Klassen und kleinen Schulen, also Dorfschulen, oder in oberen Klassen und Stadtschulen angestellt werden kann. Zu dem Unterricht im Seminar hat die ganze Schulmeisterschaft in Baden nichts zu sagen, darüber verfügt ein von der Regierung ernanntes Collegium in Karlsruhe; dasselbe läßt durch Commissäre die Examina abhalten, wenn es die Candidaten nicht nach Karlsruhe zum Examen einberuft, stellt die Fähigkeitszeugnisse aus und besetzt die vakanten Schulen nach seinem Gutbefinden. In diesem obersten Collegium oder Schulrathe sitzt kein Schulmeister, ebensowenig in Kreisschulräthen, die gleichfalls in Karlsruhe ernannt werden und die Aufsicht über die Schulen und Schulmeister üben. Im Ortsschulrath endlich hat der Schulmeister neben dem Pfarrer und den von der Gemeinde gewählten Mitgliedern sein Plätzchen, allein dieser Schulrath hat nur die örtliche Schulpolizei (die Rüge der Absenzen, außerordentliche Verfehlungen der Schüler gegen Disciplin und Sitte und dgl.) sowie die ökonomische Administration der Schule zu verwalten. Somit hat die Schulmeisterschaft Badens nach dem neuen Schulgesetze über die Bildung der Schulamtsaspiranten, die Fähigkeitszeugnisse und

Anſtellung nichts zu ſagen, und ebenſo nichts über die allgemeine Organiſation des Schulweſens, nichts über Schulbehörden, über den Umfang und die Methode des Unterrichts, über die Lehrmittel. Das gleiche Loos iſt den Schulgemeinden zugeſchieden; ſie müſſen die Schulmeiſter annehmen, die ihnen von Karlsruhe zugeſchickt werden, müſſen ſie behalten, ſo lange es in Karlsruhe gefällt; die Väter müſſen zuſehen, was man ihren Kindern in der Schule beizubringen für gut findet. Die bureaukratiſche Leitung der Schule iſt durch das neue Schulgeſetz noch concentrirter geworden, indem die Inſpektion der Ortsſchulen einer kleinern Anzahl von Inſpektoren übertragen und den Geiſtlichen als ſolchen abgenommen iſt, indem endlich die ſpecielle Aufſicht der Pfarrer über die Schulmeiſter und Schulen der einzelnen Gemeinden aufgehört hat. Somit beſchränkt ſich die badiſche Emancipation der Volksſchule auf deren Trennung von der Kirche, auf die Abſetzung der Geiſtlichen als Bezirks- und Gemeindeſchulinſpektoren. Der Erzbiſchof von Freiburg und ſeine Geiſtlichkeit haben pflichtmäßig gegen ein ſolches Vorgehen Verwahrung eingelegt, das katholiſche Volk hat ihnen in ſeiner eminenten Mehrheit beigeſtimmt; dafür hat der Miniſter Lamey den Erzbiſchof nur nicht geradezu einen alten Schwachkopf und die katholiſchen Staatsbürger, welche von ihrem verfaſſungsmäßigen Petitions- und Verſammlungsrechte Gebrauch machten, nur nicht geradezu Dummköpfe genannt, und die officiöſen und unter dem Einfluß der Regierung ſtehenden Blätter überſprudeln von Beſchimpfungen und Verdächtigungen der kirchentreuen Katholiken, die badiſche Landeszeitung entwickelt überdieß eine großartige Denunciation, die Polizei verhindert die Katholikenverſammlungen, aber nicht das Pöbelattentat in Mannheim. Gleichzeitig wird der gläubige Theil der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit und Bevölkerung durch die Protektion des ſchenkel'ſchen Treibens zurückgeſtoßen, ſo daß die Regierung den gläubigen Proteſtanten und Katholiken als das Organ der kirchenfeindlichen Parteien erſcheinen muß. Wie ſie dieß

thun mag, begreifen wir nicht; denn wenn ſie auch ſelbſt religions- und confeſſionslos iſt, ſo hat doch der größte Theil des Volkes eine Religion oder Confeſſion, wird durch Angriffe auf dieſelbe erbittert, wehrt ſich gegen die Partei, welche ſolche Angriffe unternimmt, und dauert ein ſolcher Zuſtand länger an, ſo geht die moraliſche Autorität der Regierung verloren und das Volk gehorcht ihr nur mehr aus Furcht. Wenn man in Karlsruhe umſchaut, wo ihr Vorgehen in Kirchen- und Schulſachen Beifall findet, ſo muß ſie nothwendig nachdenklich werden. Da ſagen ihr ein Ronge, Ducat ꝛc. ihren Beiſtand zu, aber gewiß nur darum, weil ſie in der badiſchen Regierung ganz unverhofft einen Helfershelfer gewonnen zu haben glauben; dort jubelt der Pöbel, ſtellt eine „Pfaffenjagd" an und haut „Schwarzwild" aus — der nämliche Pöbel hat 1849 Hochwild gejagt und ausgehauen, auch die Luſt hiezu keineswegs verloren. Wo immer in dem vierten Stande der Haß gegen jede Religion und insbeſondere der Haß gegen die katholiſche Kirche geſchürt wird, läßt man ſich luſtig von der badiſchen Regierung erzählen, wie ſie mit ſcharfem Zahne das Netz zernage, mit welchem die alte Allianz von Pfaffen und Junkern den Löwen Volk umgarnt hätte. Der Nationalverein und die geſammte gothaiſche Partei mit allen ihren Farben unterſtützen jedoch gleichfalls die badiſche Schulreform und weil ſie über einen beträchtlichen Theil der deutſchen Preſſe gebieten, ſo hat die badiſche Regierung die Mehrheit der Stimmen für ſich, welche Tag für Tag dem Publikum wahre und falſche Neuigkeiten verkünden und mit verſchiedenen Redekünſten für ihre Zwecke Propaganda machen. Die officiöſe Karlsruher Zeitung gebärdet ſich über dieſe Bundesgenoſſenſchaft ſehr vergnügt und merkt nicht, daß die gothaiſche Partei auf eine Umgeſtaltung Deutſchlands hinarbeitet, durch welche die Mittel- und Kleinſtaaten umgeworfen werden müßten, und daß die badiſche Regierung von dieſer Partei nur als willkommener Pionier betrachtet wird, der ſeinen Abſchied erhält, wenn er ſeinen Dienſt gethan hat.

Alle Conſervativen ohne Ausnahme, der gewiegte Staatsmann wie der von ſeinem politiſchen Inſtinkte geleitete gemeine Mann, ſehen in dem Beginnen des Miniſterium Roggenbach eine ſelbſtmörderiſche Thätigkeit Badens als eines ſouveränen Bundesſtaats, und nicht anders äußern ſich die „Volksmänner“ aller Art, wenn ſie ihre Herzensmeinung auszuſprechen für gut finden.

Es iſt möglich, daß es auf dem politiſchen Gebiete bald keine conſervative Partei mehr gibt, und es muß ſo kommen, wenn von den zur Erhaltung des Völker- und Staatsrechts Berufenen einer nach dem andern die Fahne verläßt; aber bei dem Zuſammenbruche des heutigen politiſchen und ſocialen Zuſtandes wird wie unter der Zerſtörung des römiſchen Cäſarenreichs durch die Stürme der Völkerwanderung eine conſervative Macht aufrecht ſtehen bleiben, weil ſie an keinen Machthaber, an keine Staatsform und an keine Phaſe der Cultur gebunden iſt. Dieſe conſervative Macht iſt die Kirche, die civitas Dei, deren Grundgeſetz durch keinen cäſariſchen Staatsſtreich und durch keine Barrikadenrevolution umgeſtürzt werden kann, welche im Gegentheil noch jedesmal durch die Angriffe und Verfolgungen nur zu reicherer und herrlicherer Entfaltung ihrer höheren Kräfte vermocht wurde. Eine ſolche Zeit iſt wieder da; mit den Waffen des Kriegs, der Argliſt und des Verraths wird die Kirche angefallen, und die modernen ungläubigen Wiſſenſchaften wenden ſich gegen ſie im wohlorganiſirten Vereine. Die „Freidenker“ der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beſchränken ihre Werbung nicht auf die Großen, Reichen und die ſogenannten Gebildeten, ſondern ſie arbeiten an einer Revolution gegen die Kirche unter dem gemeinen Volke, unter den Arbeitern, unter den Armen und den Kindern. Der göttliche Stifter der Kirche „hat ſich im Munde der Kinder und Säuglinge ſein Lob bereitet“, er hat „den Armen das Evangelium gepredigt“ und diejenigen zu ſich gerufen „die mühſelig und beladen ſind“; dieſe Armen im Geiſte und mit Mühſal Beladenen werden in unſeren Tagen nicht

bloß weggerufen von ihrem Lehrer und Erlöſer, ſondern au
geſtachelt ihn zu haſſen und zu verachten. „Herr, verzei
ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie thun!“ mag wohl auch üb
die Miniſter Lamey und Roggenbach ausgerufen werde
wenn ſie die Kirche und Schule auseinander reißen, denn
wiſſen wohl nicht, daß ſie im Dienſte derer arbeiten, weld
das Volk aus dem Kelche des Unglaubens tränken wolle
Die Kirchenfeinde ſind damit nicht zufrieden, daß ſie fr
auf hohen Schulen walten, ſie wollen ſich auch der Volk
ſchule bemächtigen, ſie wollen Herren über die geſamm
Jugendbildung werden, einen wirklich religionsloſen Sta
ſchaffen. Zu dieſem Zwecke verdrängt man die Kirche a
der Schule, entreißt ihr die Aufſicht über die Schule u
damit das Recht und die Macht die Schulerziehung im kird
lichen Geiſte zu leiten. In Karlsruhe erwidert man freili
mit Entrüſtung: das iſt eine ultramontane Lüge, denn d
neue Schulgeſetz läßt 1) dem Pfarrer den Religionsunterri
und damit die Schulerziehung im kirchlichen Geiſte; 2) gi
es dem Pfarrer einen Platz [illegible] dem Ortsſchulrathe und d
Oberſchulbehörde ernennt denſelben in der Regel zum Vo
ſitzenden, ſomit bleibt dem Pfarrer die Leitung der Schule
ziehung, wenn er dieſelbe nur zu handhaben im Stande i
Allein wenn nun der Schulmeiſter zu den Aufgeklärten g
hört und z. B. die Einheit des Menſchengeſchlechtes, d
bibliſche Lehre von der Abſtammung deſſelben von Adam u
Eva lächerlich macht? das kann er ganz gelegentlich bei Leſ
übungen, beim naturgeſchichtlichen oder geographiſchen Unte
richte und damit polemiſirt er unter der Hand gegen d
chriſtliche Lehre von der Erbſünde und der Erlöſung, wen
er es ſich auch verſagt ſeine Leſefrüchte aus Vogt, Büchne
Moleſchott anzuführen und aus einer ſolchen Schrift den W
aufzutiſchen, das erſte Pferdepaar habe wahrſcheinlich ve
botenen Haber gefreſſen, daher ſeine Nachkommenſchaft
ſchwerer Arbeit und zu Geißelhieben verurtheilt ſei. Nu
kann allerdings der Geiſtliche im Ortsſchulrathe klagen, wen

aber in demſelben ein Doktor medicinae, ein Advokat, ein Apotheker, ein Kaufmann oder Krämer ſitzt und den Pfarrer als Ultramontanen gerade ſo abkanzelt wie Miniſter Lamey den Erzbiſchof? wenn er die Mehrheit des Schulraths für ſich hat, wie Miniſter Lamey die Mehrheit der Abgeordnetenkammer — wie dann? Der Pfarrer wendet ſich an die Familienväter in ſeiner Gemeinde, die Mehrheit derſelben erklärt ſich für ihn und gegen Schulrath und Schulmeiſter, es geht ein Riß durch die Gemeinde, der Bezirksamtmann ſchreitet alsdann polizeilich ein und verbietet der Mehrheit der Familienväter jede Verſammlung in Schulſachen in Kraft des §. 16 des Geſetzes („im Intereſſe des öffentlichen Wohls"), ganz nach dem Muſter wie das Miniſterium gegen die Mehrheit des katholiſchen Volkes und die Verſammlungen der Katholiken verfährt. In mehr als einer ſchweizeriſchen Republik erhalten die Lehrer in confeſſionsloſen Seminarien ihre Berufsbildung und haben die Pfarrer in den Gemeindeſchulräthen nur einen Platz, wenn ſie von den Schulbürgern hineingewählt werden, allein die Gemeinde, d. h. die Familien, aus welcher ſie beſteht, hat das Recht zu entſcheiden, in welchem Geiſte die Kinder in der Schule erzogen und unterrichtet werden ſollen, hat das Recht, einen Schulmeiſter nach ihrem Sinne zu wählen und denſelben zu entlaſſen, wenn er den Wünſchen der Eltern zuwider thut: in Baden dagegen müſſen die Eltern ihre Kinder einem Schulmeiſter hingeben, den die oberen Bureaukraten zu ſchicken für gut finden, müſſen ſich das von den gleichen Herren beliebte Bildungsſyſtem gefallen laſſen, wenn daſſelbe auch dem Vater und der Mutter in religiöſer Beziehung verwerflich und für das Leben unfruchtbar erſcheint. Es fehlt nur noch eines, daß auch in den Lehrerſeminaren Direktoren von der Art Schenkels angeſtellt werden und die Seminarzöglinge wie im Kanton Zürich „den alten Schlendrian der Dogmatik" abzuwerfen lernen. Wahrſcheinlich geſchieht dieß nicht und finden es die Großmeiſter vom freien Geiſte klüger die Schulmeiſter als dienende Brüder

Tertiarier zu affiliiren, ohne ihnen die äußeren Kennzeichen des Ordens anzuheften, da es in manchen Orten, namentlich in Dörfern, Alarm erregen würde, wenn die Schulmeiſter ſich geradewegs als untergeordnete Genoſſen der Strauß, Schenkel, Renan aufthäten. Für die Inſtruktion der dienenden Brüder wird wie bisher durch Bücher, Zeitſchriften und Tagblätter geſorgt werden, und wenn ſich der Schulmeiſter als Mann des Fortſchritts in der Volksbildung und als Gegner des Ultramontanismus oder Pietismus gerirt und nicht geradezu ſich in eine offene Fehde gegen die Confeſſion und den Geiſtlichen ſtürzt, ſo wird er in den meiſten Orten in der liberalen und radikalen Partei der Gemeinde und des Schulrathes einen Rückhalt finden und von den höhern Schulbehörden nicht verlaſſen werden, wenn er mit dem Ortsgeiſtlichen in den unvermeidlichen Conflikt geräth. Bekanntlich und leider brauchte man ſchon vordem nicht viele Ortſchaften zu durchwandern, wenn man Zeuge des Unfriedens zwiſchen Pfarrer und Schulmeiſter ſeyn wollte, und beide Theile wußten nicht wenig gegen einander zu klagen. Wer dieſem eben ſo ſchädlichen als widerlichen Verhältniſſe einige Aufmerkſamkeit geſchenkt hat, wird die Annahme nicht zu hoch gegriffen finden, daß von 100 proteſtantiſchen Schulmeiſtern 99, und von 100 katholiſchen wenigſtens 50 ihren ſpeciellen Aufſehern, den Pfarrern gram waren und ſich weltliche Aufſichtsbehörden wünſchten. Die badiſche Regierung hat dieſem Verlangen entſprochen, und ich habe bisher nicht gehört, daß die badiſchen Schulmeiſter auch nur eine leiſe, ſie bei der Regierung keineswegs compromittirende Demonſtration für die Schulaufſicht der Geiſtlichen gemacht hätten. Wenn nun heute die Kirche in Baden ihre Rechte auf die Schule reklamirt, wenn ſie in anderen Staaten für die Erhaltung dieſer Rechte einſteht, ſo muß auch alles Ernſtes daran gedacht werden, ein beſſeres Verhältniß zwiſchen Geiſtlichen und Schulmeiſtern herzuſtellen. Der Schulmeiſter iſt in der Regel ſehr reizbar und empfindlich, denn er hat einen mühſamen Beruf und meiſtens ſchlechten

Lohn, er iſt gedrückt und dabei doch ſtolz auf ſein Amt und ſeine Bildung, es kränkt ihn aber doppelt, wenn er von dem Geiſtlichen hochmüthig zurechtgewieſen, unhöflich angeſprochen oder zum Stichblatte des Witzes gemacht wird. Möchte mancher Weltgeiſtliche einmal beachten, mit welcher Höflichkeit und würdevollem Anſtand die Jeſuiten mit den Schulmeiſtern verkehren, und ihnen nachahmen! Ein kameradliches Verhältniß des Geiſtlichen zu dem Schulmeiſter taugt nichts, um ſo mehr aber ein rückſichtsvolles, und daſſelbe iſt um ſo mehr geboten, als der Pfarrer der Patron des Schulmeiſters und der Schule bleiben wird, ſo lange nicht die Gemeinde aus Rand und Band geht. Höflichkeit bei höher Geſtellten wird von den Untergeordneten und dem Volke ſehr hoch gewerthet, nämlich als ein Beweis von Achtung und Wohlwollen, und verbindet ſich damit eine conſtante umſichtige Thätigkeit im Amte, ſo iſt eine nachhaltige Wirkſamkeit geſichert. Bei dem Geiſtlichen, der jeden Tag mit Alt und Jung aus dem Volke verkehrt, der inmitten des Volkes ſteht, iſt deßwegen eine ſolche Haltung, dieſe καλοκαγαθία, von weit größerer Bedeutung als bei anderen Würdeträgern, deren Amtsthätigkeit ſich zum größten Theile in der Kanzlei abſpinnt.

Wer eine Geſellſchaft Schulmeiſter ſich vertraulich beſprechen hört, wird durch die Klage überraſcht, in der ſie ſich ergehen über die Unkenntniß des Unterrichtsweſens, welche dieſer und jener Schulinſpektor, Pfarrer oder Vikar wieder einmal an den Tag gelegt habe. In der That hat ſich die katholiſche Geiſtlichkeit im Allgemeinen an der Entwicklung des deutſchen Unterrichtsweſens nicht in dem Umfange betheiligt als wünſchenswerth iſt, erhalten die Candidaten des Prieſteramts ſelten eine zulängliche Vorbildung für ihre künftige Amtsthätigkeit in der Schule und bemühen ſich die jungen Geiſtlichen in der Regel nicht genug um die Kenntniß der Unterrichtsmethode in den Unterrichtsfächern der Volksſchule. Was ein Schulmeiſter in der Präparandenzeit bei einem Muſterlehrer abgeſehen und in 2 bis 3 Jahren in ei[illegible]

Seminare gelernt hat, deſſen ſollte ein ſtudirter Mann do
wohl Meiſter werden können! Er iſt überdieß verpflichtet zu
katechetiſchen Unterricht in der Schule, muß ſich hier zu d
Faſſungskraft des Kindes herablaſſen, muß alſo in eine
Unterrichtsfache Schulmeiſter ſeyn: iſt er in demſelben tüchti
d. h. ein guter Katechete, ſo koſtet es ihn geringe Müh
auch der anderen Fächer Meiſter zu werden. Ich muthe ih
nicht zu, daß er in den Lautir- und Syllabirunterricht eingeh
aber er darf nicht zu vornehm ſeyn um ſich ein richtig
Urtheil über die in ſeiner Schule eingeführte Methode d
ſprachlichen, arithmetiſchen ꝛc. Unterrichts und deren Zweckmäßi
keit zu bilden, und das kann er nur, wenn er ſich ſelbſt
dieſelben einſchult. Es wird ihm gar nicht ſchwer falle
wenn er nur ernſtlich will und ſtatt zu dickleibigen Han
büchern der Pädagogik und Methodik zu greifen, den für d
Schule eingeführten Leitfaden des Sprachunterrichts, d
Arithmetik ꝛc. zur Hand nimmt, ihn aufmerkſam durchge
und damit vergleicht, wie der Schulmeiſter dieſe Lehrmit
handhabt. Er wird in der Regel finden, daß in der Schu
ſehr viel leeres Stroh gedroſchen wird, daher die Kinder
wenig für das Leben lernen, daß der Unterricht demnach vi
fach unpraktiſch iſt, und wird dann zur Freude der Kind
und Eltern reformirend eingreifen können, was jedoch nie
reglementariſcher, den Schulmeiſter commandirender We
geſchieht, ſondern in Uebereinſtimmung mit dem Schulmeiſt
die mit Wohlwollen und Klugheit um ſo eher gewonn
werden kann, wenn die Mitglieder des Ortsſchulraths
einen Einblick in die Leiſtungen der Schule gewöhnt werde
Es iſt trotz Peſtalozzi und ſeiner Jünger und theilwe
gerade durch ihn und ſie im Schulunterricht viel Unnatu
durch welche das Kind angeekelt und der ſchlichte Verſta
des Vaters abgeſtoßen wird; dieſe Unnatur fordert zu ihr
Beſeitigung heraus, und wenn dieß der Geiſtliche unternimm
ſo verdient er ſich den Beifall der Eltern und Kinder u
auch des gutgearteten, berufstreuen Schulmeiſters. Die
Bekämpfung beſteht jedoch nur darin, daß z. B. ſtatt lan

weiliger, pedantiſcher, faſt unſinniger Leſeſtücke anſprechende und belehrende vorgenommen werden; daß die Schüler muſterhafte, dem Alter und den Lebensverhältniſſen entſprechende Aufſätze und Briefe verſtehen, abſchreiben und nachahmen lernen. Beſonders cultivire man die Arithmetik; hierin geſchieht in den meiſten Elementarſchulen viel zu wenig, wie man die Väter oft genug klagen hört, und doch hat hierin die neue Methodik wirklich ſo Erſprießliches geleiſtet, daß auch in der Dorfſchule die Kinder die vier Species und die Proportionalrechnungen (früher ſog. Regeldetri, reeſiſcher Satz) nicht bloß mechaniſch, ſondern mit gründlichem Verſtändniß erlernen können. Tüchtige Anleitungen ſind hiezu genug vorhanden.

Schließlich noch eine Prognoſe. Der Geiſt unſerer Zeit iſt ein demokratiſcher; er bricht ſich auch im Gemeindeleben Bahn, und ſo weit er berechtigt iſt, dürfen wir ihm nicht widerſtreben. Wir müſſen es billigen, wenn die Gemeinde, d. h. die Hausväter, in Sachen der Gemeindeſchule mitzuſprechen haben, und den Geiſtlichen wird dadurch Gelegenheit geboten, ihren begründeten Vorſchlägen die Unterſtützung der Eltern zu erwerben und das Gedeihen der Schule nachdrücklich zu fördern. Die Schulmeiſter werden bald einſehen, daß die Geiſtlichen und Eltern es mit der Schule am beſten meinen; ſie werden auch die Erfahrung machen, daß die Schulräthe aus der Fortſchrittspartei des Ortes nicht gerade die verſtändigſten, höflichſten und traktabelſten Leute ſind, und werden bald genug bei dem Geiſtlichen und den „ultramontanen“ Bürgern wieder anklopfen; weiſe man ſie in dieſem Falle nicht zurück! Die Schulmeiſter werden ſich übrigens wundern, wie raſch die ganze und halbe „Emancipation der Schule“ zu der Forderung der Gemeinde führen wird, daß ſie berechtigt ſei aus den befähigten Candidaten den Schulmeiſter zu wählen, und daraus folgt die andere Forderung mit Nothwendigkeit, daß die Gemeinde auch das Recht habe, einen Schulmeiſter, der nicht das leiſten kann oder will, was die Gemeinde verlangt, zu entlaſſen oder der Ortsſchulbehörde zur Verfügung zu ſtellen.

XLVIII.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienſt.

(Geſchrieben auf einer Reiſe in der Schweiz und in Oberitalien.)

XXIII.

Die Feſtungen Peſchiera, Mantua, Legnago, Verona und die Forts von Paſtrengo, Ceraino, Rovigo.

Genua 30. September 1863.

Seit geſtern bin ich hier, abgeſtiegen in dem Gaſthaus zu den „vier Nationen“ dicht am Hafen. Es war noch früh am Tage und ich habe den wunderſchönen Abend benützt. Auf dem ſog. Rempart hab' ich den Halbkreis des Hafens umfahren, dann habe ich in dieſem eine Barke genommen, habe mich in die Rhede und aus dieſer hinausrudern laſſen weit in die offene See. Es war Nacht, als ich aus dem Thor des Hafens wieder auf die Straße der Stadt trat, und das Zaubergärtlein des Caffee della Concordia ſtrahlte von blendenden Lichtern, die von dunkeln Cypreſſen unterbrochen, auf den Blättern der mächtigen Orangebäume glitzerten und in Millionen herumgeworfener Feuerfunken glänzten. Ich war ſehr müde und ſo hat das feenhafte Plätzlein mich nicht lange gehalten. Heut aber bin ich vor Tagesanbruch auf den Beinen geweſen.

Es iſt ein herrlicher Morgen; die Purpurſtreifen in dem Meere werden violett und bald liegt die weite Waſſerfläche wieder vor mir in dem tiefen Blau des italieniſchen Himmels. Seit einer halben Stunde hör' ich einen Kanonenſchuß nach dem andern und zwar aus ſehr ſchweren Geſchützen. An dem wunderbaren Farbenwechſel des Meeres kann ich mich in meiner Stube erfreuen und die italieniſchen Kanonen werden mir wohl auch nicht davon laufen. Ich mag noch nicht ausgehen und weil ich denn doch etwas treiben muß, ehe ich meine Fahrten beginne, ſo hab' ich meinen Tiſch an das große Fenſter gerückt, und da will ich die milde friſche Seeluft einathmen, während ich ſchreibe.

Begreiflich kann ich Dir jetzt nicht von den Apenninen und nicht von Genua erzählen, aber mit dem Feſtungsviereck muß ich abſchließen um jeden Preis. Reichen mir dazu die Morgenſtunden nicht hin, je nun, ſo muß ich eben wieder den Abend verwenden auf die Gefahr, nicht in das Caffee d'Italia zu kommen.

Wenn ich mich recht erinnere, ſo hab' ich meinen letzten Brief mit der Folgerung geſchloſſen, daß große entſcheidende Kriegshandlungen nicht in dem nördlichen und nicht in dem ſüdlichen Abſchnitt des bezeichneten Vertheidigungsraumes ausgeführt werden können. Iſt dieſer Satz feſtgeſtellt, ſo folgt, daß der Hauptangriff auf den mittleren Abſchnitt, alſo auf den Raum unternommen werden muß, welchen der Garda-See und der Mincio mit einer kleinen Strecke des Po gegen Weſten begrenzen.

In dieſem kleinen Raum wird gefochten werden um den Beſitz von Venetien, um die Sicherheit und vielleicht um den Beſitz der ſüdweſtdeutſchen Länder, in dieſem Raum wird geſchlagen werden um die Großmachtſtellung von Oeſterreich, um die internationale Selbſtſtändigkeit der Mittelſtaaten, um den nationalen Beſtand unſeres Vaterlandes und um die Verbindung der Deutſchen mit dem adriatiſchen Meer. Die Oeſterreicher haben 120 und, mit Beſchaffung des ungeheuern

Materiales, wohl mehr als 150 Millionen rhein. Gulden ausgegeben, um diesen Raum zur Vertheidigung herzurichten. Werden ihre Anstalten den Zweck erfüllen?

In meinem Schranke zu Frankfurt liegt eine Schrift, in welcher ich aus der Geschichte der neueren Kriege gezogen die allgemeinen Grundsätze des Vertheidigungskrieges mit deren Folgen zusammengestellt habe. Da ich nun diese Abhandlung dem Briefe nicht beilegen kann, so müßt' ich eigentlich eine gedrängte Uebersicht dieser Grundsätze einfügen. Aber — Du wirst es begreiflich finden — in dem Gasthof der vier Nationen zu Genua kann ich nicht doktrinär seyn, wie ein uniformirter und dekorirter Professor an einer Militär-Akademie, und so muß ich denn einige Kenntniß der Sache voraussetzen. Der Schade ist nicht groß, denn die Grundsätze und die Folgerungen aus diesen sind so einfach, daß Du recht gut entnehmen wirst, was die Oesterreicher mit ihren Anstalten zwischen dem Mincio und der Etsch eigentlich wollen.

Wenn ich nun von Vertheidigungsanstalten und von Befestigungen spreche, so erwarte nicht, daß ich Dir die einzelnen Werke mit ihren Nummern und Namen vorführe, und noch weniger erwarte, daß ich deren Construktion und Anlage beschreibe. Die Details sind dem Truppenführer interessant, dem Kriegsbaumeister sind sie die Hauptsache, und ich möchte mich wohl gerne damit befassen, aber Dich, den Diplomaten, würde die Angabe der Einzelheiten nur verwirren; sie würde die größere Auffassung stören und so gerade das verhindern, was meine Schreiberei eigentlich bezweckt. Eine geordnete Uebersicht wird Dir am besten eine richtige Vorstellung von dem Festungsviereck erwecken.

Mit dem nördlichen Theile des mittleren Vertheidigungsraumes können wir kurz seyn. Der Garda-See ist eine wirkliche Vertheidigungslinie, geschützt durch die Werke von Riva und von Nago und durch die Flottille, wenn sie recht verwendet wird und ihre Schuldigkeit thut. Die Landungen können mit geringen Mitteln schwierig gemacht werden; die

Wege in dem Monte Baldo sind höchstens nur taktische, theilweis sehr beschwerliche, Annäherungswege von der natürlichen Stellung auf der Corona nahe bei Rivalta zu der Platte von Rivoli oder umgekehrt von dieser zu jener. Diese ist theilweise beherrscht von drei Forts auf den Höhen oberhalb der Klause und die Klause selbst ist gesperrt durch das Werk, welches in der engen Schlucht liegt. Wichtiger noch ist weiter abwärts die befestigte Stellung von Pastrengo. Ich werde später auf diese zurückkommen.

Bist Du aus dem Monte Baldo auf das hügelige Hochland herabgestiegen, so hast Du den Raum betreten, in welchem die entscheidenden Schläge geführt werden müssen. Laß uns dem Lauf des Mincio folgen! An der Ausmündung des Flusses liegt Peschiera, ein kleines Städtlein, aber für die Vertheidigung ein wichtiger Punkt; denn hier treffen die Eisenbahnen und die Straßen zusammen, welche aus der Lombardei in das obere Etschthal, an den mittlern Lauf des Flusses, nach Mantua und welche über Vicenza und Padua nach Venedig führen. Dieses Peschiera, in einem wahren Kessel gelegen, von beherrschenden, theilweis durchrissenen Hügeln auf wirksame Schußweite überhöht, ist befestiget nach der älteren italienischen Manier, mit fünf Bastionen und drei Lünetten, deren zwei auf deren östlichen und eins auf der westlichen Seite vorgelegt sind. Es war ein elendes Nest dieses Peschiera und wenn man es sieht, so kann man nicht begreifen, wie im J. 1848 der Feldmarschall-Lieutenant Rath es, nachdem auf der westlichen Seite das Fort della Mandella schon früher gefallen war, gegen 15,000 Piemontesen und eine ununterbrochene achttägige Beschießung, im Ganzen zwei Monate zu halten vermochte. Jetzt ist die Sache anders geworden. In dem Züricher Frieden hat Oesterreich auf dem rechten Ufer des Mincio noch einen Raum erhalten, welcher für eine neue Anlage hinreichte und so hat dessen Militärverwaltung den alten schlechten Platz mit eilf neuen Forts umschlossen. Auf der westlichen Seite liegen deren sechs, in

der erſten Reihe, welche in einem großen Bogen von dem See bis zu einem ausgehenden Winkel des Mincio unterhalb ſeinem Ausfluß reicht. Auf der öſtlichen Seite liegen fünf ſolcher Forts ebenfalls in einem Bogen welcher, an derſelben Stelle des Fluſſes anfangend, ſich wieder zu den Höhen nah an dem Garda-See zieht. So iſt der Platz von vierzehn Forts umgeben und ein weiteres am Waſſer ſoll noch gebaut werden. Dieſe Forts haben keine Namen. Sie ſind bis jetzt nur noch mit Nummern bezeichnet; ſie ſind Lünetten, in der Kehle geſchloſſen, durchſchnittlich nur etwa 600 Met. das eine von dem andern entfernt mit Ausnahme der beiden Werke, welche auf dem weſtlichen Ufer zu beiden Seiten der Eiſenbahn nur etwa 260 Met. weit auseinander liegen. Innerhalb dieſer erſten Reihe liegt der alte Platz mit ſeinen vorgelegten Werken und eine neugebaute Lünette.

Die Werke von Peſchiera ſind nicht groß; ſie fordern kleine Beſatzungen, aber ſie ſind ſtark; ſie halten die Höhen, ſie beſtreichen die Eiſenbahn, welche den umſchloſſenen Raum ſo ziemlich nach ſeiner größten Breite durchſetzt, und die äußere Kette dehnt ihre Wirkſamkeit aus bis nah an die Höhen von Sonna und von Sommacampagna. Innerhalb der Linien der Forts kann ein großes Truppencorps unangreifbar lagern; unter dem Schutz derſelben kann es Angriffscolonnen bilden, mit dieſen aus dem befeſtigten Raume herausgehen und ſich wieder darein zurückziehen; es kann Manöver ausführen. Sich ſelbſt überlaſſen iſt die Stellung von Peſchiera durch keinen Handſtreich zu nehmen; ſeine Eroberung kann nur durch eine Belagerung bewirkt werden und dieſe möchte geraume Zeit währen. Nach der ältern Handwerksſprache iſt Peſchiera jetzt der Schlüſſel der Minciolinie.

Der Mincio iſt kein unbedeutender Fluß, aber eine ſtarke Vertheidigungslinie iſt er nicht. Die Hochwaſſer des Fluſſes ſind bedeutend, ſie geben ihm eine Breite von 40 bis 80 Met., und Breite und Tiefe können vermehrt werden, wenn man die zahlreichen Bewäſſerungscanäle abſchließt. Bei niederm

Wasser liegen bis gegen Mantua hin mehrere Furten. Der Uebergang kann nach Umständen sehr schwierig gemacht, aber schwerlich ganz gehindert werden. Bei Mozambano macht der Fluß einen gegen Westen ausgehenden Bogen, welcher von den Höhen des rechten Ufers gänzlich beherrscht ist. Diese Stelle wäre nun eine sehr günstige Uebergangsstelle für den Angreifer, aber sie liegt nur eine starke halbe Meile abwärts von den Werken von Peschiera, und wenn innerhalb dieser ein Truppencorps steht, so kann er den gewaltsamen Uebergang nicht versuchen; er muß vorerst dieses Corps aus seiner Stellung heraus manövriren. Wieder eine halbe Meile weiter abwärts liegt auf dem linken Hochufer das Städtchen Valeggio. Hier bildet der Fluß einen eingehenden Bogen, von den Höhen des Hochufers, dessen Wände steil gegen den Fluß abfallen, vollkommen beherrscht. Hier ist denn auch am 8. April 1848 ein gewaltsamer Uebergang den Piemontesen gänzlich mißlungen. Die beiden Uebergangspunkte haben stehende Brücken, auf welchen wichtige Straßen an die Etsch den Fluß übersetzen. Weiter abwärts in der Nähe des Städtchens Volta stellt sich der Uebergang eher zu Gunsten des Vertheidigers. Anderthalb Meilen unter Valeggio auf dem rechten Ufer des Flusses liegt das Städtchen Goito. Es ist mit Ringmauern umfaßt und durch eine steinerne Brücke mit dem linken Ufer verbunden. Im J. 1848 wurde die Brücke gesprengt und am 8. April der Uebergang von den Piemontesen erzwungen, freilich nur gegen eine Vorhut. Es waren nur Jäger-Compagnien, welche gegen eine große Uebermacht den Posten mit beispielloser Hartnäckigkeit vertheidigten, und als sie ihn nimmer halten konnten, sich unter dem Feuer der Feinde auf das linke Ufer zurückzogen. Ich habe nur diejenigen Uebergangsstellen genannt, welche in frühern Feldzügen gebraucht oder streitig gemacht worden sind, aber unzweifelhaft gibt es deren noch viele, günstig für die eine oder für die andere Seite.

Unterhalb Goito nimmt der Mincio, ich hab' es früher

erwähnt, immer mehr den Charakter des Wasserlaufes in der Niederung an und er ist nur wenig mehr als eine Meile weit gelaufen, ehe er sich in die Seen von Mantua erweitert. Durch den Raum des Winkels zwischen den Seen und dem Eintritt des Mincio in den Po (seine Kehle ist nicht einmal zwei Meilen weit offen) ziehen die Straßen aus der Lombardei und aus Mittelitalien an die Etsch und nach Venedig. Wer hier steht, der verwehrt dem Angriff die Annäherung auf diesen Straßen; er beherrscht die Verbindungen in dem Niederland und in dem Delta; er ist Meister der Wasserzüge und der Canäle, der Brücken und der Schleußen — wer hier steht, der ist Herr des untern Po. Hier nun, nur sieben Meilen oder zwei Märsche von Peschiera entfernt, liegt ein mächtiger Waffenplatz, liegt Mantua.

Die drei Seen, in welche der Mincio sich erweitert, sind eigentlich Ein See, durch zwei Dämme in drei Theile getheilt, in deren jedem das Wasser in die Höhe gestaut werden kann. Diese drei Seen, von 750 bis 1150 Meter breit, bilden einen gegen Nordost ausgehenden Bogen, und in dessen Scheitel auf dem rechten Ufer des mittleren Sees liegt die kurze nordöstliche und an den beiden anderen Seen liegen die längeren westlichen und östlichen Seiten der Stadt. Auf der südlichen Seite zieht ein sehr breiter Wassergraben als gebrochene Sehne des Bogens von dem oberen zu dem unteren See; er macht die Stadt zu einer Insel. Die unmittelbare Umfassung liegt dicht an dem Wasser; sie ist größtentheils nur aus Mauern mit eingehenden Winkeln hergestellt; auf der südlichen Seite jedoch besteht diese Umfassung aus einigen Fronten mit kleinen Basteien, nach italienischer Manier. Auf dem linken Ufer des Mittelsees, an dessen oberem Ende liegt die Citadelle, ein gegen das Wasser offenes bastionirtes Fünfeck mit Wassergraben und Glacis. Diese Citadelle, die kleine Vorstadt Porto enthaltend, ist durch die Brücke Mulina, welche die Straße von Verona führt, mit der Stadt verbunden. An der Grenze des mittleren und des unteren Sees auf der

östlichen Seite führt die Brücke San Georgio die Straße nach Legnago über den mittleren See. Diese Brücke ist bedeckt und bestrichen durch mehrere Werke. Auf dem rechten Ufer des unteren Sees tritt man in das verschanzte Lager, einen sehr großen Raum umschlossen von einer theilweis bastionirten Umwallung, dessen östliche Seite, eine Art Sägewerkes, dicht an dem Wasser auf dem Ufer des unteren Sees liegt. Die Kehle des Lagers, gewissermaßen dessen Reduit schließen vier bastionirte Fronten, welche vor der südlichen Seite der Stadt liegend, sich an das Ende des mittleren Sees erstrecken, wo der Staudamm diesen von dem unteren trennt. Hinter diesen Wällen an dem westlichen Theile des Raumes liegt der berühmte Palazzo (The). Unmittelbar vor dieser äußersten östlichen Front des Reduits liegen an dem Anfang des Untersees die Werke von Miglioretto zum Schutz der Schleußenwerke und des Dammes. Durch den Raum des Lagers, welches wenigstens 30,000 Mann aufnehmen kann, zieht die Straße von Borgoforte. Zur westlichen Seite fortgehend, treffen wir dicht an dem rechten Ufer das Fort Belfiore, von zwei Batterien flankirt. Bei Angeli trifft die Straße von Cereſe her die andere, welche bei Marcaria den Oglio überschreitet und über Curtatone nach Mantua zieht; rückwärts dieses Knotens liegen die Werke von Belfiore, welche demnach diesen beherrschen und die vereinigte Verbindung zu der Porta Stradella sperren.

Vor allen diesen Werken, auf den beiden Ufern der Seen kann der Boden unter Wasser gesetzt und das verschanzte Lager kann mit einer Ueberschwemmung umgeben werden, von welcher man sagt, daß sie anderhalb Meter hoch über die Straßendämme gehoben werden könne. Vorwärts, südlich von dem verschanzten Lager, an der untern Spitze des Untersees, an der Ausmündung des Fosso Pajolo liegt das Fort Pietole, ein Werk mit drei bastionirten Fronten, großen Ravelins und Glacis. In diesem großen Fort liegen Schleußen für die Wassermanöver.

In der neuesten Zeit haben die Oesterreicher sich des Ueberganges über den Po versichert. Anderhalb Meilen südlich von Mantua bei Borgoforte führt eine Brücke die Straße von Parma und Guastalla über den Po, welcher hier 300 Meter breit ist. Um diesen Uebergang zu sichern, haben die Oesterreicher einen Brückenkopf gebaut, bestehend aus einem Kernwerk und zwei Flügelwerken. Diese Bauten sind unerläßlich geworden, seit Oesterreich das Besatzungsrecht in Ferrara verloren hat.

Das wäre nun das Befestigungssystem von Mantua, laß uns einen Blick auf dessen Vertheidigungsfähigkeit werfen. Rund um Mantua findet der Feind eine große Wasserfläche; er muß deßhalb den Platz in weiten Bogen einschließen. Die Einschließung wird durch die Seen getrennt; die Werke der Festung und die Flottille können jede Verbindung zwischen den beiden Ufern verhindern und im Fall eines plötzlichen Angriffes vermag kein Theil denjenigen auf dem andern Ufer zu unterstützen. Solche plötzliche Angriffe kann aber die Besatzung ausführen, denn sie kann für kurze Zeit die Werke nur schwach besetzen und darum massenhafte Ausfälle nach dem einen oder nach dem andern Ufer unternehmen. Der Angreifer hat kein anderes Mittel als die harte und langwierige Arbeit der Anlegung von Verschanzungen vor jedem Fort; aber auch diese Maßregel wird nicht die große Truppenmasse vermindern, welche die Einschließung erfordert. Das ganze Blokadecorps liegt zwischen Sümpfen und stehenden Wassern, die Soldaten müssen im Wasser arbeiten und die Sumpffieber werden sehr bald den Stand der Truppen gewaltig herabdrücken. Allerdings wird auch die Besatzung ihre Spitäler füllen, aber doch gewiß in viel kleinerem Verhältniß als das Corps, welches den Platz einschließt.

Wollte man an eine Belagerung denken, so müßte man zuerst die Forts von Borgoforte nehmen oder sie wirkungslos machen um an das Fort Pietole zu kommen, und die Belagerung dieses Forts wäre eine schwere, fast unlösbare Auf-

gabe. Hätte man aber auch dieses genommen, hätte man sich der Schleußen bemächtigt, so würde nach einiger Zeit wohl ein Theil der gestauten Wasser ablaufen, aber noch immer könnte man sich dem Fort Miglioretto nicht nähern und gelänge nach langen Arbeiten und ungeheuren Opfern die Abführung der ganzen Ueberschwemmung, so würden die Wasser den Boden als einen ungangbaren Sumpf zurücklassen. Würde der Feind nach unsäglichen Mühen sich der Citadelle oder der Werke von San Giorgio bemächtigt haben, so stünde er eben immer nur an dem linken Ufer der Seen. Kämen nun noch Regengüsse und Hochwasser, so könnte der Angreifer sich dem Platz gar nicht nähern. Mantua ist durch seine Lage mehr als durch seine Werke geschützt.

Weitere Einzelheiten wirst Du mir gern erlassen; ich habe deren schon zu viel für Venedig aufgeführt. Mantua kann nur durch eine lang fortgesetzte strenge Blokade genommen werden, es ist niemals anders genommen worden, denn das Bombardement im J. 1797 hat Mantua nicht zum Falle gebracht. Im J. 1848 war der Platz sehr mangelhaft ausgerüstet, die Besatzung war sehr schwach und die Bevölkerung war im Aufstand. Das wußte der König Karl Albert, aber er wußte nicht, was ein wackerer Commandant vermag und der alte Gorczkowsky war ein wackerer Commandant. Der König sagte, er wolle zeigen, wie man eine Festung mit Reiterei nehme, aber seine Prahlerei nahm ein klägliches Ende.

Man hat sich in der Behauptung gefallen, daß Mantua ein sicherer, fast unangreifbarer Schutzort sei für eine bedeutende Armee, daß ihm aber das „Offensivelement" fehle. Wenn der Angreifer sich nur auf einigen Straßen dem überschwemmten Platz zu nähern vermag, so kann freilich die Besatzung auch nicht heraus, aber diese hat die Ueberschwemmungen in ihrer Gewalt; und sie wird nicht das verschanzte Lager unter Wasser setzen, wenn eine Armee aus diesem manöveriren will. Wenn nun ein Heer von 30,000 Mann auf dem Knotenpunkt von Hauptstraßen zu des Feindes Land

unangreifbar lagern und aus diesem nach verschiedenen Seiten ausbrechen kann, wenn der Uebergang über einen mächtigen Strom durch die Werke von Borgoforte gesichert ist, und wenn außerhalb dieser Werke die Armee sogleich sich entwickeln und formiren kann: so ist die Verneinung des sogenannten offensiven Elementes doch wohl eine sonderbare Behauptung.

Das wäre die Linie des Mincio. Folge mir jetzt an die Etsch.

Eine Straße von dem Po in die Ebene von Padua zieht über Mantua und trifft fünf Meilen weit von diesem Platze die Etsch. An diesem Punkte liegt die Stadt Legnago reitlings des Flusses, welcher hier etwa 300 Met. breit, mit einer festen Brücke überspannt ist. Die Italiener haben schon früh die Wichtigkeit dieses Punktes erkannt und sie haben deßhalb durch Befestigung der beiden Stadttheile zwei Brückenköpfe geschaffen. Nach heutiger Anschauung ist diese Befestigung allerdings schwach, sie kann einem ernstlichen Angriff nicht lang widerstehen; aber sie erfüllt ihren Zweck insofern, als sie einer Heeresabtheilung den Uebergang entzieht, dem Vertheidiger aber denselben so lange sichert als der Platz nicht von dem Angreifer genommen ist. Soll indeß dieses Legnago, was eigentlich seine Aufgabe wäre, als Hauptdepot für die untere Etsch und soll es als Stütz- und Ausgangspunkt für etwaige Vertheidigungsoperationen in die Niederung dienen, so müßte der Platz durch detachirte Werke verstärkt und dem Angriff entzogen werden. Allerdings muß man in Rechnung bringen, daß die Nähe von Mantua und von Verona den Angriff auf diesen Punkt, welcher etwa von Rovigo oder von Montagnana ausgehen müßte, gar sehr erschwert.

Wenn Du jetzt fünf Meilen weit an der Etsch aufwärts gehst, so triffst Du Verona. Hier kreuzen sich alle die Hauptstraßen, welche Venetien mit Tyrol, mit Kärnthen und Istrien, sowie mit der Lombardei und mit dem mittleren Italien verbinden. Hier laufen die Wege zusammen, welche den Raum zwischen dem Mincio und der Etsch durchziehen

und aus diesem Knotenpunkt des vielfach verzweigten Netzes kann man auf den kürzesten Wegen zu jeglichem Punkte gelangen.

Verona, eine uralte große Stadt mit 50,000 Einwohnern und 9000 Häusern liegt, wie ich Dir angedeutet, am Fuß und an der westlichen Abdachung des Monte Caino. Die Etsch strömt in zwei großen Bogen durch die Stadt, deren größter Theil auf der rechten oder westlichen, der kleinere, die Vorstadt Veronetta, auf dem linken oder dem östlichen Ufer in der Niederung liegt und an den Abhängen des Berges emporsteigt. Diese beiden Stadttheile sind durch fünf Brücken verbunden.

Ueber Verona und dessen Befestigungen könnte man ein dickleibiges Buch schreiben und zwar ein interessantes. Daß ich ein solches nicht schreiben werde, das weißt Du wohl und ich weiß, daß Dir eine Uebersicht lieber ist, welche die Hauptpunkte mit wenig Worten darstellt. Ich will eine solche versuchen.

Auf dem rechten, westlichen, Ufer der Etsch ist die Stadt mit einer bastionirten Umfassung umschlossen. Auf dem linken, östlichen, Ufer bildet die Etsch einen kleinen Theil der Umfassung, dann fängt bei der Porta Vittoria die Umfassung wieder an, ursprünglich eine Mauer von Rondellen flankirt. Sie steigt auf eine Platte des Monte Caino, endiget dort in einer Spitze mit dem Fort San Felice und senkt sich wieder herab zu dem Fluß, welcher nun wieder eine gute Strecke weit die Schutzwehr der Stadt bildet. Innerhalb der Umfassung an dem Abhang des Berges, abwärts des genannten Forts liegt das Castell San Pietro, als das Reduit der östlichen Umfassung und als die Citadelle, welche den Fluß, die Brücken und die Stadt vollkommen beherrscht. Den nordwestlichen bastionirten Theil der Umfassung auf dem rechten Ufer haben die Oesterreicher durch eigenthümliche Werke verstärkt. Diese umfassen die [redacted] der alten Basteien; eine geschickte [redacted]

deutschen Manier und der Carnot'schen Escarpenmauern. Der Mann vom Fach sieht wohl mit großem Interesse, wie die österreichischen Genie-Offiziere sich geholfen haben; ich aber kann nicht leugnen, daß diese Mittel mir etwas kleinlich erscheinen und daß mir das Urtheil der französischen Ingenieurs nicht unbegründet erscheint. Dagegen ist es gewiß, daß diese Anlagen die sogenannte aktive Vertheidigung befördern.

Die Hauptstärke des Platzes und die Lösung der eigentlichen Aufgabe ist gegeben durch die detachirten Forts. Wie schon erwähnt, liegt der größte Theil von Verona in dem breiten Grund, welchen die Etsch ausgespült hat. Die Hochufer des Grundes entfernen sich von dem Fluß bei Chievo, eine halbe Meile oberhalb dessen Eintritt in die Stadt; sie ziehen in einem flachen Bogen um die Stadt herum bis sie bei Trompetta, etwas mehr als 1000 Met. unterhalb seines Austrittes, wieder nah an den Fluß treten. Auf dem Rande des Hochlandes liegen die Dörfer Croce bianca und San Massimo, zu welchen die Straßen nach Mailand und nach Mantua die Hochufer ersteigen. Bis Santa Lucia sind die Abhänge steil und schroff, aber von diesem Ort, wo die Eisenbahn nach Mantua abgeht, verflachen sie sich allmählig gegen die Etsch. Verona ist demnach von relativen Höhen umgeben, welche allerdings außer der Schußweite liegend, die Umfassung nicht unmittelbar beherrschen, aber den Angreifer, wenn er sie im Besitz hat, in den Stand setzen, das Debouchiren der Truppen aus der Festung zu hindern. Schon vor dem Jahre 1848 hatte eine Commission die Befestigung dieser Höhen in Antrag gestellt. Hätte man diesem Antrag Folge gegeben, so wäre die blutige Vertheidigungsschlacht von Santa Lucia am 6. Mai 1848 nicht nöthig und sogar nicht möglich gewesen.

Nach dieser Schlacht ließ Radetzky die wichtigsten Punkte mit Feldverschanzungen krönen und seit der Unterwerfung von Venetien hat man eine doppelte Reihe von größern und kleinern Forts hergestellt. So liegen denn nun auf dem

Rande des Hochlandes zwei Reihen, deren erste aus fünf größern Festen besteht und sich mit dem mächtigen Fort Heß schließt, wo die Etsch, aus der Stadt getreten, sich in südliche Richtung gewendet und dicht an das Hochufer gelegt hat*). Innerhalb des eingeschlossenen Raumes liegen vor dem östlichen Theil der Umfassung, wo sie auf dem linken Ufer von der Etsch abgeht, nah am Fluß das bedeutende Fort Procolo und etwas weiter das kleinere Lichtenstein. Von der ersten Reihe weiter in die Ebene hinaus liegen noch fünf kleinere Werke, starke, geschlossene Lunetten. So sind durch diese beiden Reihen alle wichtigen Punkte besetzt und ein großer Raum mit allen Straßen und Zugängen beherrscht. Auf dem linken Ufer finden wir zuerst das Fort Scholl, ein Halbthurm, unmittelbar vor der Umfassung, wo sie von dem Fluß abgeht, und weiter außen das größere Fort Santa Elisabetha beide bestimmt, die Eisenbahn nach Vicenza und Venedig zu beherrschen. Die Erhebung des Monte Cajno überhöht die Spitze der Umfassung und deren Castelle. Um diese nun dem Angreifer zu entziehen hat man drei starke Festen auf die Höhen gelegt und die Zugänge durch fünf Thürme gesperrt.

Die Forts, Werke in Kreuzform oder geschlossene Lunetten, haben bombenfreie Räume für die Besatzung und für die Geschütze; jedes hat in der Kehle ein Kernwerk oder Reduit, meistens ein halbrunder Thurm mit bedeckten Geschützständen in zwei Stockwerken und über diesen eine Plattform. Die Kehlen selbst sind mit crenelirten Mauern und Graben geschlossen. Die Forts haben bedeckten Weg welcher der gemauerten Contreescarpe parallel läuft. Häufig wird der Graben durch niedrige Caponieren vertheidiget, welche bei einigen zu Minengallerien oder zu Horchgängen führen. Die größten Festen können eine Besatzung von zwei Compagnien

*) Ich zähle zu dieser Zahl nicht mehr die Feste Alt-Wrablslaw, eine geschlossene Lunette, welche, wie es scheint aufgegeben, nur noch als Ziel zu Schießübungen benützt wird.

und 16 Geschützen mit den nöthigen Artilleristen aufnehmen; die kleinsten erhalten eine Compagnie mit 4 Geschützen. Die Bewaffnung besteht aus gezogenen Kanonen von großem Kaliber. Die Thürme welche, wie diejenigen auf den Höhen des Berges, als besondere Werke bestehen, sind schön construirt, mit einem Erdgeschoß, einem Stockwerk und einer Plattform, auf welcher die Geschütze, auf kleinen Schienenbahnen bewegt, über Bank feuern. Diese Thürme sind durchaus verschieden von den sog. Martello's, wie ich solche an der Küste von Irland gesehen; sie sind wesentlich verbesserte Ausführungen der Ideen des Erzherzogs Maximilian. Alle Werke zeigen die Fortschritte der sog. neuen deutschen Befestigung, wie das österreichische Genie-Corps sie aufgefaßt hat. Daß alle Forts durch sehr gute Straßen unter sich und mit dem Hauptplatz verbunden sind, das versteht sich von selbst; einige derselben sind durch die Eisenbahn, welche sie vertheidigen, in unmittelbare Verbindung gebracht.

So ist Verona, wenn man die beiden Castelle San Felice und San Pietro mit einrechnet, auf der linken, östlichen, Seite mit 12, auf der rechten, westlichen, Seite mit 16, also im Ganzen mit 28, großentheils ganz selbstständigen Forts umgeben, die sich alle gegenseitig unterstützen.

Die Vertheidigungsfähigkeit dieses Systems ist für sich klar. Wer dem Platz sich nähern will, muß die Reihen der Festen durchbrechen; jede einzelne aber erfordert einen förmlichen Angriff, je nach Umständen selbst die Anwendung von Minen, und es würde lange Zeit währen bis dieser Durchbruch ausgeführt und der Angriff auf die unmittelbare Umfassung der Stadt möglich wäre. Dieser Angriff aber wäre wieder eine schwere, blutige Arbeit, die nur sehr langsam vorrücken könnte, selbst wenn man eine vollkommene Einschließung zu Stande gebracht hätte.

Die Befestigung von Verona ist ein Offensivsystem; die ganze Anlage ist auf Angriffshandlungen berechnet. Verona ist ein befestigtes Lager im großen Styl. Eine bedeutende

Armee kann unangreifbar lagern in dem großen Raum, welchen die Werke einschließen; sie findet alle Bedürfnisse in dem Platz und sie kann gewissermaßen in Schlachtordnung aus ihrem Lager herausbrechen, um sich auf jeden beliebigen Punkt zu werfen.

Zwei und eine Meile oberhalb Verona, wo sich das Hügelland zwischen der Etsch und dem Garda-See ausdehnt, vorwärts der Stellung von Rivoli und seitwärts von Peschiera liegt die Stellung von Pastrengo. Sie ist eine Platte schroff, fast senkrecht in das Etschthal abfallend, von einem Bogen von Höhen umgeben, wie ein natürlicher Brückenkopf vor einem Uebergang über den reißenden Fluß. Die Straße auf dem gangbaren Hochland gibt Gelegenheit, sich zwischen dem See und der Etsch einzuschieben und das hatten die Piemontesen versucht, als sie nach der Schlacht von Solferino auf dem linken Ufer des Mincio sich vor Peschiera festgesetzt hatten. Am 29. April 1848 hat der Feldmarschall Wocher rühmlich bei Pastrengo gefochten; er hätte gegen die große Uebermacht seine Stellung behauptet, wenn diese nur durch einige Verschanzungen verstärkt gewesen wäre. Jetzt ist sie durch permanente Werke gesichert. Pastrengo ist kein geschlossener Ort; er besteht aus zerstreuten einzelnen Häusern, sog. Cascinen; die Kirche steht auf einer sanften Höhe ziemlich allein; rechts und links dieser Kirche auf den Kuppen der Hügel sind vier starke geschlossene Forts mit bedeckten Räumen und mit Reduits erbaut. Mit gezogenen Geschützen reichlich ausgerüstet — das Fort Leopold hat deren sechszehn — beherrschen sie den umliegenden Boden und haben von direktem Feuer nur wenig zu fürchten. Diese Forts bilden nun eine stark befestigte Stellung, welche den Raum zwischen der Etsch und dem Garda-See sperrt, und somit einen wichtigen Bestandtheil des großen Befestigungs-Systemes ausmacht.

Für den Angriff auf [redacted] könnte möglicher Weise eine Umgehung in der Art [redacted] daß der Feind

nach und nach ein beträchtliches Corps in das Etschthal brächte, um in der rechten Flanke des Vertheidigungsraumes allerlei Verlegenheiten zu bereiten. Diese wären groß genug, wenn er auch nur die Verbindung mit Tyrol unterbräche sowohl für die Zufuhren welche daher kommen sollen, als für jede Bewegung welche die Vertheidigung nach der obern Etsch machen wollte. Ich habe oben schon der Stellung auf der Corona und der Stellung von Rivoli erwähnt. Seit der Schlacht vom 14. und 15. Januar 1797 ist diese zur großen Berühmtheit gekommen; aber Napoleon in seiner Beschreibung des Kriegsschauplatzes von Oberitalien erklärte sie nicht für eine gute, und der „alte Veteran" (Schönhals) meint, die Stellung von Rivoli habe ihren unverdienten Ruf nur allein durch den Sieg erlangt, welchen Bonaparte hier erfochten. Die Höhen, welche von den Bergen von San Marco gegen den zurückgezogenen Fuß des Monte Baldo ausgehen und sich gegen Caprino verflachen, geben eine Aufstellung, offenbar vortheilhafter für denjenigen, welcher sich gegen den Feind, der aus Tyrol kömmt, vertheidigt, oder welcher eine Umgehung versucht, als für denjenigen, welcher den Raum zwischen dem Mincio und der Etsch vertheidiget. Für diesen aber hat das sog. Plateau von Rivoli eine große Wichtigkeit deßhalb, weil es die Straße auf dem linken Ufer der Etsch so vollkommen beherrscht, daß die Verbindung selbst für einzelne Männer gefährdet ist. Jeglicher, der einmal auf der Eisenbahn von Botzen nach Verona gefahren, muß bemerkt haben, wie der Zug über eine Fallbrücke durch ein Thor ging, kurz bevor er die Ebene erreichte. Nun das Thor ist die Klause, welche die Schlucht von der einen Bergwand bis zu dem eng eingeschlossenen reißenden Fluß ausfüllt. Ueber dieser Klause liegt nun die Feste Ceraino, welche das Thal beherrscht und zwei andere, welche die Platte von Rivoli bestreichen. Diese Werke von Ceraino und die Stellung von Rivoli sind demnach dem mittleren Theile des Vertheidigungsraumes auf dessen nördlicher Seite unmittelbar vorgelegt.

Auf der ſüdlichen Seite liegt Rovigo von einem Arm der Etſch (Adigetto) durchfloſſen, mit alten Gräben und Feſtungswerken umgeben; ein doppelter Brückenkopf für den Uebergang der wichtigen Straße von Ferrara nach Padua. Auch dieſen Punkt hat man verſtärkt. Man hat vorliegende Erdwerke gebaut, welche gute ſteinerne Thürme als Reduits erhalten ſollen.

So haſt Du nun, mein Freund, das berühmte Feſtungsviereck in Venetien. Die nördlichen Ecken deſſelben ſind Peſchiera und Paſtrengo, die ſüdlichen Mantua und Legnago. Die weſtliche Seite iſt der Mincio und ein kleines Stück Po, die öſtliche Seite iſt die Etſch und an dieſer in der obern Hälfte des Abſchnittes iſt Verona der Centralpunkt des ganzen Syſtemes. Von dieſem ziehen Eiſenbahnen an drei Spitzen des Viereckes nach Paſtrengo, nach Peſchiera und nach Mantua. Dem Viereck vorgeſchoben ſind auf der Nordſeite die Forts von Ceraino und auf der Südſeite Rovigo. Etwa zehn Meilen rückwärts des Feſtungsviereckes liegt das mächtige Venedig.

Dieſes Syſtem, welches man das venetianiſche Feſtungsviereck nennt, iſt durch ſeine natürliche Lage ſowohl, als durch die künſtlichen Anlagen ein vortreffliches Syſtem; weil man aber nicht als Sachkenner erſcheint, wenn man nicht etwas zu tadeln weiß, ſo muß ich denn allerdings auch einen Tadel ausſprechen. Ich ſage, das Syſtem iſt nicht vollſtändig. Legnago hat nicht die nöthige Stärke, um mit Mantua die Niederung beherrſchen und die untere Etſchlinie ſperren zu können. Dem wichtigen Rovigo ſcheint man eine zu geringe Sorgfalt zu widmen; denn es enthält die einzige brauchbare Straße, welche von der italieniſchen Feſtungsgruppe in die venetianiſche Ebene und von dort zu den rückwärts liegenden Verbindungen der Oeſterreicher führt. Daß man die Uebergänge bei Monzambano und Goito nicht durch permanente Werke gedeckt hat, das kann man nicht als einen Fehler betrachten, aber ſehr nützlich wären eine oder einige gute Bat-

terien, welche den Uebergang und den vorliegenden Boden auf der rechten Seite des Mincio beſtrichen. Wenn ſie auch nichts zur Folge hätten, als daß ſie den Angreifer zwängen, einen andern Uebergangspunkt zu wählen, ſo wäre ſchon ein bedeutender Nutzen geſchafft. Uebrigens kann man dieß wie noch vieles Andere der Einſicht des commandirenden Generals für ſeine Vorbereitungen zur Eröffnung des Feldzuges überlaſſen. Ein wirklicher großer Mangel des Syſtemes iſt der Mangel einer Eiſenbahn, welche Legnago mit Verona und wohl auch mit Mantua unmittelbar verbände.

Sieh' doch, am frühen Morgen hab' ich angefangen zu ſchreiben, und dann bin ich den Tag über auf den Beinen oder in dem Wagen geweſen, bergauf und bergab; jetzt bin ich in der tiefen Nacht des Schreibens ſo müde, daß es mir ſchwer wird zu ſagen: Lebe wohl!

Dein R R.

XXIV.

Zuſammenfaſſung über die italieniſche Vertheidigungsſtellung Oeſterreichs.

Genua 1. Oktober 1863.

Dieſes Genua iſt prächtig. Die Sonne lacht heiter vom Herbſthimmel; das Meer glänzt, wie ein Saphir, und wenn ich durch das Thal des Beſagno nach der Madonna del Carpi gehe, ſo ſeh' ich Alles noch in dem wundervollen Schmucke des Spätſommers. Doch alle Mittheilungen über das ſchöne Genua muß ich vorerſt vertagen, denn ich bin ja mit Venetien noch nicht zu Ende. Wieder einmal hab' ich die Rechnung

ohne den Wirth gemacht; ich habe bis in die Nacht herein geschrieben und noch mangelt der Schluß. Das Festungsviereck hab' ich jetzt vollkommen satt; aber, von Jugend auf daran gewöhnt, das Angefangene zu Ende zu bringen, will ich jetzt mit der Sache fertig werden, und müßt ich auch noch einmal das Feengärtlein in dem Caffee della Concordia versäumen. Ich will nicht wieder an einem andern Ort meinen Apparat um mich herumlegen und mich mit Betrachtungen abquälen. Es drängt mich, Dir von neuen Eindrücken zu sprechen und die Eindrücke, die ich hier empfange, sind mannigfaltig, einerseits schön und groß und andererseits kleinlich und mitunter fast lächerlich.

Doch schnell jetzt zu dem Raum zwischen dem Mincio und der Etsch.

Eine Stellung oder eine Befestigung mag stark und unangreifbar heißen, sie vertheidigt sich nun einmal nicht selber. Eine jegliche Einrichtung, das Waffenmaterial nicht ausgenommen, ist eben nur ein Hilfsmittel, welches Verstand und Thätigkeit benützen muß. Das Festungsviereck hat keine geheimnißvollen Kräfte; es ist nur ein günstig gelegener und ein günstig gestalteter Landstrich, dessen natürliche Vertheidigungsfähigkeit von den künstlichen Anstalten erhöht und nutzbar gemacht werden soll. Aber gerade die Verwendung der Anstalten, die Benützung der günstigen Verhältnisse ist ein schweres Geschäft, dessen Ausführung ein sicheres Urtheil, große Thätigkeit, festen Entschluß fordert, verbunden mit einem besonderen Talent. Ohne diese würden die großen Anstalten nichts helfen; Ungeschick und Lahmheit würden mit den besten Truppen das Festungsviereck nicht halten gegen einen Feind, der große Hilfsmittel besitzt und diese gewandt und entschlossen verwendet.

Der nördliche Theil der penninischen Halbinsel ist der Boden, auf welchem man seit mehr als anderthalb Jahrtausenden die europäischen Händel ausgefochten hat und der schmale, nur 14 Meilen lange Raum von dem [illegible]

des Garda-Sees bis zu dem Eintritt des Mincio in den Po ist ein classischer Boden. Gehen wir nur um siebzig Jahre zurück, so finden wir die Kämpfe für die Erhaltung des europäischen Staatensystemes, wie es sich im Lauf von vier Jahrhunderten entwickelt hat. In allen Feldzügen des Revolutionskrieges bis zum J. 1809 können wir lernen, wie man den Vertheidigungskrieg nicht führen soll, und nur in dem Feldzug von 1848 hat Radetzky gezeigt, wie man solchen Krieg führen muß. Der alte Degen war in übler Lage; seine Feinde waren ihm überlegen, er hatte keine Mittel und sein Stützpunkt war nur das schlechtbefestigte Verona, aber was ihm zu Gebot stand, das hat er als ein Meister benützt. Er hat den hochmüthigen Feind aus Venetien herausgeworfen, er hat ihn fast vor den Thoren seiner eigenen Hauptstadt geschlagen; er hat die österreichische Monarchie und mit dieser den Bestand der europäischen Staatenordnung gerettet. Was würde dieser Mann mit den heutigen Anstalten ausrichten?

Aus der Geschichte der Feldzüge muß man eigentlich die Führung des Krieges auf einem bestimmten Boden studiren; aus dem Gang der einzelnen Ereignisse, aus den Beweggründen der Handlungen und aus den scheinbaren Zufälligkeiten sollte man die allgemeinen Gesetze und Regeln herausklügeln. Das ist jedoch nicht leicht; denn das Genie handelt nach Eingebungen und es benützt unberechenbare Zufälle, die es nicht herbeigeführt hat. Ich halte nicht viel auf das Verfahren, welches strategische Combinationen auf Voraussetzungen gründet, die niemals oder doch anders eintreffen als man sie gedacht hat; aber gewisse große Züge gibt es, die in ihrer Hauptrichtung immer bestehen, weil die Natur sie vorgezeichnet hat.

Die Wirkung des Festungsvierecks ist eigentlich schon festgestellt durch die allgemeinen Grundsätze der Vertheidigung; die Einzelnheiten kann nur der liebe Gott zum Voraus wissen. Auf die Geschichte der früheren Kriege kann ich mich nicht einlassen; in meiner Stube in dem Gasthaus zu den

„vier Nationen“ in Genua hätt' ich dafür nicht Mittel und nicht Zeit und ſo will ich denn meine ſchon zu langen Erörterungen mit einigen anſpruchsloſen Bemerkungen ſchließen.

Sieh' den kleinen Landſtrich noch einmal auf der Karte; erinnere Dich meiner unvollkommenen Schilderung deſſelben und denke Dir, wenn Du kannſt, Bewegungen und Gefechte auf dieſem Landſtrich. Sind die Waſſerzüge feſtgeſtellt, ſo ſieht der Kriegsmann zuerſt auf die Straßen. Wollt' ich Dir das ganze Netz der Wege zwiſchen dem Mincio und der Etſch auseinander klauben, ſo würd' ich Dich unzlos verwirren und darum ſieh' nur auf die Hauptſtraßen, welche den Raum des Feſtungsviereckes durchſetzen. Du findeſt da die große Straße und die Eiſenbahn, welche in öſtlicher und nordöſtlicher Richtung von Breſcia nach Verona zieht, dort die Etſch überſchreitet und ſich über Vicenza nach Venedig fortſetzt. Du findeſt ferner den Zug, welcher etwa von Parma über Mantua nach Legnago und dort die Etſch überſetzend über Eſte nach Padua zieht, um ſich nach verſchiedenen Richtungen zu verzweigen. Und endlich findeſt Du noch die große Straße, welche von Mantua nach Verona führt, in das Etſchthal eintritt, immer in nördlicher Richtung ſich über die Hochalpen fortſetzt, und neben dieſer Straße ſiehſt Du die Eiſenbahn, welche die unmittelbare Verbindung von Mantua mit Verona, Peſchiera bis Botzen herſtellt, leider aber noch nicht über den Kamm des Alpengebirges bis in das Innthal fortgeſetzt iſt. Dieſe Straßen ſind eigentliche Operationslinien, an welchen die feſten Plätze als Stützpunkte der Vertheidigung liegen.

Zwiſchen dieſen großen Zügen ſind die zahlreichen Verbindungen nur Manöverlinien oder Colonnenwege, deren Eigenthümlichkeiten allerdings einen großen Einfluß auf die Operation ausüben können. Ich möchte Dir gern eine Vorſtellung dieſer Eigenthümlichkeiten geben. In dem Hügelland ſind die Wege oft nicht ohne Beſchwerde. Auf den unbewachſenen Höhen, auf den wenig fruchtbaren [redacted]

Abdachungen des Hochlandes und wohl auch in den Wiesengründen der flachen Mulden sind sie offen, aber in den schönen Feldern sind sie fast immer verdeckt. In der Ebene sind im Allgemeinen die Wege nicht schlecht, sie sind mit Alleen bepflanzt und oft sind breite Graben längs derselben gezogen; die marschirende Colonne ist mehr oder weniger an den Weg gebunden und es ist oft schwer sie zu einem Gefechte schnell zu entwickeln. Geht man von der Straße herab auf das Feld, so ist man fast übler daran als im dichten Wald. Man sieht nur wenige Schritte vor sich, jede Fernsicht ist verdeckt durch Bäume und Büsche und Pflanzungen aller Art; will man vorwärts gehen oder seitwärts sich ausdehnen, so stößt man auf Graben und Hecken, die Rebenguirlanden schließen den Raum zwischen den Bäumen oder starke Trockenmauern umfassen die Felder, und den Durchgang durch diese Hindernisse muß man suchen oder man muß ihn erst machen. Sind die Baumreihen auf den Feldern mit der Richtung der Truppenbewegung parallel, so sieht man nicht viel und laufen sie senkrecht, so sieht man eben gar nichts. Man geht vorwärts, man merkt nichts von einem Feind und plötzlich fährt dem unbedachtsamen Vorgehenden das Feuer des versteckten Gegners in das Gesicht. Vorhut und Seitenpatrouillen müssen weit von der Colonne sich entfernen; beide haben einen sehr beschwerlichen Dienst. In den Reisfeldern freilich, wenn man weiter abwärts in der Ebene ist, sieht man schon weit vor sich hin, aber in diesen Reisfeldern kann man nicht marschiren, nicht lagern und nicht fechten.

Gefechtsstellungen findet man auf dem trockenen Boden; am meisten bestimmt sind sie in dem Hügelland, wie denn auch in diesem am meisten gefochten worden ist. Die Stellungen werden oft bedingt durch die massig gemauerten Gebäude und durch die Orte, besonders wenn sie Umfassungsmauern haben und Ueberreste von Schlössern; die ummauerten Kirchhöfe auf beherrschenden Höhen sind, ich mein es schon früher bemerkt zu haben, gelegentliche Befestigungen oder können dazu gemacht

werden und jeder größere Pachthof mit seiner Umfassung ist ein haltbarer Posten.

Bemerkst Du nun, daß der reiche Boden den Truppen überall Hilfsmittel gibt, welche der Vertheidiger dem eindringenden Feinde zu entziehen vermag, so wird es Dir klar seyn, daß dieser Landstrich der Vertheidigung nicht ungünstig ist. Den Prinzen Eugen und den Erzherzog Karl ausgenommen, haben die österreichischen Feldherrn, wo sie keck hätten angreifen müssen, sich immer in der Defensive gehalten. Dieser traditionelle Fehler der österreichischen Kriegführung findet seine Entschuldigung in dem allgemeinen Charakter von Oberitalien, denn aus Napoleons nachgelassenen Schriften kannst Du ersehen, daß im Allgemeinen das Kriegsfeld in Oberitalien dem Angriff günstiger ist als der Vertheidigung. Das Festungsviereck gleicht die Verhältnisse aus; es nimmt dem Angriff sein Uebergewicht.

Von allen Linien, welche Venetien mit Oesterreich verbinden, liegt am meisten westlich die Straße des Etschthales. Alle andern liegen rückwärts dieses Flusses. Steht ein Heer in dem Festungsviereck, hat es den Mincio vor der Front, lehnt es den rechten Flügel an den Garda-See und den linken an den Po, so steht es vorwärts aller Verbindungen mit Deutschland, und wenn etwa die Franzosen auf deutschem Boden zur Donau vorrückten, so wäre ihre Operationslinie von Tyrol aus bedroht und ihr Krieg wäre getrennt. Das ist die große strategische Bedeutung der Mincio-Linie, und ich spreche diese Bedeutung nicht allein und auch nicht zum erstenmal aus. Die Befestigungen haben die erste Aufstellung an dem Grenzfluß bestimmt, aber man müßte diese Aufstellung nehmen, auch wenn jene Anstalten gar nicht oder nur sehr ärmlich bestünden. Denn auf dem linken Ufer der Etsch hätte man die Verbindung mit Tyrol und somit jene große strategische Beziehung aufgegeben. Ein Angriff, hinter der Etsch abgeschlagen, wäre dem Vertheidiger ein Sieg ohne Folgen, denn er könnte nicht sogleich zur Offensive übergehen, der An-

greifer dagegen könnte auf dem rechten Etſchufer wieder eine Schlacht anbieten oder annehmen und zwar unter ſehr günſtigen Verhältniſſen.

Iſt es feſtgeſtellt, daß große Kriegsoperationen weder in dem Alpenland noch im Niederland ausgeführt werden können, ſo iſt es gewiß, daß der Vertheidiger, im Feſtungsviereck ſtehend, nicht umgangen werden kann. Der Lauf des Mincio, von dem Garda-See bis zu den unteren Seen, ſieben Meilen lang, iſt demnach die erſte Vertheidigungslinie, deren oberer Theil ſehr ſchwach iſt und der untere ſehr ſtark. Die natürliche Stärke und die Wirkung von Mantua entziehen die untere Hälfte dem Angriff, und ſo bleibt der Vertheidigung nur noch eine Erſtreckung von drei und einer halben Meile in der Front. Weil nun dieſe Erſtreckung ſehr viele Uebergangsſtellen enthält, ſo iſt die angegebene Länge für eine taktiſche Stellung zu groß, aber nicht zu groß für die mittelbare Vertheidigung und für Manöver welche von den Waffenplätzen ausgehen. Der beſte Uebergang für den Angreifer iſt Monzambano, aber dieſer iſt nur eine ſchwache Meile unterhalb der Werke von Peſchiera, unter deren Schutze der Vertheidiger ſeine Angriffs-Colonnen bilden und zu rechter Zeit und mit überlegener Kraft auf die übergehenden oder die übergegangenen Feinde herfallen kann. Der Angreifer iſt nicht Herr des Mincio, ſo lang er nicht Peſchiera beſitzt.

Dem Mincio fließt die Etſch beinahe parallel, die größte Entfernung des einen Fluſſes von dem anderen beträgt höchſtens vier Meilen. Steht nun der Vertheidiger noch auf der rechten Seite der Etſch, ſo kann er Viel oder Wenig an jeglichen Punkt des Mincio werfen, er bedarf keiner langen Vorbereitungen; die kurze Entfernung hebt jede taktiſche Schwierigkeit und jede Gunſt des Zufalles kann den Vertheidiger wieder in den Beſitz ſeiner erſten Linie bringen. Die Etſch vertheidigt den Mincio, aber Verona hält die Etſch und beherrſcht ſie.

Wäre Verona nicht, ſo würde eine verlorene Schlacht, vielleicht ein unglückliches Treffen, den Vertheidiger über die Etſch treiben und über dieſe käme er ſo leicht nicht mehr herüber. So lange Verona gehalten wird, iſt ſelbſt ein Durchbruch des Raumes, iſt das Vorrücken gegen Vicenza nicht entſcheidend. Im Jahre 1848 hat Radetzky geſchworen, daß die Piemonteſen keinen Fuß auf das Glacis des Platzes ſetzen ſollen und er hat deßhalb die Schlacht von Santa Lucia geſchlagen. Ohne den Beſitz von Verona hätte er nimmermehr den Contremarſch von Mantua nach Vicenza unternehmen können, den kühnen Marſch der ſo erfolgreich geweſen. Peſchiera, ein jämmerlich Neſt, war damals verloren und Verona war ein ſchwach befeſtigter Platz. Noch immer ſeh' ich den „alten Veteranen" vor mir, wie er im J. 1850 zu Frankfurt in der neuen Mainzer Straße mir die Bedeutung von Verona erklärte. „Fragen Sie mich als Ingenieur", ſprach der alte Herr, „ſo ſag' ich, es iſt ein ſchwacher Platz; fragen Sie mich als Strategen, ſo ſag' ich, man kann die Wichtigkeit des Platzes nicht hoch genug anſchlagen. Ohne Verona hätten wir keine Quadratmeile in Italien behalten."

Jetzt ſind Peſchiera und Verona große Waffenplätze, welche in der innigſten Wechſelwirkung ſtehend, eine große Bodenſtrecke unmittelbar und noch eine größere mittelbar oder ſtrategiſch beherrſchen. Wenn der Angreifer über den Mincio geht, ſo muß er den Aufmarſch in dem Wirkungskreis dieſer Plätze vollziehen, und in dieſem kann der Vertheidiger ohne beſondere Vorbereitung tüchtige Stöße führen; er kann, ohne eine Hauptſchlacht zu wagen, jegliche Bewegung des Feindes ſtören, ſeine Abſicht durchkreuzen und verwirren, und ſo kann er den günſtigen Augenblick für einen entſcheidenden Schlag herbeiführen. So lange die Oeſterreicher Peſchiera und Verona halten, ſo lange kann ein feindliches Heer wohl den Uebergang über den Mincio erzwingen, aber es kann ſich nicht an der Etſch feſtſetzen und noch weniger kann es die venetianiſche Ebene durchbrechen.

Im Krieg sind viele Dinge möglich, an die vorher kein Menschenkind denkt, aber gewisse Fälle sind eben wahrscheinlich; man mag wohl fragen, was unter gegebenen Umständen ein Heerführer thun würde, und so dürfen wir denn fragen: was wird eine italienische oder eine französisch-italienische Armee thun, wenn die Oesterreicher das Festungsviereck besetzt halten, wenn sie von ihren Waffenplätzen ausgehend jeden Augenblick beliebige Kräfte an den obern und an den untern Mincio zu werfen vermögen? Je nun, die Italiener und Franzosen werden leichte Truppen in das Alpenland werfen, sie werden dort den Oesterreichern in ihrer rechten Flanke Verlegenheiten schaffen; sie werden versuchen, sich in dem Etschthal festzusetzen; sie werden auf der andern Seite vielleicht Demonstrationen an dem untern Mincio machen und vor Mantua erscheinen. Aber ernstlich werden sie nur an dem obern Mincio einbrechen. Sie werden suchen, die Oesterreicher zu theilen, ihren linken Flügel nach Mantua, ihren rechten nach Verona zu werfen, sich auf den Höhen des Hügellandes festzusetzen, und sich der Straße und der Eisenbahn zu bemächtigen, und sie werden Peschiera einschließen.

Ist der österreichische Heerführer der rechte Mann, so werden die Feinde das Alles nur mit großen Opfern erreichen, und erst wenn sie eine Schlacht gewonnen, könnten sie Peschiera angreifen. Hier müßte sich ein furchtbarer Kampf entspinnen; denn die Eingedrungenen müßten es nehmen um jeden Preis, die Oesterreicher müßten es halten mit Anstrengung aller Kräfte. Könnten die Italiener aber oder selbst die Franzosen eine Belagerung führen, wenn, nur drei Meilen von ihnen, eine Armee unangreifbar aber kampffertig, in dem Lager von Verona stünde, bereit in jedem Augenblick in Schlachtordnung hervorzubrechen? Ein tüchtiges Corps unter einem tüchtigen Führer in der Stellung von Pastrengo könnte unaufhörlich die Blokade oder die Belagerung stören, könnte Truppen, Material und Lebensmittel in den Raum

der Werke bringen, könnte die Ausdehnung gegen die Etsch hin unmöglich machen und viele Unternehmungen hindern. Würden die Belagerer aber diese stark befestigte Stellung angreifen mit Verona im Rücken? Von Verona aus könnten entscheidende Angriffe ausgehen und mißlänge der erste und der zweite, je nun so gelänge der dritte oder der vierte; denn eine wackere Armee wird nicht entmuthiget, wenn sie eine unangreifbare Stellung und darin alle ihre Bedürfnisse unmittelbar hinter der Schlachtlinie hat.

Die Höhen von Sonna und Sommacampagna geben die Stellung welche die Belagerungsarmee wahrscheinlich einnehmen würde, um ihre Unternehmung zu decken. Aber fast noch in dem Bereich der äußersten Werke von Peschiera, könnte sie sich schwer auf diesen Höhen festsetzen und wäre ihr dieß gelungen und hätte sie die Stellung verschanzt, so wäre sie eben in die Defensive geworfen; sie könnte das Ausbrechen aus Verona nicht hindern und die Stellung von Pastrengo würde ihr gewaltige Unannehmlichkeiten bereiten. Würde vielleicht auch einmal die Verbindung mit Verona verlegt, so könnte eben diese Stellung schnell Truppen und Material aus Tyrol erhalten und die Belagerungsarmee hätte immer, wenn nicht einen thätigen Feind, so doch zunächst vor ihrer Flanke eine Barre, welche ihr jede Ausdehnung verschlöße. Sollte der feindliche Heerführer die Stellung von Pastrengo zugleich angreifen; sollte er dadurch vielleicht den österreichischen Feldherrn zu einer Schlacht verleiten wollen, deren Verlust diesem das Etschthal entrisse? Pastrengo kann sich schon einige Zeit halten und der österreichische Heerführer kann unter allen Umständen selbstständig handeln. Will sein Gegner eine Schlacht: er kann sie vermeiden; will der Gegner keine Schlacht: er kann sie herbeiführen.

Wenn Beharrlichkeit und Geschick in dem Besitz großer Mittel die nöthigen Opfer nicht scheut, und wenn diese Opfer die Kräfte nicht erschöpfen, so muß zuletzt wohl jede Vertheidigung ihr Ende erreichen. Wäre aber auch Peschiera

gefallen, so müßte die Stellung von Pastrengo und weiter oben müßten die Festen von Ceraino den Feind von der obern Etsch abhalten, und wären auch diese Festen gefallen, so wäre noch nichts entschieden, so lang der Vertheidiger noch Verona und seine Werke im Besitz hat. Diesen von dort abzutreiben und Verona lahm zu legen, das müßte nun das Ziel des Angriffs seyn und dafür würde nun der furchtbare Entscheidungskampf geschlagen. Würden die Abhänge des hügeligen Hochlandes auch nicht eine zweite Schlacht von Custozza sehen, so müßten die Feinde die Werke von Verona angreifen; sie müßten diese in Besitz nehmen und das wäre, ich hab' es oben erwähnt, eine furchtbar blutige Arbeit; es möchte lange Zeit währen ehe diese letzte Periode einträte, und welche Zwischenfälle würden in der langen Zeit sich einstellen, welche könnte eine geschickte Vertheidigung herbeiführen? An Euere diplomatischen Kunstgriffe habe ich schwachen Glauben, und wenn ich auch zugestehen muß, daß eine hartnäckige Vertheidigung auch politische Zwischenfälle herbeiführen könnte, so rechne ich doch mehr darauf, daß der Angreifer Blößen geben, daß er am Ende erschöpft werden müsse und daß ein geschickter Gegner die Blößen und die Erschöpfung benützte. Wie lange hätten die Franzosen und die Engländer vor Sebastopol noch aushalten können? Sebastopol aber war im Vergleich mit Verona ein schlechter Platz und die Russen haben die einzige zweifelhafte Schlacht von Balaklava geschlagen. Begreiflicherweise kann man solche Zwischenfälle nicht zum Voraus errathen, aber sieh, es gibt bei alldem doch gewisse Haltpunkte für Wahrscheinlichkeiten. Der Angreifer würde, um an dem untern Mincio gesichert zu seyn, wenigstens zum Schein wohl auch Mantua einschließen. Würde er dazu eine bedeutende Heeresabtheilung verwenden, so würde er seine Hauptmacht schwächen und dem Gegner Gelegenheit zu tüchtigen Stößen geben. Würde er zu dieser Einschließung nur eine mäßige Truppenmasse verwenden, so würde die Einschließung nichts helfen; die Truppen wären ausgesetzt und vereinzelt, sie könnten zer-

sprengt oder vernichtet werden, besonders wenn eine Eisenbahnverbindung von Verona über Legnago nach Mantua zöge.

Die Schwierigkeiten eines Angriffes in dem untern Abschnitt des Vertheidigungsraumes, d. h. unterhalb des Ausflusses des Mincio hab' ich Dir früher schon angedeutet. Das Festungsfünfeck der Italiener, Pizzighetone, Piacenza, Pavia, Alessandria und Casale, würden freilich der Unternehmung eine schöne Grundlage geben, aber die natürliche Beschaffenheit des Bodens könnten sie nun einmal nicht ändern. Wenn der Boden nicht so wäre, wie er wirklich ist, so könnten die Italiener allerdings über den Po gehen; sie könnten nach links abschwenken um zwischen Legnago und Mantua einzubrechen, oder sie könnten in die venetianische Ebene vorgehen. Auch ohne natürliche Hindernisse würde die Wirkung der beiden Plätze das Manöver zu einem sehr zweifelhaften machen. Wenn aber die Franzosen oder die Italiener, diesen natürlichen Hindernissen trotzend, wirklich über den Po gingen, wenn alle Verbindungen von unzähligen Wassern durchschnitten und die einzelnen Abtheilungen getrennt wären und wenn aus Mantua der Vertheidiger sich zwischen diese Abtheilungen würfe: in welche Lage würden die Angreifer gerathen? Wäre nicht eine furchtbare Katastrophe die Wahrscheinlichkeit?

Siehst Du auf Deine Karte, so kannst Du, ohne ein Kriegsmann zu seyn, mit Recht fragen: muß man Venetien denn nothwendig von Westen her angreifen? Die Italiener haben eine Seemacht, welche der österreichischen wenigstens nach Anzahl der Schiffe, der Geschütze und der Größe der Lästigkeit entschieden überlegen ist. Käme nun dazu eine bedeutende Abtheilung der französischen Flotte, so könnte die österreichische die See nicht mehr halten. Die feindliche Flotte, sagst Du, könnte nun oberhalb Venedig an der Mündung des Isonzo oder irgendwo in Istrien ein beträchtliches Heer an das Land setzen; dieses hätte die Flotte zur Basis und

von dieser aus könnte es sich der Verbindung nach Inneröster-reich bemächtigen; es könnte das Festungsviereck im Rücken angreifen, während die Schiffe Venedig von der Seeseite ein-schlößen. O ja, mein Freund, bei einer ungeheuern Ueber-macht könnte dieses freilich wohl gelingen, aber die Sache hätte doch ihre Bedenken. Wäre die Uebermacht nicht fabel-haft groß, so würden die Oesterreicher denn doch wohl eine ordentliche Reserve am rechten Ort aufstellen; die französischen und italienischen Schiffe könnten sich nicht unsichtbar machen, sie könnten auch nicht schnell, wie der elektrische Funke, von ihrem Hafen zu dem Landungsplatz fliegen; die österreichischen Kreuzer würden sie doch wohl auch gewahren und die Land-ung würde so ganz leicht nicht vor sich gehen. Würde die gelandete Armee dort die Greuzen des deutschen Bundes be-treten, so müßte sich dieser doch auch rühren, und wäre die Bundesarmee in Deutschland beschäftigt, je nun, so bestünde in Italien die ungeheure Uebermacht nicht, die Oesterreicher hätten größere Massen dahin geworfen, die Franzosen aber hätten ihre Kräfte getheilt. Nun, wenn wir auf den deut-schen Bund auch nicht rechnen, so ist doch die Sache so leicht nicht gethan. Die gelandete Armee, ehe sie das Festungs-viereck im Rücken angreifen könnte, müßte Venedig nehmen oder wenigstens einschließen; was aber der Angriff auf Ve-nedig oder dessen Einschließung bedeutet, das hab' ich in einem frühern Briefe erörtert. Die ganze gelandete Armee würde dazu kaum genügen, und wäre sie auch stark genug, so wären immer die Kräfte des Angreifers getheilt, und zwischen den Abtheilungen stünde der Vertheidiger gesammelt und eng concentrirt, deßhalb bei guter Führung jeder einzeln überlegen und gestützt auf seine festen Plätze, könnte er eine jede einzeln schlagen. Allerdings setzt das eine vortreffliche Führung voraus.

Würde das Festungsviereck von der einen Seite ange-griffen oder von der andern, der Angriff findet jede im Ver-theidigungsstand. Die Befestigungen von Ceraino sperren

das Etschthal unten und oben und sie decken den Rücken der Stellung von Pastrengo; Peschiera schützt den obern Mincio, Mantua und Legnago vertheidigen die südliche Seite — der Stützpunkt von allen ist das mächtige Verona.

Ich habe Dir die Vertheidigungsfähigkeit eines großen Systems bezeichnet. Ich bin wohl sehr ausführlich gewesen und doch lange nicht so ausführlich, als es der Gegenstand erfordert und als es dessen Wichtigkeit verdient. Auf diesem Bodenabschnitt wird Oesterreich für seine Stellung kämpfen, auf dieser Strecke des italienischen Bodens und auf den beiden Meeren, welche Italiens Küsten bespülen, wird sich das Schicksal von Europa entscheiden, hier wird das Blut von Tausenden eine neue Aera des europäischen Staatensystems schaffen und der Donner der Geschütze wird sie verkünden.

So, jetzt bin ich fertig. Gott sei gelobt! Nun geht die Reise heimathwärts, den Alpen zu. Ich werde über Mailand zurückgehen und höchstens am Comer-See noch einen kurzen Aufenthalt machen. Nun lebe wohl!

Dein N. N.

XLIX.

Napoleon III. und Cäſar.

„Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt!“ Dieſes Wort Göthe's findet auf die Napoleone vollkommen Anwendung. Der Geiſt Cäſars ſcheint in ihnen wieder erſtanden zu ſeyn: der erſte Napoleon betrachtete ſchon mit Vorliebe den großen Römer als ſein Vorbild; der jetzt regierende aber iſt von der Richtigkeit dieſes Vergleichs ſo ſehr überzeugt, daß er nicht bloß für ſeine politiſche Thätigkeit ſich den Cäſar zum Muſter genommen, ſondern ſich ſogar entſchloſſen hat, wie Homer dem Achill durch die Ilias, ſo dem Cäſar durch ſeine Geſchichte ein ewiges Denkmal zu ſetzen. Der jüngſte Kaiſer von Volkes Gnaden bringt dem erſten Kaiſer von Volkes Gnaden ſeine Huldigung dar. Und in der That iſt die Aehnlichkeit zwiſchen Napoleon III. und Cäſar, wir mögen die perſönlichen oder die politiſchen und ſocialen Verhältniſſe betrachten, eine wahrhaft überraſchende.

Wie Cäſar die Aufmerkſamkeit des römiſchen Volks zuerſt dadurch auf ſich zog, daß er ſeinen großen Onkel Marius wieder zu Ehren brachte, den Marius der vom Bauernſohne ſich zum Conſulat und zum Oberbefehl über die römiſchen Heere emporſchwang und Rom zweimal vom Rande

des Abgrunds zurückriß, zuerst durch seinen Sieg über Jugurtha und nachher durch seine Vernichtung der Cimbern und Teutonen, die schon eine Reihe römischer Heere und Feldherrn in wildem Siegeslaufe vertilgt hatten — den Marius der auch als Vorkämpfer des armen und geknechteten Volks gegen die Oligarchie der reichen Nobilität sich Ruhm und Dank erwarb, zuletzt aber seinen Namen mit Fluch bedeckte durch seine Rachgier und Mordlust: ebenso hat Napoleon III. in der Größe seines Onkels die Quelle seiner eigenen Größe erkannt und alle Sorgfalt darauf verwendet, die befleckten Lorbeern des ersten Napoleon zu reinigen, ihn durch Wort und Schrift und Poesie als den großen Genius des 19. Jahrhunderts, als den edelsten Wohlthäter nicht bloß Frankreichs, sondern der ganzen europäischen Menschheit darzustellen. So ist es den beiden Neffen gelungen, durch die Größe ihrer Onkel die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, durch Hervorhebung der Verdienste ihrer Onkel sich selbst zum Gegenstand der Sehnsucht für die Unterdrückten zu machen und die Hoffnung in denselben zu erwecken, daß sie — die Neffen — dazu berufen seien, die durch feindliche Gewalt unterbrochenen Werke der großen Vorgänger wieder aufzunehmen und zu vollenden. Wie nun Cäsar als Erbe des Namens und der politischen Richtung des Marius die Hoffnung und Stütze des bedrückten Volks wurde gegen die allmächtige Geldoligarchie, wie er als Vorkämpfer des Volks immer höher und höher stieg, bis er als Herr über Alle gebot; so ist auch Napoleon III. als Erbe des glänzenden Namens und als Hauptvertreter der Ideen des Kaiserthums von dem französischen Volke zum Präsidenten der Republik und kurze Zeit nachher zum Kaiser erhoben worden.

Beiden Neffen kamen aber auch die politischen und socialen Verhältnisse ihrer Zeit sehr günstig entgegen. In Rom war es eine übermüthige, schwelgerische und zugleich an geistiger und moralischer Kraft traurig verarmte Nobilität, welche alle Macht des Staates, alle Aemter, alle Provinzen, alle Ein-

künfte und Quellen des Reichthums als ihre Domäne ansah und das Volk, d. h. die durch langen Kriegsdienst und durch Raub und Plünderung der Großen herabgekommenen römischen Bürger als Proletarier verachtete, nur bei den Wahlen ihm schmeichelte und um dessen Zorn zu beschwichtigen, von Zeit zu Zeit Spiele und Feste und Brodspenden ihm hinwarf. Ueber diese verkommene und die nöthigsten politischen und socialen Reformen hartnäckig und grausam bekämpfende Nobilität sich zu erheben war Cäsars Plan und er erreichte denselben durch consequente Vertretung der Interessen des Volkes, durch Vertheilung großer Ländereien an arme Bürger, durch Verleihung des römischen Bürgerrechts an treue Städte und Alliirte und endlich durch die Heranbildung einer großen und unüberwindlichen, nur ihm ergebenen Armee, mit welcher er die letzten Versuche der herrschenden Oligarchie, sich in der Macht zu erhalten, in blutigen Schlachten erstickte. Und als Napoleon III. seine öffentliche Laufbahn begann, da war das französische Volk in seiner unendlichen Mehrheit voll Ekel gegen die unter Louis Philipp gehätschelte und großgezogene Herrschaft der Bourgeois; die heiligsten Interessen wurden von diesen Geldmenschen höhnisch mit Füßen getreten, der ganze Staat mit allen seinen Hilfsquellen war eine Domäne der Reichen geworden; an der Börse wurde das Mark des Volkes und Landes dem Meistbietenden verkauft; wer nicht reich war, konnte nicht in die Deputirtenkammer eintreten, konnte nicht zu den hohen und reichdotirten Staatsämtern gelangen, konnte sich nicht bei den täglich sich mehrenden Quellen des Reichthums, den industriellen und Börsen-Manövern betheiligen. Höhnisch riefen die Reichen, die im Besitz der Macht und aller möglichen Freiheiten schwelgten, den armen Mitbürgern zu: „Werdet reich, Niemand verbietet euch dieß, und wenn ihr reich seid, so genießt ihr die nämlichen Rechte und Freiheiten wie wir!“ Aber wie reich werden ohne Capital? Und das Capital war im Besitz der herrschenden Kammerhelden und Börsenmänner. Wer mag sich nun

wundern über den tiefen Groll der arbeitenden Classen in Frankreich unter dem Gefühl ihrer täglich wachsenden Armuth, Unmacht und Unfreiheit! Da erhob sich die empörte Nation und warf in wenigen Stunden die drückende Sklaverei ab, zerbrach das harte Joch des „Bürgerkönigs" und seiner Börsenmänner und Kammerhelden und verlangte auch für die ärmeren Bürger, für die Bauern, Arbeiter und Soldaten Gleichheit der politischen Rechte und Theilnahme an den Wohlthaten des Staates. Aber die Republik vergaß bald die kräftigen Fäuste, denen sie ihr Daseyn verdankte; die Bourgeois wollten in das Geleise des Bürgerkönigs zurückkehren und durch ihre Börsenherrschaft und die wiedererrungene Majorität in der Nationalversammlung den alten Druck auf die Nation ausüben: da erhob diese den Mann, dessen Name sie an die frühere Größe Frankreichs erinnerte. Sie vergaß das harte Regiment des ersten Napoleon und dachte nur daran, daß er ein wahrer Kaiser und Herr war, daß er das schwer mißhandelte Frankreich mit kräftiger Faust aus den Krallen der räuberischen und bluttriefenden Revolutionsmänner herausriß und die ganze Welt mit dem Ruhm seiner Thaten erfüllte; von dem Neffen und Erben dieses Mannes erwartete die Nation dieselbe Thatkraft, darum wählte sie ihn zum Schrecken der Bourgeois und zum Entsetzen der „liberalen" Kammermajorität zum Kaiser von Frankreich. Und eingedenk seiner Wähler hält Napoleon III. den Hochmuth der auf ihren Reichthum und ihre eingebildete Bildung und Aufklärung pochenden Geldmänner und Advokaten mit energischer Hand nieder und denkt nicht daran, seine Herrschergewalt ihnen zu Füßen zu legen, wie der schwache Louis Philipp zu seinem und seines Hauses Unglück gethan. Das ist denn auch die Quelle aller Schmähungen und Lästerungen, womit Napoleon III. seit einigen Jahren von den Geldmenschen, den Freimaurern und revolutionssüchtigen Advokaten Frankreichs, ja von den „Liberalen" aller Völker Europas bedeckt wird. Und als Napoleon endlich mit seinem längst angekündigten

Werk über Cäsar hervortrat, da fielen diese Todfeinde seines kaiserlichen Regimentes wie hungrige Löwen darüber her und zogen es herab in den Koth und selbst die unleugbarsten Vorzüge des Buches fanden keine Gnade in ihren Augen, denn in dem Schriftsteller Napoleon wollten sie den Kaiser Napoleon geißeln und höhnen.

Die Geschichte wird einstens auch über diesen Mann ihr Urtheil aussprechen, und wir wollen demselben nicht vorgreifen. So viel aber glauben wir dennoch bemerken zu dürfen, daß wir ebensowenig zu den unbedingten Bewunderern und Lobrednern, als zu den fanatischen Gegnern Napoleons III. gezählt werden wollen. Wir können ihn nicht unbedingt bewundern und preisen, denn gar Vieles hat er gethan, um sich die Gunst der „liberalen" Partei zu erkaufen, und dabei göttliches und menschliches Recht mit Füßen getreten. Unter dem Jubel der liberalen Partei hat er dem Papst die schweren Leiden bereitet, die noch heute kein Ende gefunden; unter dem jauchzenden Beifallsgeschrei der Liberalen und Revolutionäre Europas hat er Oesterreich mit Krieg überzogen und an Oesterreichs Stelle seine Creatur Viktor Emanuel zum Oberherrn Italiens gemacht; den Liberalen zu lieb hat er gegen den klaren Wortlaut des Züricher Friedens die italienischen Herzogthümer, ferner Neapel und Sizilien, endlich sogar die größten und schönsten Provinzen des Kirchenstaates, dieses Gemeingutes aller Katholiken der Welt, dem raubgierigen Piemont in den Rachen geworfen; den Liberalen zur Freude hat er endlich die September-Convention abgeschlossen, um den Papst durch beständige Drohung seinen Zwecken dienstbar zu machen. Das waren und sind die Mittel Napoleons, um sich den Beifall der liberalen und unchristlichen Welt zu verschaffen, und so lange er diese Mittel ausschließlich spielen ließ, so lange ertheilte ihm der servile Liberalismus für all seine Handlungen, sie mochten auch noch so tyrannisch und ungerecht seyn, in freudiger Rührung die Generalabsolution. Ja selbst die Napoleon'sche Politik seinen

Franzosen gegenüber fand als vernünftig und gerecht den Beifall des liberalen Europa, während dieselbe Politik jetzt, da der Kaiser nicht mehr so blindlings dem liberalen Commandowort sich zu fügen scheint, als die wahnsinnigste und grausamste dem Haß aller „Freisinnigen" der Welt ausgesetzt wird. Napoleon hat nun Gelegenheit, sich von der Aufrichtigkeit und Treue seiner liberalen Verehrer zu überzeugen; es geht ihm nicht anders als allen Monarchen, die dem Lob und den Schmeicheleien des Liberalismus ihr Ohr leihen; so lange ein Souverain diesen Stimmen willenlos folgt und eine Stütze seines Thrones nach der andern zerstört, so lange wird er als Mann des Fortschritts und der Freiheit gepriesen; macht er aber einmal den leisesten Versuch, sich zu emancipiren und die wahren Interessen seines Reiches zu fördern, alsbald verfällt er der Vehme des liberalen Europa und keine Lüge und keine Verleumdung ist seinen früheren Schmeichlern zu schlecht, um ihn zu einem Gegenstand des Abscheus zu machen.

So wenig wir nun den französischen Kaiser unbedingt loben können, ebensowenig lassen wir uns von der modernsten Parole des Hasses beherrschen. Uns erscheint er als ein Werkzeug der Vorsehung, welches als Mensch den menschlichen Fehlern und Leidenschaften unterworfen ist, aber große und unleugbare Verdienste um Frankreich zunächst, dann aber auch um die christliche Welt überhaupt sich erworben hat. Die gegenwärtige Generation hat ein entsetzlich kurzes Gedächtniß, denn wie könnte sie sonst die Lage Frankreichs in der Juni-Schlacht des J. 1848 so gänzlich vergessen haben? War damals nicht ein fürchterlicher Einblick gestattet in die rollenden Donner der Tiefe der französischen Gesellschaft! Wie rasend und verzweifelt zeigte sich der Haß der Arbeiter und Proletarier in Paris gegen die höheren und vermöglichen Classen! Hat je Frankreich in einer Feldschlacht so viele Soldaten, Offiziere und Generäle verloren als in jenem blutigen Kampf gegen die von rasenden Communisten besetzten Barrikaden?

Man mag nun über Napoleon III. urtheilen wie man will, so viel ist gewiß, daß unter seiner Regierung die armen und arbeitenden Classen nie mehr einen solchen Verzweiflungskampf wiederholt haben, und nicht durch brutale Gewalt, sondern durch sorgfältige Berücksichtigung ihrer Interessen und Wünsche, durch Förderung des Handels und der Industrie hat er diese Millionen zur Ruhe gebracht und im Gehorsam erhalten. Napoleon hat aber auch der französischen Nation überhaupt ihren Nationalstolz wieder gegeben und sie auf ein großes, für die ganze Zukunft erfolgreiches Feld politischer Thatkraft geführt: er hat den Stolz der Russen gebrochen, die sich in frechem Uebermuth schon für die Herrn der abendländischen Völker ansahen; er hat China dem europäischen Verkehr und der christlichen Mission wieder geöffnet; er hat in Cochinchina festen Fuß gefaßt und der französischen Cultur einen breiten Stützpunkt zur Ausbreitung in Hinter-Indien geschaffen; er hat endlich Mexiko den Händen des räuberischen Parteigängers Juarez entrissen und eine feste politische Ordnung dort angebahnt, die dieses reiche, aber bisher so unglückliche Land in den Kreis der Culturstaaten hereinziehen kann. Die Pflege der religiösen und kirchlichen Interessen, welche wie die Geschichte aller Völker beweist, allein im Stande ist, der französischen Nation dauernden Segen und Ruhe zu geben, hat Napoleon allerdings nicht so begünstigt und gefördert, wie die Pflicht eines christlichen Monarchen verlangt, aber auch — wie Jedermann zugeben muß — nicht so böswillig bekämpft und allen Einfluß der Religion auf Schule und Unterricht verhindert und alle kirchliche Freiheit und Schöpferkraft als Sklave des Voltärianismus und Freimaurerthums niedergedrückt, wie sein Vorgänger Louis Philipp, der „liberale" König der Bourgeois.

Wir fühlen uns also bei Beurtheilung des Beherrschers von Frankreich ebenso frei von Haß und Geringschätzung, als von allzu großer Bewunderung und Vorliebe, und sind fest entschlossen, auch bei Besprechung seines geschichtlichen Werkes

dieſe Objektivität unſeres Standpunktes keinen Augenblick zu verlaſſen.

I. Die Vorrede.

Wenn wir die Vorrede des Werkes den zwei Büchern des erſten Bandes dem Werthe nach gleichſtellen, ſo folgen wir nicht nur unſerem perſönlichen Gefühle, ſondern die öffentliche Meinung in ganz Europa hat ihr denſelben, ja einen noch höhern Werth beigelegt. Viele Organe der Preſſe begnügten ſich damit die Vorrede ihren Leſern mitzutheilen und entweder über die Maßen zu loben oder mit fanatiſcher Wuth zu verdammen; aller andere Inhalt des erſten Bandes iſt ihnen gleichgiltig und fremd geblieben. Mit Recht erblickt man in der Vorrede Napoleons zu ſeinem Cäſar das Programm ſeiner politiſchen und ſocialen Beurtheilung der innern und äußern Verhältniſſe Frankreichs; und der Umſtand, daß dieſe Vorrede nicht erſt wenige Tage vor der Publikation des erſten Bandes geſchrieben wurde, ſondern das Datum des 20. März 1862 trägt, beweiſt uns, daß Napoleon dieſelbe reiflich durchdacht und als Dokument ſeiner innerſten Ueberzeugung dem Werke vorangeſtellt hat.

„Die hiſtoriſche Wahrheit — ſo beginnt der kaiſerliche Geſchichtſchreiber — ſollte ebenſo heilig ſeyn wie die Religion. Wenn die Lehren des Glaubens unſere Seele über die irdiſchen Intereſſen erheben, ſo flößen uns die Lehren der Geſchichte ihrerſeits die Liebe zum Schönen und zum Gerechten ein und Haß gegen das, was die Fortſchritte der Menſchheit verhindert. Dieſe Lehren erfordern aber, um nützlich zu werden, gewiſſe Bedingungen: die Thatſachen müſſen mit ſtrenger Genauigkeit wiedergegeben, die politiſchen oder ſocialen Veränderungen müſſen philoſophiſch entwickelt werden, der anziehende Reiz der Einzelheiten aus dem Leben der Männer der Geſchichte darf nicht die Aufmerkſamkeit von ihrer politiſchen Rolle abwenden und ihre providentielle Miſſion in

Vergessenheit bringen“*). Nach kurzem Hinweis auf viele Geschichtschreiber, die ohne Pragmatismus die Ereignisse coordinirt neben einander stellen gleich dem Maler, der bei Darstellung der Naturerscheinungen sich nur um ihre malerische Wirkung bekümmert, fährt der Verfasser also fort: „Welches ist aber bei der Geschichtschreibung das Mittel zur Wahrheit zu gelangen? Es ist die Befolgung der Gesetze der Logik. Halten wir zuerst die Wahrheit fest, daß eine große Wirkung immer aus einer großen, nie aus einer kleinen Ursache hervorgehen konnte; anders ausgedrückt: ein scheinbar unbedeutendes Ereigniß hat nie wichtige Resultate zur Folge ohne eine präexistirende Ursache, die gestattet hat daß dieses unbedeutende Ereigniß eine große Wirkung hervorbrachte. Der Funken facht nur dann einen Brand an, wenn er in vorher schon aufgehäuften Brennstoff hineinfällt.“ Nachdem der Verfasser diese Wahrheit durch ein Citat aus Montesquieu bekräftigt, wendet er sie auf die römische Republik an mit folgenden Worten:

„Wenn die Römer nahezu 1000 Jahre lang immer siegreich aus den härtesten Prüfungen und den schwersten Gefahren hervorgegangen sind, so geschah es weil eine allgemeine Ursache existirte, die sie immer zu Siegern über ihre Feinde gemacht und bewirkt hat, daß Niederlagen und theilweises Unglück nicht den Fall ihres Reiches nach sich zogen. Wenn die Römer, nachdem sie der Welt das Beispiel eines durch die Freiheit sich constituirenden und wachsenden Volkes gegeben, seit Cäsar sich blindlings in die Sklaverei zu stürzen scheinen, so liegt der Grund darin, daß eine allgemeine Ursache existirte, welche es der Republik durch die Macht des Schicksals unmöglich machte, zur Reinheit ihrer alten Institutionen zurückzukehren; es geschah, weil die neuen Bedürfnisse und In-

*) Wir erlauben uns zu bemerken, daß wir alle wörtlichen Citate in diesem und in den zwei folgenden Artikeln selbstständig und ohne Benützung irgend einer der vorhandenen deutschen Uebersetzungen, aus dem französischen Originaltext bearbeitet haben.

tereſſen einer in der Entwicklung begriffenen Geſellſchaft andere Mittel zu ihrer Befriedigung verlangten. Wie die Logik uns in den wichtigen Ereigniſſen den Grund ihrer entſcheidenden Wichtigkeit nachweist, ebenſo muß man in der langen Dauer einer Inſtitution den Beweis ihrer Güte, und in dem unbeſtrittenen Einfluß eines Mannes auf ſein Jahrhundert den Beweis ſeines Genies anerkennen. Die Aufgabe beſteht alſo darin, das Lebenselement aufzuſuchen, das die Kraft der Inſtitution bildete, wie die vorherrſchende Idee, die das Handeln des Mannes beſtimmte."

Nach wiederholter Verwerfung jener Geſchichtſchreiber, welche die Ereigniſſe früherer Zeiten ohne Rückſicht auf ihre Wichtigkeit ſammeln und darſtellen, und unter Hinweiſung darauf, daß nicht die kleinliche Analyſe der römiſchen Organiſation uns die Dauer dieſes großen Reiches begreiflich mache, ſondern die tiefe Prüfung des Geiſtes ſeiner Inſtitutionen, geht der Verfaſſer auf den Gedanken über, der in dem vorliegenden Bande in verſchiedenen Variationen immer aufs neue wiederkehrt, der alſo recht eigentlich der Kerngedanke Napoleons genannt werden muß.

„Wenn außerordentliche Thaten einen hervorragenden Genius bezeugen, was kann dem geſunden Verſtand mehr widerſprechen als ihm alle Leidenſchaften und alle Gefühle der Mittelmäßigkeit zuzuſchreiben? Was iſt unrichtiger, als die Ueberlegenheit ſolcher privilegirter Weſen nicht anzuerkennen, die von Zeit zu Zeit in der Geſchichte erſcheinen als glänzende Leuchtthürme, um die Finſterniß ihrer Zeit zu zerſtreuen und die Zukunft zu beleuchten? Dieſe Ueberlegenheit leugnen hieße übrigens der Menſchheit Unrecht thun, indem man ſie für fähig hielte, auf lange Zeit und freiwillig einer Herrſchaft ſich zu unterwerfen, die nicht auf einer wahren Größe und auf einem unbeſtreitbaren Nutzen beruhte. Laßt uns logiſch ſeyn und wir ſind gerecht!"

Daß die bisherigen Geſchichtſchreiber Cäſars, namentlich die alten, nicht auf dieſem Standpunkt abſoluter Bewunderung geſtanden, ſondern an Cäſar wie an andern Männern der Geſchichte menſchliche Leidenſchaften und Schwachheiten er-

blickt und der Nachwelt überliefert haben, darüber zeigt sich der kaiserliche Panegyriker unverkennbar entrüstet, indem er sich also ausspricht:

„Nur zu viele Geschichtschreiber finden es leichter, die genialen Männer herabzuziehen als sich selbst durch eine edle Begeisterung zu ihrer Höhe aufzuschwingen, indem sie in deren großartige Plane eindringen. So in Betreff Cäsars: anstatt uns zu zeigen, wie Rom durch die Bürgerkriege zerrissen, durch Reichthum verdorben ist und seine alten Institutionen mit Füßen tritt, wie es von mächtigen Völkern, den Galliern, Germanen und Parthern bedroht, unfähig ist sich zu erhalten ohne eine stärkere, dauerhaftere und gerechtere Centralgewalt; anstatt, sage ich, dieses getreue Gemälde uns zu entwerfen, stellt man uns Cäsar dar wie er von seiner Jugend an schon an die höchste Gewalt denkt. Wenn er sich Sulla widersetzt, wenn er mit Cicero uneinig ist, wenn er sich mit Pompejus alliirt, so geschieht es in Folge dieser berechnenden Arglist, die Alles errathen hat, um Alles sich dienstbar zu machen; wenn er sich auf Gallien stürzt, so geschieht es um sich durch Plünderung Schätze zu erwerben oder treuergebene Soldaten; wenn er das Meer übersetzt, um die römischen Adler in ein unbekanntes Land zu tragen, dessen Eroberung jedoch die Eroberung Galliens sichern soll, so geschieht es, um daselbst Perlen zu suchen, die man in den britischen Meeren zu finden glaubte. Wenn er nach Besiegung der furchtbaren Feinde Italiens jenseits der Alpen einen Feldzug gegen die Parther beabsichtigt, um die Niederlage des Crassus zu rächen, so geschieht es, wie gewisse Geschichtschreiber sagen, weil die Thätigkeit seiner Natur zuträglich und seine Gesundheit im Felde besser war; wenn er von dem Senat einen Lorbeerkranz mit Dank annimmt und ihn mit Stolz trägt, so geschieht es, um seine Glatze zu bedecken; wenn er endlich ermordet worden ist von denen, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, so geschieht es, weil er sich zum König machen wollte — als wäre er nicht für seine Zeitgenossen ebenso wie für die Nachwelt größer als alle Könige! So lauten seit Sueton und Plutarch die armseligen Deutungen, die man den edelsten Dingen zu geben für gut findet."

Nach dieser Zurückweisung der kleinlichen Geschichtschreiber, aus denen übrigens der kaiserliche Verfasser dennoch den Stoff

zur Verherrlichung seines Helden, wie die häufigen Citate beweisen, geschöpft hat, so daß die „armseligen" Menschen doch auch Sinn und Verständniß für die großen Thaten Cäsars gehabt haben müssen, wirft Napoleon die Frage auf: „An welchem Zeichen kann man die Größe eines Mannes erkennen?" — und beantwortet sie also: „An der Herrschaft seiner Ideen, wenn seine Principien und sein System triumphiren trotz seines Todes oder seiner Niederlage! Ist es nicht in der That das Eigenthümliche des Genius, das Nichts zu überleben und seine Herrschaft über die künftigen Generationen auszudehnen? Cäsar verschwindet und sein Einfluß gewinnt noch mehr als zu seinen Lebzeiten die Oberhand. Jahrhunderte lang genügte es, der Welt zu sagen, das sei der Wille Cäsars gewesen und es gehorchte die Welt!"

Konnte man schon aus dem bisherigen sicher genug auf die Absicht des kaiserlichen Verfassers schließen, so spricht er sich jetzt offen und mit größter Entschiedenheit darüber aus:

„Das Bisherige zeigt hinlänglich den Zweck, den ich mir bei Abfassung dieser Geschichte vorsetze. Dieser Zweck ist nachzuweisen daß, wenn die Vorsehung Männer erweckt wie Cäsar, Karl d. Gr., Napoleon, es geschieht um den Völkern den Weg zu zeigen, den sie einschlagen müssen, und mit dem Siegel ihres Genius eine neue Aera zu bezeichnen und in wenigen Jahren die Arbeit mehrerer Jahrhunderte zu vollenden. Glücklich die Völker, die sie begreifen und ihnen folgen; unglücklich die welche sie verkennen und bekämpfen. Sie machen es wie die Juden, sie kreuzigen ihren Messias; sie sind blind und schuldig: blind — denn sie sehen nicht die Unmacht ihrer Anstrengungen, um den definitiven Triumph des Guten zu verhindern; schuldig — weil sie nur den Fortschritt verzögern, indem sie seiner raschen und fruchtbaren Anwendung Hindernisse bereiten. In der That weder die Ermordung Cäsars noch die Gefangenschaft auf Sankt Helena waren im Stande, zwei volksthümliche Sachen (causes populaires), die durch einen mit der Maske der Freiheit sich bedeckenden Bund gestürzt wurden, unwiederbringlich zu zerstören. Brutus hat durch Cäsars Ermordung

Rom in die Schrecken des Bürgerkrieges gestürzt; die Alleinherrschaft des Augustus hat er nicht verhindert, aber die eines Nero und Caligula möglich gemacht. Die Verbannung (ostracisme) Napoleons durch das verschworene Europa hat ebensowenig die Wiedererstehung des Kaiserreiches verhindert, und doch wie fern sind wir von der Lösung der großen Fragen, von der Beruhigung der Leidenschaften, von der gerechten Befriedigung, welche das erste Kaiserreich den Völkern gegeben hat! — Auch bewahrheitet sich täglich seit 1815 die Prophezeiung des Gefangenen von Sankt Helena: „Wie viel Kampf, Blut und Jahre wird es wieder*) kosten, damit das Glück, das ich der Menschheit verschaffen wollte, sich verwirklichen kann."

Diese Worte der kaiserlichen Vorrede enthalten, wie jeder Leser gewiß zugeben wird, manche schöne und erhabene Gedanken, aber noch mehr gewagte und in der Form, wie sie dargestellt sind, unrichtige und dem unparteiischen Urtheil der Geschichte widersprechende Behauptungen. Die erste Frage ist offenbar die: kommen in der Geschichte solche Männer vor, die absolut groß und vollkommen genannt werden dürfen, wie Napoleon den Cäsar behandelt? Die Antwort lautet entschieden: Nein! Das Maß der geistigen und moralischen Kräfte des Menschen ist — weil und so lange wir Menschen sind — immer ein beschränktes, und wenn ein Mann in der einen Richtung des geistigen und moralischen Lebens sich weit über alle Zeitgenossen erhebt, so ist er in andern Beziehungen ganz gewiß nicht frei von Fehlern, Leidenschaften und Gebrechen; denn wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Wenn nun die alten Geschichtschreiber von Cäsar berichten, daß er kolossale Schulden gemacht, um das Volk bei guter Laune zu erhalten und durch dessen Sympathien sich Macht und Einfluß und zuletzt große und einträgliche Provinzen

*) Dem französischen Wort „encore" entspricht — dem Gedankengang gemäß — das deutsche Wort „wieder" mehr als das Wort „noch".

zu verschaffen, und wenn sie beifügen, eine Hauptursache des Kriegs gegen die Gallier sei Cäsars Verlangen nach Geld und Beute gewesen, um seine Schulden zu zahlen, um seine bisherigen Creaturen in Rom sich zu erhalten und neue Anhänger unter den käuflichen Großen sich mit schweren Summen zu erkaufen — haben etwa diese in antiker Aufrichtigkeit die Sache erzählenden Classiker dadurch die schweren Vorwürfe Napoleons verdient? Daß Cäsar nicht die besten und edelsten Gründe zum Krieg gegen die mit Rom lange Jahre in guter Nachbarschaft lebenden Gallier hatte, zeigt uns Cato's Antrag im römischen Senat, man müsse den Cäsar, anstatt ihn wegen seiner gallischen Siege durch Dankfeste zu belohnen, vielmehr an die Gallier ausliefern, da er einen ungerechten Krieg gegen sie führe. Die transalpinischen Gallier waren überhaupt für Rom bei weitem nicht so gefährlich, als in neuester Zeit die Sache oft dargestellt wird: ihre durchaus mangelhafte politische Organisation, ihre Zersplitterung in mehrere unter eigenen Fürsten stehende Stämme, ihre beständige Eifersucht und Feindschaft unter einander, ihre unvollkommene, halbbarbarische Bewaffnung und Kriegführung, Alles machte sie zu einem Angriff auf das Gebiet der mächtigen Republik unfähig. So wenig das heutige Frankreich von den in verschiedene Stämme und Staaten gespaltenen Deutschen einen Angriff zu fürchten hat, ebensowenig bedrohten die alten Gallier das römische Reich. Das wußte man auch in Rom, daher die Nachricht von dem ersten Siege Cäsars über die Gallier eine sehr mäßige Freude bei allen Ständen erweckte. Wenn nun die alten Geschichtschreiber, namentlich Sueton, dieser in Rom damals herrschenden Ueberzeugung Ausdruck verliehen und dem gallischen Krieg Cäsars egoistische Motive unterschieben, haben sie etwa dadurch die Pflicht des unparteiischen Historikers verletzt? Wir sind weit entfernt, die in manchen Stücken allerdings kleinliche Beurtheilung Cäsars von Seite der Classiker für die richtige zu halten; aber ebenso sehr protestiren wir dagegen, alles was

Cäsar gesprochen und gethan und alle seine Motive für absolut vollkommen, für genial, für unangreifbar zu halten und alle Römer, die ihn im Senat, auf dem Forum und auf den Schlachtfeldern bekämpften, für beschränkte, egoistische und verblendete Menschen zu erklären, für Don Quixote's und Sancho Pansa's, wie Mommsen sich auszudrücken für gut fand. Cäsar war ein genialer Mann, der größte Feldherr und Staatsmann der römischen Geschichte, das ist nicht wohl zu leugnen; aber ein großer Mann war er nicht, denn zu der Größe eines Mannes gehört nicht bloß geistige Ueberlegenheit, Feldherrngenie, außerordentliche Willenskraft und angebornes Herrschertalent, sondern ein wesentliches Erforderniß ist auch die sittliche Würde. Diese aber besaß Cäsar weniger als viele seiner politischen Gegner; die einstimmigen Berichte der Alten über sein skandalöses Verhältniß zu König Nikomedes, über seine endlosen Buhlereien und Ehebrüche, über die Spottlieder seiner Soldaten auf ihn, über die Ausschweifungen aller Art, die er seinen Soldaten außer dem Dienst erlaubte, über seine totale Gleichgiltigkeit gegen die moralischen Eigenschaften seiner Anhänger — all diese Berichte kann wedet Napoleon noch Mommsen vernichten oder durch gesuchte Deutung entkräften. Es heißt die ganze Geschichte auf den Kopf stellen, wenn man den hervorragenden Männern, die Großes gethan und sich auf den Gipfel politischer Macht emporgeschwungen haben, mit Rücksicht auf diese erstiegene Höhe einen Freibrief für alle egoistischen, grausamen und unmoralischen Handlungen ausstellen müßte. Der kaiserliche Verfasser erinnert in dem ersten Buch dieses Bandes öfters an den schönen Satz: „noblesse oblige, ne dispense pas!"; ebenso urtheilt auch die Geschichte von den zu einer außerordentlichen Mission berufenen Männern. Vor ihrem Richterstuhle erscheinen die Menschen so wie sie wirklich sind, entkleidet der blendenden Hülle großer Macht und glänzender Erfolge; die moralischen Motive und die Mittel und Werkzeuge, die sie benützten, werden von ihr geprüft, und das

Gute und Nützliche was sie gethan, wird mit dem Bösen und Verderblichen, das von ihnen ausging, verglichen und nach dem Resultat das Urtheil gefällt.

Daß die Vorsehung oft Männer beruft, um Großes auszuführen und neue fruchtbare Ideen in die Welt hineinzuwerfen oder die von unreinen und falschen Zeitströmungen erdrückten Ideen des Wahren, Guten und Schönen wieder zu neuem Leben zu erwecken — wer möchte dieß leugnen? Spricht doch die Geschichte, die heilige sowohl als die profane, zu laut und deutlich für diese Thatsache, als daß man sie in Zweifel ziehen könnte. Dahin rechnen wir z. B. einen Alexander, Constantin, Theodosius, ferner den großen Kaiser Karl, Otto I., Barbarossa, Rudolf von Habsburg; und unter den Kirchenfürsten Leo den Ersten, Gregor den Ersten und Siebenten und Innocenz den Dritten*). Was ist nun nach dem Zeugniß der Geschichte das Kennzeichen der wahrhaft großen Männer? Offen gesagt, es ist der unleugbare Schutz Gottes, der ihre Person begleitet, und der Segen Gottes, der ihre Gedanken und Werke durchdringt, daß sie wie Sauerteig ihre in Fäulniß übergegangene Mitwelt zu neuem Leben und Streben nach den edelsten geistigen und sittlichen Gütern erwecken. Wir wollen dieß, da der Raum uns nicht gestattet, es an all den genannten zu thun, nur an Alexander und Karl in kurzen Zügen nachzuweisen versuchen. Augenscheinlich ist der jugendliche Held Alexander ein Werkzeug der Vorsehung, da er mit geringer Macht das große Werk unternahm, die in politische und moralische Fäulniß versunkene Monarchie des Darius zusammenzustürzen, die asiatischen Völker aus uralter Sklaverei zu erlösen und die griechische Cultur, die zu Hause keinen fruchtbaren Boden mehr fand, über die unermeßlichen Länder des Orients zu verbreiten.

*) Wir sind weit entfernt, auf Vollständigkeit dieser Aufzählung Anspruch zu machen; es ließen sich noch viele ausgezeichnete Männer ohne Mühe den genannten beifügen.

Und weil ihm dieses große Werk so sehr gelungen ist, daß auf Jahrhunderte hinaus Asien vom griechischen Geiste erfüllt erscheint, weil er neue Städte an trefflich gewählten Punkten gegründet und ihnen die freieste Verfassung gegeben und eben dadurch die persönliche Kraft in Millionen zu frischer Thätigkeit spornte; weil er seinen Namen weder durch Plünderung noch durch brutale Bedrückung der Besiegten befleckte, so daß er heute noch als der große Held und edle Ritter in den orientalischen Liedern besungen wird, darum hat ihm die Geschichte den Namen „der Große" gegeben. Und Kaiser Karl wird der Große genannt, weil er die segenspendende Kraft der Kirche und ihrer Organe erkannte und darum ihr Wachsthum in weiten Gauen seines Reiches ohne kleinliche Eifersucht förderte; weil er die ewig wahren und fruchtbaren Ideen des Christenthums auch in seine politische und bürgerliche Gesetzgebung aufnahm und dadurch zu der großen geistigen Blüthe der folgenden Generationen den Grund legte. Groß war er auch darum, weil er in richtiger Erwägung der schweren Gefahren, die sein Reich und die aufkeimende christliche Cultur durch die heidnischen Sachsen und die fanatischen Araber bedrohten, die schwersten Kriege nicht scheute, um die Araber bis an den Ebro zurückzudrängen und die Sachsen zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Dadurch vollendete er das große Werk der Christianisirung der Deutschen, und die Sachsen sind von da an keine Bundesgenossen der Feinde der deutschen Nation wie bisher, sondern stehen getreu zum Reiche und schon hundert Jahre später sind sie die Träger und Stützen der deutschen Königsgewalt und zeigen sich als Vorkämpfer der deutschen Nation und des Christenthums gegen die treulosen Byzantiner und gegen die fanatischen Araber.

Solche Verdienste, die auf Jahrhunderte der Sache der Civilisation einen unaufhaltsamen Fortschritt geben, belohnt die Geschichte mit dem Ehrennamen „der Große". Wenn aber

ein Mann von persönlichem Ehrgeiz gestachelt alle bestehenden Schranken durchbricht, die alten Gesetze und Institutionen mit Füßen tritt, Kriege beginnt nicht zur Rettung des Vaterlandes gegen gefährliche Feinde, sondern aus Beutelust und Herrschgier, und die Gelegenheit dazu willkürlich herbeizieht, und endlich die Waffen gegen das eigene Vaterland kehrt und sie nicht früher ablegt, als seine Feinde vollständig vernichtet ihm zu Füßen liegen und alle Gewalt in seiner kühnen Faust vereinigt ist: ein solcher Mann mag der Abgott seiner ganzen Zeit werden und Millionen Anbeter und Bewunderer zählen, er mag seine Thaten durch die triftigsten Gründe zu rechtfertigen suchen, die Geschichte versagt ihm den Beinamen des Großen, denn die Geschichte liebt die Coriolane nicht. Die Vorsehung läßt einem solchen Mann allerdings oft einen großen Spielraum seiner Thätigkeit; es geschieht aber zur Züchtigung der Völker, die Gottes Zorn auf sich geladen haben. Und eben dieß war die providentielle Mission Cäsars: die erbärmliche römische Nobilität, die wie Drohnen mit dem Mark der Provinzen sich mästete und durch ihre maßlose Verschwendung und Lüderlichkeit die Sitten aller Völker vergiftete, mußte nach dem Willen der Vorsehung gerade durch Einen aus ihrer Mitte gestürzt, auf den Schlachtfeldern decimirt und für alle Zukunft unfähig gemacht werden, die nur zu lange occupirte Herrschaft wieder zu erobern. Und eben diese Mission hat Cäsar erfüllt und zwar unter unverkennbarem Beistand höherer Mächte; dann aber ließ ihn Gott fallen, denn, wie der kaiserliche Schriftsteller pag. 339 sehr geistreich bemerkt, „ein dauerndes Gut kann nie aus unreinen Händen hervorgehen!"

Die „Ideen" Cäsars, welche Napoleon so außerordentlich betont und als den schlagenden Beweis seiner Größe darstellt, sind nach der Ueberlieferung der Classiker nicht so sehr die Ideen Cäsars als der demokratischen Partei überhaupt. Der edle und großartige Geist des Cajus Gracchus, der sich

mit ungetheilter Manneskraft und mit dem Feuereifer eines Helden der Volkssache annahm und Blut und Leben ihr weihte, hat die von Napoleon dem Cäsar zugeschriebenen Ideen nicht bloß als die richtigen Mittel zur Hebung des Volkes erkannt und in seinen Reden wiederholt ausgesprochen, sondern er war auch nahe daran, sie zu verwirklichen. Mommsen hat das Verdienst, die staatsmännische Größe des Cajus Gracchus nach allen Seiten gebührend erfaßt und beleuchtet zu haben, während Napoleon, als fürchtete er durch gerechte Verherrlichung des großen Tribunen seinen Helden in Schatten zu stellen, mit Aufzählung der bekanntesten Thaten und Anträge des Cajus Gracchus sich begnügt, aber am Schlusse doch die Bemerkung beifügt (pag. 219), die Gracchen hätten zur Durchführung ihrer Reformen eine Armee zu ihrer Verfügung haben sollen! Das ist es aber, was Cäsar als absolut nothwendig erkannte, darum ging seine ganze Politik dahin, sich eine solche Armee zu verschaffen; und daß ihm dieses gelang, beweist eben, daß Cäsar weit entfernt war von der jugendlichen Schwärmerei seiner großen Vorgänger, die alle ihre Hoffnung auf die Treue des Volks setzten, sondern in kalter Berechnung und nüchterner Beurtheilung seiner Gegner sowohl als seiner demokratischen Anhänger sich selbst die Garantie seiner Herrschaft zu schaffen suchte.

Wenn man also, um auf den Hauptgedanken Napoleon's zurückzukommen, zugeben muß, daß die Vorsehung von Zeit zu Zeit außerordentliche Männer berufe, denen die Völker zu ihrem eigenen Wohl gehorchen müssen, so wird der Untersatz, d. h. die Frage wer ein solcher Mann der Vorsehung sei, immer viel Streit veranlassen. Denn wenn der Verfasser den Cäsar und Napoleon dahin rechnet, so können wir ihm nur theilweise und unter Vorbehalt beipflichten. Da wir über Cäsar unsere Ansicht schon ausgesprochen, so bleibt uns nur noch von dem ersten Napoleon zu sprechen übrig. Anfangs wat Napoleon augenscheinlich von der Vorsehung

begünstigt: er sollte die abscheulichen Ausschweifungen der französischen Revolution, die gegen Gott, gegen Religion und Kirche, gegen alles Privat- und Völkerrecht ihr freches Haupt erhoben und die blutigsten Greuel verübt hatte, züchtigen und der französischen Nation Ruhe, Frieden und Ordnung, und der christlichen Nation die Freiheit wieder verleihen. Dieß ist ihm rasch und unter sichtbarem Schutz Gottes gelungen. Daß er nun aber *den Frieden, den er der ganzen europäischen Welt geben konnte, nicht gab*, daß er Krieg an Krieg reihte, daß er die Besiegten durch harte Bedingungen des Friedens noch mehr zu Boden warf als durch die Schlachten, daß er durch die französischen Intendanten den Besiegten das Mark aus dem Gebein pressen ließ und sie zur Verzweiflung trieb: das war gegen seine von Gott empfangene Mission, er wurde aus einem Werkzeug der göttlichen Gnade eine furchtbare Gottesgeißel und endlich von dem schwer mißhandelten Europa, selbst unter freudigem Zuruf der aufs äußerste erschöpften Franzosen, gestürzt. Wie nun der kaiserliche Verfasser das verletzende Wort gebrauchen konnte, „*von dem mitverschworenen Europa*" sei Napoleon gestürzt und verbannt worden, das läßt sich schwer begreifen. Ist denn die gerechte Nothwehr gegen langjährige Unterdrückung Verschwörung zu nennen? Hat etwa das Napoleonische Regiment in Deutschland, Spanien, Italien den Stempel providentieller Berechtigung und nicht vielmehr das Siegel der brutalsten Gewalt an sich getragen?

Wenn der Verfasser am Schluß seiner Vorrede triumphirend erklärt, daß das Kaiserreich trotz des vom „verschworenen" Europa gegen den ersten Napoleon ausgesprochenen „Ostracismus" wieder erstanden sei, so können wir ihm nicht widersprechen, aber der neue Kaiser soll nicht vergessen, daß „durch Gott die Könige regieren"! Auch weiß er recht wohl, wie viel zu seiner Erhebung sein eigenes Verdienst, und wie viel der Zauber seines Namens und die unglückselige Politik

seiner Vorgänger auf dem französischen Thron beigetragen haben mochte, und welchen Dank er seinem Freund Palmerston und der Uneinigkeit der europäischen Kabinete schuldig ist. Unbegreiflich aber und zum Widerspruch direkt herausfordernd ist der Schmerzensruf des Verfassers, daß „wir noch so fern seien von der Lösung der großen Fragen, von der Beruhigung der Leidenschaften, von der gerechten Befriedigung, welche das erste Kaiserreich den Völkern gegeben hat!"

Welches war denn die Befriedigung, welche Napoleon den Völkern gegeben? Wir kennen nur Ein Volk, das von ihm vorübergehende Befriedigung erhielt: es sind die Franzosen; sie wurden einige Jahre lang durch Kriegsruhm betäuscht und mit der Beute der bezwungenen und geplünderten Völker bereichert. Als aber der Rausch verschwunden war und die Nation über ihre innere Lage nachzudenken begann, da fühlte selbst Frankreich sich nicht glücklich unter dem eisernen Joche Napoleons, wie tausend Zeugnisse der damaligen Zeit unwiderleglich beweisen. Erst die ununterbrochene Verherrlichung der Napoleon'schen Periode durch die späteren Dichter und Schriftsteller, die den Bourbonen damit Aerger bereiten wollten, und die eifrigste Verbreitung der „Napoleon'schen Ideen" gab dem ersten Napoleon jenen Ruhmesglanz, der ihn in neuester Zeit wieder umstrahlt und ihn als Wohlthäter der Völker darstellt. — Welche „Beruhigung der Leidenschaften" hat Napoleon den Völkern gegeben? Wir wissen aus der Geschichte und aus dem Mund unserer Väter, daß Napoleon mit Absicht und in verletzendster Weise alles Herkommen, alle Rechtsgewohnheiten, alle Gesetze und Sitten der bezwungenen Völker mit Füßen trat; wir wissen, daß er jede Regung patriotischen Sinnes erbarmungslos niederschlug; wir wissen endlich, daß er als Todfeind aller „Ideologen" jede Begeisterung für ideale, geistige und wissenschaftliche Güter für thörichte Schwärmerei ansah und aus allen französischen Schulen verbannen ließ. Waren etwa die franzö-

ſiſche Centraliſation und Bureaukratie, dieſe untrüglichen Mordinſtrumente gegen alle Selbſtſtändigkeit in Staat und Gemeinde, in Schule und Unterricht, die der allmächtige Kaiſer durch ſeine franzöſiſchen Beamten überall einführen ließ, die völkerbeglückenden „Ideen“ des erſten Napoleon? War etwa das Heer der franzöſiſchen Spione und geheimen Agenten, die ſich über alle von Napoleon direkt oder indirekt beherrſchten Länder Europa's ergoßen, mit der Verbreitung dieſer „Ideen“ beauftragt?

Welche große Frage hat endlich der erſte Napoleon gelöst? Auch nicht eine einzige! Durch ſein Schwert hat er jeden Knoten, der ihm unangenehm war, zerhauen, aber gelöst hat er keinen. Durch Waffengewalt ſchmetterte er ſeine Gegner nieder, wenn ſie ſeinem Machtwort nicht folgten; aber ſobald die beſiegten Völker und Staaten wieder zu Athem kamen, begann der Kampf aufs neue und heftiger als vorher. Napoleon lebte in der unglückſeligen Täuſchung, in welche ihn ſeine grenzenloſe Menſchenverachtung hineinriß, es ſeien die europäiſchen Völker ebenſo willenloſe Sklavenhorden, wie die barbariſchen aſiatiſchen Stämme, es könne alſo in Europa ebenſo leicht die Univerſalmonarchie hergeſtellt werden, wie in Aſien in alter und neuer Zeit. Daher ſeine brutale Mißhandlung der Völker, daher ſeine Wuth über jeden Verſuch einer Volkserhebung! Aber endlich hat ihn doch gerade die Volkserhebung geſtürzt. Europa iſt nun einmal nicht zu einem Univerſalreich geſchaffen; ebendarin liegt ſeine Größe und das Palladium ſeiner Weltherrſchaft. Wäre Europa einmal ſo heruntergekommen, um ein Univerſalreich zu bilden, ſei's ein franzöſiſches oder ein deutſches oder ein ruſſiſches, ſo wäre es dem Untergang und der Verödung verfallen, wie das früher ſo blühende Aſien. Denn nur dieſes großartige und in der ganzen Geſchichte ſonſt nirgends erſcheinende Ringen und Wetteifern der politiſch ſelbſtſtändig und ebenbürtig einander gegenüberſtehenden

europäischen Culturstaaten hat es bisher möglich gemacht, jene wunderbare Fülle von geistigen und materiellen Kräften zu erzeugen, jene zahllosen Entdeckungen und Fortschritte in allen Gebieten menschlicher Thätigkeit ins Leben zu rufen, welchen Europa seine Herrschaft über die civilisirte und barbarische Menschheit aller Welttheile verdankt. So wie aber Ein Volk oder Ein Staat in Europa alle andern als Unterthanen an seinen Triumphwagen spannt, so absorbirt das dominirende Volk die Kraft der Besiegten, hemmt und stört ihre naturgemäße Entwicklung in geistiger und materieller Beziehung, und bald wäre Europa von andern Welttheilen abhängig und müßte dem politischen und socialen Untergang mit Riesenschritten entgegeneilen. Wenn also der kaiserliche Geschichtschreiber allenfalls glaubt, durch Gründung des französischen Universalreichs habe der erste Napoleon die „großen Fragen" gelöst, so ist er nach unserer innigsten Ueberzeugung in einem schweren und möglicherweise verhängnißvollen Irrthum befangen.

L.

Die negative Kritik des neuen Teſtamentes und ihre Berufung auf den Galaterbrief.

Erſter Artikel.

Kaum hat jemals ein Buch ſo großes Aufſehen und ſolch' allgemeine Senſation erregt, als das „Leben Jeſu" von Renan. Uns ſchien in der Größe und Allgemeinheit dieſer Senſation etwas Tröſtliches zu liegen; denn einmal ließ ſie erkennen, daß die Perſon und Geſchichte unſeres göttlichen Erlöſers für die Maſſe der Chriſten noch etwas Hochwichtiges und keineswegs etwas Gleichgiltiges ſei, wofür ſich Niemand mehr ſtark intereſſirt; ſodann glaubten wir daraus, daß Renans Buch ſo allgemeines Aufſehen erregte, mit Sicherheit erſchließen zu dürfen, die ſchlechten Grundſätze, welche die negative Bibelkritik in Deutſchland ſeit einem Jahrhundert ausheckte und in den mannigfachſten Geſtalten zu Tage förderte, haben verhältnißmäßig nur eine geringe Verbreitung gefunden, ſeien namentlich nicht in die Maſſen der Gläubigen herabgedrungen; denn ſonſt hätte man über Renans Buch nicht ſo allgemein erſtaunt ſeyn können, da ja dieſe negative Kritik daſſelbe und noch Schlimmeres als Renan ſchon längſt und mit ungleich größerem Schein von Gründlichkeit behauptet und wie ein

neues Evangelium hingeſtellt hat. Wer die Geſchichte der außerkirchlichen Exegeſe und Bibelkritik etwas genauer kennt, wurde ſicherlich durch Renans Machwerk nicht ſehr überraſcht, ſondern erkannte darin nur eine der vielen giftigen Früchte, welche das reformatoriſche Princip der ſchlechthin freien Schriftforſchung ſchon getragen hat, eine Frucht, viel weniger gefährlich und für eigentlich Gebildete viel weniger lockend und verführeriſch, als manche andere, welche wir in den letzten Jahrzehnten unter den Proteſtanten in Deutſchland wachſen und reifen ſahen.

Schon Luther legte, unbekümmert nicht bloß um die Autorität der Kirche, ſondern auch um Geſchichte und Ueberlieferung, einen ganz ſubjektiven, rein individuellen Maßſtab an die heil. Schriften des N. T. an. Den Brief Jakobi erklärte er als „ſtröhern" und eines Apoſtels unwürdig, lediglich weil er ſeiner Lehre von der sola fides ſchnurſtracks entgegen war; deßgleichen ſetzte er die Apokalypſe und mehr oder weniger auch den Brief Judä und den Hebräerbrief tief unter die andern neuteſtamentlichen Bücher, beſonders unter den Römer-, Galater-, Epheſer- und erſten Petrusbrief herab, weil ſie zu wenig evangeliſche Art haben; auch die Synoptiker ſtellt er weit unter das Johannisevangelium; „weil letzteres gar wenig Werke von Chriſto, aber gar viel ſeiner Predigten ſchreibt, wiederum die drei andern Evangeliſten viel ſeiner Werke, wenig ſeiner Worte beſchreiben, iſt Johannisevangelium das einzige, zarte, rechte Hauptevangelium, und denen andern dreien weit vorzuziehen und höher zu heben." (Walch'ſche Ausgabe Bd. XIV S. 104.). Dieſen excluſiven Maßſtab des ſubjektiven Bewußtſeyns brauchte man nur von einem andern, dem rein rationaliſtiſchen Standpunkt aus an die heil. Schriften anzulegen und mit mehr Schärfe und Conſequenz zu handhaben, als Luther es that, und man konnte, ja mußte zu den Reſultaten gelangen, welchen wir bei Reimarus (Wolfenbüttler Fragmentiſt), Semler u. ſ. w. und neueſtens bei der Tübinger Schule und Herrn Renan begegnen.

Die nachlutherischen Theologen sahen bald ein, daß Luthers Subjektivismus in Sachen der heil. Schrift leicht auf einen Ruin des positiven Christenthums hinausführen könnte. Die Schranke, welche den Ausschreitungen des Subjektivismus durch die Autorität der Kirche gezogen ist, hatten sie niedergerissen und wollten sie nicht mehr aufrichten, darum erfanden sie neue Schranken, indem sie behaupteten, jedes Wort der heil. Schrift sei unmittelbar vom heil. Geiste inspirirt (Verbalinspiration), und daher ein Buch derselben so heilig und unantastbar wie das andere, und indem sie verlangten, daß die heil. Schrift nach der analogia fidei oder den confessionellen Glaubenssymbolen ausgelegt werde. Es läßt sich denken, daß die von Menschen um die heil. Schrift gezogene Schranke sich nicht auf die Dauer als haltbar erweisen konnte, und daß man protestantischerseits früher oder später mit dem von Luther proklamirten Princip freier Schriftforschung wieder vollen Ernst machen werde. So that es in ausgedehntester Weise schon der Wolfenbüttler Fragmentist und bahnbrechend Joh. Salomo Semler, den man als den eigentlichen Vater der negativen Bibelkritik zu betrachten hat. Gleich Luther sein subjektives Bewußtseyn als einzigen Maßstab an die heil. Schrift haltend fand er, daß keines der neutestamentlichen Bücher inspirirt und daß deren Kanon erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts entstanden sei; man meint den Tübinger Baur zu hören, wenn Semler aus dem Galaterbriefe deducirt, daß in der ersten christlichen Zeit ein Kampf zwischen Petrinismus und Paulinismus bestanden, und daß erst die Unions-Partei der Katholiker, welche jenen Kampf zu beendigen suchte, durch Zusammenfassung von vier Evangelien, den Briefen des Paulus und anderer Apostel, der Apostelgeschichte und der Apokalypse den gegenwärtigen Kanon allmählig zu Stande gebracht habe. Einige der neutestamentlichen Schriften erklärte Semler als ganz, andere als theilweise unächt, und wenn er in Zerreißung und Aechtung des N. T. noch nicht so weit ging, als die negative Kritik

unſerer Tage, ſo iſt daran wahrlich nicht ſein Princip ſondern lediglich die althergebrachte, auch im Proteſtantismus noch bewahrte heil. Ehrfurcht vor den kanoniſchen Büchern ſchuld, eine heilige Scheu, welche Semler noch nicht ſo ganz zu überwinden vermochte, wie dieß einer frivolen geiſtigen Nachkommenſchaft nach und nach gelang.

Wir brauchen für unſern Zweck all' der gewaltſamen Torturen nicht zu erwähnen, welche im 18. und 19. Jahrhundert ſowohl in exegetiſcher (rationaliſtiſche, moraliſche, mythiſche Auslegung) als in kritiſcher (Hypotheſen von einem außerſynoptiſchen ſchriftlichen und von einem außerſynoptiſchen mündlichen Urevangelium in den verſchiedenſten Formen, Marcus-Hypotheſe, Annahme eines ſchöpferiſchen, d. i. erdichteten Urevangeliums, Hypotheſen bezüglich der λόγια des Papias u. ſ. w.) Hinſicht an den kanoniſchen Evangelien vorgenommen wurden; die proteſtantiſche Wiſſenſchaft hat ſelber und zwar oft ein unerbittliches Gericht über all' dieſe Hypotheſen und Torturen gehalten, und dadurch uns Katholiken eine wahre Tantalusarbeit erſpart.

Die Grundfrage, um welche ſich gegenwärtig die bibliſch kritiſchen Unterſuchungen der Proteſtanten bewegen, iſt die Frage nach der Aechtheit der neuteſtamentlichen Schriften, der Evangelien insbeſondere. Sind alle neuteſtamentlichen Schriften ächt, d. h. von den Verfaſſern, welchen ſie beigelegt werden? Laſſen ſie ſich in die Geſchichte des früheſten Chriſtenthums einreihen, oder tragen ſie inhaltlich das Gepräge einer ſpätern Zeit? Und wenn, nach innern Gründen zu urtheilen, nicht alle ächt ſind, welche ſind unächt? wann und aus welchen Tendenzen wurden dieſe verfaßt? aus welchen Quellen haben ſie geſchöpft?

In Beantwortung dieſer Grundfrage mit ihren Einzelnfragen ſtehen ſich dermalen unter den proteſtantiſchen Theologen zwei Hauptparteien gegenüber, die Orthodoxen, welche auf Grund der uralten Ueberlieferung das ganze neue Teſtament für ächt halten, und die ſogenannte Tübinger Schule,

deren Meiſter Ferdinand Chriſtian Baur war, und deren Angehörige (Schwegler, Zeller, Hilgenfeld, Volkmar, früher auch Ritſchl) nach dem Vorgange ihres Meiſters den größern Theil der neuteſtamentlichen Schriften als unächt, weil inhaltlich nicht in die Zeit paſſend erklären, in welcher deren angebliche Verfaſſer gelebt haben. Der Kampf gegen dieſe Schule und deren weittragende Principien iſt noch lange nicht ausgekämpft, wie jeder weiß, welcher die neueſte exegetiſch-kritiſche Literatur der Proteſtanten kennt; daß auch die Männer der katholiſchen Wiſſenſchaft an dieſem Kampfe ſich betheiligen wie das Schegg, Haneberg, Reiſchl, Biſping, Sepp, Maier u. A. bald mehr bald weniger direkte gethan haben, erſcheint uns als höchſt wünſchenswerth. Mit großer Freude haben wir namentlich den jüngſt erſchienenen Commentar Reithmayr's zum Galaterbriefe begrüßt, jenem Briefe, aus welchem die Tübinger Schule ihre bedeutendſten Waffen für den Kampf gegen die Aechtheit der Evangelien ſowohl als der Apoſtel-Geſchichte und der mehreren neuteſtamentlichen Briefe fort und fort hernimmt.

Nach Baur nämlich (der Apoſtel Paulus S. 258) macht der Galaterbrief den Eindruck eines noch ganz friſchen Parteikampfes, und iſt er die wichtigſte hiſtoriſche Urkunde, um die urſprüngliche und wahre Stellung des Apoſtels Paulus zu den ältern Apoſteln (Petrus, Jakobus, Johannes) kennen zu lernen. Dieſe Stellung ſei eine ſchroff gegenſätzliche geweſen, und der Kampf zwiſchen den beiderſeitigen Lehrrichtungen, zwiſchen Petrinismus und Paulinismus, zwiſchen Judenchriſtenthum und Heidenchriſtenthum habe bis tief ins zweite Jahrhundert herein gedauert. Unſere kanoniſchen Evangelien und die Apoſtelgeſchichte ſeien Tendenzſchriften, zu dem Zwecke verfaßt, um in den heißen Kampf der urchriſtlichen Parteien einzugreifen, den Gegenſatz zwiſchen der urapoſtoliſchen und Pauliniſchen Richtung mehr und mehr auszugleichen, eine Ausgleichung die endlich gegen Ende des zweiten Jahrhunderts in der katholiſchen Kirche geglückt ſei. Als Tendenzſchriften

von wenigſtens vorwiegend apologetiſcher Beſtimmung mußten begreiflicherweiſe ſowohl Evangelien als Apoſtelgeſchichte des rein hiſtoriſchen Charakters entkleidet werden; auch konnte Baur ſie nicht mehr von jenen apoſtoliſchen Männern verfaßt ſeyn laſſen, welchen die Tradition ſie beilegt, mußte vielmehr deren Abfaſſung in die Zeit der behaupteten allmähligen Ausgleichung zwiſchen Paulinismus und Petrinismus, in die Jahre 130—170 n. Chr. herabdatiren. Außer den Evangelien und der Apoſtelgeſchichte hat Baur auch noch zehn Pauliniſche Briefe als unächt und einer ſpätern Zeit angehörig erklärt, lediglich aus dem Grunde, weil in ihnen der ſpecifiſche Gegenſatz zwiſchen Petrus und Paulus, zwiſchen Juden- und Heidenchriſtenthum nicht zu Tag trete, wie dieß im Römerbrief, in den beiden Corintherbriefen und am originellſten und ausgeprägteſten im Galaterbriefe der Fall ſei. Und ſo ließ denn der Tübinger Marcion außer der „judenchriſtlichen Apokalypſe“ nur noch vier Pauliniſche Briefe als ächt gelten; alle übrigen neuteſtamentlichen Schriften erklärte ſeine Tendenzkritik, die ganz und gar auf einer falſchen Auslegung des Galaterbriefes ruht, als unächt.

Zwar hat Hilgenfeld, einer der gewandteſten Anhänger des Tübinger Altmeiſters, zugeſtanden, daß die Baur'ſche Kritik des neuen Teſtamentes über das rechte Maß hinausgegangen ſei und dem kirchlichen Glauben zu tiefe Wunden geſchlagen habe; allein im Weſentlichen theilt auch er den kritiſchen Standpunkt ſeines Meiſters. „Immer — ſo äußert er ſich in ſeiner neueſten Schrift „der Kanon“ S. 179 ff. — bleibt der durch Baur gebahnte Weg, die neuteſtamentlichen Schriften als Denkmäler des urchriſtlichen Entwicklungsganges zu begreifen, der einzig richtige. Ein urſprünglicher Gegenſatz des urapoſtoliſchen Judenchriſtenthums und des Pauliniſchen Heidenchriſtenthums, welcher durch die katholiſche Kirche überwunden ward, iſt wirklich der Schlüſſel für das geſchichtliche Verſtändniß des neuen Teſtamentes;“ und etwas weiter unten: „wie man zu einer geſchichtlichen Einſicht in die Ent-

ſtehung des neuteſtamentlichen Schriftkanons überhaupt nur durch den urſprünglichen Unterſchied des urapoſtoliſchen und Pauliniſchen Chriſtenthums gelangen kann: ſo hellt ſich auch die Entſtehung der einzelnen Schriften des N. T. nur durch dieſelbe Grundanſicht auf. Und können dieſe Schriften bei ſolcher Betrachtung auch nicht mehr, wie ſie der altkirchliche Kanon darſtellt, als harmoniſche Denkmäler der geſammt-apoſtoliſchen Lehre, oder wie ſie die altkirchliche Dogmatik auffaßt, als wunderbare Eingebungen des heiligen Geiſtes gelten: ſo werden ſie doch nun erſt recht zu lebendigen Erzeugniſſen des urchriſtlichen Geiſtes und ſeiner geſchichtlichen Entwicklung" (S. 185; vergl. Zeitſchrift für wiſſenſchaftl. Theologie Jahrg. 1858 S. 55 ff.). Im Einzelnen hält Hilgenfeld außer dem Römerbriefe (mit Einſchluß von Cap. 15 und 16), dem Galaterbrief und den beiden Corintherbriefen auch noch den erſten Theſſalonicherbrief, dann den Philipper- und Philemonbrief für ächt; die Evangelien gelten ihm zwar nicht als ächt, ſind aber doch viel früher verfaßt, als nach Baur, nämlich das ſogenannte Matthäus-Evangelium (überarbeiteter Urmatthäus) ungefähr 74, das Markus- und Lukasevangelium jedenfalls noch vor Ablauf des erſten Jahrhunderts, das heidenchriſtliche Johannisevangelium aber erſt circa 130 n. Chr. Mit aller Energie und großem Aufwande von Scharfſinn behauptet Hilgenfeld bis in die jüngſten Tage herab, wie er es ſchon vor mehr als einem Decennium in ſeinem Commentar zum Galaterbrief gethan, daß zwiſchen Paulus und den Urapoſteln ein „principieller", dogmatiſcher Gegenſatz beſtanden habe, daß letztere im ſchneidenden Widerſpruch zu Paulus die Beſchneidung (nebſt Beobachtung der Legalien) als nothwendig betrachtet haben, um des vollen Heiles in Chriſto theilhaftig, ein vollbürtiger Bürger des Reiches Chriſti werden zu können; die Apoſtelgeſchichte, zufolge welcher Paulus und die Urapoſtel ganz gleiche Grundſätze feſtgehalten hätten (vergl. beſonders Cap. 15), ſtehe im grellſten Widerſpruch mit den Angaben

des Galaterbriefes und könne daher unmöglich ächt ſeyn (vgl. Zeitſchrift Jahrg. 1858—1860).

Noch viel weiter als Hilgenfeld gehen in Urgirung und Ausbeutung des angeblichen Gegenſatzes zwiſchen Paulus und den Urapoſteln Volkmar und Schulze, welche in unſern ſynoptiſchen Evangelien nur noch eine mit allerlei Traditionen untermiſchte „didaktiſche Poeſie" im Intereſſe des Paulinismus, „Erzeugniſſe des Pauliniſchen Chriſtenthums in ſeinen verſchiedenen Kampf- und Vermittlungsſtadien" erblicken.

Aus dem Geſagten dürfte ſattſam erhellen, wie hochwichtig die Auslegung des Galaterbriefes für die Geſchichte des Urchriſtenthums und ſofort für die Kritik des neuteſtamentlichen Kanon ſei. Je nachdem Einer den Galaterbrief auslegt, wird auch ſeine Auffaſſung der älteſten Kirchengeſchichte und ſeine Anſicht vom Kanon des N. T. ausfallen. Beſonders wichtig iſt das zweite Capitel des genannten Briefes; daher dürfte es wohl als gerechtfertigt erſcheinen, wenn wir den Leſern der Hiſtor.-polit. Blätter demnächſt in kurzen Zügen darthun, wie Profeſſor Reithmayr, der neueſte katholiſche Ausleger des Galaterbriefes, zunächſt dieſes zweite Capitel, ſofern es für die Geſchichte des Urchriſtenthums und die Geſchichte des Kanon wichtig iſt, aufgefaßt und ausgelegt hat.

Zweiter Artikel.

(Reithmayr's Commentar zum Galaterbrief.)

In den galatiſchen Gemeinden, welche von Paulus zum Chriſtenthume bekehrt und die vorwiegend heidenchriſtlich waren, hatten zelotiſche, wahrſcheinlich aus Paläſtina gekommene Judenchriſten die Anſicht zu verbreiten gewußt, Paulus ſtehe mit ſeiner Heilslehre, mit ſeiner völligen Beiſeitehaltung des moſaiſchen Geſetzes ziemlich allein, ſein Evangelium ſei nicht das wahre, vollſtändige Evangelium, und er kein wahrer, den

andern ebenbürtiger Apostel. Um des Heiles in Christo, um der vollen Verheißung theilhaftig werden zu können, müsse man beschnitten, durch die Beschneidung unter den Samen Abrahams aufgenommen seyn und das mosaische Gesetz (in wie weit, ist nicht klar ersichtlich) beobachten. Durch die Verbreitung solcher Grundsätze war es den Judaisten gelungen, der Galater unbedingtes Vertrauen in Pauli Person und Autorität sowie ihren Glauben an das von ihm verkündigte Evangelium zu erschüttern. Hievon in Kenntniß gesetzt, erließ Paulus die in Rede stehende Encyclika an die Galater, in welcher er zuerst darthut, sein Evangelium, das man als unlauter verdächtigen wolle, habe er unmittelbar von Christus und nicht von Menschen, auch nicht von den andern Aposteln empfangen (Cap. I, 11—24); im zweiten Capitel sodann beweist er aus den schlagendsten Thatsachen, daß sein Evangelium mit dem der andern Apostel, in specie mit dem der Großapostel Petrus, Jakobus und Johannes identisch sei. Die moderne kritische Exegese faßt nun freilich in ihrem besonderen Interesse den Zweck und die Bedeutung des zweiten Capitels im Galaterbriefe ganz anders auf, erblickt in selbem einen Nachweis des Apostels, daß er sich den Altaposteln gegenüber jederzeit unabhängig gerirt, ihnen bei jeder Gelegenheit entschieden opponirt, sie dadurch zu Concessionen vermocht und somit seinen selbstständigen Standpunkt vollkommen gewahrt habe. Allein wie paßt das in den Zusammenhang des Briefes? Gerade das hatten die judaistischen Gegner betont und gerade das hatte die Galater an Paulus und seinem Evangelium irre gemacht, daß er mit den Alt- und Großaposteln in Theorie und Praxis nicht zusammenstimme, ein Sonderevangelium habe. Hieße nun das nicht den Gegnern in die Hände arbeiten und die Galater mit Gewalt von sich stoßen, wenn Paulus im fraglichen zweiten Capitel erklärt hätte: ja, ich habe ein Sonderevangelium, und habe es den Urapostеln gegenüber zu wiederholtenmalen mit aller Energie geltend gemacht! Forderte nicht vielmehr eine gesunde Logik unser

den bestehenden Verhältnissen von Paulus den Nachweis, daß die angebliche Differenz zwischen ihm und den andern Aposteln, zwischen seinem und ihrem Evangelium nicht bestehe, daß vielmehr sein κήρυγμα mit dem ihrigen im Wesentlichen identisch sei? Reithmayr ist daher unstreitig im vollsten Rechte, wenn er S. 111—12 den Zweck der ganzen Exposition im zweiten Capitel also bestimmt: „ihr (der Exposition) Ziel ist, mit Thatsachen darzuthun, daß die vorgebliche Verschiedenheit zwischen ihm, dem Heidenapostel, und den angerühmten Häuptern von Judäa nicht bestehe. Der in der Kirche Alles vorsehende und leitende Geist Gottes hatte es rechtzeitig und zwar eben aus Anlaß der Gegenbestrebungen so gefügt, daß eine Collation des Evangeliums zu Jerusalem wirklich vorgenommen wurde zur allseitigen Sicherung dafür, daß des Heidenapostels Wort und Werk in der Einen Wahrheit Gottes gegründet sei. Die verbale Vorlegung war begleitet von der That, indem ein Unbeschnittener zur Verhandlung mit beigezogen wurde. Das faktische Ergebniß aber war, daß Paulus Evangelium ohne Veränderung anerkannt und dessen Specialapostolat förmlich solemnisirt wurde. Diese Deduktion lieferte den stringenten Beweis wider die galatischen Aufwiegler, daß das fragliche Evangelium, weil eines mit dem der Juden-Apostel, das Evangelium Christi sei. Noch mehr, es ergab sich ihm bald auch noch Gelegenheit, eben dasselbe (Evangelium) gegen die momentane Gefahr einer Verdunklung und Beeinträchtigung wider den angesehensten aller Apostel zu vertreten. Der antiochenische Conflikt mit Petrus wirft mehrseitig das klarste Licht auf die von unserm Schreiben verfochtene Sache." Dieß die einzig richtige Auffassung des Zusammenhanges und Gesammtinhaltes unseres fraglichen zweiten Capitels!

Das Einzelne dieses Capitels betreffend, so thut Reithmayr sehr überzeugend dar, daß in Vers 1—10 vom Apostel-Concil die Rede sei, und der Bericht unseres Briefes hierüber mit den einschlägigen Angaben der Apostelgeschichte (15, 1 ff.)

durchaus nicht im Widerspruch stehe. „Die Erzählung des Lukas (in der Apostelgeschichte Cap. 15), wornach die Antiochener den Paulus und Barnabas nach Jerusalem abordneten, schließt die Angabe des Paulus (Gal. 2, 2), welche die Reise auf eine Apokalypse zurückführt, nicht im Geringsten aus. Der prophetische Geist verkündigte, und die Antiochener vollzogen diesesmal wie früher Apostelg. 11, 29. 13, 2. Ja, diese Mitwirkung der Kirche (zu Antiochia) zu dem Vollzug der Offenbarung verlieh der Sache, die dadurch recht eigentlich zur Gemeindesache erhoben ward, eine Art Solemnisation; zugleich auch die höchste Bedeutung Angesichts der Kirche zu Jerusalem, in welcher Paulus und Barnabas demzufolge gewissermaßen mit der ganzen antiochenischen Kirche hinter sich auftraten. Unter dieser Voraussetzung fällt zugleich neues Licht auf den eigentlichen Fragepunkt der Exposition. Groß war der von judaistischer Seite angeregte Sturm in Antiochia (Apostelg. 15, 2); gleichwohl hielt es Paulus — so vollkommen sicher war er seines Apostolates und seines κήρυγμα — nicht für erforderlich, zur Lösung der brennenden Frage an die Auktorität der Altapostel in Judäa zu recurriren, und sich von daher, um den Lehrgegnern den Mund zu stopfen, sein Evangelium confirmiren zu lassen. Es bedurfte für ihn eines äußern und direkten Geheißes des Geistes, um auf dem Wege den Streit in der von den Judaisten angerufenen Instanz zur Entscheidung zu bringen.“ Mit Recht betont es Reithmayr gegenüber Bisping u. A. gar sehr, daß Paulus an der Aechtheit seines Evangeliums, das er unmittelbar von Christus empfangen und durch dessen Verkündigung er schon die wunderbarsten Resultate erzielt hatte, auch nur einen Augenblick habe zweifeln und sofort bei seiner Jerusalemsreise habe beabsichtigen können, an der Zustimmung der Altapostel die Aechtheit seines Evangeliums zu prüfen und zu bewähren. Ganz consequent und philologisch völlig berechtiget (vergl. I. Thess. 3, 5; dagegen Hilgenfeld „Kanon“ S. 196) nimmt daher Reithmayr das viel erörterte „μή πως εἰς κενὸν τρέχω

(Indicativ) ἢ ἔδραμον mit der großen Mehrzahl griechischer und lateinischer Väter im Sinne einer Frage. „Hatten die judaistischen Zeloten Recht, dann war alle seine (Pauli) Arbeit, die vergangene (ἔδραμον) und die weiter fortgesetzte (τρέχω), unter den Heiden eine frucht- und werthlose.“ „Ob dem so sei, darüber sollten, auf die geschehene Vorlegung und Einsichtnahme hin, zur Erklärung getrieben jene für die Uebrigen maßgebenden Autoritäten (die Großapostel) sich nun mit aller Bestimmtheit aussprechen. Das also war der Grund und das durch die Vorsehung vorgesteckte Ziel der ganzen Verhandlung (zu Jerusalem). Nicht etwa Unsicherheit in seinem eigenen κήρυγμα, nicht das empfundene Bedürfniß einer ihn vergewissernden Lehrautorität, nicht auch die erwachte Besorgniß, sein Werk möchte verlorene Mühe seyn — nichts von alle dem; sondern einzig das Bestreben, die offene Mitanerkennung seines Evangeliums, welches nichts von Beschneidung enthielt, gegenüber etlichen Dissentirenden, an und von competenter Stelle hervorzurufen und zu erwirken, leitete nach dem Geheiße des Geistes die Schritte des Paulus nach Jerusalem, und bestimmte ihn, seine Predigt zur Mitwissenschaft den Häuptern vorzulegen. So alle Griechen und Lateiner der frühern Zeit“ (123—24).

Um den beliebten Widerspruch zwischen Gal. Cap. II und Apostelg. Cap. XV zu verfestigen, behaupten Baur und seine Schüler, im Galaterbrief sei nur von einer Vorlegung des Evangeliums Pauli in einer Privatconferenz mit den Aposteln die Rede, während nach der Apostelgeschichte öffentliche Verhandlung und Beschlußfassung stattgefunden habe, was — wenn es wahr und nicht vom Verfasser der Apostelgeschichte fingirt wäre — Paulus den Galatern gegenüber unmöglich hätte verschweigen können. Dem gegenüber zeigt nun Reithmayr sehr gründlich, daß, gerade so wie in der Apostelgeschichte, auch im Galaterbrief von einer doppelten Conferenz zu Jerusalem, einer öffentlichen (Apostelg. 15, 4. 5.) und einer privaten (Apostelg. 15, 6 ff.) die Rede sei; das

ἀνεθέμην αὐτοῖς (Gal. 2, 2) könne ſich nach dem Zuſammenhang der Stelle (vergl. 1, 22) nur auf die Chriſten, auf die geſammte Chriſtengemeinde in Jeruſalem und nicht ſpeciell auf die δοκοῦντες beziehen, welche durch die Partikel δὲ von den αὐτοὶ ausdrücklich unterſchieden werden, und denen Paulus ſein Evangelium noch eigens (κατ' ἰδίαν sc. χώραν) d. i. in geſonderter Verſammlung (Apoſtelg. 15, 6 ff.) vorgelegt habe. Im vollſten Einklang mit der Apoſtelgeſchichte verſteht Reithmayr der gewöhnlichen Auffaſſung gegenüber unter den δοκοῦντες Gal. 2, 2. 6 nicht bloß die Apoſtel oder gar bloß die drei Großapoſtel, die στύλοι ἐκκλησίας, ſondern die verſammelten Apoſtel ſammt den „vornehmſten und gefeiertſten Führern der heimiſchen Kirche" (ἄνδρες ἡγούμενοι, Apoſtelg. 15, 22), den Presbytern Silas, Judas Barſabbas und andern, deren Namen in den heil. Urkunden nicht genannt werden.

Am ſtärkſten wurden von der Baur'ſchen Schule die Verſe 2, 3 — 5 gegen die Aechtheit der Apoſtelgeſchichte und für den Zweck, die chriſtliche Urgeſchichte zu trüben, in Anſpruch genommen. Man ſagte, nach den eben citirten Verſen des Galaterbriefes ſeien es die Apoſtel ſelber ſammt der jeruſalemiſchen Gemeinde, welche bei Gelegenheit des Apoſtel-Concils den Heidenchriſten Titus zur Beſchneidung haben zwingen wollen, ohne Zweifel, weil ſie dieſelbe für nothwendig zur Erlangung des Heiles in Chriſto hielten, während nach dem parallelen Berichte der Apoſtelgeſchichte gerade auf jenem Concil, und zwar durch die Apoſtel, deren Beſchluß die ganze jeruſalemiſche Gemeinde acceptirte (15, 22), aufs feierlichſte erklärt wurde, die Beſchneidung ſei für die Heidenchriſten durchaus nicht nothwendig. Das ſei ein offenbarer Widerſpruch. Die deßbezüglichen Angaben des Galaterbriefes enthalten das Wahre, die Apoſtelgeſchichte aber habe in ihrer ireniſchen Tendenz den wahren Hergang beim Apoſtel-Concil entſtellt.

Dem gegenüber thut nun Reithmayr, hierin von den

meisten neuern Exegeten abweichend, mit überzeugenden Gründen dar, der Vorfall mit Titus sei nicht nach Jerusalem sondern nach Antiochia zu verlegen, woraus sich dann von selbst ergibt, daß der Versuch, den Titus zur Beschneidung zu zwingen, nicht von den Aposteln und der Gemeinde in Jerusalem, sondern von den judaistischen Eindringlingen in Antiochia, von παρεισάκτοις ψευδαδέλφοις ausging. Wir müßten zu viel Raum in Anspruch nehmen, wollten wir die bezügliche eben so überraschende als gründliche Exposition Reithmayrs hier des Einzelnen besprechen; nur den Grundgedanken wollen wir ausheben, den der Verf. S. 125 folgendermaßen formulirt: „Nachdem Paulus Alles, was auf die Theilnehmer der Reise (zum Apostelconcil), auf deren Anlaß und Zweck Bezug hat, und was ausgeführt wurde, summarisch erzählt hat (2, 1—2), greift er zurück auf eine concomitante Thatsache, welche selbstredend, beweisend und belehrend war für den vorgesteckten Zweck — die Thatsache, daß bei diesem Anlasse (der Reise zum Concil nach Jerusalem) nicht einmal der eigene Begleiter, der Heide Titus angehalten wurde, sich der Beschneidung zu unterziehen. Der Ort aber, welchen der Apostel dabei im Sinne hat, war nicht die Kirche zu Jerusalem, sondern jene zu Antiochia, von wo er aufgebrochen ist. Die V. 4—5 beschriebenen Verhältnisse scheinen zwingend, von Jerusalem als Ort des Zwangsversuches zu abstrahiren.“ Baur selber schon hat eingesehen, daß man unter den παρεισάκτοις nur die judaistischen Spione in Antiochia, und nicht extreme Judenchristen überhaupt, als „ungehörige, illegitime Glieder der Christenheit“ (Hilgenfeld) verstehen könne, verlegt aber gleichwohl den Zwangsversuch nach Jerusalem, um ihn den Urapostеln zuschieben zu können, nicht einsehend, daß Paulus den Galatern gegenüber auf einen solchen Zwangsversuch Seitens der Urapostel vernünftigerweise unmöglich hätte hinweisen können, ohne sie in ihrer Meinung zu bestärken, zwischen Paulus und den Urapostеln bestehen in Wahrheit wesentliche Differenzen, die Urapostel

ἀνεθέμην αὐτοῖς (Gal. 2, 2) könne ſich nach dem Zuſammenhang der Stelle (vergl. 1, 22) nur auf die Chriſten, auf die geſammte Chriſtengemeinde in Jeruſalem und nicht ſpeciell auf die δοκοῦντες beziehen, welche durch die Partikel δὲ von den αὐτοὶ ausdrücklich unterſchieden werden, und denen Paulus ſein Evangelium noch eigens (κατ' ἰδίαν sc. χώραν) d. i. in geſonderter Verſammlung (Apoſtelg. 15, 6 ff.) vorgelegt habe. Im vollſten Einklang mit der Apoſtelgeſchichte verſteht Reithmayr der gewöhnlichen Auffaſſung gegenüber unter den δοκοῦντες Gal. 2, 2. 6 nicht bloß die Apoſtel oder gar bloß die drei Großapoſtel, die στύλοι ἐκκλησίας, ſondern die verſammelten Apoſtel ſammt den „vornehmſten und gefeiertſten Führern der heimiſchen Kirche" (ἄνδρες ἡγούμενοι, Apoſtelg. 15, 22), den Presbytern Silas, Judas Barſabbas und andern, deren Namen in den heil. Urkunden nicht genannt werden.

Am ſtärkſten wurden von der Baur'ſchen Schule die Verſe 2, 3—5 gegen die Aechtheit der Apoſtelgeſchichte und für den Zweck, die chriſtliche Urgeſchichte zu trüben, in Anſpruch genommen. Man ſagte, nach den eben citirten Verſen des Galaterbriefes ſeien es die Apoſtel ſelber ſammt der jeruſalemiſchen Gemeinde, welche bei Gelegenheit des Apoſtel-Concils den Heidenchriſten Titus zur Beſchneidung haben zwingen wollen, ohne Zweifel, weil ſie dieſelbe für nothwendig zur Erlangung des Heiles in Chriſto hielten, während nach dem parallelen Berichte der Apoſtelgeſchichte gerade auf jenem Concil, und zwar durch die Apoſtel, deren Beſchluß die ganze jeruſalemiſche Gemeinde acceptirte (15, 22), aufs feierlichſte erklärt wurde, die Beſchneidung ſei für die Heidenchriſten durchaus nicht nothwendig. Das ſei ein offenbarer Widerſpruch. Die deßbezüglichen Angaben des Galaterbriefes enthalten das Wahre, die Apoſtelgeſchichte aber habe in ihrer ireniſchen Tendenz den wahren Hergang beim Apoſtel-Concil entſtellt.

Dem gegenüber thut nun Reithmayr, hierin von den

wenn er einmal auf jene Verhandlungen so speciell zurückging, in einem Falle, auf welchen sie so ganz ihre Anwendung fanden, einen solchen Beschluß nicht unerwähnt zu lassen." (Baur a. a. O. S. 134. Hilgenfeld, Jahrbücher f. wissensch. Theologie 1. Bd. S. 81. ff.) Da nun Paulus, so folgerte man weiter, auf jenen in der Apostelgeschichte mitgetheilten Beschluß des Apostelconcils im Galaterbriefe Cap. II. nicht Bezug nimmt, so kann ein solcher Beschluß auch nicht existirt haben, und entbehrt somit der einschlägige Bericht in der Apostelgeschichte (Cap. 15) des historischen Charakters, woraus sich dann von selbst ergibt, daß sie nicht Werk eines Schülers Pauli, sondern Tendenzprodukt einer spätern Zeit sei.

Auf diese für den ersten Anblick ziemlich bestechende Argumentation hat nun zwar Reithmayr in seinem Commentare nicht speciell und direkte Rücksicht genommen; allein es finden sich daselbst gleichwohl mehr als hinreichend viel Data, um ihr gründlich begegnen zu können. Wir verweisen in diesem Betreff zunächst auf §. 4 der Prolegomenen, wo sich Reithmayr über die Zustände unmittelbar nach dem Apostelconcil folgendermaßen ausspricht: „Den (jüdischen) Zeloten, welche die Forderung (bezüglich der Heidenchristen) überspannt, und so weit sie dieselbe überspannt hatten, ward (auf dem Apostelconcil) Unrecht gegeben, und den Heidenchristen ihre Unabhängigkeit vom Gesetze gewährleistet und verbrieft. In Ansehung der Judenchristen aber ließ man die Sache beim Stande wie vorher, d. h. bei der bisherigen Observanz. Dieses trug seine Folgen. Dadurch ermuntert und, wie man wenigstens meinte, auch berechtiget, war man Seitens der Judenchristen in Jerusalem seitdem nur noch mehr darauf erpicht, in Betreff der Judengläubigen in den auswärtigen Gemeinden keinerlei Concession zu machen, kein Ablassen vom Gesetze zu dulden. Es schlichen sich daher solche beobachtende Emissäre auch nach dem Apostelconcil allenthalben in die Pauliuischen Kirchen ein, um sie auszuspioniren und zu beknechten. Galt nun auch nach wie vor ihr Eifer

vor Allem der Erhaltung ihrer Volksgenossen beim Gesetze, so streckten sie doch ihren Einfluß bald wieder weiter aus. Während sie ihre Opposition gegen ein Abgehen dieser vom Gesetze rechtfertigten, suchten sie wie nothgedrungen ihren Aufstellungen nebenher auch Angesichts der Heidenchristen eine zureichende Begründung und wenn möglich Anerkennung zu verschaffen. So führte die Sachlage, wie der apostolische Synodalbeschluß sie belassen hatte, bei dem ungeschwächten Eifer für die Legalien auf dieser Seite in nothwendiger Consequenz zu einer fortgesetzten Polemik wider Paulus und dessen Lehre und zum rastlosen Bestreben, auf dem Wege, wenn auch nicht mehr des ein für allemal abgewiesenen Zwanges, doch der einschmeichelnden, mitunter imponirenden Ueberredung (Röm. 16, 17. ff.) successiv die Heidenchristen an sich und zu ihren angepriesenen Legalien hinüber zu ziehen." (S. 11—12.) „Solche Sendlinge nun fanden sich nach der Visitation der galatischen Kirchen auch bei diesen ein. Waren auch der Judenchristen in denselben da und dort kaum eine Handvoll, so genügte jenen auch ein Minimum, um sich mit einem Scheine des Rechtes einzumischen und geltend zu machen. Wie anderwärts beschränkten sie sich aber auch hier nicht, ihre Volksangehörigen zu überherrschen, sie suchten auch dem heidenchristlichen Theile beizukommen. Bei der vorher enge geschlungenen Verbindung (zwischen den galatischen Juden- und Heidenchristen) war ihr Erfolg um so leichter und sicherer. Hielt der judenchristliche Theil, durch die Autorität der Ankömmlinge aus Jerusalem eingeschüchtert, wieder streng an den Ritualien, so zog dieser eine Theil des compacten Ganzen bald auch den andern hinter sich nach. Die Galater leisteten wenig Widerstand. Neulinge im Glauben, wie sie waren, dabei einfältig, gutmüthig, unbeständig und leicht zugänglich dem Worte, kostete es keine sonderliche Mühe, sie herum zu bringen. Sahen sie ihre jüdischen Brüder die heiligen Tage, Feste u. s. w. mit Religiosität nach alter

Sitte feiern, ſo thaten ſie nun auch mit und hielten ſich an den jüdiſchen Kalender. Sie begriffen nicht, wohin eine ſolche Accommodation führe. Der Beredſamkeit der Judaiſten gebrach es nebenbei nicht an Gründen, ihnen dieſe ihre väterlichen Ueberlieferungen als einen beneidenswerthen Vortheil, den Mangel derſelben als einen poſitiven, heilsgefährlichen Nachtheil darzuſtellen (Gal. 4, 17) und ſelbe ſo indirekt aufzudringen."

War die Situation unter den Galatern dieſe, wie Reithmayr ganz im Einklang mit dem Inhalt des Briefes, in Obigem ſie uns ſchildert, ſo begreifen wir unſchwer, warum Paulus ſich den Judaiſten gegenüber in unſerem Briefe nicht auf den fraglichen Beſchluß des Apoſtelconcils beruft.

Die Aechtheit dieſes Beſchluſſes, den die Galater zweifelsohne ſchon längſt kannten, und mit dem ſie daher Paulus nicht erſt in unſerem Briefe bekannt zu machen brauchte, wurde von den Judaiſten gar nicht in Frage geſtellt; ja noch mehr, die Judaiſten erkannten ſelbſt in gewiſſem Sinne die Berechtigung dieſes Beſchluſſes in Beziehung auf die Heidenchriſten, nur gaben ſie ihm unter ſtetem Hinweis auf die Praxis der Altapoſtel eine ſolche Deutung, daß die Legalien gleichwohl auch für die Heidenchriſten wenigſtens als relativ nothwendig, als nothwendig zur Erlangung des vollen Heiles in Chriſto, der vollen Kindſchaft Abrahams, erſchienen. Was hätte nun unter ſolchen Verhältniſſen eine Berufung auf den Beſchluß des erſten Concils genützt, mit dem die ſchlauen Judaiſten den Galatern gegenüber ſich ganz in ihrem Sinne zurecht zu ſetzen wußten? Hätte Paulus in unſerem Briefe vielleicht als authentiſcher Interpret des Beſchluſſes auftreten ſollen? Hätten die Judaiſten nicht auch gegen eine ſolche Auslegung wieder excipiren und reclamiren können? War es unter ſolchen Verhältniſſen — zumal für einen Lehrer von der Selbſtſtändigkeit und Auctorität Pauli — nicht das Allernatürlichſte, die Gegner ex intimis principiis, ex fundamento

religionis christianae anzugreifen, wie es in unserem Briefe in glänzendster Weise geschieht? Ganz gewiß! — Nicht unerwähnt aber durfte Paulus lassen, was zwischen ihm und Petrus in Antiochia vorgefallen war, weil ja die Judaisten sich den Galatern und dem Beschluß des Apostelconcils gegenüber stets auf die Praxis der Großapostel, in specie des Petrus beriefen, jener Vorfall aber ein thatsächlicher Beweis dafür war, daß Petrus selber in praxi anerkannt habe, was in Jerusalem erklärt worden war, nämlich die Haltung des Gesetzes sei zur Erlangung des Heiles für Niemanden, auch nicht für die Judenchristen nothwendig.

Ganz treffend motivirt Reithmayr die Erwähnung des Vorfalles zu Antiochia im Briefe an die Galater also: „Die Galater wurden hiemit zwei Dinge inne: 1) daß auch Petrus gelegentlich mit Heidenchristen frei verkehrte, und — obschon Jude von Geburt — über die Legalien als unverbindlich für die Christen überhaupt unbedenklich sich wegsetzte; 2) daß, wenn er sich hinwiederum daran hielt, dieses ihm nicht von seinem Glauben und Gewissen, sondern von Rücksichten, hier von der Furcht dictirt wurde, es möchte ein größeres Uebel, ein Aufruhr der Gesetzeseifrigen darüber zum Ausbruch kommen. Beides aber bewies für die Lehre des Paulus und wider die galatischen Sprecher." (S. 154). In diesen Worten ist zugleich in nuce schon die ganze sehr gelungene Auslegung enthalten, welche Reithmayr den Versen 11—14 des zweiten Capitels gibt. Wir können hier leider nicht des nähern auf sie eingehen, sondern nur bemerken, daß sie unstreitig zu den schönsten und gediegensten Partien des ganzen Commentars gehört, und daß uns von den zahlreichen Auslegungen der vielerörterten, schwierigen Stelle noch keine so allseitig befriedigt hat wie die Reithmayr'sche. Wie grell stechen gegen die ganz ungezwungenen Deutungen, welche Reithmayr dem „ὑπόκρισις, ἐθνικῶς ζῆς, ἀναγκάζεις" u. s. w. gibt, die Auslegungen ab, welche sich hierüber bei

den negativen Kritikern der Neuzeit finden, und welche nur zu deutlich die vorbeſtimmte Abſicht verrathen, Unächtheit der Apoſtelgeſchichte und principielle Entzweiung zwiſchen Paulus und den übrigen Apoſteln nachzuweiſen. So hätte nach Hilgenfeld der Apoſtel Paulus mit dem ἐθνικῶς ζῆν an Petrus nur die Abweichungen von der poſitiven jüdiſchen Geſetzlichkeit in einigen untergeordneten Punkten, die chriſtlichen Modifikationen des moſaiſchen Geſetzes gemeint, denen ſelbſt das ſtrengere Judenthum ſich nicht ganz habe entziehen können; der Vorwurf der ὑπόκρισις Seitens Pauli ſei zu hart (natürlich, weil ein gewaltiges Argument für die Aechtheit des 15. Capitels der Apoſtelgeſchichte in ihm liegt!), da ſich Petrus nur eine innere Inconſequenz (Combinirung jüdiſcher und chriſtlicher Grundſätze) nicht aber hypokritiſche Verläugnung beſſerer Einſicht habe zu Schulden kommen laſſen u. ſ. w. Wo bleibt da die vielgeprieſene philologiſche Treue und Schärfe der außerkirchlichen Exegeſe?

Aus den bisherigen Mittheilungen dürfte zur Genüge erhellen, daß der Reithmayr'ſche Commentar für das hiſtoriſche Verſtändniß des Galaterbriefes und für den Zweck richtiger Orientirung über den anfänglichen Kampf zwiſchen Juden- und Heidenchriſtenthum von großer Wichtigkeit ſei. Noch bedeutſamer ſcheint er uns für das dogmatiſche Verſtändniß des Briefes zu ſeyn. Mit eben ſo viel Gründlichkeit und Präciſion als wohlthuender Wärme und Pietät legt der Verfaſſer im engſten Anſchluß an den Text des Briefes die Pauliniſche Lehre von den Geſetzeswerken, vom Glauben und ſeiner Stellung im Rechtfertigungsproceſſe, von der myſtiſchen Kreuzigung und Auferſtehung mit Chriſto im Sakrament der Wiedergeburt, von der Gotteskindſchaft, von der πίστις δι' ἀγάπης ἐνεργουμένη u. ſ. w. in wahrhaft begeiſternder Form dar. Wir kennen in der neuern katholiſchen Literatur kein anderes exegetiſches Werk, welches einen ſo tiefen Einblick in das Grunddogma des Chriſtenthums von

der Rechtfertigung, ein ſo zartes und zugleich klares Verſtändniß der einſchlägigen Pauliniſchen Lehrpunkte verriethe, wie der Reithmayr'ſche Commentar zum Galaterbriefe.

Dieſer Commentar iſt eben durchweg an der Hand der Väter bearbeitet; aus dieſen lauterſten, nie verſiegenden Quellen ächt kirchlichen Schriftverſtändniſſes hat der Verfaſſer mit Meiſterhand geſchöpft, und hat dabei nie verſäumt auch allen Anforderungen gerecht zu werden, welche man an den Exegeten unſerer Tage vom kritiſchen, ſtreng wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus mit Recht ſtellt.

Doch wir wollten keine eigentliche Recenſion des fraglichen Buches ſchreiben, ſondern lediglich auf deſſen Bedeutung für die rechte Auffaſſung der Geſchichte des Urchriſtenthums und ſofort für die Kritik der neuteſtamentlichen Schriften aufmerkſam machen, und nachdem wir dieß nunmehr in Kürze gethan, ſchließen wir unſer Referat mit dem Wunſche, der Herr Verfaſſer möge die leider ſo ſpärliche exegetiſche Literatur der Katholiken recht bald mit einem Commentar über die Johanneiſchen Schriften bereichern.

LI.

Napoleon III. und Cäsar.

II. Das erste Buch.

Dieses in sechs Capitel zerfallende Buch behandelt die Geschichte Roms von der Gründung bis auf die Zeit Cäsars; allein eben deßwegen weil so viel Stoff auf den verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengedrängt ist, wird es nicht an solchen fehlen, die manches Wichtige vermissen, während Andere dieses ganze Buch als überflüssig bezeichnen dürften.

Das erste Capitel beginnt mit den schönen Worten Montesquieu's: „Bei der Entstehung der Gesellschaften sind es die Häupter der Republiken, welche die Verfassung schaffen; nachher ist es die Verfassung, welche die Häupter der Republiken heranbildet.“ Napoleon behandelt nun, ohne in den burschikos absprechenden Ton Mommsens zu verfallen, in kurzen Zügen die Geschichte der römischen Könige und deren große Verdienste um die Gründung des Staats und um die politische, religiöse und sociale Ordnung desselben. Die häufigen und genauen Citate und erklärenden Anmerkungen beweisen, daß der Verfasser den Stoff vollständig beherrscht, eine ungewöhnliche Kenntniß der griechischen und lateinischen Quellen besitzt und sich in alle Organe des römischen Staats*lebens* tüchtig hineingelebt hat. Die Darstellung ist klar,

elegant und auch für Nichtphilologen verständlich. Auf letztere, jedenfalls die Mehrzahl seiner Leser, hat Napoleon wie in dem ganzen Werke, so namentlich in diesem Capitel mit Recht große Rücksicht genommen, daher die specifisch-römischen Elemente des Staats- und Volkslebens: die gentes, tribus, classes, census, comitia und zwar die drei Arten derselben comitia curiata, centuriata, tributa, ferner die Zusammensetzung und die Rechte des Senates und sein Verhältniß zur Königsgewalt ausführlich erklärt werden; insbesondere ist die hohe Wichtigkeit der servianischen Verfassung nach allen Seiten richtig erfaßt und kräftig betont. Auch die Bedeutung des Religionswesens in Rom, namentlich die Auspicien und Augurien, und die ächt römische Durchdringung aller politischen und socialen Verhältnisse durch die Religion ist richtig erkannt und beleuchtet. Die große Reinheit des römischen Familienlebens ist der Aufmerksamkeit des Verfassers nicht entgangen; offenbar liegt in demselben eine der wichtigsten Quellen der unerschöpflichen römischen Thatkraft und politischen Größe. Der Verfasser schließt dieses Capitel mit den treffenden Worten: „So ist Rom im dritten Jahrhundert seines Bestehens, durch seine Könige mit allen Keimen der Größe, die sich in der Folge entwickeln werden, gegründet. Der Mensch hat die Institutionen geschaffen; wir wollen jetzt sehen, wie die Institutionen die Menschen bilden werden."

Das zweite Capitel beginnt der Verfasser mit folgenden inhaltschweren Worten, die jede mit einer bestehenden Regierung unzufriedene Partei leicht als Motto benützen könnte, möglicherweise sogar gegen des Verfassers eigenes Regiment: „Die Könige werden vertrieben aus Rom. Sie verschwinden, weil ihre Mission erfüllt ist. Es besteht, könnte man sagen, in der moralischen Ordnung ebenso wie in der physischen ein höchstes Gesetz, welches den Institutionen wie bestimmten Wesen eine vom Schicksal bestimmte Grenze anweist, die durch das Ende ihres Nutzens bezeichnet ist. So lange dieses Ende nicht gekommen, gewinnt nichts Entgegengesetztes die

Oberhand: Verschwörungen, Empörungen — Alles scheitert an der unwiderstehlichen Gewalt, welche das was man stürzen möchte, aufrecht erhält. Wenn dagegen ein scheinbar unerschütterlicher Zustand der Dinge aufhört den Fortschritten der Menschheit nützlich zu seyn, so ist weder die Macht der Ueberlieferungen, noch der Muth, noch die Erinnerung an eine glorreiche Vergangenheit im Stande, auch nur um einen Tag den vom Schicksal beschlossenen Fall zu verzögern" (pag. 23) *).

Gegen diesen Fatalismus müssen wir im Interesse der Menschheit protestiren. Abgesehen davon daß auf die Frage, was ist der Nutzen des Staats, was ist dessen wahrer Fortschritt? jede Partei ihre eigene, der gegnerischen durchaus widersprechende Antwort bereit hält, so daß erst die künftigen Generationen im Licht der Geschichte die rechte Antwort auffinden können; davon abgesehen belehrt uns jedes Blatt der Geschichte, daß über Dauer oder Fall der Regierungen, der Monarchien sowohl als der Republiken, nicht die protensartigen Begriffe des Nutzens und Fortschritts entscheiden, sondern die göttliche Vorsehung. So lange die Regierung das Wohl der Unterthanen in ehrlichem Streben zu fördern sucht, den ewigen Gesetzen der göttlichen Gerechtigkeit gehorcht und sich nicht im Besitz der Gewalt über alle Rücksichten auf Herkommen, Recht und Gesetz hinwegsetzt: so lange wird sie von der Vorsehung, wie tausend Beispiele zeigen, beschützt und getragen. Wenn aber ein Monarch alle Schranken von Scham, Zucht und Sitte mit Füßen tritt, wenn er in eigener Person und durch seine übermüthigen Prinzen das größte Aergerniß gibt, wenn er die Häupter der mächtigsten Familien, die ebenso die Pflicht wie den Muth haben ihm ent-

*) Es ist auffallend daß der Verfasser mit diesen Worten über die in jeder Hinsicht merkwürdige Regierung des Tarquinius Superbus, dieses Originals aller Despoten, hinwegeilt, während doch Livius gerade diesen König meisterhaft und lebhafter als alle Vorgänger charakterisirt hat, cfr. Livius I, 49 und 56.

gegen zu treten, ihn auf die bestehenden Rechte und Satzungen hinzuweisen, in brutaler Weise mit Verbannung und Tod bestraft, wenn er das Mark des Volkes zu kolossalen Bauten verschwendet und Kriege führt, um das eigene Volk zu beschäftigen, nicht um äußere Gefahr abzuwehren: wer mag sich dann wundern, daß die Vorsehung endlich einem solchen Treiben ein Ziel setzt? Eben deßwegen, weil die Vorsehung den römischen Staat unleugbar beschützte, worin wir dem Verfasser vollkommen beipflichten, konnte sie die grausame und tyrannische Regierung des stolzen Tarquiniers nicht länger dulden. Ein römisches Volk im spätern Sinn gab es damals noch nicht, denn die Plebs war von dem Genuß des Vollbürgerthums noch sehr weit entfernt; die Patricier allein bildeten den Kern der Bürgerschaft und des Staats: da nun der despotische König gerade die Patricier unaufhörlich decimirte, also die der Zahl nach ohnedieß nicht bedeutende Kerubevölkerung schwächte, so war seine Regierung bei allem äußern Glanz doch in der That dem Fortbestand des Reichs sehr gefährlich; darum wurde auch das ganze Haus des übermüthigen Herrschers mit ihm selber vertrieben. Die Vorsehung ließ der durch den Angriff auf die Keuschheit der edeln Lucretia hervorgerufenen Empörung ihren Lauf, Rom wurde aus einer Monarchie in eine Republik verwandelt und das von dem vertriebenen König so hart bedrückte Patriciat zeigte sofort, da es die Regierung der Republik übernahm, eine reiche Fülle der glänzendsten Tugenden, wie der Verfasser selbst wiederholt und nachdrücklich hervorhebt. Den Vorzug der aristokratischen Regierung vor der monarchischen in einem sich selbst entwickelnden und wachsenden Staat hebt der Verfasser treffend hervor: „das aristokratische Regiment hat den Vorzug vor der Monarchie, daß es unbeweglicher ist in seiner Dauer, consequenter in seinen Planen und den Ueberlieferungen getreuer, und daß es Alles wagen kann, weil da wo sich die Verantwortlichkeit auf eine große Anzahl vertheilt, Niemand persönlich verantwortlich ist“ (pag. 24).

Nicht deßwegen war die Königsgewalt gestürzt worden, um die Centralgewalt zu schwächen und der Magistratur nur einen Schatten von Macht einzuräumen; der Senat und das Patriciat erkannten wohl die unbedingte Nothwendigkeit einer starken und kräftigen Regierung, daher übertrugen sie den Beamten für die Dauer des Amtes eine unumschränkte Gewalt, die nur durch die Rücksicht auf die Pflicht der Verantwortlichkeit nach Niederlegung des Amtes gemildert war. Sehr wahr ist darum die Bemerkung des Verfassers über den Unterschied der altrömischen und modernen Stellung der Magistratur: „Heutzutage haben unsere constitutionellen Gewohnheiten das Mißtrauen gegen die Amtsgewalt als Princip aufgestellt, zu Rom war es das Vertrauen. In unsern modernen Gesellschaften ist der Träger jeder Auktorität, wie sie auch heißen mag, immer durch mächtige Bande gehemmt; er gehorcht einem bestimmten Gesetze, einem kleinlichen Reglement, einem Höheren; der Römer dagegen fühlte sich, seiner eigenen Verantwortlichkeit allein überlassen, frei von jeder Fessel; er gebot als Herr in dem Kreis seiner Befugnisse" (pag. 26).

Die kluge Politik der Patricier wird nun treffend geschildert: überzeugt, daß „eine Kaste, die nicht durch neue Elemente erneuert wird, verschwinden muß und daß die absolute Gewalt, sie mag einem einzelnen Mann oder einer Classe von Individuen angehören, zuletzt immer gleich gefährlich wird für den, der sie ausübt", verstärkten und erfrischten sie ihren Stand immer wieder durch Aufnahme neuer Mitglieder theils aus den benachbarten Städten, theils aus den reichen und hervorragenden Plebejern, zugleich machten sie der Plebs von Zeit zu Zeit Concessionen, um ihre politische Unmacht weniger drückend erscheinen zu lassen. Am wichtigsten aber war dennoch die große geistige und moralische Kraft, welche die Patricier fortwährend entwickelten, so daß sie einerseits die Anerkennung der Plebs sich erzwangen, andererseits für jede Funktion sich tüchtig erwiesen und das Staatswohl be-

förderten. Nichtsdestoweniger war die Lage der Republik eine bedenkliche, denn rings von Feinden umgeben hatte sie zugleich im Innern mit der stets wachsenden Unzufriedenheit der politisch geknechteten Plebs zu kämpfen, die nicht bloß an Kopfzahl stets anwuchs, sondern auch durch größte Tapferkeit in den unaufhörlichen Kriegen sich die gerechtesten Ansprüche auf bürgerliche Gleichstellung mit den Patriciern und auf Theilnahme an den hohen Staatsämtern erworben hatte. Ausführlich behandelt nun der Verfasser, an die Quellen sich anschließend, die Einsetzung des hochwichtigen Volkstribunals, dieser Citadelle der Plebs; zählt die ursprünglichen Rechte desselben und ihre fortdauernde Vermehrung auf; schildert sodann die Entstehung des Decemvirats zur Abfassung geschriebener Gesetze, und den gewaltsamen Sturz der tyrannischen Männer. Die großen und entscheidenden Kämpfe der Plebs unter den energischen Tribunen Licinius Stolo und Sextius um das höchste Ziel ihrer Wünsche, das Consulat, sind lebhaft und treffend besprochen, die Forderungen als gerecht und für beide Parteien annehmbar dargestellt, und der Verfasser bewährt in dem ganzen, geistvoll geschriebenen Abschnitt eine rühmliche Objektivität und staatsmännisches Urtheil. In seinem Ueberblick über diese hochwichtige Krisis der Republik hebt er ganz richtig hervor, daß die Gleichheit der Rechte principiell endlich erreicht sei, aber das Patriciat suchte auf jede Weise den Plebejern die Ausübung ihres Rechts zu erschweren und hatte das gewaltige Schwert der Diktatur stets bei der Hand, denn in der kurzen Periode vom Jahr 390 bis 416 der Stadt (364 bis 338 v. Chr.) wurden nicht weniger als 18 Diktatoren ernannt. Sehr passend vergleicht der Verfasser den damaligen Zustand Roms mit der Lage des englischen Staats vor der Wahlreform, wo die Gleichheit der politischen Rechte für alle Bürger auch formell bestand, aber faktisch der Adel durch die „verrotteten Burgflecken" die Parlamentswahlen und eben hiedurch den Staat selbst beherrschte; dann fügt er die wohl zu beachtenden Worte bei:

„Wir sind weit entfernt, den römischen oder englischen Adel zu tadeln, daß er sein Uebergewicht durch alle Mittel der Gesetze und der Gewohnheiten sich zu erhalten bestrebt war. Die Macht sollte den Patriciern so lange bleiben, als sie sich derselben würdig zeigten, und man muß es anerkennen, ohne ihre Ausdauer in derselben Politik, ohne jene politische Weisheit, ohne jene strenge und unbeugsame Tugend — das charakteristische Merkmal der Aristokratie — wäre das Werk der römischen Civilisation nicht erfüllt worden" (pag. 55).

Ehe nun der Verfasser die Eroberung Italiens durch die Republik zu erzählen beginnt, macht er im Anfang des 3. Capitels seine Leser mit dem Kriegsschauplatz bekannt; er gibt eine topographische und ethnographische Beschreibung Italiens, die vielen Stämme, die Ober- Mittel- und Unteritalien bewohnten, werden mit großer Sachkenntniß geschildert, ihre Stimmung Rom gegenüber kräftig hervorgehoben und namentlich die tapfern und freiheitsstolzen Samniter mit Wärme und Bewunderung charakterisirt. Die Frage, wie es der kleinen Republik möglich war, diese vielen kriegerischen Völker nach und nach zu bewältigen, beantwortet der Verfasser mit folgenden Worten: „Die Völker, die Rom umgaben, kriegerisch und stolz auf ihre Unabhängigkeit, hatten weder dieselbe Einheit, noch dieselbe Triebfeder, noch dieselbe mächtige aristokratische Organisation, noch dasselbe blinde Vertrauen auf ihre Bestimmung. Man entdeckte an ihnen mehr Selbstsucht als Ehrgeiz. Wenn sie kämpften, so geschah es mehr zur Vergrößerung ihres Reichthums durch Plünderung, als um die Zahl ihrer Unterthanen zu vermehren. Rom triumphirte, weil es allein im Hinblick auf die Zukunft den Krieg führte — nicht um zu zerstören, sondern um zu erhalten, und weil es nach der materiellen Eroberung immer auf die moralische Eroberung der Besiegten bedacht war" (pag. 61). Mit Recht hebt der Verfasser auch die geographische Lage Roms hervor, wodurch es der Republik möglich war, eine Landmacht und zugleich eine Seemacht zu werden; denn bei

der Nähe des Meeres mußten die reichen Gegenden an dem Gestade des Mittelmeers ohne Schwierigkeit in seine Gewalt kommen; und die umliegenden Bergvölker konnte es dadurch unterwerfen, daß es nach und nach alle Thäler besetzte. Die politische Weisheit des Senats verstand es zugleich, die Besiegten durch Verleihung von verschiedenen Rechten und Privilegien in das römische Interesse zu ziehen, und der Verfasser hat die Bedeutung und die Abstufungen dieser Privilegien mit Sorgfalt behandelt. Dahin gehören das jus connubii, das jus commercii, das jus municipii in seinen 3 Graden, ferner die praefecturae, die Rechtsverhältnisse der Lateiner und der übrigen foederati, insbesondere aber die höchst wichtigen Colonien. Weder bei den Griechen, noch bei irgend einem andern außeritalischen Culturvolk haben die Römer ihre Colonialpolitik geholt, sie ist vielmehr, von einigen Spuren derselben bei gewissen altitalischen Volksstämmen abgesehen, das eigenste Kind des römischen Genius und hat nicht nur zur Sicherung der gemachten Eroberungen, sondern wesentlich auch zur Romanisirung Italiens unendlich viel beigetragen. Die römischen Colonien, aus römischen Vollbürgern bestehend, waren sozusagen eiserne Arme, mit welchen Rom sein Gebiet und seine Eroberungen umschlang; es waren Waffenplätze und Citadellen für die Defensive und Offensive nach allen Richtungen; die lateinischen Colonien aber, mitten in Feindesland gegründet, waren die Vorposten und Bollwerke zur Bewachung des feindlichen Volkes, und wenn auch nicht von römischen Vollbürgern bewohnt, so waren sie doch theils aus Dankbarkeit für den vom Senat erlangten Besitz, theils aus Rücksicht für den mächtigen Schutz Roms der Republik treu ergeben. So gelang es Rom, in den Besiegten die lebhafteste Anhänglichkeit und einen wahren Wetteifer zu erwecken, sich um Rom verdient zu machen und dadurch neue Privilegien zu erlangen, und mit Recht sagt der Verfasser: „Es ist dieses allgemeine Verlangen, nicht das Privilegium zu zerstören, sondern selbst unter die Privilegirten

merkung pag. 84 gibt der Verfaſſer ein gen
der von 416 bis 488 der Stadt gegründete
latiniſchen Colonien) ſicherte die gemachte
Rom war umgeben von einem Gürtel feſter
Zugänge nach Latium beherrſchten und di
Campanien, Samnium, Etrurien und Galli
ſperrten. Ungleich in ihrer politiſchen Stell
über waren alle einander gleich in der Pflicht
ſtützen mit Waffen und Mannſchaft, die Se
troſen und Schiffen. Zum Danke dafür erhiel
dem eroberten Lande und gegen einen jährlich
der Nutznießung der Domänen des Staats.
ſich die Leitung der auswärtigen Politik un
des Reiches ausſchließlich vor. Die Alliir
nie in die Beſchlüſſe des Forums und jede
den engen Grenzen ihrer Communalverwaltu
tiſche Centraliſation hat die allmählige Grü
ſchen Nationalität möglich gemacht; ohne je
hätten ſich die verſchiedenen Völkerſchaften du

litik eines Camillus und Fabius;" auch hatten die über ganz Italien verbreiteten römischen und latinischen Colonien, die überall die römischen Sitten und die lateinische Sprache einführten, trefflich vorgearbeitet. Warum dieser im Wesen der Dinge liegende Fortschritt unterblieb, erklärt der Verfasser mit folgenden Worten: „Wenn Rom in den folgenden Jahrhunderten es nicht verstand, den günstigen Augenblick zu ergreifen, um die in den Geistern schon vollzogene Assimilirung zu einer Thatsache zu machen, so liegt die Schuld an dem Preisgeben der Principien der Gerechtigkeit, welche den Senat während der ersten Jahrhunderte der Republik geleitet hatten, und insbesondere an der Corruption der Großen, in deren Interesse es lag, die untergeordnete Stellung der Alliirten fortdauern zu lassen. Wäre das Bürgerrecht zur rechten Zeit auf alle Italioten ausgedehnt worden, so hätte es der Republik eine neue Kraft verliehen; aber die hartnäckige Verweigerung desselben wurde die Ursache der von den Gracchen begonnenen, von Marius fortgesetzten, vorübergehend von Sulla erstickten und von Cäsar beendigten Revolution" (pag. 87). — Wir stimmen dem Verfasser vollkommen bei, allein es ist dieß eine mit dem Anwachsen des Reichthums in dem Privatbesitz verbundene, fast überall sich wiederholende Folge: zu großer Reichthum macht taub und gleichgiltig gegen die dringendsten Reformen des Staats und erzeugt die gefühlloseste Selbstsucht; das Hauptstreben der Reichen geht mit ängstlicher Sorge dahin, an dem bestehenden Zustand der Dinge, wenn er auch noch so schlecht wäre, ja nicht rütteln zu lassen. Wo immer die Reichen den Staat beherrschen, da hören alle, auch die gerechtesten und nöthigsten Reformen auf, jeder Versuch schon erweckt den Haß der reichen Machthaber; von den höheren civilisatorischen Pflichten des Staates ist vollends gar keine Rede mehr. Die Noth der Armen, der politisch Geknechteten mag noch so groß seyn, die Reichen bekümmern sich nicht um sie und werfen ihnen nur dann, wenn ein Akt der Verzweiflung zu fürchten ist, ein armseliges Bettelbrod hin. Nicht

bloß im alten Rom war es so, auch in unseren vielgepriesenen modernen Culturstaaten ist es vielfach nicht anders; und wie in Rom die politischen Kämpfe in sociale und communistische übergingen, bis endlich Cäsar die Gährung zu seinen Gunsten benützte, so ist in der neuesten Zeit der an die Stelle des Geburtsadels getretenen Geldoligarchie und des täglich sich vergrößernden Fabrikproletariats der sociale Kampf schon so nahe gerückt, daß wie in Rom so auch bei uns die annona d. h. der Kornpreis eine Hauptsorge der Regierungen bildet und eine Theurung eine schwere Katastrophe herbeiführen müßte.

Da Rom nach Eroberung Italiens mit Riesenschritten der Weltherrschaft zueilte, die damalige Welt aber wesentlich in den Uferländern des Mittelmeeres bestand, so gibt der Verfasser im 4. Capitel eine sehr interessante und von großer Gelehrsamkeit zeugende Beschreibung des Mittelmeerbeckens. Nordafrika, Spanien, Südfrankreich, Illyrien, Epirus, Griechenland, Macedonien, Kleinasien, Syrien, Aegypten und die Inseln des Mittelmeeres werden der Reihe nach geschildert und die Höhe der Civilisation, die Zahl der Bevölkerung, die Stärke der Kriegsmacht zu Land und zur See, insbesondere aber die natürlichen und die durch Kunst, Handel und Industrie geschaffenen Hilfsquellen der Länder ausführlich und mit Anführung sehr vieler Citate dem Leser vor Augen gelegt. Der Verfasser bewegt sich, wie man wohl fühlt, so recht in seinem Elemente; wir halten darum dieses Capitel für eines der schönsten und lehrreichsten des ganzen Werkes und anerkennen mit Bewunderung die Eleganz der Sprache bei einer sich durchaus gleich bleibenden Ruhe und Gründlichkeit. Das Schlußwort des Verfassers am Ende dieses Capitels dürfte, so harmlos es auch ausgedrückt ist, doch eine besondere Beachtung verdienen: „Diese kurze Beschreibung der Uferländer des Mittelmeeres, zwei bis drei Jahrhunderte vor unsrer Zeitrechnung, läßt den blühenden Zustand der verschiedenen Völker, welche dieselben bewohnten,

hinlänglich durchblicken. Die Erinnerung an solche Größe erweckt den sehr natürlichen Wunsch, es möchte von jetzt an die Eifersucht der Großmächte den Orient nicht länger verhindern, den Staub von zwanzig Jahrhunderten abzuschütteln und für das Leben und die Civilisation neu zu erstehen" (pag. 140). Wir sagen von Herzen Ja und Amen dazu und sind überzeugt, daß wenn Napoleon III. die armselige Krämerpolitik Englands so schach und matt zu legen versteht, daß sie seine schon öfters angeregten orientalischen Plane nicht länger zu durchkreuzen und das türkische Schoßkind zu schützen im Stande ist, die Weltgeschichte ihn unter die größten Männer zählen und sein Haupt mit einem unverwelklichen Lorbeerkranz schmücken wird. Kein Machthaber der civilisirten Menschheit hat aber auch, neben dem Kaiser von Oesterreich, in höherem Grade den Beruf und die Mittel zur Neubelebung des Orients, als der Kaiser des mächtigen und zu großen civilisatorischen Zwecken von der Vorsehung augenscheinlich berufenen Frankreich!

Nachdem der Verfasser sein prächtiges Bild des großen Kriegstheaters gezeichnet, beginnt er diese Kriege selbst zu erzählen: es ist der Riesenkampf mit Karthago und die Kriege mit Spanien, Macedonien und Syrien. Sehr treffend ist die geistvolle Vergleichung des karthagischen und römischen Volkes:

„Eine mächtige Aristokratie regierte in beiden Republiken, aber zu Rom gaben die Adeligen, unaufhörlich mit dem Volke vermischt, das Beispiel des Patriotismus und aller bürgerlichen Tugenden, während in Karthago die ersten Familien, durch den Handel bereichert, durch maßlosen Luxus verweichlicht, eine selbstsüchtige und habgierige Kaste bildeten, die von den übrigen Bürgern getrennt war. Zu Rom war der Ruhm die einzige Triebfeder, der Krieg die wichtigste Beschäftigung, der Kriegsdienst die erste Pflicht; zu Karthago brachte man dem Interesse, dem Handel Alles zum Opfer und die Vertheidigung des Vaterlandes wurde als eine unerträgliche Last den Söldnern überlassen: wenn die Armuth des Schatzes die Bezahlung des Soldes verzögerte, so empörten sich die Sol-

daten Karthago's und brachten den Staat in Gefahr, die Römer ertrugen Entbehrung und Noth ohne Murren aus reiner Liebe zum Vaterland. Die karthagische Religion machte aus der Gottheit eine eifersüchtige und schädliche Macht, die man durch entsetzliche Opfer besänftigen oder durch schändliche Handlungen ehren mußte, daher verdorbene und grausame Sitten. In Rom milderte der gesunde Sinn oder das Interesse der Regierung die Rohheit des Heidenthums und erhielt in der Religion moralische Ideen. Wie groß war vollends der Unterschied in der Politik! Rom hatte allerdings die umliegenden Völker durch Waffengewalt überwältigt, allein es hatte sich sozusagen Verzeihung für seine Siege erkauft, indem es den Besiegten ein größeres Vaterland und einen Antheil an den Rechten der Hauptstadt anbot. Zudem konnte es, da die Bewohner der Halbinsel im Allgemeinen der gleichen Race angehörten (?), leicht dieselben sich assimiliren. Karthago dagegen war fremd geblieben mitten unter den Eingebornen Afrika's, von denen es durch Abstammung, Sprache und Sitten getrennt war. Es hatte seine Herrschaft den Unterthanen und Tributpflichtigen verhaßt gemacht durch den Krämergeist und die Raubgier all seiner Agenten: daher häufige Empörungen, die mit unerhörter Grausamkeit erstickt wurden. Aus Mißtrauen gegen seine Unterthanen mußte es alle Städte seines Gebiets offen lassen, daß keine derselben der Stützpunkt einer Empörung würde. Rom dagegen umgab seine Colonien mit Wällen und die Mauern Placentia's, Spoleto's, Casilinum's, Nola's trugen wesentlich bei, den Siegeslauf Hannibals zu hemmen. Die Stadt des Romulus stand damals in der vollen Jugendkraft, während Karthago bei jenem Grad der Corruption angelangt war, wo die Staaten weder die sie entnervenden Mißbräuche zu ertragen im Stande sind, noch das Heilmittel, das sie erretten könnte. Rom gehörte also die Zukunft. Auf der einen Seite ein Volk von Soldaten, durch die Disciplin, Religion, Sittenreinheit in Schranken gehalten, beseelt von Liebe zum Vaterland und von treuergebenen Alliirten umringt; auf der andern Seite ein Volk von Kaufleuten mit lockern Sitten, ungehorsame Söldlinge und unzufriedene Unterthanen" (pag. 142).

Nach kurzer Darstellung der Kriege gegen die Illyrier und cisalpinischen Gallier geht der Verfasser auf den hoch-

wichtigen zweiten punischen Krieg über, der Rom in seinen Grundfesten erschütterte, aber zugleich die Weisheit der römischen Politik gegen die italischen Völker und Colonien glänzend erprobte; denn trotz der furchtbaren Niederlagen Roms blieben bei weitem die meisten Colonien und Bundesgenossen ihm treu und wiesen die lockendsten Versprechungen Hannibals ab. Die große Persönlichkeit dieses punischen Helden ist fast zu wenig in's Licht gestellt, was freilich in dem Streben des Verfassers, die Kraft und Standhaftigkeit des römischen Senats und die aufopfernde Hingebung aller Stände des Volks in Vordergrund zu stellen, seine Erklärung findet. Die Folgen dieses Krieges für Rom in politischer und administrativer Beziehung sind einläßlich besprochen, namentlich sind die zwei wichtigen Neuerungen hervorgehoben, daß die Consuln, die sich als Heerführer erprobt hatten, das Commando eine ganze Reihe von Jahren behielten, weil der jährliche Wechsel des Oberbefehls sich als sehr schädlich herausgestellt hatte; und daß durch die lange Dauer des Krieges gewissermaßen stehende Heere entstanden waren, denn die nämlichen Legionen hatten zehn Jahre in Spanien zugebracht, andere standen fast ebenso lange in Sicilien. Als nun der Krieg zu Ende ging, sah sich der Senat genöthigt, diesen Veteranen Scipio's für jedes Jahr ihres Dienstes zwei Morgen Land anzuweisen. Es war dieß ein bedeutungsvoller Vorgang, der später von den großen Parteihäuptern zu Gunsten ihrer getreuen Soldaten energisch benützt wurde. Auch erhielt während des Krieges der Ritterstand immer höhere Bedeutung durch die dem Staatsschatz geleisteten Vorschüsse und durch Uebernahme der Lieferungen an die Landarmee und die Flotte; der Senat hatte nicht mehr den Muth, die Ritter wegen Unterschleif zu bestrafen, theils aus Rücksicht auf deren Verdienste theils aus Furcht vor ihrem mächtigen Einfluß. Das Volkstribunat, dieses Palladium der plebejischen Gleichberechtigung, hatte seinen Zweck längst erreicht, „darum hörten die Tribunen auf, ausschließlich den Plebejerstand zu vertreten; sie wurden sogar

eine Stütze der Aristokratie, hatten Zutritt zum Senat, nahmen Theil an der Regierung und benützten ihre Autorität im Interesse der Gerechtigkeit und des Vaterlandes." So gerne wir die Wahrheit dieser Bemerkung des Verfassers zugeben, ebenso sehr sind wir überzeugt, daß die Schattenseite dieser Umwandlung des tribunicischen Amtes schärfer hätte betont werden dürfen; wir werden deßhalb später auf diesen Punkt zurückkommen. — Auch in den Comitien, fährt der Verfasser fort, war eine wichtige Aenderung vor sich gegangen: die Curiatcomitien, aus den patricischen gentes bestehend, die in den ersten Jahrhunderten alle Macht hatten und selbst den Königen das imperium d. h. die volle Herrschergewalt verliehen, waren zu einer reinen Formalität herabgesunken und hatten sich nur noch mit Fragen aus dem Gebiet der Auspicien und der sacra zu beschäftigen. Die Centuriatcomitien hatten zwar noch alle ihre Rechte behalten, allein ihre Eintheilung war verändert und der Tribus-Eintheilung angepaßt worden. Die hohe Wichtigkeit dieser Reform scheint uns nicht gebührend hervorgehoben, da der Verfasser mit fünf Zeilen darüber hinwegeilt. Der Zweck dieser vor dem Beginn des zweiten punischen Krieges jedenfalls schon vollendeten Reform war offenbar ein demokratischer: es galt durch neue Eintheilung der Centurien auf Grundlage der 35 Tribus das in der servianischen Classen- und Centurien-Eintheilung begründete Uebergewicht der Patricier, der Ritter und reichen Plebejer zu beseitigen. Denn nach der servianischen Eintheilung waren es insgesammt 193 Centurien, davon hatte die erste Classe mit Inbegriff der Patricier und Ritter nicht weniger als 98 Centurien, also ebenso viele Stimmen, so daß diese Classe die 4 andern weniger vermöglichen Bürgerclassen vollkommen beherrschte. Nach der neuen Eintheilung auf Grund der 35 Tribus bestand die Gesammtzahl der Centurien aus 350, (die Angaben schwanken zwischen 350 und 373) davon hatte die erste Classe nur 70 Centurien, ihr absolutes Uebergewicht war also gebrochen und den folgenden Classen ein wesentlicher

Einfluß auf die Wahlen und wichtigen Staatsangelegenheiten gesichert. Ferner besaßen nach der servianischen Verfassung die Rittercenturien allein die praerogativa, d. h. die zuerst stimmende Centurie; auch dieses Vorrecht wurde ihnen genommen, indem in Folge der Reform die zuerst stimmende Centurie zwar der ersten Classe verblieb, aber aus sämmtlichen 70 Centurien dieser Classe, nicht mehr aus den 18 Ritter-Centurien allein ausgeloost wurde. Wie wichtig diese Aenderung war, ergibt sich einerseits aus dem bekannten Glauben der Römer an alles Ominöse, andererseits aus vielen Stellen der Classiker, die theils direkt theils indirekt bezeugen, daß die zuerst stimmende Centurie alle andern nach sich zog.

Das eigentlich demokratische Element des römischen Staates lag in den Tributcomitien, in welchen ohne Rücksicht auf Vermögen und Geburt jeder Bürger gleiches Stimmrecht besaß. Diese — anfangs ohne alle politische Bedeutung — eigneten sich, je mehr der plebejische Stand an Macht und Recht wuchs, desto mehr Einfluß und politische Gewalt an und wurden der förmliche Kampfplatz der emporstrebenden Demokratie und die Schule der für Rom so verderblichen Demagogie. So hatte sich bei allem Anschein von Unbeweglichkeit der römischen Institutionen doch Alles wesentlich geändert und mit Recht bemerkt der Verfasser am Schluß dieses Abschnitts: „Dieser Schein von Unbeweglichkeit in Mitte einer im Fortschritt begriffenen Gesellschaft war ein Vortheil der römischen Sitten. Als gewissenhafte Beobachter der Ueberlieferung und der alten Gewohnheiten schienen die Römer nur das abzuschaffen, was sie ersetzten; sie übertrugen die alten Formen auf die neuen Principien und führten so Neuerungen ein ohne Erschütterung und ohne den Zauber der durch die Zeit geheiligten Institutionen zu schwächen."

Nach dieser Hinweisung auf die im Innern der Republik vorgegangenen Aenderungen und Fortschritte nimmt der Verfasser den unterbrochenen Faden der Kriegsgeschichte wieder auf. Der Krieg mit Philipp III. von Macedonien ist [illegible]

exiſtire alſo ein Volk auf der Erde, das
mit eigener Müh' und Gefahr Krieg f
von Völkern, die ſogar von ſeinen Grenz
tinente entfernt ſind, das Meere überſ
ganzen Welt nicht eine einzige ungerechte H
an die Uneigennützigkeit Frankreichs erinn
1859 ſo laut proklamirt wurde? Allein
Selbſtverleugnung bald in einem andern
Savoyen und Nizza an das Kaiſerreich
das „freie" Italien als ein an Händen u
Vaſall Frankreichs vor der Welt daſtand,
die Uneigennützigkeit des römiſchen Sena
Dauer. Nach dem Grundſatz: divide et
dieſe griechiſchen Staaten und Völklein v
geriſſen und ſelbſtſtändig gemacht, aber nur
durch die von Rom begünſtigte römiſche A
jede patriotiſche Regung im Keim zu erſti

An die Bezwingung des Macedoni
kurzer Unterbrechung der Krieg gegen die

machen wollte, so belohnte es seine treuen Alliirten, den König von Pergamum und die Republik Rhodus mit großem Landzuwachs aus den eroberten Gebieten. Kaum war dieser Krieg beendigt, so wurde Rom durch die Gallier und Ligurier in Oberitalien lebhaft beunruhigt, allein der Senat handelte rasch und ergriff im J. 574 der Stadt das grausame Mittel der Deportation: 47,000 Ligurier wurden nach Samnium verpflanzt und im J. 581 wurden andere Ligurier in das Land jenseits des Po übersiedelt. Jedes Jahr rückten die nördlichen Grenzen der Republik weiter hinauf und Heer-Straßen und Colonien sicherten den Marsch der römischen Heere. Rom nahm das während des zweiten punischen Kriegs unterbrochene System der Sicherung seiner Macht in Italien durch Colonien und Heerstraßen sofort wieder auf und der Verfasser gibt uns pag. 178 ein sorgfältiges Verzeichniß der zwischen 488 und 608 der Stadt gegründeten römischen und latinischen Colonien, es sind nicht weniger als 21 römische und 11 latinische, von denen viele heute noch als blühende Städte fortleben.

Nun erzählt der Verfasser den letzten Krieg Roms zur Erlangung der Weltherrschaft, es ist der Krieg gegen Perseus von Macedonien. Die Macht dieses Königs, aber auch die schweren Fehler, die er als Feldherr und als Staatsmann beging, sind gebührend hervorgehoben, doch scheint uns das Motiv seines Krieges mit Rom zu einseitig römisch aufgefaßt. Das gerechte Verlangen des Perseus, die ihn auf allen Seiten, im Süden, Westen und Osten beengende und mit Verräthern und Spionen umgebende römische Obergewalt zu brechen, findet ebensowenig ein Wort der Anerkennung, als die grausame Anwendung des römischen Grundsatzes: divide et impera! auf Macedonien nach der Schlacht bei Pydna, indem das seit Jahrhunderten Ein Reich bildende Macedonien in vier politisch vollständig getrennte und alles gegenseitigen Verkehrs gänzlich beraubte Distrikte zerschlagen wurde, dem Verfasser ein Wort des Tadels entlockt; im Gegentheil [illegible]

er, als wäre er vollständig damit einverstanden, die das Verfahren des Senats über die Maßen lobenden Worte des Livius (45, 18) vollständig an. Auch das Verfahren Roms gegen Epirus, dessen sämmtliche Einwohner theils getödtet theils als Sklaven verkauft wurden, und gegen den achäischen Bund, welcher Tausend seiner angesehensten Bürger als Geißeln nach Rom schicken mußte, wo die meisten in langer Gefangenschaft starben, findet kein Wort des Tadels, und doch waren es furchtbare Gewaltthaten. — Während nun offenbar schon hier eine wesentliche Veränderung der römischen Politik nach außen sich zeigte, datirt der Verfasser den traurigen Umschwung derselben erst aus der Periode zwischen dem Krieg gegen Perseus und dem dritten Krieg mit Karthago. Der schönen und geistvollen Darstellung dieses Umschwungs können wir übrigens unsern Beifall nicht versagen. Woher kommt dieser Umschwung? fragt der Verfasser und antwortet: „daher daß ein übermäßiges Glück die Nationen nicht weniger verblendet als Könige." (Hat der Neffe hier auch an seinen Onkel gedacht?) „Als die Römer auf den Gedanken kamen, Nichts könne ihnen mehr widerstehen, weil ihnen bisher Nichts widerstanden hatte, so hielten sie sich Alles erlaubt. Sie führten nicht mehr Krieg zum Schutz ihrer Allirten, zur Vertheidigung ihrer Grenzen oder zur Sprengung der Coalitionen, sondern zur Vernichtung der Schwachen und zur Plünderung der Nationen . . . Vergebens suchte der Senat den großen Ueberlieferungen der Vorzeit zu folgen, er war nicht mehr stark genug, den individuellen Ehrgeiz zu zügeln; und dieselben Institutionen, welche früher die Tugenden aufblühen ließen, schützten von jetzt an die Laster des groß gewordenen Rom" (pag. 186).

Nun tritt der Verfasser, vorsichtig zwar aber wohl verständlich, mit seinem Hauptgedanken hervor: „Das Heilmittel gegen dieses Ueberfluthen ungeregelter Leidenschaften wäre gewesen, einerseits die Eroberungslust zu mäßigen, andererseits die Zahl der Candidaten für die Macht dadurch zu

mindern, daß man ihr längere Dauer gab. Allein damals fühlte das Volk allein, von seinem Instinkt geleitet, das Bedürfniß die Fehler der Verfassung zu verbessern, indem es den Männern seines Vertrauens die Auktorität erhielt. So wollte es den Scipio Afrikanus zum lebenslänglichen Diktator ernennen, während die angeblichen Reformatoren Porcius Cato, als Sklaven der alten Gewohnheiten und in dem Geist eines übertriebenen Rigorismus, Gesetze geben ließen, um demselben Mann zu verbieten, zweimal sich ums Consulat zu bewerben, und um das Alter, das zur Bewerbung um dieses Amt befähigte, weiter hinauszurücken" (pag. 188). Cato Censorius ist unseres Erachtens durchaus nicht in seinem wahren Werthe geschildert, indem der Verfasser fast nur Beispiele seiner übertriebenen Strenge anführt, davon aber schweigt, daß Cato Jahrhunderte lang als Muster eines großen und gegen sich wie gegen seine Mitbürger strengen Patrioten gefeiert wurde. In Perioden rasch überhand nehmenden Luxus durch schnell angewachsenen Reichthum ist es immer eine undankbare Aufgabe, sich dem Verderbniß entgegenzustemmen und die guten Sitten der Väter zu wahren; und wer solche Aufgabe übernimmt, weiß selbst am besten, daß er allein den Strom nicht aufzuhalten vermag; darum hat man aber nicht das Recht solche Männer zu verhöhnen, wie namentlich Mommsen gethan, sondern muß die Charakterfestigkeit bewundern und ihrem Streben, wenigstens so viel zu retten als möglich, Gerechtigkeit zollen. Daß die Einmischung des großen Censors in die „Toilette und den Luxus der römischen Damen" allerdings nicht sehr galant aber nicht ohne Grund war, zeigt schon ein flüchtiger Blick in Böttigers „Sabina" und Bekkers „Gallus", von Juvenal gar nicht zu reden. Und da die griechischen Schmarotzer in Rom hinter ihrer vielgerühmten Gelehrsamkeit einen totalen Mangel an Patriotismus und sittlicher Würde verbargen, wie konnten sie den ernsten, durch die harte Schule des Lebens gebildeten Altrömern großen Respekt einflößen? Die goldene Jugend dagegen fühlte sich

von der Feinheit der griechischen Sprache und Literatur sehr angezogen und wetteiferte im Besuch der drei bekannten Philosophen, welche Athen als Gesandte nach Rom geschickt hatte. Wenn nun Cato die Heimsendung dieser drei philosophischen Diplomaten beschleunigte, so handelte er jedenfalls seinen Principien gemäß. Auch ist es nicht richtig, daß Cato allein, wie der Verfasser andeutet, den Senat in die grausame Politik nach außen hineinriß: schon das Verfahren des Senats gegen die Ligurier, gegen Macedonien, Epirus und den achäischen Bund, zu einer Zeit da Cato noch ein junger Mann war, beweist eine große Härte und Unerbittlichkeit gegen die feindlichen Völker. Cato selbst war als Proprätor in Spanien nichts weniger als grausam, vielmehr zeigte er sich streng gegen die Römer und gerecht gegen die Spanier. Was Karthago betrifft, so hatte der Senat schon lange vor Cato dieser Stadt den Untergang geschworen, denn der auf Roms Gunst pochende Massinissa von Numidien durfte sich alle Frechheiten gegen die Nachbarrepublik erlauben, während diese ohne Einwilligung Roms keinen Krieg beginnen und keine Mißhandlung mit Waffengewalt abwehren durfte. Es war dieß ein unbeschreiblich qualvoller Zustand für einen früher so mächtigen Staat. Auch ohne Cato's berühmt gewordenes ceterum censeo mußte es zur Katastrophe kommen, welche übrigens Cato nicht mehr erlebte. Dieser dritte punische Krieg ist von dem Verfasser schön und lebhaft geschildert. Sehr zu beachten sind die Worte, die er seinem Bericht von der Empörung des von Demagogen aufgewühlten karthagischen Volks gegen den Senat, der sich der Entscheidung Roms unterwerfen wollte, beifügt: „Unglückselige Empörung! denn in Augenblicken einer äußeren Krisis richtet jede Bewegung des Volkes die Staaten zu Grunde, wie in Gegenwart des den vaterländischen Boden überströmenden Feindes jede politische Aenderung unheilvoll ist.“ Wir stimmen vollständig bei und wünschen von Herzen, die deutschen Mittel- und Kleinstaaten möchten sich diese Worte tief einprägen, daß

sie nicht die unvermeidliche Entscheidung der deutschen Hauptfragen auf den Einbruch der Feinde verschieben!

Nach Vernichtung Karthago's schritt Rom unaufhaltsam auf der abschüssigen Bahn vorwärts: es genügte ihm nicht mehr, die Feinde zu demüthigen und zum Frieden zu zwingen; die gänzliche politische Vernichtung der Staaten rings um das Mittelmeerbecken war nun das Ziel. Das römische Reich hatte jetzt neun große und mächtige Provinzen, die von gewesenen Consuln und Prätoren mit unumschränkter Gewalt regiert wurden. Dadurch wurden diese höchsten Magistraturen ein Gegenstand des lebhaftesten Ehrgeizes; durch glänzende Festspiele suchten sich die Aedilen dem Volk zu empfehlen und dadurch ihre Erhebung zu sichern. Diese Spiele und Volksspenden erforderten aber einen kolossalen Reichthum: also waren nur die reichsten Bürger zur Candidatur um die höchsten Aemter befähigt und sie betrachteten dieselben und die damit verbundenen Statthalterschaften als eine förmliche Domäne ihres bevorzugten Amtes. Trotz aller Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz war also wieder eine große Ungleichheit entstanden. Die Nobilität, in welcher Plebejer und Patricier brüderlich zusammenwirkten, wie in gewissen modernen Staaten der historische Adel und die emporgekommenen Baumwollen- und Eisenbahnlords, beherrschten die Wahlen, die Aemter, den Senat und die Quelle des Reichthums — die Provinzen, und versperrten den verdienstvollsten „homines novi" den Zugang zu ihrer Machtstellung. Die großen Kämpfe des Volks gegen das Patriciat hatten aufgehört im betäubenden Lärm der gewaltigen Kriege und der glanzvollen Triumphe; und jetzt da Rom die Weltherrschaft erlangt hat, ist dieses siegreiche Volk selbst an den Siegeswagen der übermächtigen Großen gespannt und um die Frucht seiner Siege betrogen. Mit Recht schließt daher der Verfasser dieses ereignißreichste Capitel seines Werks mit folgenden Worten: „Das Mittelmeer ist ein römischer See geworden. Die Republik sucht vergebens ringsum nach einem ihrer Waffen würdigen Gegner.

Allein wenn von außen keine ernstliche Gefahr sie zu bedrohen scheint, so gibt es im Innern unbefriedigte große Interessen und unzufriedene Völker" (pag. 200).

Das sechste Capitel beginnt der Verfasser mit einem geistvollen Rückblick auf die römischen Tugenden der früheren Jahrhunderte, in welchen die gegenseitige Achtung der Stände blutige Conflikte fernhielt. „Aber von den ersten Jahren des 7. Jahrh. an bekamen die Dinge eine andere Gestalt und man sah bei jedem Vorschlag einer Reform, bei jedem Verlangen nach der Gewalt nur Aufstände, Bürgerkriege, Metzeleien und Proscriptionen." Nun beginnt der Verfasser eine — möchte man sagen — grau in grau gemalte Schilderung des römischen Sittenzerfalls, die aber leider nicht unwahr genannt werden kann. Was der alte Cato vorausgesehen, ist eben doch sehr schnell in Erfüllung gegangen: die nach Rom strömenden Griechen hatten, wie der Verfasser nun selbst scharf betont, alle ihre Sittenverderbniß und ihre Verachtung der alten Institutionen dahin mitgebracht und verbreitet. „Der Einfluß Griechenlands auf Rom war dem ähnlich, welchen das an Bildung überlegene aber moralisch verdorbene Italien im 15. und 16. Jahrhundert auf die Franzosen ausübte." Die Verführung des Lasters, fährt der Verfasser fort, ist unwiderstehlich, wenn es sich in Gestalt von Eleganz, Geist und Wissen darstellt. Wie in allen Uebergangsperioden hatten sich die moralischen Bande gelockert, der Geschmack an dem Luxus und die zügellose Liebe des Goldes hatte alle Classen ergriffen (pag. 203). Dieß beweist der Verfasser durch den Ausspruch des von Rom scheidenden Numidierkönigs Jugurtha: o die käufliche Stadt, bald würde sie untergehen, fände sie einen Käufer! Die Gründe dieser traurigen Verkommenheit werden nun im Ganzen richtig, wenn auch nicht erschöpfend aufgezählt; es waren folgende: die Abnahme der Landbevölkerung durch das Zusammenströmen in große Städte, namentlich nach Rom; das Verschwinden der Kleinbauern, dieser Kernsoldaten der römischen Heldenzeit; das maßlose Anwachsen des Grund-

besitzes in der Hand der wenigen Reichen — latifundia Italiam perdiderunt! — die Verdrängung der freien Feldarbeiter durch wohlfeilere Sklaven in Italien und Sizilien; das Ueberhandnehmen des Weidelandes und dadurch bewirkter Mangel an Brodfrüchten; die fortgesetzte Vorenthaltung des römischen Bürgerrechts gegen die italischen Bundesgenossen und ihre brutale Behandlung von Seite der römischen Machthaber; die rechtlich unsichere und entehrende Stellung der zahlreichen Freigelassenen, die Roms Proletariat noch vermehrten; der große Einfluß dieses täglich anwachsenden Stadtproletariats auf die Wahlen und in Folge davon fast regelmäßiger Wahlsieg der Reichen ohne alle Rücksicht auf Verdienst oder Befähigung; bei den Reichen selbst aber entstand durch die Gewißheit ihrer Wahl Gleichgiltigkeit gegen alle strenge Erziehung und wissenschaftliche, kriegerische und staatsmännische Bildung. Es war wirklich so wie der Verfasser sagt: „Es gab damals in Rom eine Aristokratie ohne Adel und eine Demokratie ohne Volk!“ (pag. 207.)

Daß es aber so weit gekommen, darf der Nobilität nicht allein zur Last gelegt werden: die Volkstribunen, diese legitimsten Vertreter der demokratischen Interessen im edelsten Sinn, haben — was der Verfasser nicht genug geltend macht — durch strafbare Vernachläßigung ihrer Pflicht einen großen Theil der Schuld auf sich geladen. Es ging in Rom wie in anderen Staaten: die reich gewordenen Plebejer, aus denen die Volkstribunen gewählt wurden, bekümmerten sich wenig um die Noth ihrer Standesgenossen, sie wurden vielmehr, wie der Verfasser pag. 169 bemerkte, eine Stütze der Aristokratie. Weit entfernt, das liciniſche Ackergesetz zu erneuern und die adeligen Besitzer des Staatsackers zur Herausgabe des ungerechten Besitzes zu zwingen, um die verarmten Bürger wieder zu Kleinbauern zu machen, waren die gesetzlichen Vertreter der Plebs nur darauf bedacht, durch Begünstigung der Nobilität sich selbst den Eintritt in den Senat und den Weg zu den höchsten Aemtern

zu bahnen. Diejenigen Tribunen, welche sich endlich der armen Bürger annahmen, waren gerade solche Männer, in deren Adern das reinste Adelsblut floß: es sind die Gracchen, die Söhne der edeln Cornelia, die Enkel des großen Afrikanus, den das Volk zum lebenslänglichen Diktator hatte ernennen wollen!

Die Forderungen des Tiberius werden vom Verfasser mit Recht als gemäßigte bezeichnet, sie fanden aber dennoch bei der angegriffenen Nobilität den heftigsten Widerstand und es gelang ihr sogar, zum schlagenden Beweis, wie wenig die reichen Plebejer sich um die Pflichten des Volkstribunates bekümmerten, einen Collegen des Tiberius, den Octavius Caecina, in ihr Interesse zu ziehen, so daß er durch sein beharrliches Veto alle Beschlußfassung verhinderte. Daher entschloß sich Tiberius zu dem äußersten Mittel, zur Absetzung seines pflichtvergessenen Collegen. Das Ackergesetz wurde nun zwar durchgebracht, aber der Widerstand war nicht gebrochen; denn als sich Tiberius auch für das folgende Jahr zum Volkstribunen wählen lassen wollte und damit eine zweite gesetzwidrige Handlung beging, griffen die Senatoren und Ritter ihn an und erschlugen ihn mit 300 der Seinigen. Ganz schön bemerkt der Verfasser: „Tiberius wollte nur eine Reform und ohne es zu wissen, hatte er eine Revolution begonnen. Um sie aber durchzuführen, fehlten ihm die nöthigen Eigenschaften. Eine seltsame Mischung von Sanftmuth und Kühnheit, entfesselte er den Sturm und wagte nicht den Blitz zu schleudern" (pag. 211). — Der Mann war unterlegen, aber die Sache blieb aufrecht; der Senat wurde durch die drohende Haltung des Volkes gezwungen, den erschlagenen Tiberius in der Ackervertheilungs-Commission durch Publius Crassus zu ersetzen. Die Ackervertheilung war aber eine sehr schwierige Sache, was der Verfasser nur vorübergehend andeutet, während dieser Punkt sicherlich die höchste Beachtung verdient, indem gerade die ungeheure Schwierigkeit des Ackergesetzes die edelsten und für das

Staatswohl begeisterten Männer wie den jüngern Afrikanus und seinen gelehrten Freund Lälius mit Abscheu gegen diese Maßregel erfüllte als die unfehlbare Veranlassung des Bürgerkriegs. Natürlich benützten die Reichen, vom siegreichen Senat unterstützt, diesen Umstand energisch, um die Ausführung des Ackergesetzes zu hindern; und sogar die italischen Bundesgenossen kamen ihnen hierin zu Hilfe, denn da Tiberius die Landanweisung nur auf die römischen Bürger bezog, so lag es im Interesse der Bundesgenossen dieß zu verhindern, um nach Erlangung des römischen Bürgerrechts die Wohlthat der Ackervertheilung mitgenießen zu können.

Zehn Jahre nach Tiberius betrat sein an Muth, Redekraft und staatsmännischer Genialität noch ausgezeichneterer Bruder Cajus als Vorkämpfer des Volks und als Rächer seines erschlagenen Bruders die tribunicische Laufbahn; die Furcht und der Haß der Reichen konnte seine glanzvolle Wahl nicht verhindern. So gerne wir nun anerkennen, daß der Verfasser die großartige Thätigkeit dieses Tribunen ausführlich besprochen, seine vielen Gesetze aufgezählt und (mit Ausnahme des richterlichen) treffend erklärt hat, können wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß weder das Grundprincip noch die leitenden und originellen Ideen dieses außerordentlichen Mannes gebührend betont sind. Da der Verfasser in seiner Einleitung gerade die Fruchtbarkeit der Ideen eines Staatsmannes als das eigentliche Kriterium seiner Größe dargestellt hat, so hätte dieser Maßstab auf des Cajus Gracchus wirklich originelle politischen Conceptionen angewandt werden sollen; seine Gesetze würden dann nicht so, wie es wirklich der Fall ist, locker und gruppenweise und des einigenden Bandes ermangelnd dargestellt seyn. Da der uns zugemessene Raum nicht erlaubt, uns in eine ausführliche Entwicklung einzulassen, so beschränken wir uns auf eine kurze Andeutung der Ideen des größten und edelsten Demokraten der römischen Geschichte; es wird sich dann zeigen, daß die Ideen des Cäsar nicht neu, sondern ein von Cajus

Gracchus erhaltenes Erbgut der demokratischen Partei überhaupt waren. — Was zunächst den Unterschied zwischen beiden Brüdern betrifft, so dürfte er mit folgenden Worten richtig bezeichnet seyn: Tiberius hat keine andere Absicht als dem verarmten und sittlich verkommenen Volke zu helfen, aber er benützt revolutionäre Mittel, dadurch gibt er seinen Feinden einen erwünschten Anlaß, ihn als Feind der Verfassung anzugreifen und zu vernichten. Cajus aber will die allmächtige Nobilität stürzen und dieß ist das Grundprincip aller seiner Gesetze, aber er benützt bloß die von der Verfassung erlaubten Mittel und Waffen, daher die Nobilität ihn so lange er im Amt war, nicht direkt zu bekämpfen wagte. Auf den Sturz der Nobilität, die im Senat ihre Burg hatte, sind folgende Gesetze direkt berechnet: das Verbot, die Consuln durch Senatbeschluß mit außerordentlicher, wesentlich diktatorischer Macht auszustatten; das Verbot des bisherigen Gebrauchs, den Consuln erst nach der Wahl die Provinzen anzuweisen, der Senat mußte von jetzt an vor der Wahl — also ohne Rücksicht auf die etwa gewählten — die Provinzen der nächsten Consuln bestimmen; die Lostrennung des mächtigen Ritterstandes von den Interessen der Nobilität, daher übertrug ihnen Cajus die dem Senat abgenommenen Richterstellen und verlieh ihnen wesentliche finanziellen Vortheile. Dieser Plan gelang dem genialen Tribunen so gut, daß in der langen Periode von 122 bis 63 vor Christus die Ritter die heftigsten Gegner des Senats waren; erst dem Consul Cicero gelang es, sie wieder mit dem Senat auszusöhnen. Sollte aber die Nobilität für alle Zukunft ihre Allmacht verlieren, so mußte das bisher geknechtete Volk in jeder Beziehung gehoben und durch die Ausdehnung des Bürgerrechts auf sämmtliche Italioten bedeutend verstärkt werden, dahin zielen folgende Gesetze des Cajus: an das Volk wird um einen ermäßigten Preis aus den vom Staat anzulegenden Magazinen das nöthige Quantum Getreide abgegeben; die unterbrochene Landanweisung an die armen Bürger wird wieder aufgenommen

und daher das Ackergesetz seines Bruders erneuert; kein römischer Beamter darf einen Bürger körperlich züchtigen oder gar eigenmächtig hinrichten lassen, wer dieses thut, wird mit Verbannung bestraft; die zuerst stimmende Centurie (die praerogativa) wird nicht mehr bloß aus der ersten, sondern aus allen Classen durch's Loos bestimmt (dieser Antrag ging übrigens nicht durch); die Kosten der militärischen Ausrüstung der Bürger werden aus dem Staatsschatz bezahlt und nicht mehr wie bisher vom Sold abgezogen; die Dauer der Dienstzeit wird abgekürzt und vor dem 17. Jahr darf Niemand ausgehoben werden; das unterbrochene Colonialsystem, dieses treffliche Mittel der Altrömer zur Romanisirung Italiens, wird wieder aufgenommen und neue Colonien gegründet in Unter- und Oberitalien; aber auch in die Provinzen soll sich die römische Civität und mit ihr die römische Cultur verbreiten, daher beantragte Cajus die Colonie Narbo Martius in Südfrankreich und Karthago in Afrika, ein wahrhaft genialer Gedanke, der später glänzende Früchte trug! Ferner beantragte der unermüdliche Tribun, um eine Menge unbeschäftigter Menschen im Interesse des Staats zu verwenden, großartige Straßenbauten durch ganz Italien zur Förderung des Verkehrs und des Handels und — was schwerlich in Zweifel zu ziehen ist — um in diesen kräftigen, ihm mit Begeisterung anhänglichen Arbeitern eine stets schlagfertige Armee seinen Feinden gegenüberstellen zu können. Die letzte, aber zugleich verhängnißvollste Forderung war die Verleihung des römischen Bürgerrechts an sämmtliche Italioten, um sie endlich für ihre zahllosen Verdienste um die Republik zu belohnen. Verhängnißvoll war dieß so gerechte Gesetz deßwegen, weil während der Abwesenheit des Cajus in Afrika, um die Colonie Karthago zu gründen, seine mächtigen Feinde in Rom, an deren Spitze wieder ein pflichtvergessener Tribun steht, M. Livius Drusus, den Neid der Altbürger gegen die beantragte große Ausdehnung des Bürgerrechts über ganz Italien heftig zu steigern wußten, so daß

der große Tribun, als er sich auch für 121 v. Chr. — also zum dritten Mal — wählen lassen wollte, bei dem undankbaren Volk eine Niederlage erlitt und nun als Privatmann seinen wüthenden Feinden gegenüberstand. Da Cajus dennoch den Muth hatte, die vom Senat beantragte Aufhebung der Colonie Karthago mit einer Schaar von Getreuen zu bekämpfen, so kam es zu blutigem Gemetzel, in welchem Cajus mit 3000 seiner Anhänger den Tod fand. Der Senat und die Nobilität hatte wieder, zwar mit Strömen von Blut, aber entscheidend gesiegt und die Ackergesetze und die Emancipation Italiens hörten längere Zeit auf, den Senat zu belästigen; aber von wirklichem Frieden und Beruhigung der Gemüther war keine Rede, denn, bemerkt der Verfasser sehr treffend, „wenn in Mitte eines allgemeinen Wohlstandes gefährliche Utopien auftauchen ohne Wurzeln im Lande, so genügt die einfachste Anwendung der Kraft sie zu beseitigen; wenn dagegen eine von reellen und dringenden Bedürfnissen tief aufgeregte Gesellschaft Reformen verlangt, so ist der Erfolg der gewaltsamsten Dämpfung nur momentan: die unterdrückten Ideen erscheinen immer wieder aufs neue und wie an der Hydra der Fabel wachsen für einen abgeschlagenen Kopf hundert andere nach" (pag. 220).

Wie bei der Leichenfeier vornehmer Römer fechtende Sklaven sich hinwürgen mußten, um die Manen des Todten zu sühnen, so wurden zur Sühnung der edeln gracchischen Brüder ganze Berge von Leichen aufgethürmt und zwar nicht verachteter Sklaven, sondern vornehmer Römer, der Beherrscher der Welt. Der grausenerregenden Geschichte der Republik vom Untergang der Gracchen bis zum Tode Sullas*)

*) Sulla heißt vollständig nicht *Publius* Cornelius Sulla, wie der Verfasser p. 224 schreibt, sondern *Lucius* Cornel. Sulla. Ebenso ist der Name des Prätors, der die latinische Colonie Fregellä zerstörte (p. 213), nicht Marcus Opimius, sondern *Lucius* Opimius.

ist der letzte Abschnitt des ersten Buches gewidmet: der Krieg mit Jugurtha, in welchem sich die Nobilität mit unauslöschlicher Schmach bedeckte; die derbe und unerschütterliche Soldatennatur des Marius und sein Feldherrngenie, aber auch sein wüthender Haß gegen die Nobilität; die furchtbaren Greuel des endlich in hellen Flammen auflodernden Bundesgenossenkriegs, der die schönsten Gefilde Italiens in Wüsten verwandelte; der gleichzeitige höchst gefährliche, mit unbeschreiblicher Wuth und Grausamkeit geführte Sklavenkrieg; die mit der Ermordung von 80,000 in Kleinasien lebenden Römern verbundene Erhebung des pontischen Königs Mithridates, welcher die große innere Bedrängniß der Republik zur Gründung eines östlichen Weltreichs benützen wollte; die rasche und vom Glück auffallend begünstigte Bezwingung dieses asiatischen Despoten durch Sulla; das grausame Wüthen des alten Marius und seines demokratischen Anhangs gegen die durch Sulla's Abwesenheit führerlos gewordene Nobilität; die schreckliche Rache Sulla's nach seiner Rückkehr, die unbarmherzige Vernichtung der demokratischen Partei durch Sulla's Proscriptionen und wohldurchdachte Gesetzgebung. All diese furchtbaren Ereignisse sind von dem Verfasser lebhaft und wahr und nicht selten wirklich ergreifend geschildert und wir stimmen ihm vollkommen bei, wenn er am Schluß dieses Abschnitts über Sulla's blutige Restauration sich also ausspricht:

„Die Täuschung des Diktators bestand darin zu glauben, daß ein durch Gewalt auf egoistische Interessen gegründetes System ihn werde überleben können. Es ist leichter die Gesetze zu ändern als den Lauf der Ideen zu hemmen... Die Großen besaßen wieder die Macht, aber ohne moralisches Ansehen; sein Anhang war bereichert, aber zitterte für seinen Reichthum; die zahlreichen Opfer der Tyrannei lagen zu Boden, aber knirschend unter dem Druck; Rom endlich war gewarnt, daß es von nun an vertheidigungslos sei gegen die Kühnheit eines glücklichen Soldaten" (pag. 244 u. 247). Um Rom und Italien und das römische Weltreich zu retten,

bedurfte es eines Mannes, „der mit der Seelengröße einiger Tribunen und ihrer Liebe zum Volke das militäriſche Genie der großen Feldherrn und das tiefe Gefühl des Diktators für die Ordnung und Regierung verband. Der einer ſo erhabenen Miſſion gewachſene Mann lebte ſchon, das durchdringende Auge Sulla's hatte ihn erkannt: es war Cäſar!"

LII.

Aphorismen über die ſocial-politiſche Bewegung.

(Zu den „Zeitläufen".)

I. Die Trennung des „vierten Standes" von der Bourgeoiſie und ihrem Liberalismus.

Als wir vor einem Jahre in dieſen Blättern daran gingen, den beginnenden Kampf zwiſchen den Maſſen der fabricirenden Arbeiter und dem induſtriellen Capital zu ſchildern: da mochte das Phänomen noch Vielen wie ein leichtes Wölklein erſcheinen, das gefahrlos wieder verdunſten oder ſich gar in den befruchtenden allgemeinen Landregen Schulze'ſcher Sparvereine auflöſen werde. Wie ganz anders ſieht die Sache ſich heute an! Unter dem maſſenhaft aufgeworfenen Staube diplomatiſcher und politiſcher Fragen hat ſich ruhig und ungeſtört eine Bewegung conſolidirt, welche ohne Zweifel binnen Kurzem die Parlamente und Kammern aller Induſtrie-Staaten der Welt, ſeien ſie groß oder klein, ausſchließlich beſchäftigen und beherrſchen wird. Ehe man nur eine eigentliche Agitation bemerkte, ſtanden die unabſehbaren Arbeiter-

Bataillone nicht nur in England, Belgien und Italien, sondern auch in Frankreich und Deutschland in Reih und Glied geordnet da, ausgerüstet mit fertigen Systemen ihrer Politik, deren einfache und klare Sätze jeder Arbeiter auswendig weiß, und entschlossen das Ziel ihrer Politik zu erreichen um jeden Preis. Wenn das bekannte Wort: „wir tanzen auf einem Vulkan", jemals wahr gewesen, so ist es jetzt in den industriellen Staaten Europa's wahr.

Seitdem, wie auf ein gegebenes Signal und im Verlauf weniger Monate, nicht bloß mehr in England, Belgien und Italien, sondern selbst unter dem eisernen Polizei-Regiment des französischen Imperators und in den bureaukratischen Musterstaaten des deutschen Bundes die Praxis der Strike's sich eingebürgert hat, d. h. die verabredeten Einstellungen der Arbeit, um von den Arbeitgebern höhere Lohnsätze zu erzwingen: seitdem fällt es Niemanden mehr ein, die Gefahr der Bewegung zu läugnen. Es war wie wenn eine plötzlich einreißende Epidemie über Europa hinbrauste, und insbesondere über Frankreich, wo Ein Gewerk nach dem andern bis zu den Portiers herab zu feiern begann, und zum Ueberfluß noch in der einzigen Stadt Lyon nicht weniger als 64,000 Seelen im tiefsten Elende schmachteten, weil sie zwar arbeiten wollten, aber keine Arbeit bekommen konnten. Es ist glaubhaft berichtet worden, daß diese socialen Erscheinungen dem Imperator viel mehr Unruhe und Besorgniß bereiteten als selbst die Lage der Dinge in Mexiko, und daß seine Gemahlin auf ihrem Regenten-Sitz zu zittern begann.

Aber man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß mit diesen Arbeits-Einstellungen die eigentliche Bewegung schon in Fluß gekommen oder gar abgethan sei. Keineswegs. Die Strike's gehören nicht einmal zum Wesen der letzteren, sie gehören nicht zum System. Die Arbeitseinstellungen sollen nur ein augenblickliches Bedürfniß befriedigen, das System hingegen soll einen dauernden Zustand begründen, in welchem es der Strike's nicht mehr bedürfen wird. Mit anderen

Worten: die sociale Frage, vor deren Krisen wir stehen, ist einerseits die Ernährungsfrage des armen arbeitenden Volks, eine „Magenfrage", wie der verstorbene Lassalle sich ausdrückte; sie ist aber andererseits die größte politische Frage unserer Tage, die nicht mehr und nicht minder erzweckt als die Realisirung eines ganz neuen Staatsbegriffs und den Neubau der Gesellschaft auf einer völlig veränderten Basis der Volksarbeit. Mit diesem großen Ziele der Zukunft haben die Strike's gar nichts zu schaffen.

In der vorliegenden Abhandlung soll nun die Bewegung weniger von ihrer Seite als Ernährungsfrage — das ist ohnehin schon genug geschehen und gewöhnlich der Fall — aufgefaßt werden, sondern vielmehr von ihrer hochpolitischen Seite. Die Abhandlung soll eben deßhalb in der Gestalt zwangloser Aphorismen fortgesetzt werden. Denn die Bewegung ist eben erst im Fluß und ihr System, wenn es auch in sich fertig dasteht, ist doch auch in fortschreitender Abklärung begriffen. Andererseits steht das neue System mit der Gesammtheit der bisherigen socialen und politischen Entwicklung der Mitwelt, mit der ganzen „modernen Civilisation" in so mannigfaltigem Gegensatz, daß es gar nicht möglich ist alle diese verschiedenen Gesichtspunkte in einem oder ein paar Journal-Artikeln zusammenzufassen. Man kann darüber nur ein dickes Buch schreiben, oder seinen Stoff in aphoristische Betrachtungen zerfällen. Ich thue das Letztere.

Um noch einmal auf die epidemisch gewordene Praxis der Arbeitseinstellungen zurückzukommen: dieselben stehen noch völlig auf der bisherigen volkswirthschaftlichen Basis, nämlich innerhalb des Systems der freien Concurrenz, welche durch das Gesetz von Angebot und Nachfrage sich selber regeln soll. Was in der schwülen Atmosphäre der Sommerszeit die Gewitter sind, das sind im System des „liberalen Oekonomismus" die Strike's. Sie mäßigen aber immer nur für kurze Zeit die Hitze des Tages und der Arbeiter-Noth. „In England", sagt das Berliner Organ der letztern ganz richtig,

„werden seit einem Menschenalter die Arbeitseinstellungen in so systematischer und großartiger Weise betrieben, daß man in Deutschland kaum eine Vorstellung davon hat, und trotzdem sind die Arbeitslöhne noch heute auf das zur Fristung des Lebens nothdürftig erforderliche Maß beschränkt"*).

Es ist auffallend: wir haben auch in Deutschland den ungeheuersten Umschwung der volkswirthschaftlichen Principien erlebt und mitgemacht, ohne daß wir eigentlich wußten, wie uns geschah. So gibt es Staaten, in welchen die alten Schranken der freien Concurrenz längst niedergebrochen waren und der liberale Oekonomismus unbedingt herrschte; trotzdem dauerten die polizeilichen Verbote der Arbeitseinstellungen und die Entziehung des Coalitionsrechts für die Arbeiter — Maßregeln, welche offenbar nur unter dem frühern Regime der allseitigen gewerblichen Gebundenheit einen Sinn hatten — unbeweglich fort, als wenn nichts geschehen wäre. So war es selbst in Preußen. Die Arbeit war daher nicht nur als solche der Uebermacht des Capitals unterworfen, sondern auch noch mit gebundenen Händen. Diese polizeiliche Fessel ließ sich nun zwar nicht länger halten, und die auch in Deutschland epidemisch gewordenen Strike's beweisen eben, daß dieselbe definitiv zerbrochen ist. Damit ist aber keineswegs auch schon die volkswirthschaftliche Fessel der Arbeit gebrochen; die Herrschaft des Capitals nämlich, des fremden Capitals, steht nach wie vor unerschüttert und ungeschwächt über der Arbeit. Erst die eigentliche Entfaltung des neuen Systems müßte diese Herrschaft stürzen, und sie will es.

Hiezu, also zu dem wahren Zweck der Bewegung, sind die Strike's nur ein entfernt vorbereitendes Mittel. Aber allerdings ein sehr gutes; sie dienen trefflich als Exercitium für die taktischen Maßnahmen der Zukunft. Der Pariser Correspondent eines höchst liberalen Wiener Blattes hat einen

*) „Social-Demokrat" vom 19. April 1865.

tiefen Blick in diese Verhältnisse gethan, indem er aus der französischen Hauptstadt schreibt: „Die Arbeiterfrage wird eines schönen Tages, bälder als wir in Deutschland glauben mögen, ihr drohend Haupt erheben. Die Arbeitseinstellungen geben den Arbeitern Gelegenheit sich zu organisiren, sich zu zählen und ihre Kraft zu messen. Die Verhandlungen im gesetzgebenden Körper, die alten und neuen Berühmtheiten, welche uns hier beschäftigen, haben eine ganz untergeordnete Bedeutung im Vergleiche zu dem, was sich von unten herauf vorbereitet. Die Herren mit ihren Debatten kommen mir vor wie die Kinder eines Hauses, die in einer Ecke der Stube ungestört mit ihrem Puppentheater spielen, während in der Mitte derselben das ernsteste Drama sich abwickelt, in dem es sich um ihre Zukunft, um ihr eigenes Schicksal handelt."

So ist es. Und wir können daran gleich unsere Betrachtung über das erste Merkmal des neuen Systems der Arbeiter-Politik anknüpfen. Die Arbeiter haben ihre Politik von der Politik der Bourgeoisie und von dem vulgären Liberalismus der letzteren getrennt. Eine höchst wichtige Thatsache, die in Deutschland ganz und gar neu ist. In Frankreich ist dieselbe Erscheinung allerdings schon dagewesen, damals als unter der Republik vom Februar der peuple seine eigene Politik gegen die der bourgeoisie durchsetzen wollte, und dafür in den grausigen Junischlachten von 1848 mit blutiger Gewalt zermalmt wurde. In Deutschland aber war eine solche Trennung bis jetzt unerhört. Der Grund leuchtet ein. In Frankreich waren schon seit zwei Menschenaltern alle Hindernisse der freien Concurrenz weggeräumt, eben so lange herrschte der liberale Oekonomismus unbedingt, und eben so lange hatten die Arbeiter die Segnungen des wirthschaftlichen Systems der Bourgeoisie kennen und fühlen gelernt. In Deutschland erhielt der liberale Oekonomismus erst seit ein paar Decennien allmählig die Oberhand; in manchen Ländern hat er bis heute noch nicht alle

Schranken vor sich niedergeworfen. Bei uns ging daher bis auf die neueste Zeit die Masse der Arbeiter am Leitseil der Bourgeoisie-Politik; das was man in Frankreich peuple (untere Volksschichte) nennt, hatte bei uns nirgends eine eigene oder Sonderpolitik, sondern gab allenthalben für die politischen Bestrebungen der Bourgeoisie, ob nun dieselben „Liberalismus" oder „Fortschritt" oder „Nationalverein" hießen, die streitbare Mannschaft, die Soldaten und Rekruten ab. Die groben Fäuste der Arbeiter erkämpften seit 1830 die Siege der Bourgeoisie-Politik. Das hat nun auch bei uns ein Ende; und man muß es wohl der unglaublichen Raschheit zuschreiben, womit sich in unserer dampfigen Zeit alle Dinge entwickeln, daß auch in Deutschland so urplötzlich die politische Trennung von peuple und bourgeoisie vor sich geht, ja vielfach schon vor sich gegangen ist.

Eine solche Ausscheidung und Trennung zu verhindern: das war der Grundgedanke der socialen Thätigkeit des Hrn. Schulze-Delitzsch. Daß die Arbeiter in der politischen Gemeinschaft mit der Bourgeoisie nie und nimmer auf ein grünes Zweig kommen könnten, daß sie auf diesem Wege immer nur zu den selbstsüchtigen Zwecken der letzteren ausgebeutet werden würden: das war hingegen die Grundlehre Lassalle's. Ganz folgerichtig predigte jener die Verbesserung der Lage der Arbeiter auf dem Wege der „Selbsthülfe" innerhalb des wirthschaftlichen Systems des liberalen Oekonomismus, während der letztere lehrte, daß den Arbeitern in Masse nur geholfen werden könne durch den Sturz des liberalen Oekonomismus, und zwar mit Hülfe derselben Staatsmacht, welche das volkswirthschaftliche Ungethüm habe aufkommen lassen. Das sind die zwei himmelweit getrennten Systeme der Social- und respektive der Staats-Politik, welche nun um den Beifall der deutschen Arbeiter concurriren.

Beide Parteien haben ihre eigenen Preßorgane, und es ist höchst interessant den Unterschied der politischen Haltung derselben zu beobachten. Die „Allgemeine deutsche Arbeiter-

Zeitung", das Organ der Schulze'schen Arbeiter-Fortbildungs-Vereine, erscheint in Koburg und ist redigirt von Matadoren des Nationalvereins, von Advokaten und Literaten. Es vertritt gleichzeitig die Partei-Politik des gedachten Vereins; als Organ für das gemeine Volk bewährt es sich dabei bloß durch die höhere Gemeinheit in Ton und Ausdruck. Als höchstes Interesse der Arbeiter erscheint in dem Blatt die blinde Wüthere gegen die „Pfaffen" und „Junker". Die Vereins-Berichte könnten gerade so gut in jedem andern radikalen Schmutzblatt prangen; denn sie reden viel weniger von der specifischen Lage der Arbeiter, als sie das Weihrauchfaß schwingen für die feingekleideten Doktoren der Fortschrittspartei, welche sich um die „Bildung" der arbeitenden Classen bemühen, indem sie Reden halten über „Ludwig Uhland und seine Bedeutung als Dichter", über „Samuel Johnson und seinen Biographen Macaulay", über Shakespeare und Lessing u. s. w.*). Was für die geistige Cultur der Arbeiter dabei herauskommt, das hat einer der entschiedensten Badischen Fortschritts-Führer, übrigens ein ehrlicher Mann, vor Kurzem warnend dargelegt: „Wir finden gegenwärtig Arbeiter, welche vor lauter Gelehrsamkeit ihren eigenen Vater nicht mehr kennen und sich selbst gar nicht. Ueber Fragen, worüber die größten Gelehrten noch nicht einig sind, und über welche die Wissenschaft noch lange nicht entschieden hat, sind diese Leute bereits ganz fertig. Solche gelehrte Arbeiter gibt's sehr viele. Ueberhaupt werden den Leuten oft unter dem Namen „Wissenschaft" eine Menge Geschichten und Dinge in den Kopf gesetzt, die sie weder glücklicher noch gescheidter machen, und an die sie doch nur glauben können, so sehr sie Feinde alles Glaubens geworden sind. Sie haben es doch nur höchstens zu allgemeinen Begriffen gebracht; oft aber wird

*) Wörtlich aus dergleichen Vereins-Berichten „Allg deutsche Arbeiter-Zeitung" vom 7. August 1864.

ihr Gedächtniß so vollgestopft, daß sie nur dümmer werden, und über die gewöhnlichsten Dinge, wenn sie gefragt werden, nichts zu reden wissen, oder nur Unsinn sprechen"*).

So sucht die Eine Partei die Arbeiter-Massen zu „bilden", um dieselben für die Bourgeoisie und ihre Politik zu gewinnen und unter deren Einfluß zu erhalten. Ganz anders das Organ der eigentlichen Arbeiter-Bewegung, der Berliner „Social-Demokrat". Gemeinsam ist den beiden Blättern der Hintergrund materialistischer Weltanschauung, wie denn einer der beiden Redakteure des Berliner Blattes — merkwürdiger Weise sind beide adeliche Herren**) — sich auch als materialistischer Schriftsteller bekannt gemacht hat. Aber Ton und Ausdruck ist ein ungleich würdigerer; während jede Nummer des Koburger Blattes einen empörenden Eindruck macht, kann Unsereiner manche Nummer des Berliner Organs durchlesen ohne einen Anstoß zu nehmen; die materielle Lage der arbeitenden Classen und deren Abhülfe bildet im Grunde den alleinigen Inhalt der Debatte. Wirkliche Arbeiter schreiben Artikel und Correspondenzen und lassen die von ihnen gehaltenen Reden abdrucken. Das Blatt behandelt allerdings auch die Fragen der inneren und äußern Politik, aber nicht als die Hauptsache. Es nimmt in der deutschen Frage den großen und weitherzigen Standpunkt Heinrich Wuttke's ein, es vertritt ungenirt die Uridee des deutschen Gesammt-Reichs. Es straft die kleinlichen Nergeleien der preußischen Kammermehrheit gegen die „ächtpreußische" Politik Bismarks mit Unglaube und Verachtung. Es ist so hoch erhaben über die gesammten liberalen Partei-Standpunkte, daß es die stehende Rubrik nicht scheut: „Parlamentarischer Humbug." Es traut den „Pfaffen" und den „Junkern" gleichfalls nicht, aber in Folge einer freiern Geschichtsanschauung weiß es wenigstens

*) Moritz Müller von Pforzheim in der „Wochenschrift des Nationalvereins" vom 26. Jan. 1865

**) J. B. von Hofstetten und J. B von Schweitzer.

deren gewesene Bedeutung zu würdigen. Es läßt sich vollends nicht zu Schimpfereien gegen die Geistlichkeit und die Aristokratie herbei; denn es findet hiezu schon nicht die Zeit und Gelegenheit, weil es nicht diese zwei Stände, sondern den „dritten Stand", die Bourgeoisie für den Hauptfeind und eigentlich für den einzigen Feind des Arbeiterwohls ansieht.

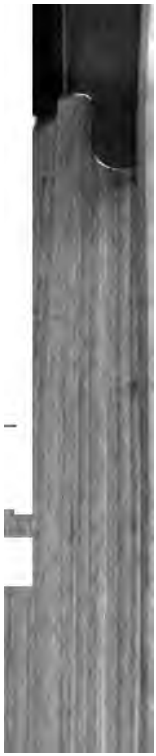
Kurz, das Koburger Blatt treibt im Namen der Arbeiter die Politik des Liberalismus gegen „Pfaffen" und „Junker", an deren Stelle sich das „Bürgerthum" als alleinherrschend gesetzt hat, um auf die Mehrheit der Volksstimmen gestützt, bis an's Ende der Welt das sociale und politische Scepter zu führen; das Blatt vertritt die Legitimität der Herrschaft des „dritten Standes". Der Berliner „Social-Demokrat" hingegen führt die offene Revolution gegen diese angemaßte Herrschaft; er will dieselbe zum Sturze bringen, indem er ihr die Basis, ihr bisheriges Gefolge aus den arbeitenden Classen, unter den Füßen wegzieht. Aus den Elementen, welche bisher die dienenden des dritten Standes waren, will er einen neuen „vierten Stand" heranbilden, der der Bourgeoisie das sociale und politische Scepter aus der Hand nehmen soll.

Das ist nun die ganz neue Stellung der Parteien. Die deutsche Bourgeoisie hat es bis jetzt für unmöglich gehalten, daß es noch eine andere zu politischer Zukunft berufene Macht geben sollte außer ihr; sie hat es für unmöglich gehalten, daß die gebrödeten Arbeiter-Massen aufhören sollten mit dem herrschenden industriellen Bürgerthum untrennbar verwachsen, und dem letztern auf den politischen Wink gewärtig zu seyn; sie hat es für unmöglich gehalten, daß unter dem arbeitenden Volke ein gesondertes Classenbewußtseyn erwache und forttreibe bis zu der Idee eines gesonderten „vierten Standes", dessen Interessen mit den Interessen des dritten Standes in unausgleichbarem Gegensatze stünden. Sie hat es mit Einem Worte für unmöglich gehalten, daß es jemals eine von der Politik der Bourgeoisie und ihrem vulgären Liberalismus

emancipirte „Arbeiter-Politik" geben könnte. Alles aber was sie für unmöglich gehalten hat, ist nun thatsächlich geworden, und die deutsche Bourgeoisie schaut mit schwerem Kummer und blasser Angst auf diese Thatsachen.

Es war die feste Ueberzeugung der Leiter des dritten Standes, um die Arbeiter-Massen für immer an sich zu ziehen und sich gleichsam geistig zu assimiliren, bedürfe es nur eines noch mehr forcirten Unterrichtes und einer mit allen Mitteln gesteigerten „Bildung" der Schule. Wenn England, meinten die Herren, einer socialen Katastrophe entgegentreibe, so sei dieß ganz natürlich; denn in England sei die sociale Frage durch die geistige Unzulänglichkeit der Politiker und durch die bekannte englische Verranntheit in's Herkömmliche allerdings auf eine sehr gefährliche Spitze getrieben worden. Man habe dort insbesondere versäumt, die Arbeiter durch Bildung zu sich hinaufzuziehen. In Deutschland sei dieß ganz anders; hier habe man es als eine der höchsten und edelsten Aufgaben der Menschheit erkannt, „das aus der rohen Gewalt her datirende Classensystem in der Gesellschaft nach und nach zu vernichten." Dieß geschehe durch die Bildung, wie auch umgekehrt durch die Wiederkehr des Classenbewußtseyns die Bildung von Jahrhunderten wieder ausgelöscht werden würde. So calculirte man. Aber gerade hierin hatte man sich verrechnet! Je mehr die Arbeiter geistig angeregt wurden, sei es geschickt oder ungeschickt, desto leichter erwachte unter ihnen das Classenbewußtseyn und das Gefühl der Standesunterschiede und Standesrechte. Das Resultat der socialen Agitation Schulze's war daher gerade das, daß in den Arbeitern die Ideen erwachten und wunderbar rasch um sich griffen, welche um keinen Preis hätten erwachen sollen. Das Organ der Schulze'schen Vereine charakterisirt in der folgenden Stelle die Situation selber ganz richtig, sobald man nur die verdächtigenden Ausdrücke des Partei-Hasses abzieht:

„Am besten scheiden sich vielleicht die beiden Parteien durch den Begriff des Classenbewußtseyns und der Machtherrlichkeit



cen Wortern: Bourgeoiſie und wohlhabende Bürgerſtand etwas Feſtes, wäre wie weiland der Adel und Klerus

Zu einer klaren Einſicht in d beſſer als ein hiſtoriſcher Vergleich 1848 und der ſeitdem ſtattgehabten geoiſie“ gab es damals in Deutſchl ſeitdem und in Folge der Reſultate große politiſch-liberale Partei glau tiſche Bewegung zu machen, aber volution, der Herrſchaft des liberal gebrochen. Die „Ablöſung“ war da der Umgeſtaltung; die Naturalwirth die Geldwirthſchaft. Auch auf dem in der Ordnung des Gemeindeweſen niederfallen, um der ungebundener macht Raum zu machen; dieſer Zu einmal, wohl aber allmählig erreicht, geſichert. Kurzgeſagt: alles Unbew Abgeſchloſſene, alles „Ständiſche“ werden. Die Vernichtung alles

Betrachten wir die damals noch vorhandenen Elemente des Widerstands, so werden wir bemerken, daß es die Ueberreste des Classenbewußtseyns und des Standesgefühls waren, welche sich, um so zu sagen, zur Vertheidigung des heimathlichen Herdes vereinigten. Klerus und Adel boten hiezu dem eigentlichen Bürgerthum im Unterschiede von der Bourgeoisie die Hand zur Abwehr. Ja, der Mittelstand bildete damals die breite Basis der jetzt gänzlich gebrochenen Elemente des Widerstands. Zur Zeit des Frankfurter Parlaments sind nicht weniger als 540 Petitionen eingelaufen, welche den Schutz der Nationalversammlung für die gefährdeten Standesrechte des Handwerks anriefen, und vom 15. Juli an tagte zu Frankfurt einen ganzen Monat lang der große Handwerker-Congreß, welcher „einen feierlichen, von Millionen Unglücklicher besiegelten Protest gegen die Gewerbefreiheit einlegte“*). Was das Handwerk damals fürchtete, das ist jetzt fast überall gesetzlich durchgesetzt. Denn die Regierungen achteten nicht weiter auf die Bedürfnisse des wahren Bürgerthums, sondern sie glaubten nichts Besseres thun zu können, als allen Wünschen der capitalmächtigen Classen zu Willen zu seyn. So ist, in Verbindung mit den ungeheuren Aenderungen der großen Erwerbs- und Verkehrs-Verhältnisse an und für sich, das eigentliche Bürgerthum, die erhaltende Macht im Mittelstande untergegangen, und das in Deutschland sonst fremde Gewächs der kosmopolitischen Geldmacht, die Bourgeoisie zur Herrschaft gelangt.

So weit nun als es sich um die bloß negativen Zwecke handelte, nämlich darum die alten Stände aus ihrer Stellung zu treiben und das sociale Gesammtleben in allgemeine Beweglichkeit zu verwandeln, soweit sind die Arbeiter-Massen mitgegangen. Historisch genommen, sagt die Arbeiter-Zeitung von Berlin, ist die liberale Bürgerpartei ein Fortschritt. „Denn sie hat den mittelalterlichen Druck der Priester-

*) Moufang: die Handwerkerfrage. Mainz 1864. S. 10 f.

und Adelsherrschaft, die mit eiserner Wucht auf dem Volke lastete, für immer gebrochen." „Mit Recht", fährt sie fort, „standen daher dem mündig gewordenen Bürgerthume in seinem Kampfe gegen das Kirchenthum und den Feudalismus die Fäuste des Proletariats zu Gebote" *). An diese ihre Verdienste erinnernd reklamiren nun die Organe der Bourgeoisie auch heute noch von den Arbeitern die alte Solidarität der politischen Interessen. So in Frankreich bei den letzten Deputirtenwahlen; als da 60 Arbeiter ein abgesondertes Manifest erließen, lamentirte die ganze liberale Presse über solch' ein schreckliches Attentat des „Kastengeistes" gegen die gemeinsame Sache des Liberalismus, der eine bürgerliche Spaltung in zwei Classen schlechthin nicht gestatte. In demselben Sinne hat ein rheinisches Blatt der Arbeiter-Partei jüngst zugerufen: „sie müsse vereint mit der bürgerlichen Demokratie gegen die Regierung gehen; so sei es auch 1848 proklamirt worden" **).

Damals hatten nun die Regierungen, gerade aus Furcht vor den groben Fäusten der untersten Schichten, sich der Bourgeoisie, welche das unwidersprochene Commando über die Massen zu führen schien, als Schutzsuchende völlig in die Arme geworfen. Daher kam das System der indirekten Wahlen und die verschiedenen Classen- oder Census-Wahlsysteme. Die Reaktion glaubte die Throne am besten zu sichern, wenn sie das constitutionelle Uebergewicht dem großen beweglichen Besitz in die Hand legte und denselben dadurch sich verbindlich machte, daß sie ihm alle andern Stände zum Opfer brachte. Wie sehr sich die Reaktion täuschte, zeigen die Früchte des Drei-Classen-Wahlsystems in Preußen, durch welches namentlich der Einfluß des eigentlichen Mittel- und Bauernstandes fast ganz vernichtet ist. Es war so nur consequent, wenn vor ein paar Jahren die Adresse der rheinpreußischen „Notablen" ihre Forderung, daß das Regierungssystem in

*) Berliner „Social-Demokrat" vom 8. Februar 1865.

**) Berliner „Social-Demokrat" vom 5. Februar 1865.

Berlin geändert werden müsse, damit begründete, daß die Unterzeichneten ein Steuercapital von 300 Millionen Thalern repräsentirten. Auch der Nationalverein hat in einer seiner jüngsten Versammlungen sein Gewicht in die Thatsache gelegt, daß er so und so viele Millionen deutschen Capitals vertrete. Wie weit solche Gesetze in der Unterdrückung des eigentlichen Mittelstandes gehen konnten, hat sich unter Anderm in der freien Stadt Frankfurt bewiesen, wo die Handwerker mit ihrem Drittel der Stimmen im Wahlcollegium endlich nicht einen einzigen Candidaten mehr durchbringen konnten, gegenüber den Stimmen der vereinigten Bourgeoisie. Aehnlich ist es in Baden und in andern deutschen Ländern. Unter diesen Umständen kam denn die Bourgeoisie allenthalben und rasch ihrem Ideale nahe oder hat es bereits erreicht: „ihre Classenherrschaft als Parlamentarismus unter dem hergebrachten Nimbus des Königthums zu etabliren"*).

In der That benahm sich das „Bürgerthum" seit einigen Jahren bereits als die geborne Repräsentation des „ganzen Volks" und als absoluter König zumal. Wie oft haben wir mit Staunen die Manifeste der neuen Politik gelesen: das „Bürgerthum" sei das unsere Zeit allein beherrschende Princip, vor dem jeder Widerstand verstummen müsse; alle andern Stände, namentlich Adel und Geistlichkeit, müßten im dritten Stande auf- oder untergehen, denn dieser dritte Stand sei fortan der einzig mögliche Stand, der Staat selber und der Stand katexochen; die ganze geistige Arbeit der Nation sei im Bürgerthum vertreten, ihm gehöre die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts, die berühmte freie Wissenschaft, sammt dem unzählbaren deutschen Professorenthum mit wenigen rebellischen Ausnahmen; in dem Bürgerthume allein habe das deutsche Volk die Bürgschaft einer bessern und freiern Zukunft. Dieses Bürgerthum, d. h. die Bourgeoisie, hatte auch schon seine Dichter und Romantiker. Einer der berühmtesten derselben

*) Berliner „Social-Demokrat" vom 8. Februar 1865.

ist Gustav Freitag; aus seinen leitenden Ideen läßt sich am klarsten die Höhe der Stellung ermessen, auf welcher sich unsere Bourgeoisie bereits befestigt wähnte. Hören wir nur! „In seinen Romanen ist es der Triumph des Bürgerthums über die verfallende Aristokratie, es sind die Posaunenstöße des dritten Standes, der auserlesenen Classe des Volks, vor denen die Mauern des Vorurtheils zusammenstürzen. Wenn dort der Grundadel sich mit den Tendenzen der Zeit einläßt, industriell zu werden und zu spekuliren anfängt, so gereicht ihm das so wenig zum Heil wie hier dem Fürsten und dem Hofadel, wenn sie sich mit der Wissenschaft einlassen, die in ihren Kreisen nur entarten kann. Die Kluft ist eben unausfüllbar, der Krieg unvermeidlich im Bienenkorb der Gesellschaft zwischen Drohnen und Arbeitsbienen, welchen allein der Stock und die Zukunft angehört" *).

Trefflich gesagt! Es war in der That ein schöner Traum der Bourgeoisie, daß nur noch einige verrotteten Reste von Priesterschaft und Adelsthum zwischen ihr und ihrer Einsetzung auf dem Volksthron der Zukunft lägen. Aber der Traum war kurz. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel fiel ein gellendes Geschrei dazwischen und es lautete wie folgt: „Ja freilich Drohnen und Arbeitsbienen! Aber wir sind die letzteren, nicht ihr; ihr seid nicht viel weniger Drohnen der Gesellschaft als die alten Junker und Pfaffen! Ihr seid nicht die Nation, sondern ihr seid auch nur wieder ein einzelner selbstsüchtiger Stand, und euer Regiment ist auch wieder nichts als eine Classenherrschaft zur Ausbeutung Anderer; gegen euch muß nun das Volk aufgerufen werden, „„den größten Oligarchie-Despotismus der sie je erhoben, über den Haufen zu werfen."" Was immer euere Verdienste seyn mögen, indem ihr die selbstständige Macht des Priester- und Adelsstandes gebrochen habt, jetzt habt ihr euch selbst an die Stelle dieser Stände gesetzt, und „„wie die Dinge jetzt liegen, steht

*) S. Augsburger Allg. Zeitung vom 3. März 1865.

ihr der Volkspartei nicht freundlicher, vielleicht feindlicher gegenüber als jene""*).

So spricht jetzt die Arbeiter-Partei. Sie schreit nun auf offenem Markte aus, was sie vor 17 Jahren kaum zu murmeln wagte, und bei der epidemischen Verbreitung, welche derlei Anschauungen gewinnen, darf man annehmen, daß dieselben von Lassalle nicht erst in die Herzen hineingelegt, sondern nur daraus hervorgelockt worden sind. Allerdings ist der entscheidende Bruch mit der Bourgeoisie nicht ohne schwere Kämpfe unter der socialen Demokratie selber vor sich gegangen. Die alten Doktrinäre von 1848 mißbilligten den Bruch. Die berüchtigte Freundin Lassalle's und ein Theil der Londoner Flüchtlinge mit Marx an der Spitze, „die Agenten der Schwefelbande und der Gräfin Hatzfeld", verursachten in den Vereinen und in der Redaktion des Berliner Organs schwere Störungen. Sie verlangten, die Arbeiter sollten nicht eher mit ihren Forderungen gegen die Bourgeoisie hervortreten, vielmehr so lange mit derselben gehen, bis die letzten Zwecke der Bourgeoisie selbst erkämpft seien, bis nämlich die — deutsche Republik hergestellt sei. Sie wollten ein neues Jahr 1848 durch die Solidarität der Bourgeoisie und der Arbeiter-Massen herbeiführen. Indeß wurden diese Doktrinäre mit ihrer Lehre ausgeworfen, und seitdem steht die sociale Demokratie rein und unvermischt mit den Resten der alten kosmopolitischen Demokratie vor der Welt da.

Sie geht von dem Princip aus, daß den großen Massen des Volks immer bestimmter die Wahrheit einleuchte: Politisches und Sociales lasse sich nicht von einander trennen, es seien vielmehr nur verschiedene Erscheinungsweisen einer und derselben Sache. Die Bourgeoisie selber wisse dieß recht wohl, daher seien auch ihre gegenwärtigen Kämpfe gegen die Reaktion mehr Komödie als Ernst. Von der Fortschrittspartei solle man sich leiten lassen?! Aber dieselbe sei ja nur

*) Berliner „Social-Demokrat" vom 5. und 8. Februar 1865.

liberal nach Oben, nicht nach Unten. Sie vertrete eben je „jüdisch-englisch-materialistische Richtung", die von Habgi beseelt, immer nur ihren eigenen größtmöglichen Vortheil v Augen habe. Wie wenig es den Nationalvereinlern u Fortschrittsmännern darum zu thun sei den Arbeitern zu helfe das beweise ja eben das System Schulze's, wo man d Arbeitern nichts Besseres zu rathen wisse, als von d äußersten Nothdurft noch zu „sparen" und sich der Kinde zeugung zu enthalten. Ueberhaupt solle man die bloßen G lehrten von den Vereinen fernhalten und sie immer mit Mi trauen betrachten, da sie einem andern Interesse als dem d Arbeiter folgten. Von den Fortschrittlern dürfe man sich ni am Gängelbande führen lassen. Denn darum handle es si wie der Iserlohner Aufruf sagt, die europäische weiße Skl verei zu brechen, wie Lincoln jenseits des Oceans die schwar Sklaverei gebrochen habe; die weißen Sklavenhalter seien ab gerade die Männer der Fortschrittspartei. Die Arbeiter müss daher jetzt eine geschlossene Phalanx bilden, ihre Classenla erkennen und die Politik ihres eigenen Standes verfolge um gerüstet dazustehen, wenn die Stunde der Entscheidu schlägt. Was die Fortschrittspartei in ihren Parlament treibt, das wird als „Humbug" mit souverainer Verachtun betrachtet und keine liberale Phrase will mehr bei der neue Arbeiter-Partei verfangen*). In Frankreich verhöhnen ih Sprecher das hohle Getriebe der liberté; eine Abhülfe e warten sie ausschließlich vom Imperator, wenn nämlich d liberale und parlamentarische Opposition nicht Alles thäte, u den Imperator von den Arbeitern zu trennen. In Preuße werden sie des geheimen Einverständnisses mit der „Reaktion verdächtigt, weil sie dem Treiben der Fortschrittspartei d unbarmherzigste Kritik entgegensetzen. Ohne Scheu hat i Organ schon wiederholt die wahrhaft preußische Grundla

*) Aus den Reden, Aufrufen und Briefen im Berliner „Socia Demokrat" vom 28. Jan., 19. März, 5. April, 7 u. 28. Mai 186

der Politik des Herrn von Bismark nachgewiesen, die der preußischen Kammermehrheit aber als ohnmächtig und unvernünftig verurtheilt*). Kurz, der herrschende Liberalismus ist für die ganze Partei ein überwundener Standpunkt.

So steht es. Das viel genannte „Bürgerthum" enthält die Arbeiter-Massen nicht mehr in sich, diese haben die politische Gemeinschaft mit der Bourgeoisie gekündet, sie stehen als eigene Classe, als vierter Stand da mit einer gesonderten Arbeiter-Politik, die schnurgerade gegen ihre früheren politischen Leiter gerichtet ist. Der dritte Stand hat den Untergrund seiner politischen Macht verloren; die Ursachen weßhalb die Regierungen ihm seit 1848 so allmächtigen Einfluß eingeräumt haben, bestehen nicht mehr. Die Erhebung des vierten Standes bedingt auch eine Frontänderung der innern Politik aller Regierungen, und in den industriellen Staaten kann dieselbe nicht zu lange auf sich warten lassen. Diese Aenderung, die uns bevorsteht, greift ungleich tiefer als die drohende Aenderung der Karte Europa's.

Ohne Zweifel wird die neue Arbeiter-Politik allmählig die ganze Arbeiter-Welt mit sich fortreißen; wer hätte vor Jahr und Tag auch nur ihre Dimensionen von heute geahnt! Die liberale Presse spricht nicht gerne von der Sache, aber die Sache hat nichtsdestoweniger ihren unaufhaltsamen Fortgang. Wir stehen, wie der Herr Bischof von Mainz in seiner berühmten Schrift richtig bemerkt, erst am Anfang einer Entwicklung, die immer größere und ernstere Verhältnisse annehmen wird, und deren gründliche und allseitige Beurtheilung erst dann eintreten kann, wenn ihre verderblichen Folgen auf allen Gebieten zu Tage getreten sind**). Wahrlich, nicht umsonst hat die herrschende Bourgeoisie anfangs sogar die Unternehmungen Schulze's mit mißgünstigen Augen angesehen; sie

*) Vergl. „Social-Demokrat" vom 19. Februar 1865.

**) Von Ketteler: die Arbeiterfrage und das Christenthum. Mainz 1864. S 5.

LIII.

Die Frage des Schulzwangs

(Aus Berlin eingeſendet

Gelegentlich der von dem jetzigen, n
Unterrichtsminiſter Duruy beabſichtigten Ein
in Frankreich und der daran ſich knüpfe
handlungen in den franzöſiſchen Kammern b
alle deutſchen Blätter nicht ohne ſelbſtgefällig
den guten Deutſchen ſprichwörtlich gewordenen
und dem ſchlechten Zuſtand des öffentlichen

In Deutſchland iſt der, mit dem Proteſtantismus entſtandene, dem polizeilichen Deſpotismus und der neuern Staatsallmacht entſprechende Grundſatz des Schulzwangs allgemein zur Geltung gekommen. Der ſchon bei ſeinem Entſtehen in ſich uneinige und grundſätzlich unklare Proteſtantismus konnte ſeinen Anhängern niemals feſtſtehende und beſtimmte religiöſe und philoſophiſche Dogmen und Grundſätze lehren und ſomit auch dem angehenden Menſchen keine beſtimmte ſittliche Weltanſchauung, keinen eigentlichen feſten Anhalt für das Leben einprägen und mitgeben. Er ſuchte vielmehr dieſe weſentliche Lücke dadurch auszufüllen, daß er ſeine Anhänger auf die Aneignung gewiſſer, faſt mechaniſcher Fertigkeiten und Kenntniſſe verwies, mittelſt deren es denſelben möglich werden ſollte, ſich ſelbſt das Fehlende an feſten religiöſen und ſittlichen Grundſätzen nach Belieben auszuwählen und zuzulegen. Schon ein Blick auf die Tendenz und die Werkzeuge, deren die deutſchen Fürſten und Stadtobrigkeiten bei der gewaltſamen Proteſtantiſirung ihrer Unterthanen ſich bedienten, deutet zur Genüge die Richtung an, die ſich innerhalb des Proteſtantismus folgerichtig herausbilden mußte und auch herausgebildet hat. Die den armen Unterthanen durch die Unterdrückung und Ausrottung der Kirche entzogene innere Befriedigung des religiöſen Herzensbedürfniſſes mußte durch ebenſo gewaltſam aufgedrungene Kenntniſſe erſetzt werden. Das leere Herz ſollte durch überfüllten Verſtand übertäubt werden. Aus der ihres Heiligthums beraubten Kirche trieb man das Volk in die Schule. Der Proteſtantismus iſt keine Religion des Bekenntniſſes ſondern eine Religion der Schule.

Daß der Schulzwang thatſächlich erſt lange Zeit nach der Kirchenſpaltung in den proteſtantiſchen Ländern wirklich durchgeführt wurde, ändert durchaus nichts an der ganzen Sache. So lange trotz des neuen Bekenntniſſes immer noch ein weſentlicher Reſt des Katholicismus in dem Geiſte und in den Gewohnheiten des Volkes fortlebte, ſo lange machte ſich auch die Leere der Herzen weniger fühlbar. Die fortſchreitende Abſchwächung dieſes katholiſchen Reſtes wird dem entſprechend von einer Seitens der Regierungen und der ſtets in deren Dienſten ſtehenden Prediger immer ſtärker werdenden Nöthigung zum Schulbeſuch begleitet. Als 1817 die preußiſche Regierung durch die gewaltſame Vereinigung des lutheriſchen mit dem calviniſchen Bekenntniß auf die Vertilgung des letzten Reſtes von wirklich poſitivem Chriſtenthum, d. h. von Katholicismus innerhalb des Proteſtantismus abzielte, erließ ſie auch ganz folgerichtig das Geſetz über Einführung des Zwangsunterrichts. Staatspolizeilicher Schulzwang und unbeſtimmte religiöſe Begriffe, Verſchwommenheit des religiöſen Bekenntniſſes nebſt dem daraus entſpringenden Mangel an wirklicher Erziehung und lebendiger Bildung neben und trotz aller ſchulmeiſterlichen Ab-

richterei bedingen und ergänzen sich daher gegenseitig und stehen in der engsten Wechselbeziehung.

Dank dem Einflusse des protestantischen Princips mit seiner Schreibseligkeit und Literatur gewann auch in den wenigen, von katholischen Fürsten beherrschten Ländern Deutschlands das System des Schulzwangs die Oberhand. Indem man sich nun in neuerer Zeit auf einseitige und parteiische Zusammenstellung statistischer Angaben verlegte, um daraus wiederum höchst einseitige Schlußfolgerungen zu ziehen und dieselben als unumstößliche Beweise aufstellte, gelangte man sehr bald dazu den Procentsatz der schreiben- und lesenkönnenden Bevölkerung als den Gradmesser für die wirkliche Bildung, Sittlichkeit und Wohlfahrt eines Volkes hinzustellen. Das „deutsche Nationalbewußtseyn" hob sich in den Herzen aller einseitigen Schuleiferer, wenn man statistisch nachweisen konnte, daß in Deutschland der sechste oder siebente Mensch ein Schuljunge sei, während in Frankreich bloß der neunte oder zehnte diese Eigenschaft besitze, oder wenn man von einem fremden Schuleiferer hören konnte, daß es in Deutschland unbedingt die wenigsten Menschen gebe, die keine Schulkenntnisse aufzuweisen hätten. Während man die grauenhafte Verwahrlosung der unbeschulten 7 bis 800,000 französischen Kinder mit den schwärzesten Farben ausmalte, unterließ man es wohlweislich hinzuzusetzen, daß in Frankreich der Schulbesuch gewöhnlich mit dem vollendeten zwölften Jahre aufhört, was wesentlich auf den Prozentsatz einwirkt. Die statistisch nachgewiesene Thatsache, daß in Deutschland unendlich mehr Kinder sterben, ehe sie das zwölfte und fünfzehnte Jahr erreicht haben, als in Frankreich, hat bis jetzt noch kein einziger der deutschen Humanisten auch nur mit einer Silbe erwähnt.

Auf diese Weise hat man sich hinsichtlich des Schulzwangs einer Einseitigkeit hingegeben, man hat sich so sehr in die dieser Einseitigkeit entsprossenen Anschauungen und Thatsachen eingelebt, daß der Gesichtskreis sich vollständig in den engen Grenzen des Zwangsunterrichts verglast hat. Ueber diesen Gesichtskreis hinaus hören für den ächten Deutschen alle Begriffe auf, schweigen alle Thatsachen: denn ohne Schulzwang kein Heil in dieser noch in jener Welt, lautet der Schlußsatz dieser Folgerung welche der gerühmten deutschen Gründlichkeit und Unparteilichkeit wenig Ehre macht. So ist man bei uns eigentlich gar nicht mehr im Stande, über die Verhältnisse anderer Länder unbefangen zu urtheilen, insofern etwa nicht Einer durch längern Aufenthalt in einem Lande ohne Schulzwang und genaue Prüfung von dessen Verhältnissen aus diesem Banne befreit worden ist. Daher kommt es daß, während die katholischen und unabhängigen Zeitungen Frankreichs den Schulzwang ohne Ausnahme scharf bekämpften, manches katholische Blatt Deutschlands, z. B. die „Kölnischen Blätter" denselben

wärmer befürworteten als die kirchenfeindlichen Blätter, und das Mißlingen des Duruy'schen Angriffs auf die Freiheit der Familie, der Erziehung und des Unterrichts auf's tiefste beklagten.

Niemand hat dabei daran erinnert, daß die Schulfrage für Frankreich wesentlich eine religiöse Frage ist, und daß es nur die seit 1850 errungenen sehr bedeutenden Erfolge der Ordens- also der freien kirchlichen Schulen und Erziehungsanstalten sind, welche die Freimaurer und sonstigen Feinde der Kirche bestimmen, die Einführung des Schulzwangs zu einer offenen „Frage" zu stempeln. Mit dem Gesetz des Schulzwangs in der einen und dem Polizeistock in der andern Hand könnten diese Feinde der Freiheit und der Kirche nach Belieben die ganze katholische Jugend Frankreichs zwingen katholikenfeindliche Staatsschulen zu besuchen, gerade so wie es die badische Regierung gegenwärtig im Sinne hat. Schon der Umstand, daß ein Mann wie Duruy die Sache befürwortete, hätte jedem Katholiken die Augen öffnen sollen. Hat denn Niemand dessen Programm des Unterrichts in der neuern Geschichte gelesen, welches ausschließlich auf eine Verherrlichung der „modernen Principien", des Protestantismus, des Fortschritts u. s. w. hinausläuft? Weiß Niemand daß derselbe beabsichtigt, neben dem Religionslehrer einen „Lehrer der Moral" an den höhern staatlichen Schulen anzustellen, um so den Einfluß des Erstern auf die religiöse Erziehung abzuschwächen und denselben vielleicht zuletzt ganz aus der Schule zu verdrängen? Davon soll nun gar nicht die Rede seyn, daß es noch schlimmere, der Kirche noch viel feindlichere Unterrichtsminister, vulgo Schuldespoten, geben kann als Herrn Duruy.

Wie steht es aber in der That mit dem französischen Volksunterricht, und wie rechtfertigt die thatsächliche Lage desselben ein solches Vorgehen? Sehen wir einmal nach was hierin in den letzten zwanzig Jahren geschehen.

Zur Zeit Ludwig Philipps stand es nun freilich sehr schlecht mit dem Volksschulwesen. Nicht etwa, daß es wirklich an Schulen oder selbst an solchen Lehrern gefehlt hätte die nach fortschrittlichen Begriffen als „befähigt" gelten mußten. Schulen gab es damals schon fast in jeder Gemeinde die über 250 Seelen zählte, wobei freilich mehrere tausend Gemeinden, die eine geringere Seelenzahl besitzen, immer noch derselben entbehren. Wer kann aber dafür, daß die französischen Jakobiner jeden Weiler zu einer unlebensfähigen und daher auch ganz unselbstständigen Gemeinde machten. Wären also die damals vorhandenen Schulen nur gehörig benutzt worden, so wären sicher kaum einige Hunderttausende von ungefähr vier Millionen schulfähiger Kinder — im Alter von 6 bis 12 Jahren — ohne Schulunterricht geblieben. In der That besuchten wenig mehr als die Hälfte der Kinder dieses Alters die bestehenden öffentlichen Schulen. Eine erhebliche Wirksamkeit der Privat-, also

der geiſtlichen Schulen konnte ſich nicht geltend machen, da die bürgerkönigliche Freiheit ſich durch Verbote, Beſchränkungen und Polizeimaßregeln gegen die Verbreitung eines andern als des ſtaatspolizeilichen Unterrichts ſchützen mußte. Einer armen Gemeinde war es nicht erlaubt ihre Schulen Ordensleuten anzuvertrauen, die nur halb ſo viel beanſpruchten als weltliche Lehrer. Nur bei den weiblichen Schulen zwangen gewiſſe unumgängliche Umſtände die Staatsregierung etwas nachſichtiger zu ſeyn. Für einen Gehalt von 240 bis 400 Franken — 67 bis 107 Thaler — war nicht überall eine weltliche Lehrerin zu finden, man mußte alſo nothgedrungen ſeine Zuflucht zu Nonnen nehmen. Um aber nicht allzu viele derſelben anſtellen zu dürfen, mußten dieſelben ſich ohne Ausnahme einer Prüfung unterwerfen, die gewöhnlich von einer nichts weniger als kirchen- und ordensfreundlichen Commiſſion abgenommen wurde.

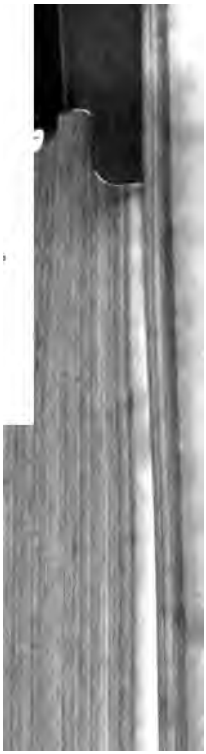
Die Regierung hielt ſtets darauf, den Verband zwiſchen Schule und Kirche möglichſt loſe zu erhalten, weil widrigenfalls die „Staatshoheit“ hätte geſchmälert werden oder gar Gefahr laufen können. Dem Pfarrer konnte es daher nie ſehr am Herzen liegen, ſeinen Einfluß zur Aufmunterung des Schulbeſuchs anzuwenden. Lief er doch Gefahr, ſeine Schützlinge von aller Religion entledigt aus der Schule zurückzuerhalten. Ich erinnere mich noch ſehr lebhaft, vor 1850 in einem großen lothringiſchen Flecken mich des Sommers gewöhnlich mit noch 4 bis 6 andern Knaben in der Knabenſchule des Ortes befunden zu haben, während es doch 170 bis 180 ſchulfähige Knaben gab, die freilich im Winter ſich ſo ziemlich alle einfanden. Mit der von Nonnen geleiteten Mädchenſchule ſtand es um vieles beſſer. Selbſt ohne die Ermahnungen des Pfarrers hatte da es keine Noth die Schülerinen zuſammenzubringen. Die Eltern hatten ein faſt unbegrenztes Vertrauen in die Schweſtern und die Mädchen hingen mit einer wahren Liebe an denſelben. Dazu lernten ſie außer den nothwendigen Schulkenntniſſen auch alle weiblichen Handarbeiten ſehr tüchtig bei denſelben, ohne daß die Anſtellung einer „Handarbeitslehrerin“ nothwendig geweſen wäre, wie dieß in den Mädchenſchulen des hochgelehrten Norddeutſchland der Fall iſt.

Da der gegenwärtige Napoleon ſich nur durch abwechſelnde Beſchwichtung aller Parteien halten kann, ſo ſah er ſich auch ſchon öfters, beſonders im J. 1850, genöthigt der immer ſtärker werdenden katholiſchen Partei Zugeſtändniſſe zu machen. Dieß geſchah durch ein Schulgeſetz, durch welches der Geiſtlichkeit ein größerer Einfluß auf die weltlichen Schulen eingeräumt und den Gemeinden das Recht zugeſtanden wurde ihre Schulen auch Ordensleuten anvertrauen zu dürfen. Den Ordensleuten wurde die behufs Anſtellung an einer öffentlichen Schule erforderliche ſtaatliche Prüfung inſoweit

erlaſſen, als dieſelben nur mehr von dem Vorſteher oder der Vorſteherin einer Schule verlangt wird.

Da hiemit der gerechte Einfluß der Kirche auf die Schule wiederhergeſtellt und die geiſtlichen den weltlichen Lehrern gleichgeſtellt waren, ſo konnte es nicht fehlen, daß der Volksunterricht von nun ab einen raſchen Aufſchwung nahm. Ordensſchulen ſchoſſen überall gleich den Blumen im Mai aus der Erde und regten die weltlichen Schulen zur Miteiferſchaft an. Der Schulbeſuch vermehrte ſich außerordentlich. Während vor 1850 kaum mehr als die Hälfte der ſchulfähigen Kinder die Schule beſuchten, gab es im J. 1864 kaum noch 780,000 Kinder außer der Schule, während gegen drei und eine halbe Million dieſelbe regelmäßig beſuchen. Die Anzahl der unbeſchulten Kinder vermindert ſich noch alljährlich um 50 bis 60,000, ſo daß man faſt ganz genau den Zeitpunkt vorausberechnen kann, wo die Anzahl der ohne Schule aufwachſenden Kinder auf eine Zahl herabgeſunken ſeyn wird die derjenigen Preußens, das ſtets noch über 100,000 unbeſchulte Kinder zählt, entſpricht. Es iſt alſo nur eine Frage der Zeit, daß man in Frankreich ohne Schulzwang und mit der Freiheit für geiſtliche Schulen dasjenige erreicht, was man anderwärts mit dem Zwangsunterricht ſchon erreicht hat. Daß man überhaupt angeſichts dieſer, von dem Duruy'ſchen Berichte ſelbſt zugeſtandenen Thatſachen und Zahlen noch von der Nothwendigkeit der Einführung des Zwangsunterrichts in Frankreich ſprechen kann, erklärt ſich nur entweder aus dem Haß gegen die Kirche oder aus den oben angegebenen Urſachen der deutſchen Einſeitigkeit in dieſer Angelegenheit.

Es gibt jetzt in Frankreich 37,000 weltliche Lehrer und 3600 geiſtliche Knabenſchulen, von denen jede mindeſtens zwei, viele aber mehr, bis zu zwanzig und dreißig Claſſen zählen, ſo daß mindeſtens 12,000 geiſtliche Lehrer, größtentheils Schulbrüder, angenommen werden müſſen. Ueber 25,000 Nonnen beſchäftigen ſich ebenfalls mit Elementar- und etwa 8 bis 10,000 mit höherem Unterricht.



LIV.

Ein Beitrag zur bayeriſch

(Aus dem Algäu einge

Vor Kurzem traf der Verfaſſer nac
Landmanne zuſammen, welcher im Verla
nach einer alten Weiſſagung werde noch
gehen. Ich bedeutete ihm, das ſei ja
Napoleons Zeiten. Aber der gute Man
wieder in altem Geleiſe, der Kaiſer in
trieben und zum Ueberfluſſe geſtorben.
Sache nach äußerlichem Ausſehen in nä
Alles in Ordnung.

Auch in unſerer bayeriſchen Schul
noch eine Trennung der Schule von de
faſt wie aus den Wolken gefallen, fal
Trennung iſt längſt vollzogen.“ Es g
Mann in die Schule, ſchreibt die Abſe
gionsunterricht ertheilen und den Titel
alſo wie kann da von Trennung der S
ſeyn? Möge nun dagegen unſer Einem
Anſicht geſtattet werden.

Die Schule als Anſtalt der

man dort, also ist ja gesetzlich wieder der confessionelle, kirchliche Charakter der Schule gerettet. Erst als es sich um Aufbringen des Bedarfes für die Schulen handelte, müssen sich doch Zweifel erhoben haben, was denn unter Gemeinde zu verstehen sei. Eine Regierungsinstruktion gab sodann die Aufklärung, hier sei die politische Gemeinde zu verstehen. (Kreisamtsblatt für Schwaben und Neuburg 1862. Seite 372). Welche Folgerungen ergeben sich aber aus dem Satze: „die Schule ist Anstalt der politischen Gemeinde?"

1) Ist die Schule eine Anstalt der politischen Gemeinde, dann ist sie confessionslos, denn die politische Gemeinde als solche ist weder katholisch noch protestantisch, sondern gut bayrisch oder württembergisch ꝛc. Sie ist ja ein Bestandtheil des Staates; nur die Pfarrgemeinde ist Bestandtheil der Kirche.

2) Es folgt ferner, daß auch das Schulvermögen (wo es nicht, wie in ehemaligen Reichsstädten, schon längst nach Confessionen ausgeschieden ist) nun mit einem Schlage auch Eigenthum der confessionslosen Gemeinde, also paritätisch geworden ist.

Befindet sich in einer Gemeinde, die seit den Tagen Emerans katholisch war, auch nur ein Protestant oder Jude als Gemeindebürger, nun warum soll er nicht Miteigenthümer des Schulvermögens seyn, welches ja der Gemeinde nunmehr ebenso gehört, wie der Wasserthurm, die Feuerspritze und die Viehweide? Nur wo die Pfarrgemeinde Schulvermögen besitzt, ist solche Forderung unzulässig. Allerdings sind in den statistischen Handbüchern die Schulen mit confessioneller Benennung zur Zeit noch aufgeführt, aber nur in Folge einer Inconsequenz welche dermal nach der Mehrzahl der einer Confession Angehörigen einer Gemeinde confessionelle Namen gibt.

Soll aber wirklich die Mehrzahl in Betreff des confessionellen Charakters einer Schule den Ausschlag geben, dann wird manche Schule sammt Vermögen in Bälde ihren Besitzer und Namen geändert haben. Denken wir uns eine kleine Gemeinde einer bestimmten Confession. In dieser Gemeinde wird eine großartige Fabrik erbaut und es setzt sich eine der Zahl nach überwiegende Bevölkerung anderer Confession in die Gemeinde. Die Fabrik erwirbt durch Kauf einige Häuser mit Gemeinderechtsantheilen. Da stellt sich heraus, daß mit Einrechnung der Gewerbesteuer die Aktionäre mehr Steuer bezahlen als sämmtliche Gemeindeglieder. Folgerichtig werden sie auch in gleichem Verhältnisse zu den Gemeindeumlagen, also auch der Schule concurriren, in welcher sich mehr Kinder der Fabrikarbeiter als der Gemeindeglieder befinden. Wer kann unter solchen Verhältnissen den Aktionären verargen, wenn sie nun bei Wiederbesetzung der Lehrerstelle einen Lehrer ihrer Confession verlangen zum großen Erstaunen der Landleute, welche zwar als Gemeindeglieder, aber nicht

mehr als Einwohner die Mehrheit bilden? Welche Verwicklung
da noch möglich sind, ist kaum vorauszusehen — und doch wäre k
vorgebeugt, wenn die Schule Eigenthum der Pfarrei als solcher wä

3) Bisher war nur von Folgerungen die Sprache, die
selbst dann ergeben, falls die Grenzen der kirchlichen Gemei
mit denen der politischen Gemeinde zusammenfallen. Das tr
sich aber nicht überall. Die nämliche politische Gemeinde ka
zur Hälfte in der Pfarrei X und zur Hälfte in der Gemeinde
liegen. Eine ausgedehnte Pfarrei kann umgekehrt sich ganz u
theilweise über verschiedene Gemeinden ausdehnen, folglich a
recht wohl ein Theil der Pfarrkinder einer Schule zugetheilt se
die in einer fremden Pfarrei liegt. Der eigene Pfarrer sieht sol
Kinder bei der Taufe, bei der Communion und nach dreißig Jah
bei der Copulation; im Uebrigen bleiben sie ihm fremd, weil
auch den Religionsunterricht nicht bei ihm genossen haben.

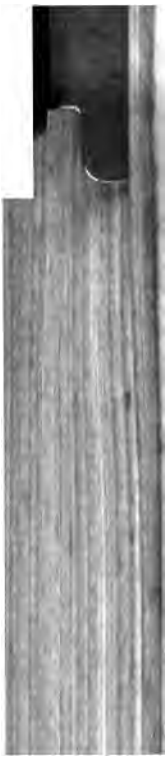
Ist aber die Schule nun Anstalt der politischen Gemeind
dann ist der Staat, in dessen Befugniß es liegt, die politisch
Gemeinden ohne Rücksicht auf kirchliche Verhältnisse zu arrondire
vollkommen berechtigt, ein Gleiches mit der Schule zu thun, u
also den Schulsprengeln eine Eintheilung zu geben, die den Einfl
des eigenen Pfarrers auf die Schulkinder zur Unmöglichkeit mac
Es ist hiemit nicht gesagt, daß die Regierungen solches beabsichtige
sondern nur, daß sie jetzt wenigstens kein Recht mehr verletzen, fa
sie es thun.

4) Ist die Schule Eigenthum und Anstalt der politisch
Gemeinde, dann wird sie ganz folgerichtig auch wieder nur v
Staate beaufsichtigt und regiert werden können, und die Kir
wird nur so viel Einfluß genießen, als ihr in Gnaden gestat
ist. Hier ist der Staat im doppelten Vortheile. Einerseits h
er nicht die Pflicht, für den Bedarf der Schulen aus eigen
Mitteln zu sorgen, weil das die Pflicht der Gemeinden ist; and
seits kann er doch das entscheidende Wort führen, weil die V
waltung der politischen Gemeinde unter der Staatsregierung ste
Das Letztere hat er auch stets gethan. Seit Menschengedenk
haben die weltlichen Regierungen Schulverordnungen erlass
Schulpläne gemacht und auch — manchmal abgeändert, Sch
bücher vorgeschrieben. Jetzt haben wir constitutionelles Leben, d.
wenn Regierung und Ständeversammlung einig sind, wird
Schulgesetz erlassen ohne Begutachtung der Kirche. Aber die Lok
inspektoren und Distriktsinspektoren sind doch lauter Geistliche! E
wirklich? Wird denn vergessen, daß an der Spitze der geistlich
Schulinspektoren durchaus nirgends ein Bischof steht, sondern
weltlicher Herr Regierungsrath? Dieser mag ein religiöser Ma
seyn, aber es handelt sich hier um Principien, nicht um Perso
lichkeiten, was nie sollte vergessen werden.

5) Aus dem ausgesprochenen Grundsatze ergibt sich, daß es Sache des Staates ist, die Lehrer zu bilden und die Lehrbücher vorzuschreiben. Diese Consequenz haben die Regierungen auch sehr gut begriffen, denn man findet allenthalben wohl königliche, großherzogliche ꝛc. Seminarien für die Heranbildung der Lehrer, aber wohl schwerlich bischöfliche oder vom protestantischen Consistorium regierte. Die Lehrer der Seminarien sind zwar ebenfalls meistens Geistliche, aber sie haben ihre Mission vom confessionslosen Staate. Ferne sei es, den Lenkern des modernen Staates immer nur das Arge zumuthen zu wollen; wiederholt sei es gesagt, es handelt sich um Principien, nicht um Persönlichkeiten. Ist es einmal Grundsatz des Staates, im Interesse der „freien Wissenschaft" sich in religiöser Hinsicht ganz neutral zu benehmen, kann man ruhig zusehen, daß an höhern Anstalten die Studirenden um den Rest des kindlichen Glaubens gebracht werden — nun warum soll denn dem nämlichen Staate mehr liegen an der Religiosität der Lehrer als der auf Universitäten gebildeten Beamten, Pfarrer und Aerzte, und warum sollte der nämliche Staat, welcher das „Leben Jesu" von Renan in die Hütte des Landmannes verbreiten läßt, nicht auch gleichgültig zusehen, wenn in den vorgeschriebenen Schulbüchern eine Auffassung der Geschichte und Naturwissenschaft vorkommt, die mit der religiösen und speziell confessionellen Anschauungsweise des christlichen Volkes nicht harmonirt?

Genug der Consequenzen. Ein paar Inconsequentheiten können wir aber doch nicht umgehen. Die Schule ist Anstalt der politischen Gemeinde, und doch verschmäht sie die Besoldung nicht, die ihr von der Kirche zufließt, insoferne der Lehrer auch den Gehalt des Meßners, Organisten und Chorregenten bezieht. Die Schule ist Anstalt der ganzen politischen Gemeinde; falls aber diese mehrere Schulsprengel umfaßt, so hat die Deckung des Bedarfs durch Umlagen auf die einzelnen Schulsprengel zu geschehen. Hiebei sind die Schulsprengel der Filialgemeinden offenbar im Nachtheile, obwohl sie ohnedieß meistens die ärmeren sind. In soferne die Filialisten zur Pfarrei gehören, haben sie den Meßner zu besolden, dessen Einkünfte der Hauptschule am Pfarrorte zu Nutzen kommen, für ihre speziellen Schulbedürfnisse haben sie eigens zu sorgen.

Was thun? das ist die Frage. Für jetzt ist kaum eine Hoffnung, daß bei einem neuen Schulgesetze die Schule als Anstalt der Pfarrgemeinde erklärt werde, denn in diesem Falle wäre sie wieder grundsätzlich Eigenthum der Kirche. Zwar ist beim westphälischen Friedensschlusse noch die Schule als annexum exercitii religionis, als nothwendiger Bestandtheil freier Religionsübung angesehen worden; aber wir leben in der Periode der überwundenen Standpunkte und der Erhabenheit über vergiftete Ver-



Volke mißliebig und verdächtig gemacht, c
zu empfangen, und gerade im Schulfa
Geiſte der Kirche verfahren worden, deren
geiſtige Wohlthaten anzubieten, aber nicht
Niemand eine Bildungsſtufe mit Kenntniß
weder Empfänglichkeit noch Bedürfniß vor
Kirche nur eine Religion für die allein
ſich davor, dieſelbe gewaltſamer Weiſe Jen
Schule dagegen ſind weitgehende Zwangs
der Eltern auf ihre Kinder faſt ignoriren,
nahezu ohne Widerſpruch vindicirt worden.
im Geiſte des Fortſchrittes aufhören, wir
alleinig fortwährend Oberſtſchulmeiſter ble
dann, wenn einmal die Geiſtlichen aus
und der Schulterrorismus auch dem guti
bunt ſich zeiget, wird er erſt begreifen
Kommt dann endlich die allgemeine Lehr-
laßt uns auch zugreifen, laßt uns Schule
nelle, Pfarrſchulen. Laßt uns nicht
Staate um Hülfe betteln, denn „dieſer A
ſchenkt.“ Mögen Biſchöfe und Pfarrer
keitsſinn des chriſtlichen Volkes wenden,
gothiſche Altäre und theure Meßgewänder
aufhörlich verkünden, daß Beförderung ei
weſens eines der größten Werke chriſtliche
ganz und gar ungegründet iſt der Vorwurf
Seite für die Schule beſſer hätte geſorgt we

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03557 5797